This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

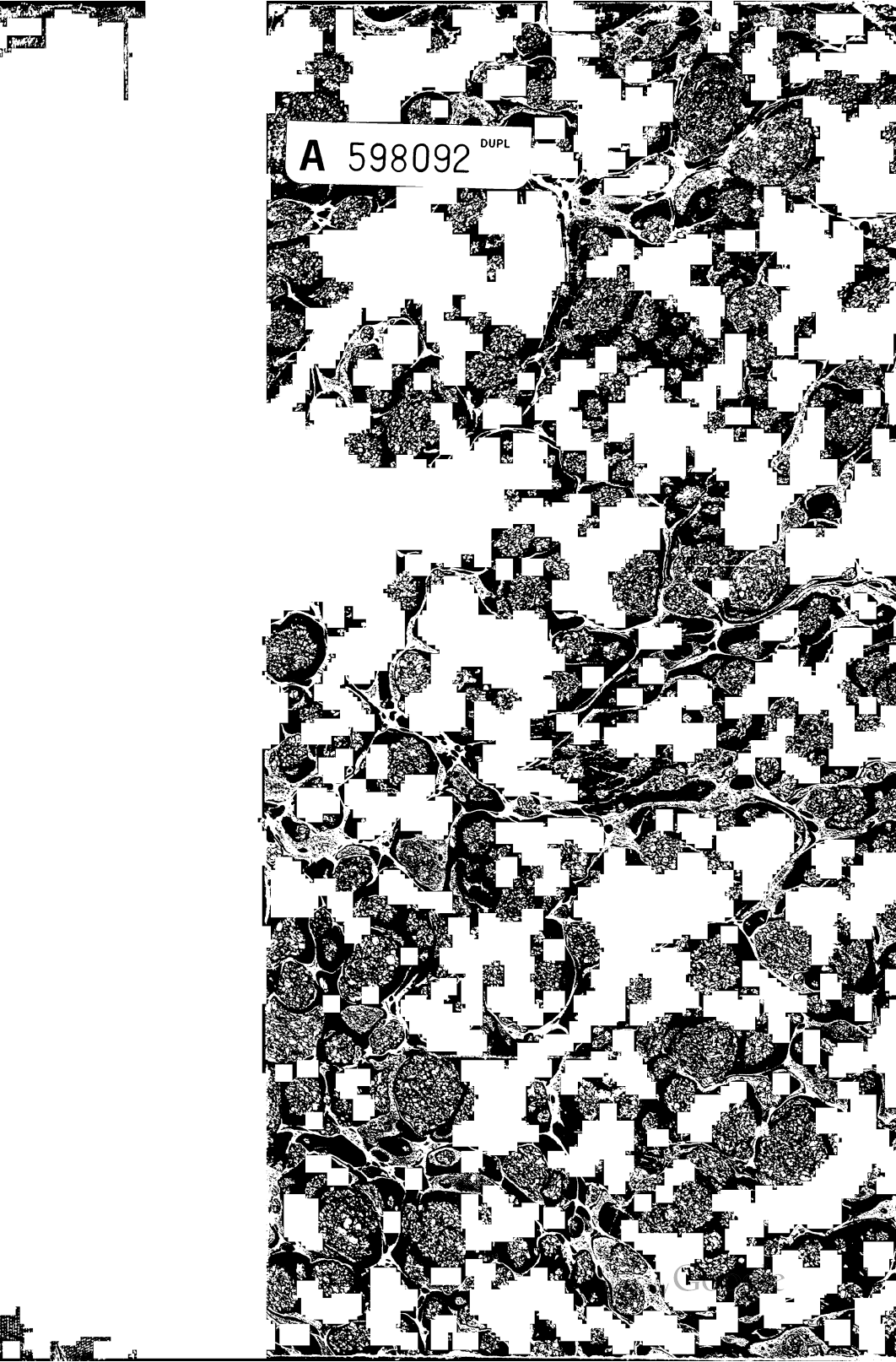
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

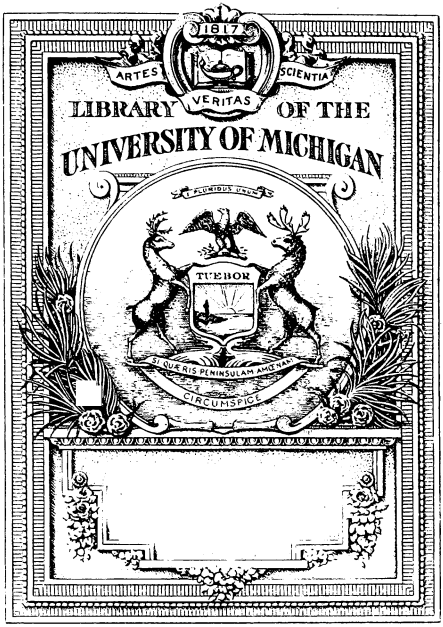
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


A 598092 DUPL



Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtzehnter Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1897.

Hosted by Google

Hosted by Google

Ger. 8° 1.
Harrach.
1933/1
c 3311

Inhalt.

Abwehr agrarischer Uebergriffe . 175
s. a. Erwiderung.
Aktien-Gesellschaft, eine 142
Amants s. Verbotene Liebe.
Anfänge, die, der evangelisch-sozialen Bewegung . . 443. 511
Anne-Marie 226
Aphorismen s. Gesellschaft.
Arbeitlosen-Versicherung . . . 548
Armenier und Türken 477
Armenierhetze, die 218
Auseinandersetzung, eine zweite . 391
Ballgedanken 414
Bassus, Lucius Aufidius . . . 413
Beamtenparlament s. Ungarisches.
Beccaria s. Psychose.
Bergregal, das, in Schlesien . . 79
Berlioz, Hektor 75
Bilanzen 332
Bimetallismus, vom toten . . 368
Bismarck 602
Bismarck, Herbert s. Hofgeschichten.
Bismarcks Sozialpolitik . . . 303
Brief, ein, des Prinzen Wilhelm 545
Briefwechsel zwischen dem alten Kaiser und Bismarck . . . 433
Bühnenregie 134
Carlyle 124
Chartismus 70
Children of the hour s. Notizbuch 93.
Deutschen, die, in Belgien . . . 565
Direktor, der, der National-Galerie 267
D'Israeli 153
Empörung, die, der Börsen . . 90
Englands Herrschaft in Nordamerika 64
Erwiderung s. a. Abwehr . . 178
Feenpalast, im 325
Filialen 568
Fischer, der, im Olymp . . . 34
Florenz s. Neues.
Gedichte, zwei 22
Gefahr Wagner, die 167
Gefängnißeindrücke s. Moabiter.
Geisteskrankheiten in Gefängnissen 201
Genius, der 577
Geschichtwissenschaftliche Streit, der 23
Gesellschaft und Staat, von . . 106
Getreideterminhandel 351
Goldenen Horn, am 618
Grüne Rose, die 163
Handlangerarbeit 526
Haussemotive 275
Helfershelfer der Sozialdemokratie 400
Heyl, Freiherr von s. Auseinandersetzung.
Hintermann, beim 44
Hofgeschichten 145
Höre, Israel! 454
Jobberethos 97
Irrenfrage, die, im Reichstag . 289
Italien unter Rudini 272
Kaiser, der große . . . . .
Karneval, Berliner . . . .
Kirchhof, auf dem . . . .
Kolleg und Honorar-

Hosted by Google

Kostümball 385
Krankheitgeschichte des Weibes . 114
Künstlerische Kultur 503
Lehrfreiheit, akademische . . . 582
Lotterie und Lotto 422
Louis Napoleon als Staatssozialist 255
Mänade, die 377
Märchendramen 280
Marschall von Bieberstein s. Offiziös, s. a. Mohammed.
Mein Bruder 321
Militärnotizbuch 133
Miquel, Herr von 278
Mitterwurzer 425
Moabiter Gefängnißeindrücke . . 374
Mohammed Marschall 337
Nachtgesichte 87
Narben 324
Neues im alten Florenz . . . 361
Niemann, Hedwig 612
Notizbuch . 93, 191, 382, 478, 621
Offiziös 1
Orientwirren, während der . . 474
Psychologische Streitfragen . . 462
Psychose, die, des Cesare Beccaria 294
Pulszky-Olschki 311
Recht, das, auf den Tod . . . 493
Reichsfrühstückslokal s. Notizbuch 192
Rheder, Stauer und Schauermann 556
Sankt Wilhelm 481
Schießdienst s. Militärnotizbuch.
Schweizer Banksorgen 523
Sechs, die, vor Theben . . . 521
Selbstanzeigen 184, 223, 273, 330, 419, 472, 610
Soziale Bewegung s. Anfänge.
Sozialdemokratie s. Helfershelfer.
Sozialismus der gebildeten Stände 241
Sozialpolitik s. Bismarcks.
Spekulation und Industrie . . 188
Steueraphorismen 49
Tartuffe in Uniform 314
Tausch s. Hintermann s. a. Welt.
Thronrede, eine 252
Tod, der Schwarze 193
Trebertrocknung s. Aktiengesellschaft, s. a. Bilanzen.
Türken und Griechen 379
Türkenhetze, die 130
Ueberwinder, mein 561
Ungarisches Beamtenparlament . 409
Verbotene Liebe 239
Versunkene Glocke s. Märchendramen.
Wagner s. Gefahr.
Wedell s. Hofgeschichten.
Weib, das, als Geschlechtsindividualität 596
Welt, die, am Montag . . . 13
Werestschagin s. Notizbuch 382.
Wilhelm dem Ersten, unter . . 535
Willehalm 571
Wittes Währungreform . . . 236
Wonnejahr, das, der Industrie . 41

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Januar 1897.

Offiziös.

Wenn man die Mühe nicht scheut, die alten, vergilbten Zeitungen durchzublättern, die vor fünfzig Jahren in den deutschen Landen erschienen, macht man eine sonderbare Erfahrung: damals, in der Zeit luftloser Verdumpfung und ärgster Censurbedrängniß, war die Presse ganz unvergleichlich viel besser als jetzt. Noch galten die Karlsbader Beschlüsse und die Bundesgesetze über die Universitäten und die Presse waren im Juli 1841 auf sechs weitere Jahre verlängert worden; die Censoren hausten schrecklich unter allem Gedruckten und in dem badischen Katholiken Uria-Sarachaja war ein Mustertypus metternichtiger Volkspädagogie erstanden, dem norddeutsche Bureaukratenstrebsamkeit bald nachzueifern begann. Treitschke sagt sicher mit Recht, daß ein „Umschwung" in der Behandlung des Zeitungwesens dringend nöthig geworden war, aber er betont vielleicht nicht stark genug, welche Fülle von Intelligenz, Begabung und Charakter damals in der Tagespresse verbraucht wurde. Noch erschienen in Deutschland nicht viele Zeitungen und die wenigen, die es gab, brachten nur wenige Nachrichten, nichts über die Skuptschinawahlen, die Mandschurei und ähnlich entlegene Dinge, mit denen wir, namentlich in schwüler Sommerzeit, jetzt gelangweilt werden; aber sie waren geschrieben, nicht aus Telegrammen und Reportage eilig zusammengeflickt, und man konnte sie, weil man dahinter gebildete, überzeugte oder mindestens doch geistreiche Männer spürte, mit Vergnügen lesen, selbst wenn die stoffliche Ausbeute dürftig blieb. Den Süden beherrschte die Augsburger Allgemeine Zeitung und man kann aus dem guten

Hosted by Google

Buch, das Albert Schaeffle über den alten Cotta veröffentlicht hat, lernen, wie sie von den Regirungen bedrängt und dennoch ohne Ermatten bemüht war, die besten jungen Talente an sich zu ziehen. Im Norden versuchte Brockhaus, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung dem geistigen Leben des Volkes eine Centralstelle zu schaffen, die Schlesische und die Königsberger Hartungsche Zeitung erweiterten, nach rechts und nach links, ihren Einfluß und in der Rheinischen Zeitung regte sich das dialektische Genie Karls Marx. Berlin stand noch im Zeichen des unpolitischen Theaterklatsches und nur die illustrirten Heftchen, in denen Glasbrenner seine kleinbürgerlichen Bosheiten sammelte, unterbrachen manchmal das graue Einerlei der Vossischen und der Spenerschen Zeitung. Ringsum aber wuchs und gedieh eine oppositionelle Presse, die mit jedem Tage schlauer der Censorentyrannei zu spotten verstand und mit deren Macht bald nicht mehr zu spaßen war. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte diese Macht früh erkannt; er wollte den „Geist der Nation" für sich gewinnen und war froh, als sein geliebter Radowitz freudig zustimmte und das neue Mittel gegen die Apathie und den egoistischen Widerwillen der Kabinete begeistert pries. Aber Friedrich Wilhelm war leider schon damals der Mann der unausgeführten — und oft unausführbaren — Entschlüsse: er träumte schwärmend von einer Milderung des Censorenabsolutismus und erlahmte doch gleich wieder an der Ungeschicklichkeit Savignys und den ängstlichen Bedenken Thiles; er wollte die begabtesten Publizisten für die Regirung werben und den Heerschaaren des Liberalismus eine gute und unabhängige konservative Presse entgegenstellen, aber er konnte sich nicht entschließen, dieser Presse Censurfreiheit zu gewähren. Nach unnützlichen Versuchen mit wenig geeigneten Persönlichkeiten kam rasch die Rückkehr zum alten Unterdrückungsystem: die Rheinische Zeitung und Ruges Jahrbücher wurden verboten, die Bildercensur, die, weil der König die Karikaturen liebte, im Mai 1842 aufgehoben worden war, wurde wieder eingeführt und die Behörden erhielten den Befehl, im Wege der Verwaltung streng gegen die Zügellosigkeit der Presse einzuschreiten. Das Obercensurgericht, das, nach langen Kämpfen im Ministerrath, mit der Preßjustiz betraut wurde, war nicht der unabhängige Gerichtshof, an den der König früher gedacht hatte, denn es mußte „die speziellen Anweisungen befolgen", die den Lokal- und Bezirkscensoren ertheilt werden würden. Mit allen erdenklichen Mitteln wurde der Kampf gegen den drohenden Umsturz geführt und ein so vorsichtiger Politiker wie Brüggemann, der Redakteur der Köl-

Hosted by Google

nischen Zeitung, wurde „subversiv-kommunistischer Tendenzen" beschuldigt, weil er für ständische Vertretung, Selbstverwaltung der Gemeinden, Freiheit des Handels, der Gewerbe und der Presse eingetreten war und sich zu der Hoffnung bekannt hatte, Preußen werde einst die Führung der deutschen Stämme übernehmen. Natürlich blieb das wilde Wüthen ohne Erfolg, damals wie stets; der Reiz der verbotenen Frucht lockte mächtig, vom Auslande her drang eine arge Demagogenliteratur in die preußische Kirchhofsruhe und der Minister von Bodelschwingh mußte 1847 in seiner Denkschrift über die Presse selbst gestehen, die Censur sei altersschwach geworden und habe ausgedient. Genützt hatte sie im Grunde nur der jungen Literatur; die herrliche Unterdrückung, in der Ibsen später das Heil der russischen Dichtung sah, hatte den deutschen Ländern ein starkes, muthiges und temperamentvolles Sängergeschlecht erweckt und ihnen eine Presse beschert, wie man sie heute, im Zeitalter des Inserates und der Reportage, in der Runde vergebens sucht.

Diese frische und frohe Jugend stand aber fast ausschließlich im Dienst der Opposition. Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt, Laube, Gutzkow, Hebbel: sie sangen sämmtlich wüste Weisen, die den Regirenden unsanft ins Ohr gellten, und in der Presse tummelten die Sprudeltalente sich noch kecker. Der arme König, dessen dünne Epidermis sogar durch die sanften Sitten des treuen Wilibald Alexis gereizt wurde, hatte an dem Preßlärm längst schon ein Aergerniß genommen und sich über „die königsberger Schandzeitung und ihre Hurenschwester am Rhein" beklagt, — womit er nicht, wie heute Jeder glauben müßte, die berühmte kölnische Prostituirte, sondern die Rheinische Zeitung meinte. Aber selbst die scheinbar unumschränkte Macht eines absoluten Monarchen vermochte den Feind nicht niederzuzwingen; den neuen Kampf konnte nur eine neue Macht siegreich bestehen, die mit den Zeichen der Zeit ging und Alles, was sich ringsum an Kräften regte, ihrem Frohndienst zu dingen verstand. Kein Gesetz, kein Reglement und kein Eifer der Erben des redlichen Uria konnte den Jugendstürmen gebieten; erst die wachsende Gewalt des Kapitalismus schuf den Erschreckten Ruhe. Damit diese Gewalt aber wachsen und in Freiheit die metallenen Mammuthglieder regen konnte, war zunächst eine neue Abgrenzung der Machtsphären nöthig; und da diese Grenzregulirung nicht freiwillig gewährt wurde, kam es zur Revolution, die den Feudalismus zerbrach und dem Bürgerthum, der den neuen Formen des Kampfes ums Dasein am Besten

Hosted by Google

angepaßten Volksschicht, den Sieg sicherte. Nun waren die alten Schranken und Schlagbäume gefallen, die Bahn war frei, — und bald mußte der Schicksalstag erscheinen, wo die beiden modernsten Mächte, Kapital und Presse, einander begegnen, beschnüffeln, abschätzen und mit einander einen festen Pakt schließen würden, der ihnen die Möglichkeit gab, die heilige Sache der Massenausbeutung gemeinsam zu fördern. Zuerst freilich erlebten die Royalisten in dem glatten Gelände des Zeitungwesens eine unerwartete Freude: im April des Jahres 1848, als der Märzlärm kaum noch ausgetobt hatte, wurden die ersten Schritte zur Gründung der Kreuzzeitung gethan, die bestimmt war, „neben dem Kampf gegen die Revolution und ihre verderblichen Konsequenzen zugleich eine positive Stellung zu der neuen Ordnung der Dinge einzunehmen; denn nur Dem gehört die Zukunft, der auf die bewegenden Gedanken der Gegenwart positiv einzugehen vermag." Man wird wehmüthig gestimmt, wenn man nach diesen verständigen Worten in dem Programm eines Blattes, das seitdem auf die Herren Hammerstein und Schiemann gekommen ist, den stolzen Sätzen begegnet: „Namentlich werden wir es als unseren Beruf ansehen, den jetzt mehr als je hervortretenden Lügen und Verleumdungen zu begegnen, und unsere Leser bitten, uns hierin kräftigst zu unterstützen; im Uebrigen gedenken wir, Niemanden von unserer Gemeinschaft auszuschließen, der uns nicht als seine Gegner betrachtet, und, mit Vorbehalt unserer Erwiderung, selbst Gegnern das Wort zu gestatten." Aber die Männer, die an die Spitze des neuen Unternehmens traten, die Brüder Gerlach, die Grafen Finckenstein und Voß und die Herren Senfft von Pilsach und Bethmann-Hollweg, durften, im Bewußtsein ihrer sauberen Absicht, so stolz sprechen und auch gegen Hermann Wagener, den ersten und, wie es scheint, letzten gebildeten und fähigen Redakteur der Kreuzzeitung, war damals nichts einzuwenden. Er wurde erst später, durch die Berührung mit der fremden Kapitalistenwelt, sacht korrumpirt, sein Name hatte im achtundvierziger Frühling noch einen so guten Klang wie der des besten Edelmannes; und die reinlichen Leute, die sich so zu vaterländischem Wirken zusammenfanden, konnten, ohne eine üble Deutung fürchten zu müssen, an den Aufruf zur Beschaffung eines Stammkapitals von zwanzigtausend Mark sogar die Bitte knüpfen, „dem Gedeihen des Blattes auch sonst, durch Zuwendung von Abonnenten und Inseraten, förderlich zu sein." Die Gründung der Kreuzzeitung, die heute selbst in dem kleinen Kreise des norddeutschen Land-

Hosted by Google

adels nur noch gehalten wird, weil sie die Familiennachrichten der Standesgenossen und die Dienstgesuche des in Herrenhäusern geschulten Gesindes bringt, bezeichnet in der Geschichte unserer Presse eine wichtige Etappe: sie bot das wahrscheinlich für immer letzte Beispiel einer nicht proletarischen Tageszeitung, die aus dem Wunsch, einer Idee zu dienen, nicht aus bloßer Profitsucht entstand. In dem großbourgeoisen Zeitalter, das nun anbrach, sollten solche Erscheinungen sich nicht wiederholen; das mobile Kapital, der Sieger in dem unter den flatternden Fahnen der Freiheit ausgefochtenen Kampf, suchte lohnende Anlagemöglichkeiten und einen fruchtbaren Machtbereich: es umklammerte mit tausend feinen Polypenarmen die Presse, deren Entwickelungsfähigkeit es früh gewittert hatte, — und die neue Aera der Inseratenpolitik zog herauf.

Länder mit älterer kapitalistischer Kultur hatten ihr Dämmern längst schon erlebt. Lothar Bucher hat uns anschaulich geschildert, wie in England aus der freien Thätigkeit des Publizisten, der mit der besten Kraft seines Könnens eine persönliche Ueberzeugung vertrat, nach und nach ein schwunghafter Handel mit öffentlichen Meinungen wurde, und er hat hinzugefügt: „Die Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten des Landes und der Gemeinde wurde eine mittelbare, verwandelte sich aus einer Bürgerpflicht oder Bürgerehre in einen Geschäftszweig, einen trade.“ Und Heine schrieb 1840 aus Paris an die Augsburger Allgemeine Zeitung: „Es sind gewöhnlich Industrielle oder sonstige Kapitalisten, die das Geld herschießen zur Stiftung eines Journals; sie spekuliren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden, oder sie hegen den Hintergedanken, das Journal späterhin, sobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen hat, mit noch größerem Profit an die Regirung zu verkaufen.“ Was dem emsig umherspähenden Blick des Zugelassenen damals neu schien, war dem Zugehörigen eine bekannte Erscheinung; schon vorher hatte Thiers, der früheste Ausdruck bourgeoisen Spürsinnes, die Zeitungen auf den Weg der Annonceneinahmen verwiesen und auch das Gewimmel der kleinen Journalisten war schon vorhanden, die, wie Balzac uns erzählt, unmittelbar vor dem Schluß des Blattes nur darüber zu wachen hatten, daß ihre Notiz noch ein Plätzchen fand, die mit Gewalt oder List diesen Platz reklamirten und damit der Reklame, dem wichtigsten Wesenszug des modernen Journalismus, den hell klingenden Namen gaben. Aus Inseraten, Re-

Hosted by Google

klamen, Prospekten, aus allen Jobberwerthen der publicité, ließ sich in einem kunstvoll gegliederten Großbetrieb künftig leicht ein lohnender Gewinn herauswirthschaften; dieser behagliche Zustand war aber mit Sicherheit nur zu erreichen, wenn der Inhalt des „redaktionellen Theiles" dem Bedürfniß und dem Geschmack einer bestimmten Gesellschaftschicht angepaßt wurde, und diese Schicht konnte nur die aufsteigende Gruppe der industriellen Unternehmer und Kaufleute sein, die den Wunsch hatten, ihre Waaren an sichtbarer Stelle dem Kundenpublikum anzubieten. Die Epoche, wo Girardin sagen konnte, die Zeitungen würden von den Abonnenten redigirt, war beinahe schon überholt; jetzt war der Inserententroß zum eigentlichen Redakteur der Blätter geworden, — und damit war der Presse die Bahn gewiesen. Der Händler wird, wenn er reichliche Auswahl hat, am Liebsten natürlich da inseriren, wo seine Interessen wirksam vertreten werden und wo er hoffen darf, zahlungfähige Käufer zu finden, und der Börsenmann wird seine Prospekte da veröffentlichen, wo seine Wünschelruthe baares Geld und Lust zu Spekulationen spürt. Diese Entwickelung, die nach dem Barrikadensieg der Bourgeoisie auch in Deutschland mählich zu wirken begann, ist nicht besser, nicht eindringlicher und klarer zu zeichnen als mit den zornigen Worten Lassalles: „Einst war die Presse wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des großen Publikums. Sie stritt für Ideen und suchte zu diesen die große Masse emporzuheben. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der sogenannten Annoncen oder Inserate, die lange gar keinen, dann einen sehr beschränkten Raum auf der letzten Seite der Zeitungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in deren Wesen hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um Reichthümer zusammenzuschlagen, um immense jährliche Revenuen aus den Zeitungen zu schöpfen. Von nun an wurde eine Zeitung eine äußerst lukrative Spekulation für einen kapitalbegabten — oder auch für einen kapitalhungrigen — Verleger . . Von nun an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheines, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volkes zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden und also abonnirenden Bourgeoisie und ihres Geschmackes, die einen Zeitungen gefesselt durch den Abonnentenkreis, den sie bereits haben, die anderen durch den, den sie zu erwerben hoffen, — beide immer in Hinsicht auf den eigentlichen

Hosted by Google

goldenen Boden des Geschäftes, die Inserate. Die Zeitungen wurden also nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäft, wie jedes andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäft, das unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird. Habt Ihr einen Begriff von der depravirenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffenthum des neunzehnten Jahrhunderts, allmählich auf Verleger und Zeitungschreiber hervorbringen mußte?" Diese Wirkung ist uns leider heute deutlicher erkennbar als den düsseldorfer und solinger Arbeitern, zu denen Lassalle im Jahre 1863 sprach; aber wir sehen auch, fast ein Bischen getröstet, wie der Einfluß der Presse mehr und mehr schwindet, wie nichts von Alledem, was sie täglich preist, im innersten Empfinden des Volkes als preisenswerth lebt und wie ihre lautesten Bannflüche echolos ins Leere verhallen. Noch ahnt das gläubige Publikum nicht, wie oft es betrogen, wie oft ihm die Nahrung frech gefälscht und verdorben wird, weil irgend ein Geldinteresse im Hintergrunde lauert; es merkt nicht, wie häufig der Inserent und der Spender bezahlter Reklamen bevorzugt, wie ein Buch gelobt wird, weil der Buchhändler einen lockenden Annoncenauftrag verspricht, wie Freibillets und Freiexemplare das Urtheil biegen, und es achtet selten darauf, ob von einem Unternehmen, das ihm besonders gerühmt wird, nicht am nächsten Tage ein Prospekt ganze Spalten füllt. Nach und nach aber ist das Vertrauen geschwunden und die Gunst hat sich lange schon den Blättern zugewandt, die, statt der Urtheile und Raisonnements, nur noch Nachrichten bringen, Depeschen, Lokalberichte und Mordgeschichten. Wozu soll man auch für schweres Geld ein geistiges Gift einhandeln, das, nach Buchers bösem Spottwort, die Gesundheit schlimmer zerrüttet als täglich verschluckter Alaun, wozu Urtheile kaufen, deren Quelle nächtiges Dunkel bedeckt? Seit die Presse zum Geschäft geworden ist, hat sie die Literatur ausgestoßen und sich auf die Hilfe der Handwerker beschränkt, die aus einem Telegramm rasch einen Leitartikel zurechtzimmern und einen Reporterbericht nothdürftig redigiren können. Und als die Entwickelung so weit gediehen war, bedurfte es kaum noch der geschäftlichen Talente des Herrn Scherl, um dem großen, zeitgemäßen Gedanken der Lokal- und General-Anzeiger die deutsche Welt zu gewinnen.

Den regirenden Herren brachte diese Entwickelung unerwartete Vortheile; was keinem Gesetz und keiner Censorenschlauheit gelungen

Hosted by Google

war, gelang mühelos und schnell nun dem Kapitalismus, der die Presse umklammert hielt: die Zeitungen wurden zahm, denn die Besitzenden kamen immer mehr dahinter, daß ihr Geschäft nur gedeihen könne, wenn sie mit den Mächtigen in Frieden lebten, und sie schärften den Kulis, die mit Feder, Scheere und Pinsel für sie arbeiten mußten, unermüdlich die Weisung ein, die Ereignisse des Tages „ruhig", „sachlich" und „vornehm" zu besprechen, — natürlich nur die Ereignisse und Bestrebungen, von denen die Welt des Besitzes eine ernste Gefahr nicht zu fürchten hat. Gegen die dunkle Rotte der Agrarier, Börsenfeinde und Sozialisten, gegen Jeden, dem die unumschränkte Plutokratie nicht als die höchste Kulturform einer Menschengesellschaft erscheint, ist die schärfste Tonart erlaubt; mit der Regirung aber, die am Ende doch stets das Organ der Besitzenden ist, muß man fein säuberlich umgehen, so lange sie nicht mit allzu rauhem Rütteln die Ruhe des Handels und Wandels stört. Langsam erweiterte sich so, ohne daß ein Eingriff der Regirenden nöthig wurde, der Kreis der offiziösen Blätter, — der Blätter, die manchmal zwar, um vor einem Quartalswechsel ihre Unabhängigkeit zu beweisen, oppositionelle Regungen zeigten, die aber gouvernementalen Einflüssen immer zugänglich blieben. Diesen Zustand hatte vorher kein Machthaber jemals zu erreichen vermocht. Napoleon, der die gegen England gerichteten Noten selbst für den Moniteur redigirte, hatte jedes Preßvergehen mit der äußersten Strenge des Gesetzes verfolgt, die einträglichsten Zeitungen in Aktiengesellschaften umgewandelt und die Antheilscheine seinen Hofleuten gegeben, die so für den Inhalt der Blätter verantwortlich wurden: umsonst, — er konnte auch nach diesem brutalen Räuberstreich die Unabhängigkeit der Presse nie völlig brechen. Metternich ließ die wiener Hofjournalisten Zedlitz, Jarcke, Pilat und ihre Genossen fleißig politische Artikel schreiben, die er dann in geachtete Zeitungen glissirte, er bot sein ganzes reaktionäres Genie auf, um die Presse zu kirren, und bedrohte sogar das reiche Haus Cotta, das die Augsburger Allgemeine in eine liberalere Richtung leiten wollte: auch er brachte den Groll des Jungen Deutschlands nicht völlig zum Verstummen. Eben so wenig gelang es der preußischen Regirung, sich dauernd Ruhe zu schaffen; sie konnte Herrn Hermes, einen Hauptredakteur der Kölnischen Zeitung, bestechen, aber der Besitzer, der wackere Joseph Dumont, wies, als er von dem schmählichen Handel erfuhr, dem Bestochenen die Thür und holte sich den tapferen Hambacher Brüggemann. Seitdem sind die groben

Hosted by Google

Mittel der direkten Bestechung und Bedrohung ziemlich aus der Mode gekommen. Wir hören von Zeit zu Zeit wohl noch, daß einem ungeberdigen Blatte amtliche Annoncen und andere Privilegien entzogen werden, und wir brauchen nur an den berüchtigten Herrn Beckmann zu denken, den bezahlten Regirungspion, der für die Kölnische und die National-Zeitung Jahre lang, auch nachdem er entlarvt worden war, pariser Berichte liefern durfte, um zu erkennen, daß die Heldenthaten der Herren von Lützow und Gingold-Staerck durchaus nicht vereinzelt sind. Im Wesentlichen aber erspart das in Preßplantagen angelegte Kapital den Regirenden die Mühe, mit den in den Meinungbazaren bediensteten Leuten erst noch einen Separatvertrag abzuschließen. Zwischen Kapital und Regirung muß, so lange es irgend geht, Friede herrschen, — also dürfen auch die kapitalistisch gezügelten Zeitungen nichts thun, was diesen Frieden ernstlich gefährden könnte. In Preußen und in dem unter preußischer Führung begründeten Reich war diese neue Ordnung der Dinge nicht klar erkennbar, so lange die unbequem große Persönlichkeit des ersten Kanzlers beherrschend im Vordergrunde stand; gegen Bismarck, der dem städtischen Fortschrittsphilister immer der Junker und der böse Feind blieb, hatte sich in den Jahren des Konfliktes, des Kulturkampfes und der wirthschaftlichen Einkehr zu viel Zorn angesammelt, als daß nun das Exempel gleich stimmen konnte. Es hätte dennoch vielleicht gestimmt, wenn der Kanzler sich eifriger um das Wohlwollen wichtiger Journalisten oder Zeitungverleger bemüht hätte; aber er kannte, wie Poschinger uns erzählt, fast keinen der Herren persönlich, er konnte sie seine Charmeurkünste nicht fühlen lassen, — und seine Strafantragsformulare waren nicht geeignet, ihm ihre Gunst zu erwerben. Kaum aber war er beseitigt, da wurde sofort der Händlerfriede geschlossen, der Draht, der die verbreitetsten bürgerlichen Blätter mit den Reichsämtern der Wilhelmstraße verbinden sollte, wurde von flinken Fingern an beiden Enden fest verknotet und es kam bald so weit, daß der Freiherr von Marschall in einer seiner forensischen Reden neulich klagend ausrufen mußte: „Im Auslande ist mir wiederholt die Anschauung entgegengetreten, daß der größte Theil der deutschen Presse offiziös sei.“ Es ist furchtbar und wehvoller Klage wohl werth, daß so unerhörte Gerüchte einem Manne begegnen können, der, wie er unter seinem Zeugeneid bekundet hat, „nur den Vertreter der Kölnischen Zeitung, eventuell auch einen englischen Korrespondenten“ — also nicht einmal Herrn August Stein, den

Hosted by Google

Vertreter der Frankfurter Zeitung — empfängt und der erklärt, auch solche Blätter, die „Informationen" beziehen und „inspirirte Artikel" aufnehmen, seien „in keiner Weise offiziös" zu nennen. Wo Fremdwörter angewandt werden, sind Mißverständnisse stets besonders leicht möglich; da man von einem Staatsmanne murmelt, der, als er den Monarchen zum ersten Male ins Ausland begleitete, im Gespräch mit fremden Kollegen das wundersame Wort empereuse bildete und dadurch heitere Berühmtheit erwarb, ist auch der Zweifel erlaubt, ob über den Sinn anderer ausländischer Prägungen nicht am Ende die Meinungen auseinandergehen. So lange die Franzosen die empereuse nicht in ihren Sprachschatz aufnehmen, wird der Herr Staatssekretär gütig gestatten müssen, daß man fortfährt, die Blätter offiziös zu nennen, die aus Reichsämtern und Ministerien stammenden Artikeln und Informationen zugänglich sind.

Herr von Marschall hat über das Verhältniß des von ihm geleiteten Amtes zu den Vertretern dieser Blätter sehr interessante Mittheilungen gemacht. Er meint: „So, wie Das bei uns geübt wird, wird es meines Wissens in allen auswärtigen Ministerien der Welt gehalten." Leider kann auch das Wissen eines so hohen Beamten mitunter lückenhaft sein. Herr Marschall von Bieberstein irrt: so, wie „Das" nach seiner Darstellung bei ihm in der Wilhelmstraße geübt wird, wird es in keinem halbwegs civilisirten Lande der Welt gehalten. Nirgends nehmen die Vertreter großer Zeitungen eine so untergeordnete Stellung ein wie in Deutschland, nirgends würden sie sich bei Festlichkeiten auf die Galerie weisen, nirgends sich Sectcheckbücher in die Hand stecken lassen und nirgends würden sie den Fuß in ein Ministerium setzen, wenn sie da nicht vom Minister selbst oder von einem Unterstaatssekretär empfangen würden, sondern von einem Herrn, der vor einigen Jahren noch ein unbeträchtlicher Journalist und Redakteur eines kleinen Blattes war und der seitdem für unbekannte Verdienste mit dem Titel eines Wirklichen Legation-Rathes belohnt worden ist. In Paris, in London, sogar in Petersburg stehen die namhaften Journalisten mit den Ministern in gesellschaftlichem Verkehr, sie besuchen einander und tauschen als Gleichberechtigte ihre Ansichten aus. Niemals würde ein Minister oder gar ein Preßdezernent dort wagen, in öffentlicher Gerichtssitzung zu erzählen, er habe einen Journalisten „hinbestellt" oder „kommen lassen"; und wenn er es wagte, wenn er mit gerümpfter Lippe von dem onus des Verkehrs mit der Presse spräche, würde man ihn an Rousseaus Wort

Hosted by Google

von den Commis erinnern, die sich anmaßen, den Staat zu regiren, und er könnte lange warten, bis er wieder einen leidlich geachteten Journalisten bei sich sähe. Aber es kann uns gleichgiltig sein, mit welcher Behandlung die Leute sich begnügen, die so gern von der sacerdotischen Weihe ihres hehren Berufes schwatzen, und wir brauchen auch nicht der Frage nachzuforschen, welche Wünsche sie täglich ins Auswärtige Amt treiben, wo sie, nach der eidlichen Bekundung des Staatssekretärs, doch immer nur über auswärtige Angelegenheiten Informationen erhalten. Wichtig und auch für den ruhigen Bürger bemerkenswerth ist nur die Ansicht des Herrn von Marschall, daß ohne Beziehungen, wie er sie unterhält, eine Regirung „nicht existiren kann" und daß die Blätter, denen er die Informationen versagen wollte, sie aus der Fremde beziehen und „auswärtig offiziös" werden würden. Der geehrte Herr muß sehr üble Erfahrungen gemacht haben, wenn er für möglich hält, daß die mit starker Betonung als „zuverlässig" und „bürgerlich unbescholten" bezeichneten Mannen, die seiner Nachrichtenkrippe nahen, sich in den Dienst ausländischer Interessen stellen könnten. Bisher glaubte man, eine große Zeitung müsse, auch ohne auswärtig offiziös zu sein, im Auslande so gute Verbindungen haben, daß sie nicht auf den schwerfälligen und völlig veralteten Apparat der Diplomatie angewiesen sein und eher den Ministern Nachrichten geben als von ihnen Nachrichten empfangen könne. Bisher suchte man den politischen Werth der Presse darin, daß sie die Regirung und die Beamten kontrolirt, und man wähnte, in großen Blättern eine andere Spiegelung der Ereignisse zu erblicken als die amtlich erwünschte und gewährte. Diesen Wahn hat der Held der demokratischen Presse mit harter Hand jetzt zerstört: er hat uns verrathen, wie die öffentlichen Meinungen über auswärtige Angelegenheiten entstehen — für die inneren sorgt wohl die generatio aequivoca —, und er wird, wenn ihm im Auslande wieder die unerhört ruchlose Anschauung entgegentreten sollte, daß der größte Theil der deutschen Presse offiziös sei, sich mit der Gewißheit trösten müssen, daß er in der Kölnischen, Frankfurter, Vossischen Zeitung, im Berliner Tageblatt und im Börsen-Courier stets für den Stärksten aller lebenden Staatsmänner gelten wird.

Das Verdienst aber, den Kreis der offiziösen Blätter so über alles Erwarten erweitert zu haben, darf selbst dieser Gigant allein nicht in Anspruch nehmen. Ihm half der Haß gegen Bismarck, der als machtloser Mann noch die Gliederung der Schlachtreihen bestimmt, ihm

Hosted by Google

half namentlich aber die Sehnsucht der Kapitalisten, die sich der Presse bemächtigt haben, nach Ruhe, nach Frieden und Freundschaft mit der Regirung. Es ist mit der Presse gegangen wie mit dem Parlamentarismus, von dem Tocqueville schon unter der zweiten Republik sagen mußte: En 1789 on avait la crème de la France, actuellement c'est le petit-lait. Beide waren aus dem Glauben an eine höchste Vernunft, die Göttin Rousseaus und Robespierres, ganz wundervoll ersonnen, aber Beide nahmen in der gemeinen Wirklichkeit bald weniger himmlische und auch weniger vernünftige Züge an und in Beider Bereich wurde schließlich Hans Cade der Herrscher, dem der stolzeste Peer und das keuscheste Mädchen Tribut zahlen muß und unter dem alle Menschen in capite stehen. Dieser Gassentyrann war kein angenehmer Herr, als er noch aus heiserer Kehle nach Beute brüllte; ganz und gar unerträglich wurde er aber erst, als er ein zierliches Wämslein anthat und den speckigen Wanst in den Hofschritt gewöhnte. Der strebsame Abgeordnete und der offiziöse Redakteur Hans Cade, der die Vortheile seiner privilegirten Stellung protzig zu nutzen weiß und vor Mächtigen doch wie ein Hündchen wedelt und winselt, muß beiden Institutionen allgemach zum Totenglöckner werden ... So lange die Censoren mit dem Uriasstift im deutschen Lande hausten, träumte man von einer vollkommenen Presse, die selbst gefundene Ideen vertreten und dem Volksgeist die Richtung zeigen sollte. Jetzt, im Zeichen einer Oeffentlichkeit, die Treitschke verhöhnte und die der flüchtige Freiherr von Marschall preist, ist der holde Traum zerronnen und wir möchten beinahe sehnsüchtig schon der Zeit gedenken, wo es noch als eine Ehre galt, mannhaft gegen die Mächtigsten die Feder zu führen, und wo als ein prostituirter, ein von den Berufsgenossen verachteter Wicht der Fälscher am Schandpfahl stand, der für eigene Ueberzeugung ausgab, was ihm von irgend einem mittelmäßigen Staatscommis eben erst in den hohlen Schädel gehämmert war.

Hosted by Google

Die Welt am Montag.

Eine kriminalpolitische Betrachtung.*)

„Die Welt am Montag", — den stolzen Titel führt ja wohl der Urheber des seltsamen Dramas, das jüngst im moabiter Justizpalast zur Aufführung gelangt ist, und unter dem gleichen skurrilen Titel wird der politische Vorgang mit seinen Ursachen und Wirkungen von einem kommenden Geschichtschreiber unserer Tage vielleicht am Passendsten in seine Chronik eingezeichnet werden. Welch eine verkehrte Welt, in der wir leben, und welch ein Glück, daß sie nicht immer so verzerrt aussieht wie an dem Montage, da das Schauspiel sein Ende fand! Freilich, wenn man der Versicherung des Staatsanwaltes in seinem Schlußplaidoyer glaubt, hat der „große Prozeß", den er als Ankläger betrieben, den nicht minder großen Zweck glorreich erzielt, die Beamten des Auswärtigen Amtes des Deutschen Reiches, allen Anderen voran den Staatssekretär Freiherrn von Marschall, von jeglichem „Schatten eines Verdachtes", jeglicher „Spur eines Makels" glänzend zu reinigen. „Ja, das Gegentheil ist erwiesen", erklärt der öffentliche Ankläger mit Emphase, womit er vermuthlich sagen will, daß nunmehr die Welt erfahren hat, in wie tapferen, tugendhaften, geschickten Händen sich seit den Märztagen des Jahres 1890 unsere auswärtige Politik befindet. Indessen giebt es außerhalb des Gesichtskreises der berliner Staatsanwaltschaft doch immerhin noch Leute, die auch einige Erfahrungen in politischen Kriminalprozessen haben, die nüchternen Sinnes der merkwürdigen Prozedur gegen

*) Nachdem der unter dem Rubrum Leckert und Genossen gegen den Kriminalkommissar von Tausch geführte Prozeß hier bisher nur von einem Laien besprochen worden ist, wird das Urtheil eines Kriminalisten und Kriminalpolitikers von dem Range und der Erfahrung des Reichsgerichtsrathes a. D. Mittelstaedt den Lesern gewiß doppelt werthvoll und willkommen sein. Sie werden aus diesem Urtheil eines Mannes, der in einem reichen Leben stets mit rückhaltlosester Entschlossenheit den Standpunkt der Staatsautorität vertreten hat, erkennen, daß außerhalb der Kreise, die es für ihren Daseinszweck halten, jeden Schritt und jede Regung des Freiherrn von Marschall zu verherrlichen, über den Werth der moabiter Haupt- und Staatsaktion die Ansichten kaum auseinandergehen und daß man insbesondere weder ein Söldling noch ein blinder Anbeter des Hauses Bismarck zu sein braucht, um dem Holzpapierjubel mit einiger Skepsis zu lauschen. Auch das Urtheil, das Mittelstaedt aus eigener Anschauung über die amtliche Tüchtigkeit des ihm persönlich unsympathischen Kriminalkommissars fällt, verdient, nach den über Tausch verbreiteten Gerüchten, ernste Beachtung. M. H.

Hosted by Google

Tausch und Co. gefolgt sind und die sich schließlich kopfschüttelnd fragten: Wie ist es möglich, solche Ergebnisse mit solchen Mitteln anzustreben?! Seit wann ist die dumpfe Luft einer berliner Strafkammer der Ort, um für unsere auswärtige Politik und deren leitende Beamte ein Purgatorium abzugeben? Von welcher Beschaffenheit müssen unsere politischen Zustände sein, daß es eines ordinären Injurienprozesses bedarf, um dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ruhige Nächte und Sicherheit seiner Position am Tage zurückzugeben? War nicht dieser ganze Prozeß vom Anfang bis zum Ende, im Anlaß, Gegenstand, in dem Mißverhältniß zwischen einem ungeheuerlichen Aufwand von Mitteln und dem fragwürdigen Erfolge, in der totalen Ablenkung der Anklage von den eigentlichen Kalumnianten zur politischen Polizei, in dem wüsten Staub, der aufgewirbelt wurde, und in den unvermeidlichen Nachwirkungen auf die Volksstimmung, ein Ereigniß unseres Staats- und Rechtslebens, wie es verschrobener, verwirrender, zweckwidriger gar nicht gedacht werden kann?

Also zunächst der Anlaß. Da erscheinen in einem der dunkelsten Winkel der berliner Presse ein paar Aeußerungen zur Erklärung der ersten apokryphen Lesart, die der offiziöse Telegraph über den breslauer Zarentoast verbreitet hat, — so ziemlich das blödsinnigste und albernste Zeug, das sich erfinden und drucken ließ. Der Oberhofmarschall Graf Eulenburg und englische Einflüsse sollen böswillig den Wortlaut entstellt haben. Kein Mensch achtete des Unsinns, Wenige hatten überhaupt eine Ahnung von der Existenz des Blättchens, das ihn ausgeheckt hatte. Nur eine antisemitische Zeitung benutzte die Gelegenheit, um, in der unzurechnungfähigen Art, die den Antisemiten in ihrem blinden Eifer eigen ist, daran weitere Anzapfungen gegen den Staatssekretär von Marschall zu knüpfen. Alsbald erfolgten Strafanträge der beiden solchergestalt verunglimpften Würdenträger, energisches Einschreiten der Staatsanwaltschaft, Verhaftung zweier dunklen Ehrenmänner, die sofort als Verfasser der ersten Zeitungnotiz ermittelt sind, und die Einleitung einer gründlichen strafgerichtlichen Untersuchung. Tant de bruit pour une omelette! Als die Kunde von dieser ungewöhnlichen Aktion zuerst in die Oeffentlichkeit gelangte, durfte man immer noch vermuthen, es müßten erheblichere Staatsinteressen im Spiele sein, die ob solchen Anlasses gegen solche Subjekte das Einschreiten nothwendig machten. Vielleicht sollten endlich die Vorgänge, wie sie sich bei dem breslauer Kaiserdiner wirklich zugetragen, klargestellt, der authentische Wortlaut des Zarentoastes und die Ursachen der Textverfälschung urkundlich erhärtet werden. Vielleicht war man in der Lage, zu den Akten wider Leckert und Lützow eine eigenhändige Erklärung Kaiser Nikolais des Zweiten beizubringen, die außer Zweifel stellte, was Seine Majestät zu sagen beabsichtigt und was er dann wirklich gesagt hatte. Die politischen Verhältnisse, unter denen wir leben, sind so merkwürdige, daß

Hosted by Google

Einem manchmal die absurdeste Kombination die wahrscheinlichste wird. Heute, wo wir vom Rathhause zurückgekehrt sind und die Prozeßverhandlungen hinter uns liegen, sind wir allerdings klüger geworden. Jetzt wissen wir, daß dieser Strafprozeß auf ganz andere Dinge abzielte als auf die breslauer Kaiserentrevue, daß es nicht eine Bagatelle der auswärtigen, sondern große Angelegenheiten der inneren Politik waren, die hier unter der Deckadresse der Herren Leckert und Lützow zum Austrage gebracht werden sollten. „Im Gegentheil", möchte ich mit dem Staatsanwalt sagen, ist, was den Zarentoast anlangt, durch die Verhandlung erwiesen, daß unser offiziöser Telegraphendienst, die Berichterstattung über Kaiserreden, und was damit zusammenhängt, besser eingerichtet sein könnten, als sie es sind. In der Sache selbst ist der Vorgang genau so unaufgeklärt geblieben, wie er es vordem war. Die französischen Zeitungen um mich herum versichern z. B. auch heute noch unverdrossen, daß sie an dem Worte des Freiherrn von Marschall durchaus nicht deuteln wollten, daß sie aber auf die Autorität ihrer russischen Freunde hin, die gleichfalls an der Kaisertafel gesessen haben, dabei bleiben müßten, der Toast habe so gelautet, wie ihn der Berichterstatter Grahl und der Stenograph verstanden haben. Wäre Dem anders, meinen sie, würde man in Petersburg längst zu einer offiziellen Aeußerung sich bereit gefunden haben. Ich kann nicht finden, daß die auf solche Art fortgesetzte Kontroverse die russisch-deutschen Beziehungen gerade zu bessern angethan ist.

Eben so ungewöhnlich wie der Anlaß gestaltete sich die weitere Prozedur. Dem Kriminalisten blieb es unverständlich, weshalb, wenn man einmal entschlossen war, den Kalumnianten derb auf ihre unsauberen Finger zu klopfen, hierfür so umfängliche Vorbereitungen strafgerichtlicher Vorermittelungen erforderlich waren. Von irgend einem Versuche eines Wahrheitbeweises konnte auf Seiten der Angeschuldigten und ihres thörichten Geschwätzes von vorn herein nicht die Rede sein. Die unvermeidlichen Flunkereien des Knaben Leckert über seine Beziehungen zu „höheren" Kreisen konnten unbeachtet bleiben, waren jedenfalls kaum geeignet, vermeintlichen guten Glauben darzuthun. Gleichviel, ob die Anklage nur den § 186 oder auch den § 187 des Strafgesetzbuches (Verleumdung) in Anspruch nehmen wollte: die Anklage selbst erschien beim Vorliegen der Strafanträge ohne Weiteres spruchreif und ließ sich in wenigen Stunden einer kurzen Strafkammersitzung leicht erledigen. Wozu bedurfte es hierfür noch eines weitläufigen Apparates von Zeugen und einer sensationellen Hauptverhandlung mit allerlei Keimen dramatischer Inzidenzpunkte? Dies blieb das Geheimniß des Staatssekretärs von Marschall, des eigentlichen Instigators des ganzen Prozesses, und seines Organs, des Ersten Staatsanwaltes am Landgericht I in Berlin. Man wußte, daß von Lützow der politischen Polizei Dienste leistete und mit dem Kriminalkommissar von

Hosted by Google

Tausch liirt war. Herr von Marschall hegte ein — gewiß berechtigtes — Mißtrauen gegen die berliner politische Polizei und deren Hauptagenten von Tausch persönlich. Der Verdacht, daß bei verschiedenen Preßtreibereien älteren Datums innerhalb ministerieller Friktionen diese Polizei ihre Hand mit im Spiele haben könne, scheint schon früh wach geworden zu sein, man bildete sich ein, hinter Leckert und Lützow müßten sich „Hintermänner" besonderer Distinktion verbergen, jedenfalls glaubte man, in den beiden Hauptschuldigen einen wichtigen Zipfel gefährlichster Staatsintriguen in Händen zu haben, — alles Dies und noch einiges Andere sollte der Gerichtssaal ans Tageslicht fördern. Nachdem wir durch den „Reichsanzeiger" belehrt worden sind, daß die gesammte Prozedur bereits am siebenten Oktober in einem Kronrath Gegenstand der Berathungen gewesen ist, hat die Kritik vor so wohlerwogenen Entschließungen still zu stehen. Es muß vorausgesetzt werden, daß der preußische Justizminister pflichtgemäß auf das Mißliche aufmerksam gemacht hat, einen Strafprozeß derartig untergeordneter Bedeutung gegen derartige Angeklagte mit solchen politischen Aufgaben zu bepacken, daß aber wichtigere Rücksichten des Staatsinteresses die naheliegenden strafprozessualen Bedenken überwogen haben.

Danach, nach diesen hochpolitischen Motiven und Zielen, kann es denn nicht Wunder nehmen, daß das Hauptverfahren, wie es sich thatsächlich vier lange Tage in Moabit abgespielt hat, formell und materiell schnell aus dem Rahmen der ursprünglichen Anklage und ihrer Beweisführung herausschritt. Vom breslauer Zarentoast war nur noch wenig und vom Oberhofmarschall Grafen Eulenburg gar nicht mehr die Rede. Ihn als Zeugen zu vernehmen, erschien allen Betheiligten vollständig entbehrlich. Wohl aber ging die Verhandlung alsbald dahin über, sich mit beliebigen anderen Zeitungartikeln zu befassen, die zwar nicht unter Anklage standen, auch nicht von der „Welt am Montag" oder von der Staatsbürger-Zeitung verschuldet waren, deren Herkunft und Tendenz festzustellen jedoch erheblich erschien. Da man einmal dabei war, den Angeklagten von Lützow als einen der vielen vom Kriminalkommissarius von Tausch für seine politisch-polizeilichen Recherchen benutzten „Vertrauensmänner" identifizirt zu haben, lag es ja nahe, sich eingehender mit den offenen und geheimen Beziehungen der politischen Polizei zur Presse zu beschäftigen. So wandelte sich die ganze Hauptverhandlung bald zu einer öffentlich gegen von Tausch und seine Machenschaften geführten Voruntersuchung um, — und das gesammte öffentliche Interesse konzentrirte sich immer ausschließlicher auf die Ueberführung dieses neuen Angeschuldigten. Erkennbar nur hierfür wurden Zeugen auf Zeugen gehäuft, wurde immer weitläufigeres Belastungmaterial zusammengetragen. Als die Vertheidigung von Lützows auch noch ihrerseits den Moment für günstig hielt, den von allen Seiten verdächtigten und kompromittirten Kriminalkommissar als den bösen Genius

Hosted by Google

des armen Lützow der Anstiftung zu einer Quittungfälschung zu bezichtigen, zog sich der Strick von selbst um den Hals des Beamten der politischen Polizei zusammen, — und als ein, wie es scheint, vernichteter Mann wandelte er von der Zeugenbank in das Untersuchungsgefängniß. Verehrliches Publikum bezeigte sich von so effektvollem Aktschluß höchlichst befriedigt. Das Urtheil gegen Leckert, Lützow und deren Komparsen interessirte keine Seele mehr.

Wenn neben dieser materiell überraschenden Wendung des Prozesses in juristischen Kreisen auch die ungewöhnliche prozessuale Rolle, die dem Staatssekretär von Marschall in der Hauptverhandlung eingeräumt wurde, Befremden erregt hat, so vermag ich derartige Bedenken nicht ganz zu theilen. So, wie der Prozeß nach seinen politischen Motiven und Zwecken einmal aufgezogen war, besaß der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes allein die volle Kenntniß des Anklagestoffes und des Beweisthemas. Ohne seine Informationen und Direktiven wäre es bei zahlreichen Zeugen absolut unverständlich geblieben, in welchem Zusammenhang ihr Zeugniß mit dem Gegenstand der Anschuldigung stand, was durch sie erwiesen oder widerlegt werden sollte. Seine Gegnerschaft gegen den Kriminalkommissar von Tausch, seine Inkriminationen gegen die politische Polizei traten vom ersten Tage an markant hervor. Inwieweit der Gerichtsvorsitzende, inwieweit der Staatsanwalt von dieser Pointe des Verfahrens eine Ahnung hatten, weiß ich nicht. Worüber sie nicht im Unklaren waren, kann sich darauf beschränkt haben, daß Interessen hoher Staatspolitik hinter der Anklage in Bewegung waren und daß der Staatssekretär von Marschall den Beruf hatte, diese Interessen wahrzunehmen. Daraus ergab sich ganz von selbst die Erweiterung der prozessualen Parteirolle des Staatssekretärs über die Schranken eines einfachen Zeugen hinaus in die Prärogativen des inquirirenden Richters, des anklagenden Staatsanwaltes hinein. Formell wäre es sicher korrekter gewesen, Herr von Marschall hätte sich als Nebenkläger dem Verfahren angeschlossen; dann verlieh ihm gesetzlich die Strafprozeßordnung die Befugnisse, die er in seiner Zeugeneigenschaft nur unter sehr nachsichtiger Duldung des Gerichtes thatsächlich ausgeübt hat. Aber alles Das sind doch nur formale juristische Skrupel, die in einem eminent politischen Prozeß mit einem Hintergrunde und mit Tendenzen, wie sie hier vorlagen, meist zu kurz zu kommen das Geschick haben. Meine Amtslaufbahn hat es mit sich gebracht, daß ich, von den Polenprozessen der Jahre 1860—1864 an bis zu dem letzten reichsgerichtlichen Landesverrathsprozeß, mit politischen Strafverfolgungen überreichlich zu thun gehabt habe. Fortgesetzt habe ich dabei eines Wortes und einer Klage des Juristen Cicero gedenken müssen, der er angesichts der überwuchernden politischen Strafprozesse zur Zeit der sinkenden römischen Republik irgendwo Ausdruck giebt. In diesen Prozeduren, meint er, bestimmt nur allzu oft „Abneigung oder Zuneigung

Hosted by Google

oder überhaupt eine Leidenschaft, ein Affekt, das Verfahren, statt der Rechtsregel und des Gesetzes."

Nun, — und was hat man schließlich durch Aufwendung so ungewöhnlicher, so künstlicher und verwickelter Mittel an politischen Erfolgen eingeheimst? Die Verurtheilung der Herren Leckert, Lützow und Genossen zu längeren Freiheitstrafen und unerheblichen Geldbußen ist doch nicht das Ziel der Staatsaktion gewesen und läßt sich keinesfalls den politischen Erfolgen zuzählen. Das sichtbarste und zweifelloseste politische Ergebniß des beendigten Verfahrens ist und bleibt die Vernichtung des Kriminalkommissarius von Tausch in seiner Stellung als Organ der politischen Polizei. Ob sich dieses Resultat aber nicht mit geringerem Lärm, unter normaleren Formen hätte erzielen lassen, — darüber wären schon eher Zweifel erlaubt. Man sollte glauben, daß, sobald im Auswärtigen Amt der begründete Verdacht vorlag, Tausch mißbrauche sein Amt zu unerlaubten Zwecken, er sei ein unzuverlässiger, den Staatsinteressen schädlicher Agent, der Regirung polizeiliche, disziplinäre, strafgerichtliche Mittel in Hülle und Fülle zur Verfügung standen, um sich unmittelbar, ohne den Umweg durch die „Welt am Montag", hierüber Gewißheit zu verschaffen. Daß zu solchem Zwecke der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sich „in die Oeffentlichkeit" eines berliner Gerichtssaales „flüchten", dort als Zeuge Tage lang mit dem Zeugen von Tausch ringen mußte, um ihn endlich unschädlich zu machen, ist denn doch ein befremdlicher Vorgang. Seine Nothwendigkeit und Nützlichkeit wird der außerhalb der politischen Coulissen stehende Deutsche nur schwer einzusehen im Stande sein. Daneben hat man durch den seltsamen modus procedendi auch noch erreicht, daß die ganze Einrichtung der sogenannten politischen Polizei selbst, zur hellen Freude der Sozialdemokratie, die unheilbarste Kompromittirung erfahren hat. Ich weiß nicht, ob man etwa in Berlin entschlossen ist, fernerhin auf die politische Polizei ganz zu verzichten. Um Redaktionbureaux zur Auskundschaftung der Autorschaft dieses oder jenes Zeitungartikels auszuspioniren oder um sich in allerlei Verkleidungen in sozialdemokratische Zusammenkünfte einzuschleichen, dazu wäre die Einrichtung sicherlich entbehrlich. Nicht so unbedingt möchte die Entbehrlichkeit zu erweisen sein auf denjenigen Gebieten, wo der Schutz unserer militärischen Geheimnisse gegen das ausgedehnte Spionagenetz unserer westlichen und östlichen Nachbarmächte und wo der persönliche Schutz Allerhöchster Personen gegen anarchistische Anschläge in Frage steht. Auf dem zuerst bezeichneten Gebiet hat sich Tausch in der That nicht unerhebliche Verdienste erworben. Ich entsinne mich, ihn als Zeugen in Landesverrathsprozessen mannichfach beobachtet zu haben; so wenig sympathisch mir die Persönlichkeit stets war und so peinlich mir oft der Eindruck zurückblieb, einen eleganten Falschspieler vor mir zu haben: die Geschicklichkeit

Hosted by Google

und Energie, mit der er französische Spione dingfest gemacht hatte, zwang Anerkennung ab. Jedenfalls, vermuthe ich, wird doch auch in der Zukunft Dasein und Thätigkeit einer für politische Recherchen speziell eingeschulten Geheimpolizei ein nothwendiges Uebel bleiben. Ist Dem aber so, ist die fragliche Institution auch fernerhin nicht zu entbehren, dann scheint es mir ein Gebot des Statsinteresses zu sein, ein Wenig schonend mit ihr umgehen, mindestens sie nicht ohne Noth öffentlich zu prostituiren. Die Arbeit, die dieser Polizei von Staats wegen zugemuthet wird, verträgt nun einmal die Sonne der Oeffentlichkeit nicht; ohne Benutzung von allerlei Künsten der List und Täuschung, ohne den Gebrauch trügerischer Masken, falscher Namen, fingirter Schriften u. s. w. wird darin nichts erreicht. Die Hände, die sich zu solchen Diensten hergeben, können schlechterdings nicht immer die weiße Farbe reinlichster Unschuld bewahren, — und es ist blanke Naivetät, von einem solchen politischen Polizeiagenten die Eigenschaften eines Gentleman zu fordern. Die Regirung, insbesondere der Polizeipräsident von Windheim, wird also in der Auswahl der Persönlichkeiten niemals allzu skrupulös verfahren dürfen. Nach der Behandlung, die dem achtzehn Jahre im Polizeidienst thätig gewesenen Kommissar von Tausch schließlich in der Verhandlung gegen Leckert und Genossen zu Theil geworden ist, wird, fürchte ich, die Auswahl noch um Einiges schwieriger, das verfügbare Material an brauchbaren Persönlichkeiten noch um Einiges dürftiger werden. Freilich, das Laster hat sich jetzt erbrochen und die Tugend setzt sich vergnügt zu Tisch. Aber das Metier des Staatsmannes, das doch noch in anderen Dingen besteht als in der Befriedigung derartiger moralischer Bedürfnisse der Menschen, droht im lieben Vaterlande bei Alledem zur Karikatur zu werden. Die Bekämpfung und Diskreditirung der politischen Polizei mittels der Anklage wider Leckert und Lützow kann daher unmöglich in den Berathungen des preußischen Kronrathes als erwünschte Eventualität unter den politischen Zielen der Aktion ins Auge gefaßt worden sein.

Ein ferneres Ergebniß des merkwürdigen Prozesses ist gewesen, daß dem Publikum Einblick vergönnt wurde in die wenig vertrauensvollen Stimmungen, die gelegentlich von den Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums gegen einander gehegt werden. Seit Graf Caprivi während der ersten Wochen der Umsturzvorlage durch einen Artikel der Kölnischen Zeitung sich und den Grafen Botho von Eulenburg zu Fall gebracht hat, scheinen unsere Minister gegen Zeitungartikel besonders nervös geworden zu sein. Darüber braucht man sich auch nicht weiter zu wundern. Daß ein Minister aber dem anderen zutraut, er könne geflissentlich darauf ausgehen, durch heimliche, fein ersonnene Mittheilungen an die Presse die Stellung des anderen zu untergraben, daß man sich gegenseitig mit Hilfe der politischen Polizei beobachtet und auskundschaftet, hätte man bisher nicht für glaublich

Hosted by Google

gehalten. Dies jetzt durch die Enthüllungen von Tausch und Konsorten zu erfahren, war ja recht interessant, — aber die Staatsinteressen sind doch wohl kaum dadurch gefördert worden.

Drittens endlich sind wir durch das gegen die „Welt am Montag" eingeschlagene Verfahren um eine abscheuliche neue Verwirrung der öffentlichen Meinung reicher geworden. Was theils aus Gedankenlosigkeit und Gedächtnißschwäche, theils aus Byzantinismus und Niedertracht der Gesinnung von deutschen Zeitungen in Anlaß dieses Prozesses an Vermuthungen, verleumderischen Unterstellungen, verrückten Kombinationen zu Tage gefördert worden ist, übersteigt bei Weitem das Mittelmaß, an das wir gewöhnt sind. Da bezichtigt ein gewisser Herr Gingold-Stärck Herrn von Tausch, er habe gelegentlich den Staatssekretär von Marschall einen Usurpator genannt und den Grafen Herbert Bismarck als seinen Mann bezeichnet. Ist an dem Gerede irgend etwas Wahres, dann ist zweifellos Tausch ein in der Tagespolitik äußerst unwissender und konfuser Mensch. Denn Das hätte er allenfalls noch wissen können, daß, als Graf Herbert Bismarck, dem drängenden persönlichen Wunsche Kaiser Wilhelms entgegen, darauf bestand, mit dem Fürsten Bismarck zu gleicher Zeit seine Aemter niederzulegen, der badische Bundesrathsbevollmächtigte von Marschall nicht als „Usurpator", sondern als Nothbehelf das ledige Staatssekretariat übernehmen mußte. Trotz so offenkundigen Thatsachen genügte jenes unsäglich dumme Gerede eines beliebigen Journalisten, um sich sofort in allerlei Andeutungen zu gefallen, ob Tausch nicht vielleicht als Kreatur des Fürsten Bismarck zu abenteuerlichen Intriguen gegen dessen Nachfolger benutzt worden sei.*) War man einmal auf der Suche nach mächtigen „Hintermännern", so war für die beliebte Bismarckhetze hier ja der erwünschteste „Hintermann" gefunden. Im Zusammenhange damit erging man sich dann in den schönsten Hypothesen, ob Graf Caprivi nicht am Ende ganz und gar ein armes Schlachtopfer tauschischer Machinationen gewesen sei. Warum auch nicht? Vielleicht sind all die anderen achtzehn oder neunzehn Minister, die wir während des neuen Kurses verschwinden sahen, auch unter den Auspizien des Herrn von Tausch durch Machenschaften unserer politischen Polizei gestürzt worden. Wenn ein deutscher Botschafter es für nothwendig

*) Wie treffend dieses Urtheil ist, beweist auch die Thatsache, daß der ehrenwerthe Herr Gingold-Staerck, als der Vorsitzende ihn fragte, ob er sich erinnere, daß Tausch jemals mit ihm über Herrn von Marschall gesprochen habe, nach dem Stenogramm antwortete: „Nein." Dann aber brachte er trotzdem, offenbar, um sich bei seinen zween Herren rasch noch in Gunst zu betten, seine hübschen Historien von dem „Usurpator" und den „enragirten Bismarckianern" vor, erzählte vom deutsch-russischen Handelsvertrag, von Agrariern und Ultrakonservativen, — und dient seitdem als Kronzeuge gegen Friedrichsruh und Schönhausen. M. H.

Hosted by Google

erachtet, Hals über Kopf nach Berlin zu eilen, um sich vor der Strafkammer von dem Verdacht frei zu halten, er könne Informationen des Kriminalkommissars von Tausch zum Nachtheil des Staatssekretärs von Marschall an Allerhöchster Stelle nutzbar gemacht oder nutzbar zu machen beabsichtigt haben, dann hat die Phantasie unbegrenzten Spielraum, viele mögliche Möglichkeiten auszudenken. Unbegreiflich bleibt mir dabei nur Eins. Ich verstehe nicht, wie diejenigen Beamten, die sich berufen glauben, die Autorität der Krone durch thunlichste Ausdehnung des strafrechtlichen Begriffes der Majestätbeleidigung zu stärken, gar nicht einsehen wollen, daß derartige Ausgeburten einer steuerlos gewordenen Einbildungskraft, wie sie heute massenhaft umherschwirren, schließlich die Autorität der Krone und die Majestät des Monarchen empfindlicher verletzen als alle thörichten Sticheleien gegen eine „Nebenregirung", deren Spitze ersichtlich doch nur gegen die leitenden Minister gerichtet ist. In wie gearteten politischen Zuständen müßten wir leben, von welcher Beschaffenheit müßte das herrschende Regime sein, wenn es wirklich denkbar würde, daß Leute vom Schlage Tauschs mittelbar oder unmittelbar Einfluß darauf gewinnen könnten, welche Männer der Kaiser für genügend oder ungenügend erachtet, dem Rathe seiner Krone anzugehören!

Politische Strafprozesse, mit viel unnützem sensationellen Beiwerk belastet, werden meist mehr verwirrend und aufregend als aufklärend und beruhigend wirken. Das wird um so gewisser geschehen, je mehr neue Räthselfragen der Prozeß ungelöst und unbeantwortet zurückläßt. Da es der Hauptverhandlung nicht gelungen ist, die erforderlichen „Hintermänner" ausfindig zu machen, beschäftigt sich die öffentliche Meinung einstweilen auf eigene Faust damit, diese Männer zu erfinden. Solche dem Staatsinteresse unbedingt unzuträglichen Nebenwirkungen kriminalpolitischer Aktionen vorher zu sehen, sie in Rechnung zu ziehen, sie zu vermeiden, so lange es angeht, und ihnen vorzubeugen, so weit sie unvermeidlich sind, galt bisher als Sache staatsmännischer Klugheit. Die liberale deutsche Presse aller Schattirungen versichert unermüdlich, das Verfahren gegen Tausch und Genossen sei ein Meisterstück überlegener Staatsmannschaft und eine gar nicht hoch genug zu preisende That unseres Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Also dürfen wir der Zuversicht sein, daß auch diejenigen Ergebnisse der seltsamen Prozedur, von denen hier zuletzt die Rede war, in das Bereich der wohlerwogenen Maßnahmen gegenwärtiger Politik hineinfallen, die man ja nicht immer versteht, — an die man aber glauben muß.

Nizza. Otto Mittelstaedt.

Hosted by Google

Trüber Tag.

Von grauen Fäden ein Gespinnst
Senkt aus den Lüften sich herein,
Und was Du sinnst und was beginnst,
Es kann Dir nicht zum Segen sein.

Wie eine riesige Spinne sitzt
Im fahlen Netz Melancholei.
Kein Winden und kein Wehren nützt,
Sie giebt die Seele nimmer frei.

Sie klammert sich mit zäher Macht
An Deine Brust und saugt Dein Blut.
Um Mittag bricht herein die Nacht,
In Asche sinkt die Lebensgluth.

Was frommt Dir all Dein holdes Glück,
Des Weibes Trost, des Kindes Kuß?
Du starrst sie an mit trübem Blick,
Weil alles Schöne sterben muß.

Das letzte Laub vom Baume fällt, —
Und Dir im Ohre klingt es jetzt,
Wie wenn im reifen Aehrenfeld
Ein Schnitter seine Sense wetzt.

Kehraus.

Gieb Dich drein, Herz, gieb Dich drein!
Der Tanz muß mal zu Ende sein.
So helle die Geigen,
Die Tänzer so jung!
Sie schwangen im Reigen
Sich nimmer genung.
Nun ächzet die Fiedel,
Nun schnarrt das Fagott
Ein schläfriges Liedel —
So helfe Dir Gott!
Gieb Dich drein!

Gieb Dich drein, Herz, gieb Dich drein!
Es bricht einmal die Nacht herein.
Die nebligen Sterne
Mit flackerndem Licht,
Sie blinken so ferne
Und wärmen Dich nicht.
Noch dämmert ein Funken,
Im Busen entfacht;
Auch der nun versunken,
Rings gähnet die Nacht.
Gieb Dich drein!

Gieb Dich drein, Herz, gieb Dich drein!
Wer weiß, Dich weckt ein Morgenschein.
Du lägest wohl lieber,
Verschliefst immerzu
Das hastige Fieber
Des Lebens in Ruh.
Doch hebt dann aufs Neue
Der Tanz sich an,
Tritt keck in die Reihe
Und steh Deinen Mann!
Gieb Dich drein!

München. Paul Heyse.

Hosted by Google

Eine Wendung im geschichtwissenschaftlichen Streit.

Der Kampf um die Methodik der Geschichte und die geschichtliche Weltanschauung, der jetzt seit etwa dreiviertel Jahren währt, hat bisher für das Interesse Dritter wenigstens ein wesentlich Gutes gehabt. Er ist rasch von Position zu Position vorwärts geschritten; schon jetzt kann man von einer ganzen Anzahl zurückgelegter Stadien reden und sie zur Darstellung zu bringen suchen. Günstig ist für einen solchen Versuch auch die Thatsache, daß, während der Kampf auf der einen Seite fast von einer einzigen Person, nämlich mir, geführt worden ist, auch die Gegner im Ganzen geschlossen aufgetreten sind und der Hauptsache nach in einem Organ sich geäußert haben. Dies Organ ist die Historische Zeitschrift; ausdrücklich bekennt sich deren jetziger Herausgeber in einer neueren redaktionellen Kundgebung zu dem Satze, die Zeitschrift sei bestrebt, die „wahre" — d. h. natürlich die ältere — „Methode geschichtlicher Forschung zu vertreten". So wird man in ihr das Arsenal der Freunde der älteren Anschauungen suchen und an den Meinungäußerungen, die in ihren Spalten veröffentlicht werden, den Gebrauch dieser Waffen prüfen können.

Der erste Angriff, den die ältere Schule gegen meine Deutsche Geschichte als die offenste Repräsentation neuer Bestrebungen unternahm, gipfelte in dem Vorwurf, das Buch stehe auf materialistischer oder wohl gar „physiologisch-materialistischer" Grundlage. Präzisirt wurde diese Kritik freilich nie. So veranlaßte sie mich, um den kritischen Gründen der gegnerischen Anschauung auf den Grund zu kommen, zur Untersuchung der philosophischen Grundlagen der älteren Richtung, einem Vorhaben, das sehr leicht ausgeführt werden konnte, da diese Richtung sich der Hauptsache nach ständig auf Ranke und dessen idealistische Weltanschauung als die von ihr dogmatisirte Autorität berief. Die Untersuchung ergab, daß Rankes historischer Idealismus in allen wesentlichen Punkten auf den Lehren der Identitätphilosophie der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts beruht und daß sich aus dieser Grundlage bei ihm vor Allem auch die Annahme erklärt, die großen allgemeinen Nothwendigkeiten in der Geschichte, von ihm als „über den Dingen schwebende Gedanken", „Ideen", aufgefaßt, seien unmittelbare Gedanken Gottes, also jede für sich von transszendenter Herkunft. Dieser Befund gab mir dann Anlaß zu einer Kritik, in der ich mich namentlich gegen die Transszendenz der Ideen erklärte, überhaupt aber Ranke Theil haben ließ an der mystisch-poetischen Ader in der Denkweise unserer Identitätphilosophen, namentlich eines Fichte und auch eines Schelling. Diese Kritik erregte ziemlich allgemeine Entrüstung; namentlich

Hosted by Google

wollte man den mystischen Zug in Ranke nicht gelten lassen.*) Als es aber für die alte Anschauung darauf ankam, sich zur Transszendenz der geschichtlichen Nothwendigkeiten klar zu bekennen, da zeigte sich, daß dazu eigentlich fast Niemand entschlossen war, und ein jüngerer Anhänger der Schule sprach es schlechtweg aus: „Mir selbst liegt es natürlich (sic!) durchaus fern, Ideen von supranaturalistischer Bedeutung als Agentien der verfassungsgeschichtlichen Bewegung zu erklären." Jetzt ist im letzten Heft der Historischen Zeitschrift (N. F. Bd. 42, 64—65) hinsichtlich der geschichtlichen Nothwendigkeiten klipp und klar erklärt worden: „Daß es sich dabei nur um immanente, nicht um transszendente Kräfte handelt, dürfte von den Historikern aller Richtungen ziemlich anerkannt sein." Wir sind damit nun hoffentlich über die transszendente Auffassung der Nothwendigkeiten hinweg: und wir werden bald sehen, wie außerordentlich viel damit für das Verständniß und die Anerkennung der neueren Auffassungen gewonnen ist.

Unter Anderem sind wir damit auch hinweg über den Vorwurf des Materialismus. In der That ist es jetzt (Hist. Zs. 42, 61) klar ausgesprochen, „daß es sich heute nicht mehr um den krassen Gegensatz materialistischer und idealistischer Geschichtauffassung handle", und wenig später wird noch im Besonderen bemerkt, daß man „meine Anschauungweise keineswegs — wie es oft geschehen sei — als eine einseitig ökonomische im Sinne etwa der marxischen Schule bezeichnen könne". Mit Alledem sind die metaphysischen Gegensätze von Idealismus und Materialismus und die Lehren von der Transszendenz und dem ständig-einzelnen Einwirken des göttlichen Prinzipes auf den Verlauf der Geschichte aus der Erörterung geschieden; wir befinden uns nicht mehr im Bannkreis der Identitätphilosophie, sondern auf realem psychologischem Boden; wir sehen den geschichtlichen Verlauf immanent auf sich gestellt und wir bemerken, wie zu seinem Verlaufe Helden und Massen, geschichtliche Personen und geschichtliche Zustände gemeinsam beitragen.

Aber auf diesem Gebiete hatte sich bisher nun ein neuer, Alles beherrschender Gegensatz ergeben. Die alte Richtung war die Zustände wohl als Bedingungen, nicht aber als Ursachen der geschichtlichen Entwickelung anzusehen gewöhnt, behielt also die geschichtliche Verursachung mindestens der

*) Auch jetzt noch meint Hintze (Histor. Zeitschr. N. F. 42, 65), in einem Aufsatz, mit dem ich mich im Folgenden vornehmlich beschäftigen werde, er könne nicht finden, daß Ranke in seiner Auffassung der Ideen etwas Mystisches habe. Wenn er dann freilich zum Beweis anführt: „auch Du-Bois-Reymond habe von den Welträthseln geredet; wolle man ihn darum für einen Mystiker erklären?" —: so liegt das tertium comparationis zwischen Ranke und Du-Bois nur im Reden von Räthseln. Denn Ranke hat die Welträthsel in seine Arbeit einbezogen, Du-Bois aber hat sie aus der seinigen ausgeschieden.

Hosted by Google

Hauptsache nach allein den geschichtlichen Persönlichkeiten und den in diesen wirksamen Ideen vor. Es war eine Auffassung, die nicht so sehr rankisches Erbtheil ist, wie sie innerhalb der sogenannten politischen Historie, im Kreise Sybels vor Allem, ausgebildet worden war. Deutlich hat sie Schäfer in seiner Schrift über Geschichte und Kulturgeschichte (1891) zum Ausdruck gebracht, wenn er bemerkt: „Der Historiker faßt in erster Linie den Menschen auf als Persönlichkeit, nicht als Vertreter seiner Gattung, er hat vor allen Dingen die freien Handlungen im Auge, die den Einzelnen aus seiner Umgebung herausheben, ihn zum Führer oder zum Gegner dieser machen. Er darf die Gesammtheit nicht übersehen, denn er würde die Einzelnen nicht verstehen, wenn er jene nicht ins Auge faßte; aber geschichtliche That entsteht im Allgemeinen erst da, wo die Einzelnhandlung sich abhebt von der Gleichförmigkeit der Masse." Und folgerichtig ruft er dann aus: „Zweifellos sind die Ethnologie, die Völkerpsychologie zukunftreiche Wissenschaften. Aber wird man die Versuche, auf diesem Wege Licht zu bringen in die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, als geschichtliche Arbeit bezeichnen können?" Dem gegenüber versuchte ich, in einem größeren Aufsatze (Was ist Kulturgeschichte? Deutsche Zeitschr. f. Geschichtwissenschaft N. F. 1, 75 ff.) neben anderen Ausführungen den Nachweis zu erbringen, daß die sogenannten Zustände, d. h. die zwar langsamen, aber wuchtigen Veränderungen der psychischen Massenaffekte und der auf diesen beruhenden, in ihnen wurzelnden Anschauungen und Einrichtungen, keineswegs nur passive Bedingungen des geschichtlichen Geschehens seien, die man nur nebenher ins Auge zu fassen brauche, sondern daß in ihnen vielmehr eben die wichtigsten, jedenfalls die kräftigsten geschichtlichen Wirkungen beschlossen lägen. Zu meiner Freude sehe ich auch diesen Nachweis jetzt in der Historischen Zeitschrift anerkannt. N. F. 42, 62 bemerkt Hintze ganz in meinem Sinne: „Es giebt keine anderen treibenden Kräfte in der Geschichte als die, deren Träger der Mensch ist, und zwar nicht nur der Mensch in seiner Einzelnexistenz, sondern vor Allem auch in seiner gesellschaftlichen Verbindung, in der jene geistigen Kollektivkräfte erzeugt werden, die der lebendige Kern aller Institutionen sind." Und auf Seite 66 fügt er hinzu: „Darin stimme ich Lamprecht zu . . ., daß die historische Wissenschaft auf die breite Basis einer möglichst in die Tiefe reichenden sozialpsychischen Forschung gesetzt werden muß."

So kann also von „passiven" Zuständen als „Bedingungen", nicht aber „Ursachen" geschichtlichen Werdens nicht mehr die Rede sein: eine ganz wesentliche Verständigung ist dahin gewonnen, daß als treibende Kräfte der Entwickelung individualpsychische und sozialpsychische Kräfte, Einzelnkräfte und Kollektivkräfte, Personen und sogenannte Zustände in gleicher Weise in Betracht kommen. Immanenz der Entwickelung bei gleichmäßigem Auswirken

Hosted by Google

menschlicher Individual- und Kollektivkräfte: Das ist die Formel, für die nun hoffentlich, abgesehen vom Widerspruch einiger niemals fehlenden Extremen, consensus gentium erreicht ist. Ist es noch nöthig, auszusprechen, wie viel damit errungen ist? Weit über die landläufigen Anschauungen noch der letzten Jahre hat sich die Anerkennung der sozialpsychischen Kräfte Bahn gebrochen.

Aber innerhalb dieser gemeinsamen Basis, bei der Auslegung der Formel, wie sie nach verschiedenen Richtungen hin möglich ist, beginnen doch noch wieder einige an sich nicht unbedeutende Differenzen der Anschauung aufzutreten. Ich kann diese Differenzen nicht besser vortragen und glaube zugleich die Diskussion in ihrem jetzigen Stande nicht besser fördern zu können, als wenn ich den Unterschied meiner Auffassung in dieser Hinsicht von der Hintzes (in dem schon öfter citirten Aufsatz in der Historischen Zeitschrift) zu zeigen und bei dieser Gelegenheit zugleich meine eigene Anschauung kurz zu entwickeln suche. Bevor Das aber geschieht, bedarf es noch der Aufklärung eines Mißverständnisses Hintzes. Hintze meint, ich scheine merkwürdiger Weise ganz übersehen zu haben, daß beide Betrachtungweisen, individualpsychische und sozialpsychische oder kollektivistische, jede für sich einseitig und unzulänglich seien und daß nur ihre Kombination den Gegenstand in ihrer wahren Natur zeige. Das ist nicht der Fall. Im Gegentheil: ich sehe, wie Hintze, in dem individualpsychischen und dem sozialpsychischen Leben nur komplementäre, sich gegenseitig ergänzende Gegensätze, und finde deshalb auch, daß in der konkreten historischen Forschung ständig beide beachtet, also beide Betrachtungweisen angewandt werden müssen. So ist denn auch meine Meinung von allen Anderen, die sich neuerdings mit ihr beschäftigt haben, verstanden worden. Das schließt freilich nicht aus, daß man sich in abstracto den Charakter jeder der beiden Betrachtungweisen für sich im Besonderen klar macht, indem man ein bekanntlich bei jeder Untersuchung methodischen Charakters nothwendiges Isolirungverfahren anwendet. Das habe ich nun für die sozialpsychische Betrachtungweise in meinem Aufsatz über Kulturgeschichte gethan, weil es eben Gegenstand dieser Arbeit war; und ich würde wünschen, daß das Gleiche einmal recht eingehend von gegnerischer Seite für die individualpsychische Betrachtungweise geschähe. Ich habe dabei natürlich auch die Methoden beider Betrachtungweisen auseinandergehalten: in der That ist ja die individualpsychische Methode, die das Einzelngeschehen zur Feststellung einer wahren Erzählung verfolgt, eine ganz andere als die sozialpsychische, welche die Aufgabe hat, vermöge statistischer oder anderer Massenbeobachtungen parallele Thatsachenreichen auf das Gemeinsame ihres Inhaltes zurückzuführen und diesen Inhalt als das Wesentliche der Reihen zu rekonstruiren. Daß aber diese beiden Verfahren, logisch durchaus geschieden, in der Praxis der Forschung stets im Sinne gegenseitiger Ergänzung zusammenwirken, wenn auch dabei die sozialpsychische Methode bisher wegen ungenügender Ausbildung sehr stark

Hosted by Google

zu kurz gekommen ist, Das habe ich niemals verkannt. Also auch auf diesem Gebiete bin ich mit Hintze einverstanden.

Wenn aber nun Hintze gar meint, ich hätte aus dem subjektiven Gegensatz individualistischer und kollektivistischer Betrachtungweise den objektiven Gegensatz einer individuellen und einer kollektiven Lebenssphäre gemacht: so sehe ich erst recht nicht, welche meiner Ausführungen ihm Anlaß zu diesem Irrthum gegeben haben kann. In der logischen Erörterung halte ich selbstverständlich beide auseinander; aber ich erkläre dabei ausdrücklich, daß ich, wenn ich Dies thue, von keinerlei konkreter Geschichtschreibung rede. In der Praxis der Geschichtschreibung sind natürlich beide Seiten gleich zu beachten —: nur daß man die kollektive Sphäre bisher schwer vernachlässigt hat.

Suche ich mir das Mißverständniß Hintzes aus seinem allgemeinen Anschauungkreise zu erklären, so finde ich es freilich begreiflich. Hintze neigt nämlich dazu — und damit kommen wir auf die allgemeine Erörterung des Verhältnisses der sozialpsychischen und der individualpsychischen Sphäre —, die Sozialgeschichte doch wieder hinterher in die Individualgeschichte aufzulösen. Nun ist ja klar, daß sozialpsychisches Geschehen immer aus einer Summation individualpsychischer Momente hervorgeht; die Wahrheit, daß es im sichtbar Konkreten nur Individuen giebt, ist wirklich zu einfach, um jemals verkannt worden zu sein. Es fragt sich nur, ob der Historiker bei der Einführung und Werthung sozialpsychischer Kräfte auf die Art Rücksicht zu nehmen hat, in der diese aus allen einzelnen individualen Aeußerungen hervorgegangen sind. Hintze bejaht diese Frage bis zu einem gewissen Punkte; durchaus bejaht hat sie, wie ich in einem früheren Aufsatz ausgeführt habe, Meinecke. Es ist bei Meinecke ein letzter Versuch, der nicht zu umgehenden Anerkenntniß sozialpsychischer Kräfte schließlich dennoch das Individuale als auch hier entscheidend unterzubauen. Aber dieser Versuch ist mißlungen. Nehme ich irgend einen sozialpsychischen Vorgang, z. B. die Entwickelung einer patriotischen Erhebung, so ist klar, daß in diese allgemeine Strömung von den Einzelnindividuen nicht das seelische Empfinden eingeht, das sie scheidet, sondern vielmehr nur dasjenige, das sie verbindet: alle kleinen und kleinlichen spezifisch persönlichen Motive der einzelnen Individuen fallen dabei hinweg. Darauf beruht es, wenn sozialpsychische Strömungen, weil allgemeinen, so zumeist idealen Charakters sind. Wie kann man dann aber noch auf die gerade spezifisch persönlichen Theile individualer Motivationen geschichtlich Werth legen wollen? Es wäre die schlimmste Verkennung des Satzes, daß das Historische immer nur das Wesentliche des Geschehenen sein kann. Aber ganz abgesehen von ihrer theoretischen Hinfälligkeit ist die Ansicht Meineckes und theilweise Hintzes vor Allem praktisch von keiner Bedeutung. Hintze führt in seinem Aufsatze zu der Frage nach der Erkenntniß der Einzelnpersönlichkeit aus, daß die Bestrebungen der psychologischen Wissenschaft, die

Hosted by Google

Entstehung des Selbstbewußtseins aus einfachen psychischen Elementen zu erklären, für den Historiker ziemlich belanglos seien: mit Recht, so weit es sich um die Geschichtschreibung handelt: denn das geschichtliche Material setzt uns gegenüber einer historischen Persönlichkeit niemals in den Stand, die Entstehung ihres einzelnen konkreten Selbstbewußtseins von Grund aus zu studiren. Es bleibt also hier nur ein „Akt künstlerischer Apperzeption" übrig: darin bin ich mit Hintze einig. Aber Das gilt völlig analog auch von der Analyse jeder sozialpsychischen Kraft! Wir können sie nicht in die Komponenten, insofern sie in den tausend Bewußtseinen der einzelnen Individuen liegen, auflösen; dazu fehlt ganz einfach das Material, abgesehen von der Unmöglichkeit der Darstellung. Wir müssen uns vielmehr im günstigen Falle mit der statistischen oder sonstwie methodischen Erfassung begnügen; im ungünstigen Falle aber bleibt sogar auch hier nur ein Akt künstlerischer Apperzeption übrig.

In Summa also: die sozialpsychischen Kräfte, deren Einführung Hintze einmal als die vielleicht bedeutendste Errungenschaft auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts bezeichnet, lassen sich auf geschichtlichem Felde nicht wiederum hintennach in irgend einer Weise individualistisch halb und halb ausschalten; sie bilden vielmehr gleich den individualpsychischen Kräften einfache Komponenten des geschichtlichen Lebens.

So bleibt nur noch die Frage, in welchem allgemeinen Verhältniß beide Arten von Kräften zu einander stehen. Hier ist nun für mich absolut kein Zweifel. Es ist wohl denkbar, daß eine gewaltige Persönlichkeit die Widerstände kleiner sozialpsychischer Kräfte überwindet; ein Redner kann eine anfangs gegnerisch gesinnte Zuhörerschaft zu sich herüberziehen; ein großer Staatsmann kann ein widerspenstiges Parlament beherrschen. Aber eben so sicher ist, daß die größten psychischen Massenerscheinungen mächtiger sind als die mächtigste Einzelnperson. Bei aller Willensanstrengung und Klugheit hätte Karl der Große in seinem naturalwirthschaftlichen Zeitalter keine Geldwirthschaft aus dem Boden stampfen, Fürst Bismarck uns nicht in ein Hirtenleben zurückführen können. Trotz äußerster Energie hätte der Maler des Gottschalkevangeliars nicht in der zeichnerischen Weise des sechszehnten Jahrhunderts malen, Dürer keine Radirungen in der künstlichen Lichtführung eines Rembrandt schaffen können. Und nicht umsonst sieht man es als eine wesentliche Eigenschaft des großen Staatsmannes an, daß er die Durchführung des sozialpsychisch Unmöglichen zu vermeiden wisse und daß er die Erkenntniß der Grenzen des sozialpsychisch eben noch Möglichen, der sogenannten Imponderabilien, für seine Politik ausnütze.

Und was sich so empirisch als unabweisbar richtig ergiebt, daß die großen sozialpsychischen Kräfte schließlich die individualen beherrschen, was der

Hosted by Google

ausgesprochenen Erfahrung der großen Historiker entspricht, Das läßt sich auch beweisen, sobald man — und darin bin ich mit Hintze wiederum einig — die Freiheit des Individuums im Sinne eines inneren Determinismus auffaßt. Denn ist das Individuum auf irgend eine, uns im Einzelnen freilich nicht nachweisbare Art aus den allgemeinen psychischen Nothwendigkeiten hervorgegangen, so ist klar, daß es auch durch die allgemeinsten Formen dieser Nothwendigkeiten, und Das sind eben die großen sozialpsychischen Kräfte, beherrscht wird.

Aber Hintze nimmt trotz Alledem zu diesem Satze eine nicht völlig entschiedene Stellung ein. Ihm erscheint wohl „das individuelle Leben eingebettet in das Leben der Gemeinschaften, mehr oder minder abhängig von den Kollektivkräften, die sie beherrschen," ihm „wurzelt auch die potenzirte Individualität in dem mütterlichen Boden des psychischen Gemeinschaftlebens"; und er findet mit mir, „daß die historische Wissenschaft auf die breite Basis einer möglichst in die Tiefe reichenden sozialpsychischen Forschung gesetzt werden muß". Aber er möchte doch auch noch ein Wenig von der willkürlichen Freiheit des Individuums retten, — und so zaudert er, die vollen Konsequenzen dieser allgemeinen Sätze zu ziehen. Charakteristisch tritt Das hervor in der praktisch vielleicht wichtigsten Frage, um die es sich in dem jetzigen Stadium der Diskussion noch handeln kann, in der Frage nach der Möglichkeit gesetzmäßiger Entwickelungstufen der Kulturen.

Man kann den Beweis für ihre Möglichkeit, ja ihre Nothwendigkeit von den in unseren Händen befindlichen Voraussetzungen aus sehr leicht führen. Sind die größten sozialpsychischen Kräfte mächtiger als die größten individualpsychischen, so kann die gesetzmäßige Entwickelung der nationalen Kulturen, wenn sie überhaupt besteht, nur in einer regulären Abwandlung der größten sozialpsychischen Kräfte gefunden werden. Ist ferner, woraufhin Hintze und ich uns schon früher geeinigt haben, die historische Entwickelung immanent, also rein aus sich selbst heraus zu begreifen, so ist klar, daß die Entfaltung nationaler Kulturen überall, falls ihre Prämissen in hohem Grade verwandt sind, über verwandte Wege zu verwandten Endergebnissen führen muß. Nun sind aber diese Prämissen bei allen Kulturvölkern in der That in hohem Grade verwandt: sie bestehen aus der trotz manchen Differenzen doch für sie der Hauptsache nach gleichartigen terrestrischen Ausstattung und in der gleichen, wenn auch nach Nationen ein wenig spezifizirten, individual-psychischen Beanlagung. Weil sie sehr ähnlich sind, muß also auch ihre Entwickelung, wie sie, unter wesentlich unveränderter terrestrischer Grundlage, auf dem Wege der sozialpsychischen Evolution erfolgt, wesentlich gleich, d. h. typische, regelmäßige Entwickelungstufen aufweisend verlaufen, — und diese Entwickelungstufen sind, wie wir schon wissen, sozialpsychischen Charakters.

Hosted by Google

Wie stellt sich nun Hintze zu diesem Ergebniß? Er erkennt die „natürliche Tendenz" zu einer solchen regulären Entwickelung als unzweifelhaft an, giebt also die Voraussetzungen, von denen eben geschlossen worden ist, zu, meint aber dennoch, wie es scheine, habe diese reguläre Entwickelung nirgends über Ansätze hinausgeführt, die im Wesentlichen der Frühzeit der Völker angehören. Das heißt: er entzieht sich den Konsequenzen der auch von ihm anerkannten Prämissen da, wo sie sich in dem methodischen Postulat einer gesetzmäßigen Entwickelung auch der Völker in höheren Kulturstufen ausdrücken: erkennt dagegen eben die selben Konsequenzen an da, wo der empirische Nachweis ihres wirklichen Bestandes schon erbracht ist, auf dem Boden nämlich der Völker niedriger Kultur. Ich glaube nicht daß man so verfahren kann. Ich meine, daß das völlig unzweifelhafte Postulat eines typischen Entwickelungsganges der nationalen Kulturen auch auf höherer Entwickelungstufe die Forschung vielmehr aufs Höchste anspornen sollte, diesen Entwickelungsgang nun auch wirklich nachzuweisen. Eben von diesem Standpunkt aus habe ich gehandelt; meine Deutsche Geschichte enthält den Versuch eines solchen Nachweises zunächst für die Entwickelung unseres Volkes; und ich sehe nicht, daß man den allgemeinen Ergebnissen, zu denen ich auf diesem Wege gelangt bin, schon irgendwie mit Erfolg entgegengetreten wäre, — am Allerwenigsten von fachmännischer Seite.

Für uns aber haben sich jetzt eine Anzahl auf einander folgender, unter sich graduell verschiedener sozialpsychischer Zustände, d. h. eine Anzahl von sozialpsychischen Entwickelungstufen ergeben. Diese Entwickelungstufen sind nun von meinen Gegnern, so weit sie bisher überhaupt auf die Sache eingegangen sind, in der theoretischen Diskussion merkwürdiger Weise mit den rankischen Ideen zusammengeworfen worden. Und doch kann es auf der gemeinsamen Grundlage des Sozialpsychischen verschiedenere Dinge als Ideen und Entwickelungstufen kaum geben! Die rankischen Ideen sind sachlich von den einzelnen Anhängern der Ideenlehre sehr verschiedenartig aufgefaßt worden und eine Definition dieser Ideen hat bisher auch nicht Einer dieser Anhänger gegeben. So viel ist aber doch klar, daß es sich bei ihnen stets um sozialpsychische Strömungen handelt, die singulären Anlässen, dem Zusammentreffen einer Anzahl besonderer Momente, ihr Entstehen verdanken. Eben darum, weil sie, entsprechend ihrer Entstehung, etwas scheinbar Zufälliges an sich haben und unter sich keineswegs im klaren und einfachen Verhältniß einer kausalen Abfolge stehen, lernte Ranke den Gedanken ihres transszendenten Ursprunges pflegen. Die sozialpsychischen Entwickelungstufen dagegen sind überhaupt nur immanent vorzustellen, sie folgen in bestimmter Reihe auf einander, sie haben nichts Singuläres in ihrer Motivation: denn innerhalb der selben Nation geht in Folge des beständigen Wachsthumes der psychischen Energie des nationalen Wirkens immer die eine kausal aus der anderen her-

Hosted by Google

vor. Bei diesem Charakter ist es klar, daß die sozialpsychischen Entwickelungsstufen die Entwickelungsstufen des geschichtlichen Lebens im Verlaufe der nationalen Geschichte überhaupt sind: sie sind typisch; und darum liegt in ihnen allein, und niemals in den Perioden der sogenannten politischen Geschichte, eine wahrhaft wissenschaftliche Periodisirung der nationalen Geschichte vor. Und noch mehr: da die sozialpsychischen Entwickelungsstufen das Typische der Entwickelung zur Darstellung bringen, so ist es klar, daß sie bestehen und erforscht sein müssen, ehe man das Singuläre, das eminent Individuelle wahrhaft geschichtlich, d. h. vom allgemeinsten und dauerndsten Standpunkte aus, zu werthen vermag. Denn wie sollte es möglich sein, den Charakter des Besonderen genau zu umgrenzen, ehe man übersehen kann, was in diesem anscheinend Besonderen dennoch etwa generell und typisch ist? Insofern ist die Erkenntniß der gesetzmäßigen Entwickelungsstufen die Voraussetzung für jede wirklich zuverlässige Erkenntniß auch der individualistischen Seite der geschichtlichen Verlaufes.

Es sind, wie ich glaube, die größten Aufgaben der Geschichtforschung und Geschichtschreibung der Zukunft, die in den soeben aufgestellten Forderungen beschlossen sind. Wie stellt sich nun Hintze zu ihnen? So viel ist klar: zieht er ohne Zaudern die Konsequenzen seiner allgemeinen Anschauungen, so wird er schwerlich in der Lage sein, sie abzulehnen.

Es sind aber zugleich Forderungen, die aus der Methode und der Theorie hinausweisen in die praktische Arbeit. Es sind die Forderungen, von denen aus ich an meine Deutsche Geschichte gegangen bin: sie soll das Leben unseres Volkes darstellen in seinem ganzen individuellen Reichthum, doch auf dem für die größten Zusammenhänge maßgebenden Hintergrunde der typischen nationalen Entwickelung. Darum ist in ihr der Stoff nicht nach den üblichen Zeitaltern großer Männer, oder großer Dynastien, oder großer Verfassungänderungen, oder angeblicher Höhen und Tiefen der künstlerischen oder literarischen Entwickelung vorgetragen, sondern nach den, wie ich bewiesen habe, im Verlaufe der Jahrhunderte klar erkennbaren Entwickelungsstufen der Zeitalter einer symbolistischen, typistischen, konventionellen, individualistischen, subjektivistischen Kultur. Dabei sind natürlich diese an sich nicht schönen, aber, wie ich glaube, treffend gewählten Bezeichnungen jedesmal der Ausdruck umfassender Gedankenreihen, die sich in meinem Buche erläutert finden.

Hat aber die Diskussion jetzt bis zu dem Punkte geführt, von dem aus für mich vor etwa zwei Jahrzehnten das geschichtliche Denken und die praktische Arbeit begann, und sollte zunächst zwischen Hintze und mir, damit aber bei dem nicht parteilosen Charakter der Zeitschrift, in der Hintzes übrigens vortrefflicher Aufsatz erschien, zugleich zwischen der Gelehrtengruppe der Historischen Zeitschrift und mir fast bis zu diesem Punkte eine Einheit der Anschauung erzielt sein: so könnte man beinahe zu dem Glauben gelangen, das Ende des methodischen Kampfes, der nun seit dreiviertel Jahren spielt, sei herbeigekommen.

Hosted by Google

Auch ein anderes Zeichen noch könnte hierfür sprechen. Riefen gewisse Gegner noch vor einem Jahre ein Kreuzige über mich und habe ich damals wie früher oft das Erstaunen auch befreundeter Fachgenossen über den Charakter meiner Ansichten erlebt — während freilich die öffentliche Meinung diese rasch verstanden hat —: so finden die Fachgenossen jetzt vielfach, nichts von Alledem, was ich sage, sei neu. Ich gestehe, daß ich diese Meinung nicht ohne ein gewisses Vergnügen vernehme; aber ich sehe nicht ein, warum ich ihr besonders eifrig widersprechen sollte. Denn was ich vortrage, ist für mich allerdings schon ziemlich alte Wahrheit.

Indessen: wer weiß, ob wir am Ende des Kampfes stehen. So viel aber ist wohl nicht zu leugnen, daß eine bestimmte Etappe in der Diskussion erreicht ist. An solchen Stellen aber steht man gern ein Wenig still und sieht rückwärts. Thue ich Das, so glaube ich, doch noch das Folgende sagen zu müssen.

Es ist der Versuch gemacht worden, meine Auffassung einfach durch materialistische Stigmatisirung los zu werden. Dem lag, wie jetzt wohl Niemand mehr bestreitet, starke Unkenntniß zu Grunde. Es ist weiter der Versuch gemacht worden, meine Auffassung durch Nachweis von Einzelnfehlern in meinem Buche los zu werden. Dieser Nachweis konnte, selbst wenn er gelang, nicht durchschlagen: denn es handelt sich in meinem Buche um etwas Anderes als um Details.*) So gingen diese Versuche ergebnißlos vorüber. Aber im Allgemeinen erst nach diesen Versuchen ist es zu ernster Diskussion gekommen. Und — ich kann es nicht verschweigen — erst nachher hat man sich auch entschlossen, mich anders als von oben herunter zu nehmen. Unkenntniß und Hochmuth sind auch hier, mit Ausnahme weniger Fälle, zusammengegangen.

Wie konnte Das nur geschehen? Man ist in solchem Falle leicht mit persönlichen Gründen bei der Hand. Es ist vielleicht bisweilen thatsächlich nicht möglich, diese ganz auszuschließen; immer aber sollten sie für die Bildung einer allgemeinen Ansicht als unerheblich außer Betracht gelassen werden. In dieser Hinsicht aber, glaube ich, lag der Grund in Folgendem. Ein wissenschaftlicher Kampf darf schlechterdings kein anderes Ziel haben als die Erkenntniß der Wahrheit. Nun giebt es aber doppelte Wahrheiten für uns: absolute, zeitlose, unbezweifelte und zeitliche, relative, durch consensus gentium festzustellende.

*) Doch werde ich jetzt, wo den allgemeinen Fragen in der Diskussion der Platz angewiesen ist, der ihnen gebührt, mich auch gegen die Aussetzungen am Detail meines Buches wenden. Es wird sich da an Beispielen leicht zeigen lassen, wie wenig berechtigt der Ton ist, in dem diese Ausstellungen erhoben worden sind, und wie diese Ausstellungen selber, sobald sie einer näheren Prüfung unterzogen werden, zum weitaus überwiegenden Theile kläglich in sich zusammenfallen. Daß ich mich freilich bei dieser Gelegenheit mit der jüngst in der Historischen Zeitschrift erschienenen Kritik meines Buches durch Lenz befasse, wird Niemand erwarten, der auf eigne Würde hält.

Hosted by Google

Wissenschaftliche Wahrheiten, wie diejenigen, um die sich der Kampf hier dreht, gehören zu der letzten Kategorie: sie sind Errungenschaften eines bestimmten geschichtlichen Zeitalters und haben nur für dessen psychische Konstitution durchgehende Geltung. Eben darum können sie nur im Kampfe festgestellt werden. Aber da dieser Kampf doch im Hinblick auf ein höheres, positiv zu erreichendes Ziel geführt wird, soll er niemals die Grenzen einer meinetwegen recht scharfen Diskussion überschreiten. Eben der Hinblick auf das in gegenseitiger Kraftmessung zu erreichende Ziel relativer Wahrheiten, die über den Parteien stehen, verleiht ihm dann den Charakter der Ritterlichkeit und schließt es aus, daß irgend ein Kampfgenosse, um der Meinung des Gegners in einem oder mehreren Punkten Abtrag zu thun, auf die sogenannte „Vernichtung", „Zerkleinerung", „Zerpflückung" des Gegners mit allen Mitteln ausgeht. Es handelt sich also in solchen Kämpfen niemals um das à la guerre comme à la guerre, sondern immer nur um die Anwendung des guten deutschen Spruches, daß eines Mannes Rede keines Mannes Rede sei: man soll sie billig hören Beede.

Ich denke, gegen diese allgemeine Bemerkung wird wenig einzuwenden sein. Aber ich fürchte, daß auch wenig gegen die Behauptung einzuwenden sein wird, der schwebende Kampf sei von den Meisten meiner Gegner bisher nicht ganz in dem Geiste dieser Sätze geführt worden. Um so mehr danke ich meinem jüngsten Widerpart, daß er mir Gelegenheit zu diesen Bemerkungen gab, — ohne den geringsten Anlaß, sie auf ihn beziehen zu müssen.

Leipzig, am ersten Dezember 1896. Karl Lamprecht.

Für Herrn Arno Holz sind seit dem sechsten Dezember folgende Beiträge eingetroffen: C. Neißer 10, H. B. 10, Kurt Eisner 10, R. von S. 21, V. Meyer 20, W. R. 20, J. J. Hecht 20, Ulrich Frank 5, R. und S. L. 50, H. P. 10, Rechtsanwalt W. L. 20, Tischgesellschaft Trog in Prag 21, L. von L. 20, A. G. 20, J. R. Z. 3, C. B. 3, Kammersänger Oberländer 5, Professor Bruck 5, Dr. R. Wendriner 10, Dr. Gothendorf 50, M. und O. J. 200, F. S. 13, Arthur Kraußneck 8, Dr. St. 10, L. K. 10, Karl Woermann 20, Professor G. Treu 10, W. von Seidlitz 30, Rechtsanwalt R. 20, R. R. 100, Zwei Ungenannte in Hamburg 100 und 25, C. R. 5, Friedländer, Freymark & Co. 20, D. A. S. 5, Georg Ebers 20, Dr. R. Schlösser 100, B. R. 10, E. L. Meyer 10, Ludwig J. Lippert 300, A. S. 100, Albert Holz 15, J. Wollberg 10, Aus Deutschböhmen 10, Ungenannt in Berlin 20, Leipziger Auguren-Kolleg (zweite Rate) 300, C. A. 3, W. von Polenz 10, Professor A. Graefe 20, Ulrich Levysohn 20, Unbekannt 1,50, Rudolf Mosse 100, Heinrich Bulthaupt 20 Mark. Im Ganzen hat Herr Holz bisher 3555 Mark erhalten, — eine Hilfe, die ihm mindestens für ein Jahr die Möglichkeit sorgenloser Arbeit gewährt und für die ich in seinem Namen allen Gebern herzlich danke. M. H.

Hosted by Google

Der Fischer im Olymp.

Dort, wo der Wildgarten des Schlosses an die Landstraße stößt, neben dem Einfahrtsthor, steht eine Steingruppe von Ungehörigkeiten aus der griechischen Mythologie. Die größten Auswüchse der Phantasie sind schon wiederholt durch Steinwürfe weggeschlagen worden, allein der Schloßherr steift sich auf das alte Herkommen und läßt die verwundeten Arme, Beine und Nasen allemal wieder herstellen.

Unter dieser alten, weltmunteren Sandsteingruppe nun saß ein Bettelmann. Er saß Jahre lang dort, immer nur an sonnigen Tagen, er saß auf dem Sockel, er saß sogar manchmal der einen Göttin auf dem Schoß und lehnte sich rückwärts an den schönen Busen, der leider allerdings nicht ganz so weich war, wie der Künstler ihm mit kundigem Meißel den Anschein gegeben hatte. Der Bettelmann trug stets ein weites blaues Beinkleid und einen gelben Pelzmantel, wie man sie bei ungarischen Schafhirten sieht, ferner hatte er ein grellrothes Tuch um das Haupt gewunden, ähnlich wie die Türken ihren Turban tragen; die Füße hielt der Mann in braune Lappen gewickelt und mit grünen Bändern umwunden. Das Gesicht war nicht fahl und nicht mager, war vielmehr rosig und rundlich und hatte zwei ungleiche Augen: das eine offen und gutmüthig ausblickend, das andere halb zusammengekniffen, mit manchmal zuckenden Wimpern, hinter denen sich allerlei Schelmerei zu verstecken schien. Zu der Zeit, wo ich den Mann zum ersten Male sah, mochte er etwa fünfzig Jahre jung sein. Ja, es war eine Jugend und Frische in ihm, die Straßenbettler, wenn sie thatsächlich ein Wenig davon haben, sonst nicht hervorzukehren, vielmehr zu verstecken pflegen. Da er hoch auf dem Sockel der Götter saß, so hatte er an einer langen Stange ein Binsenkörblein, das er dem Wanderer entgegenhielt, wie der Fischer seinen Angelstab niedersenkt. Gab es nichts, so zog er seine Angel ruhig wieder ein, lehnte sich an die Götter und wartete. Witzige Leute nannten ihn den Fischer im Olymp, des Götterschoßes wegen, in dem er saß. Ich, der wöchentlich mehrmals des Weges zu gehen hatte, warf ihm fast allemal einen Pfennig in das Körblein, nicht etwa, weil dieser Bettelmann so erbarmungwürdig aussah, als vielmehr, weil er stets ein so heiteres Gesicht machte. Manchmal aber, wenn das bartlose Rundgesicht gar zu heiter und aufgeweckt dreinsah, dachte ich: Na, schenk' lieber Du mir! — und ging zugeknöpft vorüber.

Man wunderte sich, daß dem Manne die Polizei gelassen zusah; allein diese hatte diesmal Humor und meinte, Fischen sei nicht Betteln und es möge sich erst Der beschweren, dem der Fluß gehöre. Der sickernde Fluß der Wanderer aber gehört Gott dem Herrn, — und der läßt alle Fischer und alle Bettler wildern. Auch der Schloßherr fand nichts einzuwenden gegen eine Gestalt, die den Eingang in seinen Park so wunderlich schmückte. Er war ein Freund heiterer Gesichter und sagte, ein so glücklich munteres Antlitz gäbe es in seinem ganzen Schlosse nicht. Auch er warf dem Fischer manche kleine Münze in das Binsenkörbchen. Anfangs soll mancher hohe Herr mit theilnahmevoller Geberde mehrmals einen Thaler hineingelegt, damit aber den Bettelmann erzürnt haben. Er lasse sich nichts schenken, sagte er, zertheilte die große Münze in mehrere kleine und spendete sie — den Armen.

Hosted by Google

Bei schlechtem Wetter war er nicht vorhanden. Die liebe Sonne genoß er mit den Olympischen gemeinsam, in Sturm und Regen ließ er sie allein stehen mit ihren verrenkten nackten Gliedern. Es fragte auch weiter Niemand nach ihm, — oder vielmehr, ich horchte nicht danach aus. Mir aber . . . es ist seltsam genug! Ging ich auch, wenn er oben saß, fast gleichgiltig vorüber —: wenn er nicht oben saß, war mir geradezu bang um ihn. Er wird doch nicht krank sein? Wo er nur wohnt? Was ihn doch verhindern mag, daß er heute nicht fischt? Dem Wege fehlte der Sonnenschein des Bettlerangesichtes. Was mag der Mann nur eigentlich früher gewesen sein, ehe er sich in den Olymp versetzte? Man sprach einmal davon, daß er in der Stadt Häuser besitze; Das glaubte ich nicht, denn dann hätte er die Thaler eingesteckt. Demnächst war er doch wieder da, mit seinem gelben Schafspelz und seinem rothen Turban, und ein Engländer kann nicht geduldiger am Bache angeln, als da oben der Bettler auf die kleinen Almosen wartet. Oefters wollte ich ihn ansprechen, in dem Augenblick aber, wo mein Fuß über den Straßengraben stieg, neigte er sich seitwärts und sein Gesicht nahm einen unguten Ausdruck an. Da ließ ich ihn einsam sitzen auf seinem Thron und ging den kümmerlichen Geschäften des Tages nach.

Nun war es eines Tages, daß vor mir ein barfüßiger Handwerksbursch die Straße dahinpatschte und unterwegs in der hohlen Hand mißmuthig die Münzen besah, die er an dem Tage erfochten haben mochte. Eine schien dabei zu sein, die ihm nicht gefiel; war es nun ein schweizerischer Pfennig, der hier zu Land ungiltig ist, oder war es nur ein messingener Hosenknopf, der ebenfalls ungiltig ist, — ich weiß es nicht. Ich sah nur, wie der Handwerksbursch, als er zu der Stelle kam, wo an der Steingruppe der Fischer saß, diesem zwar nichts in das Körblein warf, hingegen aber die Münze in die Luft schleuderte, dem Bettler zu. Der wollte das metallene Stück abfangen, glitschte dabei aus und fiel in den Straßengraben herab. Ich eilte hinzu, um ihn aufzuheben, er wartete aber nicht auf mich, erhob sich gelassen und murmelte: „Das härteste Bett wäre es nicht“ (denn es war weicher Lehm und langes Gras im Graben) „und so kurz wie die Bauernbetten ist es auch nicht“ (denn der Straßengraben war viele Meilen lang).

„Warum Ihr nur nicht liegen geblieben seid in dem guten Bett!“ sagte ich laut, um eine Anrede zu haben, und machte dabei mein Gesicht lachen, daß er sah, es wäre nicht bös gemeint.

„Warum?“ fragte er entgegen, „weil es noch zu früh ist zum Schlafengehen. Muß zuerst den Gruß und Kuß aufsuchen, den mir der Herr Vagabund zugeworfen hat.“ Und er begann auf dem Boden umherzulugen, rechts und links und vorn und hinten, — und das Geldstück war nirgends. Als er wieder hinaufstieg zu den Himmlischen, rief er plötzlich: „Aha, jetzt hebt Die auch an!“ Denn der schweizerische Pfennig lag auf dem Schoß der sitzenden Aphrodite. Dann hub er hell an zu lachen: „Der soll nur liegen bleiben im Grübel! Das ist ein falscher! O Schand' und Spott!“

Ich wollte den angeknüpften Verkehr nicht sogleich wieder abgebrochen wissen, daher bat ich den Bettelmann, daß er mir den Schweizerischen schenke.

„Wenn Du ihn selber herausnehmen willst!“ antwortete er mit komischer Stimme und drückte fast beide Augen zu. „Ich hab' jetzt nicht Zeit, ich muß lachen. Ich muß lachen über des Vagabunden guten Witz, ha ha ha!“

Hosted by Google

„Wenn ich auch so herzlich lachen könnte!“ war meine Bemerkung, denn jetzt wollte ich um jeden Preis mit ihm anbinden.

„Kannst nicht?“ sagte er und hub an, mit seinen kurzen Fingern unter meinem Kinn herumzukrabbeln, „da muß man Dich halt kitzeln — lach, lach, lach!“

Da lachte ich wirklich, sagte aber: „Lasset Das. So ein Lachen thut weh.“

„Du bist gewiß Einer von Solchen, denen das Flennen lustiger ist als das Lachen!“

„Wenigstens wäre Jenes eher am Platz als Dieses. Wie es zugeht in der Welt.“

„Wie gehts denn zu?“ fragte er, dieweilen er sich wieder auf seinen Sitz schwang, die Stange mit dem Binsenkörblein zur Hand nahm und über die Straße hinausblickte.

„Ihr seht es doch!“ sprach ich, den falschen Pfennig betupfend, „falsch im Kleinen, falsch im Großen, — Alles falsch, Alles Betrug.“

„Mich betrügt Keiner,“ antwortete er, machte die Augen auf und schaute so kühl über mich hinweg, als ob ich Luft wäre.

„Ich wollt' Euch um Etwas gebeten haben,“ so wand ich jetzt ein.

„Gebeten? Du bitten? Du mich?“ Sein Gesicht leuchtete auf wie Werg, an das man mit Zündflämmchen gefahren.

„Ich wollt' Euch gebeten haben um ein Stück Brot.“

Nun schaute er mich forschend an. Mein Stadtherrngewand, das keinen Flicken und keinen Riß hatte, wollte ihm nicht recht stimmen zu dieser Bitte. Daß ich eigentlich nur um ein Stück geistigen Brotes bat, um ein warmes Menschenwort, um einen Funken seines heiteren Wesens, Das konnte er freilich nicht wissen. Sein Antlitz war ernst geworden und völlig gedämpft sagte er: „Wenn Du Hunger hast, dann ists freilich nicht zum Lachen. Auch nicht zum Weinen. Dann ists zum Essen. Schau! Daß Du so spät daherkommst! Vor einer Stunde hätte ich noch einen Apfel und eine Traube gehabt. Ich trage mir morgens mein Essen allemal im Körblein mit hierher. Jetzt müssen wir was Anderes suchen gehen. Aber es ist nicht weit.“

„Wohin denn?“

„Nach Hause.“

Um so besser, dachte ich. Meine Obliegenheit war an diesem Tage vollzogen, ich hatte Zeit, auf Abenteuer auszugehen. Man kennt ja Das mit diesen professionirten Bettlern! In Paris war einer, der dreißig Jahre lang mit verkrüppeltem Leib und in armseligen Lumpen an der Pforte von Notre Dame saß. Wenn er abends nach Hause kam, zogen ihm täglich livrirte Diener die Salonelegance an und dann gings mit lustigen Freunden und Freundinnen zur Tafel, bei der man mit Champagner anfing und aufhörte mit — was weiß ich. Zu Madrid in Spanien soll es sogar eine Aktiengesellschaft auf Bettler geben. Die Krüppel, Kretins und Aussätzigen sind Kapital und Produktion zugleich. Sie werden im Volk zusammengekauft, entsprechend auf günstige Plätze vertheilt, der Impresario leitet die Geschäfte, nimmt abends die Einnahme in Empfang und führt sie wohlverbucht an die Hauptkasse ab, während die Bettler in ihren Pensionen standesgemäß verpflegt werden. Derlei ist mir eingefallen, als ich dem Manne folgte, der in seinem langen Pelz, über der Achsel die Stange, hastig

Hosted by Google

vor mir herlief, dem Dorfe zu. Er war viel kleiner, als er auf seinem Stammsitze aussah; seine in Lappen gewickelten Füße huschten lautlos dahin. Den Dorfleuten, die uns, ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, begegneten, schien er eine gewohnte Erscheinung zu sein; um so verwunderter betrachteten sie mich, der hinter dem gelben Pelz neugierig dreinlief. Durch einen großen Bauernhof ging der Weg, hinaus in einen Obstgarten; dort, zwischen Busch und Baum, stand die Klause. Ursprünglich mochte sie als Hüterhaus gedient haben, jetzt war sie die Wohnung meines Götterlieblings. Im Stübchen ein Tisch, ein Stuhl, ein Kasten, ein Ofen, ein schmales, kurzes Bett, ein Buch, ein Kerzenleuchter. Durch ein helles Fenster strömte Licht auf diese Herrlichkeiten.

Gleich öffnete mein Gastherr den Kasten, begann, mit schneeweißen Linnen den Tisch zu decken, einen kleinen, zierlichen Kübel mit Butter, einen Laib Brot und ein Salzfäßchen herzurichten.

Ich fiel ihm in den Arm: „Nein, mein Lieber, so ist es nicht gemeint. Ihr habt, wie ich sehe, hier die Bibel, und darin steht, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt, sondern auch vom Worte. Ihr sollt mir zuerst hübsch verzeihen, daß ich falsch, wie die Welt schon einmal ist, mich an Euch gemacht habe, und sollt mir dann Etwas sagen."

„Aber essen wirst Du doch!" rief er besorgt.

„Ich sehe Euch nämlich schon seit Jahr und Tag an der Straße sitzen und Almosen heischen," begann ich.

„Da siehst Du ganz richtig," antwortete er.

„Und nun möchte ich gern wissen — nein, es wird doch nicht gehen. Ihr werdet böse sein und — Euch beleidigen! Nein."

„Du mich beleidigen?!" fragte er mit langgezogenem Tone und blickte mich dabei, mitleidig, aber sehr überlegen, mit halbem Auge an. „Du armer Narr!"

„Nun gut. Ich möchte nämlich gern wissen, warum Ihr bettelt."

„Warum ich —? Ha ha ha! warum ich bettle?" fuhr er lustig drein. „Sage mir doch, warum Du Luft schöpfest! Weil Du leben willst!"

„Ihr seid gesund und stark wie Einer. Ihr habt da ein gutes Brot, man sieht ihms an, daß es Euch schmeckt. Aber würde es nicht noch besser schmecken, wenn Ihr es Euch verdient hättet? Mit Arbeiten —"

Jetzt trat er ein paar Schritte zurück, zog über der Brust seinen Pelz zusammen, legte die Arme darüber, schaute mich mit seinem munteren Gesicht herzlich mitleidig an und sprach: „Jetzt hast es gesagt. Jetzt hast es gesagt, das große Wort. Und wenn die sieben Weltweisen sieben Jahre lang dran studirt hätten, — besser hätten sie es auch nicht sagen können: Arbeiten!"

„Na, ich meine nur . . ."

„Arbeiten!" rief er aus und seine Züge verzogen sich wie im Schmerze. „Aber Freund, Arbeiten thut ja weh! Schwitzen! Pfui Teufel! Schau her, Das steht auch in diesem Buche: Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dir Dein Brot verdienen, weil Du gesündigt hast!"

„Nun, da habt Ihr es."

„Ich habe aber nicht gesündigt!" rief er frisch und munter aus. „Ganz unschuldiger Weise bin ich auf die Welt gekommen, habs nicht betreiben und nicht hindern können. Zu Leid hab' ich auch Niemandem was gethan, außer daß

Hosted by Google

ich meine Kindsfrau in den Finger gebissen haben soll, weil sie mir statt der rechtmäßigen Muttermilch Kuhmilch in den Mund schmuggeln wollte. Denn ich glaube, schon mit Zähnen geboren worden zu sein. Und da soll man kein Naturrecht haben zum Essen? Da soll man sich ein solches Recht erst durch allerlei Anstrengungen erwerben müssen? Thu' mir den Gefallen, Kindskopf, und glaube Das nicht!"

„Ihr zieht es also vor, Andere für Euch arbeiten zu lassen."

„Jetzt wirst Du bitter, mein Freund," sagte er gutmüthig. „Und Das taugt wieder nicht. Aerger ist kein kleineres Unrecht als Arbeit. Ich will Niemanden verleiten und ich habe all' meiner Tage keinem Menschen befohlen, für mich zu arbeiten. Siehst Du es denn nicht? Die ganze Welt ist voller Thiere, alle sind frisch und munter und kein einziges ist so dumm wie der Mensch und arbeitet. Arbeiten die Menschen für sie? Laßt diese zweibeinigen Herrschaften nur erst aussterben, dann arbeitet Niemand mehr und die Welt wird doch voll Leben sein."

Als ich in das Häuschen getreten war, hatte ich nicht gedacht, in wenigen Minuten hier vor einem hohen Herrn zu stehen. Nun sah ichs: Das war Einer. Das war einmal ein Anderer, als die Gewöhnlichen sind. Um ein Stück Brot war ich gekommen. Er gab ein großes. Ob es auch nahrhaft war, Das sollte sich erst zeigen. Im ersten Augenblick fühlte ich mich schier betäubt. Wie? Das Thier arbeitet nicht und lebt doch? Und glücklicher als der Mensch, gerechter, schuldloser. Es ist naturgemäß, nicht zu arbeiten. Diesen Gedanken hatte ich noch nie gedacht. Während ich noch befangen war, begannen sie, heranzukommen. Zuerst die krabbelnde Ameise: „Es ist nicht wahr! Wir arbeiten." Dann die summende Biene: „Verleumdung! Wir arbeiten!" Dann der Biber, die Spinne, die Vögel, die Schlangen und Andere in langen Reihen und Alle rufen pfeifend, piepsend, gröhlend, knurrend, bellend, krähend: „Wir arbeiten! Wir arbeiten!"

Ich sagte es dem Bettler. Er lächelte freundlich und sprach: „Mein vielliebster Gast! Das weiß ich ja, daß der Maulwurf wühlt. Aber denke an: zwischen Arbeit und Arbeit ist eine breite Straße. Bin ich ein Müssiggänger? Nein, ich bin ein Bettler. Ich gehe aus, um zu sammeln. Ich strecke meinen Stab aus, um Gaben in Empfang zu nehmen, ich trage sie nach Hause, die Münzen setze ich in Lebensmittel um, die Lebensmittel bereite ich zu, bewahre sie auf, achte, daß sie nicht verderben. Ist Das Arbeit? Nein, es ist Thätigkeit. So arbeitet auch das Thier. Aber ich mache keine Arbeit, die Anderen zu Gute kommt, Solchen, die nicht arbeiten, die faullenzend in Prunk und Hochmuth Das genießen, was Fremde erwerben. So arbeite ich nicht."

„Das ist eben eine menschliche Erfindung," sagte ich.

„Nein, eine teuflische!" rief er. Da war er ganz erregt.

„Thätigkeit und Arbeit, den Unterschied kennt man," sagte ich. „Pflügen und Säen ist Arbeit, Ernten ist nur Thätigkeit. Ihr, lieber Bettelmann, habt Euch für das Ernten entschieden."

„Und Das ist das Richtige!" fiel er ein. „Nicht arbeiten, nur sammeln. Die Natur produzirt ihre Früchte aus sich selbst. Arbeit ist Sünde gegen die Natur. Töte mich, wenns nicht wahr ist."

„Ich töte Euch nicht," war darauf meine Entgegnung, „denn Ihr müßt mir vorerst noch Antwort geben. Ihr wollt also nicht für Andere arbeiten?"

„Nein."

Hosted by Google

„Aber Andere sollen für Euch arbeiten?"

„Schaf Gottes, wer sagt denn Das?" rief er aus. „Ich sammle ja nur Brosamen. Sie geben mir doch nur Das in den Korb, was sie zu viel haben, was sie verstreuen wollen. Sie thuns nicht aus Barmherzigkeit, sie thuns, weil ihr Ueberfluß in ihnen das Bedürfniß gezeitigt hat, Abfälle zu haben, armen Kreaturen manchmal etliche Brocken hinzuwerfen. Sie sollen nur geben. Dankbar müssen sie sein, daß sie geben dürfen."

„Wie kann man bei so hartem Urtheil über die Menschen ein so heiteres Auge haben?" fragte ich ihn.

„Junger Freund," antwortete er, „Das kann man, wenn man fertig ist. Glaubst Du, daß meine Mutter mich als Bettler geboren hat? Meine Wiege war der Reichthum, lieber Mensch! Das, was ich heute bin, habe ich selbst aus mir gemacht!" Im stolzen Ton des Emporkömmlings waren diese Worte gesprochen. „Aber viel brauchts, bis man es so weit bringt!" fuhr er fort. „Viele Jahre lang, o meine schönste Lebenszeit, habe ich mich vom Besitz knechten lassen. Man glaubt, sein Leben zu schmücken, und man belastet es nur. Die tausenderlei Dinge und Dingelchen, die an den Reichen sich kletten, — ein abscheulicher Ballast! Man kann nicht weiter, man kann nicht hinan, man ist ein Sklave und trägt die schwere Kette nur deshalb mit Gier, weil sie von Gold ist. Und ist ein durch und durch lumpiger Lump. Du hast gewiß Bekanntschaft mit reichen Leuten. Nun also. Ich war auch so Einer. Betrachte ihr dummes Leben, — und Du hast meins vor Augen. Aber endlich, als mir übel war, aus- und inwendig, gerade schon auf dem Punkt, wo die Besseren sich zu töten pflegen, erwachte in mir der Egoismus. Hols der Teufel! dachte ich, und schmiß den ganzen Krempel von mir. Es war eine wanstige Ledertasche."

Als er nicht weiter sprach, fragte ich: „Was war mit dieser Ledertasche?"

„Ins Wasser habe ich sie geworfen."

Man spricht auch bildlich so, aber bildlich wars nicht gemeint. Eine Stunde unterhalb der großen Stadt, in den Auen, genau hat er den Platz bezeichnet, wo er seine Papiere, im Werthe von mehr als einer Million Gulden, in die Donau geworfen hat.

„Ihr seid nicht klug!" rief ich erschreckt.

Er klopfte mir auf die Achsel: „Das muß ich besser wissen."

„Das mag ja sehr philosophisch sein, aber gut ist es nicht." Also mein überlegener Einwand. „Ein guter Mensch hätte das Vermögen, statt es ins Wasser zu werfen, einem Armen geschenkt."

„Der wäre davon ja reich geworden, Du Tropf!" rief der Bettler. „Ich habe mir ohnehin nachher Vorwürfe gemacht. Wie leicht konnte die Ledertasche aufgefangen werden und in Menschenhände kommen. Gift wirft man nicht ins Wasser."

„Ihr hättet das Vermögen ja an tausend Arme vertheilen können."

„Du hast leicht reden," entgegnete er darauf. „Du bist sicherlich nicht aufgewachsen unter der Thorheit der Million. Wäre ich damals schon weise gewesen, so hätte ich das Geld nicht zu hassen gebraucht. Ich habe nur gesehen, daß es mein Unglück ist, so habe ich gemeint, es müßte auch das Unglück Anderer sein. Und obs nicht so ist? . . . Sage es, Mensch, den ich nicht kenne! Ich kenne dich nicht, ich liebe Dich nur, weil Du doch hungrig bist, nicht? Nun siehe:

Hosted by Google

glaubst Du nicht auch, daß Dir geschenktes Geld zuwider ist? Daß es Dich verwüstet? Daß Dich nur der Besitz freut, den Du Dir selber erworben hast?"

„Und so spricht ein Mann, der an der Straße sitzt und bettelt?"

Er blinzelte mit dem einen Auge, drückte das andere zu und sprach: „Das verstehst Du nicht. Die Pfennige, die ich bekomme, sind ehrlich erworben. Halte ich doch die Stange hinaus! Sage ich doch mein ‚Vergelts Gott' dafür! Der Thaler, wenn er in den Korb fiele, wäre geschenkt. Ich lebe von Pfennigen, begleiche meinen Wohnungzins, nähre mich, kleide mich, bin Niemandes Herr, Niemandes Knecht und stärker als der König."

„Das wäre!"

„Ja, Das ist," fuhr er lustig fort. „Der König hat ein großes Heer und muß doch immer noch fürchten, daß ihm der Feind Etwas wegnimmt. Mir kann Niemand was wegnehmen."

Ich langte wie raubend nach dem Butterkübel.

„Ha ha ha, die Butter gehört dem Hausherrn!" lachte er, „sie ist noch nicht bezahlt. Und deswegen, Freund, muß ich wieder ans Tagewerk." Er langte seinen Korbstab aus dem Winkel.

Ich hielt ihm die Hand hin: „Hat mich gefreut, endlich einmal die Bekanntschaft eines Glücklichen gemacht zu haben."

Er wandte sich rasch um, als ob Der, zu dem ich sprach, hinter ihm stände.

„Ein Glücklicher — wo?" fragte er wie verblüfft. „Solltest Du mich —? Ja ja, es geht mir so weit gut, aber glücklich bin ich nicht. Du siehst es ja." Er deutete auf seine Lagerstätte. „Viel zu kurz. Ich bin fünf Schuh lang und der Trog vier. Was kannst machen? Bei den Bauern findet mans nicht anders. Man grübelt nicht weiter, klappt sich zusammen, — und gut ists."

Ich sah es wohl ein. Auf einen sechs Schuh langen Erdenraum hat sogar der Tote Anspruch, — und dieser Lebendige besaß ein Drittel weniger. Er hätte vielleicht nur das Fußbrett ausstoßen müssen . . . So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glücke. Aber er erreicht es nicht.

Als wir selbander die Straße dahingingen, begegnete uns der Schloßherr, er fuhr vierspännig und grüßte den Bettelmann mit einer leichten Handbewegung. Dieser dankte „von oben herab". Dann blieb er stehen, schaute ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte: „Armer Bruder! Der Krebs hat sechs Beine und Du hast achtzehn. Wenn Dir eins bricht!"

„Sagt Ihr auch zu dem Du?" fragte ich.

„Ha ha ha! Das ist der Erste gewesen, den ich geduzt. Zu den Eltern hat man damals Sie gesagt. Welsche Narrheit. Aber die Geschwister unter einander . . . immer Du."

Er war zur Stelle. Ohne Weiteres kletterte er mit guter Uebung an den steinernen Statuen empor, setzte sich in den Schoß der Aphrodite und streckte den Stab mit dem Binsenkörbchen aus — nach mir.

Ich reichte dem Bruder des Schloßherrn zwei Pfennige und schritt nachdenklich meines Weges.

Graz. Peter Rosegger.

Hosted by Google

Das Wonnejahr der Industrie.

Viele Jahre muß man zurückgehen, um in unserer Industrie einen Aufschwung wie den des Jahres 1896 zu finden. Im Ganzen läßt sich von dem hinter uns liegenden Jahre sagen, daß selbst sonst schlechte Werke und Maschinenfabriken, die sich, wegen minderwerthiger Anlagen oder ungeschickter Verwaltung, zu quälen pflegten, jetzt sehr gut arbeiteten. Wohl wird auf vielen technischen Gebieten über die Preise geklagt und die kaufmännischen Leiter erwägen oft ernsthaft, ob sie nicht lieber manche Aufträge ganz zurückweisen sollen, statt sie zu niedrigen Bedingungen auszuführen, die dann für die Folge bleiben könnten. Bisher ist aber diese Politik der Enthaltsamkeit noch nirgends gewählt worden.

Unsere Bergwerksthätigkeit hat in den Männern von Rheinland und Westfalen ihre Träger; in keinem anderen Theil des Reiches begegnet man so zahlreichen Geschäftsleuten von überaus großer Sachkenntniß, von einem schon durch Generationen geübten strengen Fleiß. Ich spreche da gar nicht von den Bergwerksleitern selbst; wer aber jemals in Essen oder Dortmund in ein Comptoir gekommen ist, wird über die Gründlichkeit gestaunt haben, womit da über die verschiedenen Eisen- oder Kohlenverhältnisse gesprochen wird. Das Interesse an der allgemeinen Lage der Branche, nicht nur am eigenen Profit, ist stets wach. Diese Intelligenz erklärt auch die merkwürdige Erscheinung, daß z. B. Besitzer großer Tuchfabriken in Westfalen zugleich Bergwerksbesitzer im Rheinlande sein und dabei noch als Zuckerraffineure in Schlesien Aufsehen erregen können, — zuweilen auch noch, wie etwa die Schöller in Wien, ein Bankgeschäft betreiben. Aus solchen Familien sind zum Theil auch unsere Montangrößen hervorgegangen, zum Theil aber, wie Baare, aus den Kreisen kleiner Eisenbahnbeamter, denen dann natürlich auch noch bedeutende persönliche Eigenschaften zu Hilfe kommen müssen. Manche Hütte wurde durch einen Bergrath verpfuscht und durch einen Eisenbahntechniker wieder in gute Wege gebracht. Unsere Eisen- und Stahlmänner gelten nicht allein als sehr umsichtig, sondern im Allgemeinen auch als freundlich und entgegenkommend. Die selben Herren treten allerdings ihren Arbeitern oft als Despoten entgegen, — man behauptet aber, daß es ohne ein Bischen Despotismus nicht gehe. Bestätigt wird mir ein ähnlicher Wahn auch von Spinnerei- und Webereibesitzern, die zwar keine so scharfe Disziplin wie in Dortmund und Bochum halten können, aber in ihrer Thätigkeit empfindlichen Chicanen ausgesetzt sind. Während nun solcher Kattunfabrikant seine etwa absichtlich schlecht gewebten Stoffe klaglos bei Seite legt, war es bei unseren Bergwerksgewaltigen lange Mode, ihren Jammer in Berlin hören zu lassen. Herr Baare z. B. wird gewiß zugeben, daß Herr von Stumm nicht der Einzige war, der Fahrten zur Staatsregirung unternahm. Und es war sehr natürlich, daß man jedes Ministerium für untüchtig hielt, das zu solchen Klagen über das steigende Selbstbewußtsein der Arbeiter überraschte Mienen zeigte. Hält, wie man annehmen darf, der Aufschwung unserer Industrie weiter an, so wird auch wohl die Lohnbewegung eine ziemlich allgemeine werden. In diesem Falle wäre es nach der Ueberzeugung praktischer Geschäftsleute höchst verhängnißvoll, wenn unsere Regirung gewissermaßen in eigener Person mit einer der beiden Parteien Brüderschaft tränke. Wohl gemerkt: öffentlich; denn still — und oft unbewußt — wahrt heute noch jede Behörde das Interesse der Be-

Hosted by Google

sitzenden gegenüber den Besitzlosen, — Das liegt nun einmal in unsererer bald fünfzigjährigen großbürgerlichen Entwickelung.

Die Industriebewegung des abgelaufenen Jahres läßt sich aus dem Kurszettel mit seinen Aktienwerthen aller Art nur unvollkommen erkennen; aber interessant genug ist dieses Spiegelbild immerhin. Auf dem weiten Montangebiet sind zunächst die großen spekulativen Eisen- und Kohlenpapiere am Wenigsten gestiegen, vielleicht wegen ihrer bereits früher eingetretenen Steigerung, die, seit man den Ultimohandel gesetzlich zu fürchten hatte, zu Gunsten der sogenannten Kassapapiere zurücktrat. Auf Lieferung wurden sechs oder acht Papiere gehandelt; den sonstigen breiten Raum der Kurszettel nehmen die Aktien des Comptantverkehrs ein. Aber auch bei ihnen finde ich eigentlich eine Aufwärtsbewegung nur bis in den September hinein; seitdem warf die Börsenreform ihre Schatten voraus und die Kursgewinne von 20, 40, auch 60 Prozent verringerten sich zwar nicht, setzten sich aber auch nicht fort.

Zunächst ist bei Kohle wichtig, daß, wie mir aus ziemlich guter Quelle bekannt wird, das Verkaufssyndikat bereits von selbst den Führern der Arbeiter Lohnerhöhungen in Aussicht gestellt hat. Das wäre, angesichts der glänzenden Konjunktur von heute, nur weise zu nennen; denn schon die Furcht vor Streitigkeiten könnte das Kohlengeschäft schwierig machen. Wenn jene Gesellschaften ihre Gewinne nicht total ausschütten, sondern mehr auf die Stetigkeit guter Dividenden sehen wollen, so haben doch diese richtigen Grundsätze mit einer Stetigkeit der Löhne wenig zu thun: im Falle einer Verschlechterung des Kohlenmarktes wird die Förderung beschränkt und die eingelegten Feierschichten werden selbst bei sonst „stetigen" Löhnen nicht mitbezahlt. Was die Macht des Syndikates betrifft, so giebt es auch Zweifler, die behaupten, diese Macht ruhe nur auf zwei Augen, denen des Generaldirektors Kirdorf von der Gelsenkirchener Aktien-Gesellschaft. Freilich hatte man das Selbe auch von dem Gedeihen der Laurahütte gesagt, als Herr Richter noch am Leben war.

Auerbecker Kohlenaktien gehörten zu den wenigen, die beträchtlicher zurückgegangen sind; es gab da maschinelle Schwierigkeiten, die aber jetzt überwunden sein sollen. Das Kapital ist klein und das Interesse an den Aktien bekunden eigentlich nur ein paar rheinische Bankhäuser. Arenberger mit ihren 40 Prozent Dividende sind von 625 auf etwa 770 gestiegen. Die Gruben zählen zu den allerreichsten; damit man als Besitzer nicht das Herzogs-Geschlecht ansehe, das in unserem Kolonialverein, in der französischen Suez-Compagnie und der belgischen Kammer eine Rolle spielt, sei hier bemerkt, daß die meisten Aktien der Familie Waldhausen in Essen gehört. Bonifazius besitzt beste Gaskohlen, aber das Publikum hegt noch immer eine gewisse Scheu, von früheren Wasserkalamitäten her, denen freilich jetzt vorgebeugt sein soll. Der Kursgewinn für 1896 beträgt etwa 20 Prozent. Die in den Zeitungen oft genannte Zeche Dannenbaum wird von ihren Gründern nachhaltig gefördert. Beim Kölner Bergwerk, dessen Aktien von 170 auf 212 gestiegen sind, kommen seit mehreren Jahren die niedrigsten Förderungskosten vor. Eschweiler besitzt Eisen und Kohle, zieht aus dem Hochofen gute Revenuen und soll besonders vorzügliche Kohle haben. Köln-Mäsener waren von je her das Schmerzenskind des Schaafhausenschen Bankvereines; in diesem Jahre sind aber auch sie um etwa 26 Prozent vorwärts gekommen.

Hosted by Google

Von Eisenaktien seien erwähnt: Hochdahl, die von einem Rückgang der Konjunktur stets empfindlich leiden; die doppelt konvertirten Aktien sind von 96 auf etwa 132 gestiegen. Die Georg-Marienhütte soll jetzt einen guten Generaldirektor gewonnen haben. Bei Harkort hat sich der Bergbau etwas gehoben, im Brückenbau hat die Gesellschaft seit einiger Zeit einen großen Ruf. Das Hörder Bergwerk ist endlich mit seinen Neuanlagen in Ordnung und hat die größte Stahlproduktion des Kontinentes erreicht. Wittener Gußstahl, einst stark zusammengelegt und sogar mit Nachzahlung, profitiren jetzt von sehr guten Patenten.

Die Maschinenfabriken haben fast sämmtlich eine kaum zu bewältigende Fluth von Aufträgen erlebt. Charakteristisch ist, daß die landwirthschaftlichen Maschinen die niedrigsten Preise zahlen, die Zuckerfabriken dagegen, denen es doch nur „sehr theilweise" gut geht, die höchsten. Von Nähmaschinen gehen die amerikanischen, aber nur diese, besser als je.

Die Brauereithätigkeit gilt diesmal als aussichtvoll. Der Absatz war sehr bedeutend und die Einkäufe der Rohstoffe waren preiswürdig. In deutschen Schaumweinen vergrößert sich der Absatz von Jahr zu Jahr. Geschähe von oben herab nur halb so viel z. B. für den Bernstein, so sähe es um die Aussichten dieses Schmuckmaterials anders aus.

Die Tuchfabrikation sieht ihre Käufer recht zurückhaltend. Der Hauptverkauf ist nach dem Auslande. Baumwollzeuge sind in letzter Zeit sehr flau. Die Konjunktur ist rückgängig und die Preise sind schwankend. Bei Wollstoffen steht das fertige Fabrikat leider nicht mehr im richtigen Preisverhältniß zum Rohmaterial: die Konkurrenz ist zu groß geworden.

Sehr lebhaft gehen die deutschen Cementfabriken, die bekanntlich auch nach überseeischen Ländern exportiren. Bei einer der größten, der heidelberger, sind in diesem Jahr die Aktien um 34 Prozent gestiegen. Das großartige Werk ist nach dem Brande direkt an die eigenen Gruben verlegt worden.

Papier- und Zellstoff-Fabriken sind in ausgedehnter und nutzbringender Thätigkeit. Cirkulare und Reklamen schwellen in einem unheimlichem Wachsthum an.

Ueber die Elektrotechnik würde ich nur hier bereits Gesagtes zu wiederholen haben. Chemische Aktien sind bis zu vierzig Prozent gestiegen. Selbst von den berliner Werken, die doch nicht allzu großartig sind, sprechen Unbefangene mit sicherem Optimismus; so von Schering, trotzdem Jodpräparate immer noch im Preise schwanken. Bei Griesheim wird besonders die elektro-chemische Fabrikation als „überaus ertragreich" geschildert. Die Badische Anilin- und Sodafabrik, in der organischen Technologie die erste der Welt, macht, was noch wenig bekannt ist, neuerdings große Quantitäten künstlichen Indigos, der auf dem Markt allerdings die Konkurrenz mit dem natürlichen Indigo aufzunehmen hat, da der Preisunterschied nicht mehr groß ist. Die Höchster Farbwerke, die Hauptfabrikationstätte von Heilmitteln, haben es durchgesetzt, daß das staatliche Institut zur Prüfung des Heilserums von Berlin nach Frankfurt verlegt werden soll.

Um mit etwas Wohlriechendem zu schließen: die deutsche Parfumerieherstellung vergrößert sich so rasch, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn auch in dieser Branche nächstens Aktiengesellschaften entstehen sollten. Pluto.

Hosted by Google

Beim Hintermann.

Hochgeehrter Herr Chefredakteur!

Als Sie vor den Feiertagen so überaus freundlich zu mir waren, als Sie mir, weil ich mich gut gehalten habe, Zulage versprachen und mir sagten, ich könne, wenn ich so fortführe, eines Tages noch diplomatischer Recherchеur werden, mit nahezu fünftausend Mark Jahresgehalt, da war ich wirklich fast zu Thränen gerührt und überlegte mir, während ich in den Schriftstellerklub ging, wie ich Ihnen wohl eine kleine Freude bereiten und zugleich zeigen könnte, daß Sie Ihre Wohlthat keinem Unwürdigen erwiesen haben. Lange fiel mir nichts ein. Endlich aber kam mir ein rettender Gedanke: wenn ich Ihnen für die stille Zeit zwischen den Festen ein feines Interview brächte! Was recht Aktuelles, daß die Anderen es, wenn sie auch vor Neid platzen, nachdrucken müssen! Was aber war augenblicklich aktuell? Immer noch Leckert, Lützow und Tausch. Ich erinnerte mich, in einer Ihrer herrlichen Wochenübersichten gelesen zu haben, jetzt käme Alles darauf an, die Hintermänner des Kriminalkommissars zu entdecken. Und Donnerstag früh hatte ich in unserem Blatte eine Notiz gefunden, worin gesagt war, der berüchtigte Harden von der „Zukunft" sei als Zeuge nach Moabit vorgeladen worden, weil er sowohl mit Tausch als mit dem jungen Leckert „in persönlichem Verkehr" gestanden habe. Die Notiz war mir gleich aufgefallen; sie war offenbar nur wegen des Schlußsatzes mit diesem Harden fabrizirt worden, dessen Name doch nie genannt werden darf, wenn man ihm nicht gerade Etwas anhängen will. Ich weiß, welche großartigen Verbindungen Sie haben. Am Ende waren Sie hier schon einem der Hintermänner auf der Spur? Jedenfalls konnte es lohnend sein, den Menschen mal aufzusuchen und zu sehen, was mit Schlauheit aus ihm herauszubringen war. Da wir jetzt einen wesentlichen Theil der Rechtspflege zu besorgen haben, müssen wir uns als kriminalistische Rechercheure üben. Ich ging also hin.

Zweimal mußte ich klingeln. Sollte er schon verhaftet sein? Nein: beim dritten Male wurde geöffnet. Ich schickte meine Karte, mit Redakteur drauf, hinein. „Der Herr läßt bitten ..." Befangen war er eigentlich nicht. Nur ein Bischen klapperig sah er aus, behauptete, Influenza zu haben, und sagte, sein Arzt sei leider nicht in Berlin. Dabei drehte er sich nach seinem Schreibtisch um, wo drei Bilder standen: Bismarck (Sie wissen: Der mit der Depesche und dem Landesverrath), Björnson (Der mit der Weste) und Schweninger (mit der Protektion und der Aerzteschule). Und alle Drei hatten ihm was draufgeschrieben. Ich jubelte innerlich: Das konnte eine nette Haussuchung werden! Sonst bemerkte ich nichts Auffälliges. Die Kassenscheine und Rubelnoten, die er von Bismarck und Witte für das neue Quartal bekommen haben mußte, hatte er wahrscheinlich bei Seite geräumt, als ich gemeldet wurde.

Hosted by Google

„Ich komme mit einer Bitte, verehrter Herr Kollege," sagte ich. Er wurde unruhig, spielte nervös mit einem kleinen goldenen Pallasch, den er wohl zum Papierschneiden benutzt, bat mich aber höflich, fortzufahren:

„Sie haben da neulich über die Depesche geschrieben, die in den Münchener Neuesten Nachrichten stand und Bronsart und Köller so viel Aerger bereitete. Die Sache wurde nachher dementirt, ich . . ."

„Was ich über den Ursprung dieser Depesche gesagt habe, ist durch kein Dementi umzustoßen, denn es ist, wie ich gleich mittheilte, die offizielle Version, — und an deren Wahrheit werden Sie doch hoffentlich nicht zweifeln? (Ich beeilte mich, eine entschieden abwehrende Handbewegung zu machen.) Nach dieser Version hätte Herr von Köller, der ein Gegner der Oeffentlichkeit des Militärstrafprozesses ist, im Kasino am Pariser Platz Herrn von Lerchenfeld, dem bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrath, Einiges von den Vorgängen in der Sitzung des Staatsministeriums mitgetheilt, — übrigens durchaus nicht in böser Absicht, sondern in gemüthlicher Zecherstimmung. Diese Mittheilungen soll Herr von Lerchenfeld noch an dem selben Abend durch einen jungen Diplomaten an Herrn von Crailsheim weiterbefördert haben; und da zufällig gerade ein Redakteur der Münchener Neuesten Nachrichten bei dem bayerischen Minister war, als der Attaché aus Berlin ankam, fand die für Bayern besonders wichtige Nachricht den Weg in das münchener Blatt. Das ist, ich wiederhole es, die offizielle Version, an deren Richtigkeit dem Unterthanenverstand kein Zweifel gestattet ist."

Ich hatte ihn augenscheinlich schon sicher gemacht und konnte nun keck aufs Ziel losgehen. „Sie scheinen gute Verbindungen zu haben?"

Er sah mich, mit einer halben Wendung, erstaunt an. „Verbindungen? Ach nein, danach habe ich nicht das geringste Bedürfniß. Mitunter besucht mich Jemand und erzählt mir den oder jenen Vorgang oder irgend ein Bekannter schreibt mir, was mich interessiren könnte. Uebrigens: Sie wollten mir gewiß auch Etwas erzählen oder was verschafft mir sonst . . ."

Jetzt mußte es sein. Ich sah ihn fest an und sagte: „Ich komme wegen der Notiz."

„Welche Notiz meinen Sie?"

„Na, mit Ihnen und Tausch!"

„Ach so: daß ich, wie sämmtliche berliner Zeitungen melden, mit dem jungen Herrn Leckert und dem Kriminalkommissar von Tausch ‚in persönlichem Verkehr' gestanden haben und nun als Zeuge vernommen werden soll? Ja, die Sache ist natürlich wahr, sonst hätte Ihr Kollege August Stein sie nicht an die Frankfurter Zeitung telegraphirt. Bis heute, fünf Tage nach dem Erscheinen der Notiz, habe ich zwar noch keine Vorladung erhalten, aber sie wird schon noch kommen, denn die Nachricht geht ja von den Informirtesten aus und es ist eine hübsche Mode, daß man von solchen Dingen

Hosted by Google

jetzt rechtzeitig durch die Zeitungen in Kenntniß gesetzt wird. Es wird Leute geben, die darin das Zeichen einer Desorganisation — oder besser: eines détraquement — sehen, das man früher in Preußen nicht für möglich gehalten hätte, denn solche Nachrichten können schließlich nur durch einen groben Vertrauensbruch in die Presse gelangen. Aber die Sache ist wahr: Herr Leckert und Herr von Tausch sind in meiner Wohnung gewesen und haben auf der selben Stelle gesessen, wo Sie jetzt sitzen. Nun wird der Gang der Ereignisse nach menschlicher Voraussicht zunächst wohl so sein: Hauptverhandlung gegen Tausch, der am dritten Tage reuig zusammenbricht und mich als seinen Hintermann nennt; Hauptverhandlung gegen mich, schon am zweiten Tage Zusammenbruch und offenes Bekenntniß, daß ich meine dunklen Thaten als ein Reisläufer im Solde des Fürsten Bismarck verübt habe. So ungefähr denken Sie sich den Verlauf, nicht wahr, und darauf sollte die nette Notiz die Leser doch vorbereiten?"

Ich muß Ihnen gestehen, hochverehrter Herr Chefredakteur, daß die Dreistigkeit seines Auftretens mich aus der Fassung brachte. Freilich nicht lange. Ich hatte bisher nur mit unseren zuverlässigen und bürgerlich unbescholtenen Kollegen zu thun gehabt. Nun fühlte ich, daß ich einen abgefeimten Verbrecher vor mir hatte und daß ich ihm in gleicher Münze dienen müsse. Ich sah ihn noch fester an als vorhin und sagte: „Bekamen Sie von der geheimen Polizei einen Monatslohn oder wurden Sie von Fall zu Fall honorirt?" Jetzt mußte er wüthend werden und mir die Thür weisen. Dann wußte ich genug.

Er wurde nicht wüthend. Er wies mir auch nicht die Thür. Sein Ton wurde sogar sanfter, als er vorher gewesen war, und klang jetzt beinahe mitleidig.

„Sie Aermster sind gewiß schon recht lange in der Presse thätig?" fragte er. Wollte er ablenken, um mir nicht antworten zu müssen?

„Erst seit sechs Jahren. Aber . . ."

„Das genügt. Wissen Sie, daß ich herzliches Mitleid mit Ihnen habe, etwa wie mit einem noch jungen Mädchen, das in ein Bordell verschleppt worden ist? Ueber mein Einkommen kann ich Ihnen zwar keine Auskunft geben; gehen Sie in meine Expedition, lassen Sie sich die Bücher zeigen — ich will Ihnen eine Karte mitgeben — oder wenden Sie sich an Herrn Tuebben und verrathen Sie Ihren Kollegen dann das große Geheimniß, daß man sich selbst heutzutage noch in der Publizistik anständig und reinlich ernähren kann. Weil Sie aber den seltenen Muth haben, einem Menschen die Gemeinheiten ins Gesicht zu sagen, die Ihre Kollegen unter dem Schutz der Anonymität als feige Jammermänner nur schüchtern andeuten, will ich Ihnen die Möglichkeit schaffen, ein Artikelchen zu schmieden und damit für den Neujahrstag ein paar Groschen zu verdienen. Ich will Ihnen von meinem ‚persönlichen Verkehr' mit Leckert und Herrn von Tausch erzählen und Sie können, was ich Ihnen sage, getrost drucken lassen. Zunächst also Leckert.

Hosted by Google

Dieser junge Herr fühlte in sich die Kraft, für die ‚Zukunft' zu schreiben. Ueber Theater natürlich. Zuerst schreibt man ja fast immer über Theater. Er bot mir seine Dienste an und war, mit seinem fahlen Kindergesicht und seinem hilflosen Stottern, so rührend komisch, daß ich ihm nicht böse sein konnte. Er schickte mir wirklich auch ein paar Stilstümpereien, die ich, wie so viele in jeder Woche, mit einer höflichen Zeile zurücksandte. Dann hörte ich lange nichts mehr von ihm. Eines Tages kam er in meine Wohnung — zum Schauplatz der ersten Gespräche hatte er die Zeitungecke eines Kaffeehauses gewählt — und brachte mir eine aus irgend einem Winkelblatt geschnittene Notiz, worin erzählt war, die ‚Zukunft' sei ihrem Ende nahe und wäre aus Mangel an Abonnenten schon eingegangen, wenn Graf Herbert Bismarck nicht mit etlichen tausend Mark aus der Klemme geholfen hätte. Ob er, Heinz Leckert-Larsen, dagegen nicht Etwas thun solle. Ich antwortete, die Albernheit könne eigentlich nur den Grafen Bismarck beleidigen, dem eine märchenhafte Thorheit und Geschäftsunkenntniß zugemuthet werde, und sagte, was ich eben Ihnen gesagt habe: Männlein und Weiblein, die sich für die Einnahmeverhältnisse der ‚Zukunft' interessiren, sollten sich in der Friedrichstraße die Bücher vorlegen lassen. Sein hitziger Eifer war aber so leicht nicht zu kühlen und er schied mit der Betheuerung, morgen solle ich eine geharnischte Abwehr schauen. Zu meiner Freude sah und hörte ich davon nichts. Herr Leckert aber erschien noch ein letztes Mal bei mir, um mir über die Gründe, die Herrn von Bronsart zum Rücktritt getrieben hatten, Nachrichten anzubieten, die nach seiner Behauptung aus absolut zuverlässiger Quelle stammten. Auch dafür hatte ich keine Verwendung und fragte den jungen Herrn nur lächelnd, ob er denn jetzt unter die Politiker gegangen sei. Er antwortete mit der Gegenfrage, ob ich nicht wisse, daß er vom Fürsten zu Hohenlohe in Breslau empfangen worden sei und in der ‚Welt am Montag' einen sensationellen Artikel veröffenlicht habe. Ich mußte zu meiner Schande bekennen, daß ich dieses gewiß vortreffliche Organ niemals lese, daß mir also auch die dort beigesetzten Sensationen fremd geblieben seien. Der junge Politiker schien verschnupft und empfahl sich schnell. Das ist mein ‚persönlicher Verkehr' mit Herrn Leckert, — den ich übrigens für viel weniger schuldig halte als die gewissenlosen Leute, die den Kraftleistungen eines eitlen Knaben, weil sie davon ein Geschäftchen erhofften, bereitwillig Unterstand gewährten. Die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Herrn von Tausch ist noch kürzer. Ich habe den Kriminalkommissar bis zum Beginn des Prozesses, der ihm so verhängnißvoll werden sollte, einmal, im Oktober 1895, gesehen. In einem privaten Beleidigungprozeß, der in Gotha spielte, war ich von beiden Parteien als Zeuge vorgeschlagen worden und Herr von Tausch sollte mich über einen für die Beweisaufnahme erheblichen Punkt um Auskunft bitten. Wir sprachen dann noch etwa eine Viertelstunde über den Fall Hammerstein, den Kotzefkan-

Hosted by Google

dal, den neuen Polizei-Präsidenten, den der Kommissar eifrig lobte, und — flüchtig — über das gegen mich gerade damals im Reichsanzeiger veröffentlichte Neunmänneratteſt. Mir blieb der Eindruck, daß Tausch unter irgend einem Vorwande im Interesse des Herrn von Boettticher gekommen war, um zu erforschen, was ich auf die Erklärung antworten würde. Wir trennten uns höflich, als zwei einander völlig Fremde, und ich hörte nichts mehr von ihm. Zwei Tage vor seiner Verhaftung kam er wieder zu mir. Ich sah einen ganz gebrochenen Mann. Ehe er ins Zimmer trat, sagte er: ‚Ich hätte nicht gewagt, Sie aufzusuchen, wenn ich nicht mit gutem Gewissen Ihnen schwören könnte, daß ich unschuldig bin.‘ Dabei weinte er, wie ich nie einen robusten Mann weinen gesehen habe, und ich hatte Mühe, ihn einigermaßen zu beruhigen. Nach seiner Angabe kam er nur, um von mir einen Rath über die Wahl eines Vertheidigers zu erbitten, dem er im Falle einer Anklage sein Geschick anvertrauen könne, und um zu verhindern, daß auch ich mich durch die Prozeßberichte blenden ließe und ihn ungehört verurtheilte. Auf meine mehrfach wiederholte Frage, ob er nicht am Ende doch heimlich gegen Herrn von Marschall gewühlt habe, antwortete er immer wieder: ‚Nein, nicht im Traum ist mir Das eingefallen; ich bin, offen gesagt, zum Intriguiren viel zu bequem; ich hatte stets den Wunsch, diesen falschen Verdacht zu beseitigen, aber Marschall wollte mich nie empfangen.‘ Ich hielt es für meine Menschenpflicht, dem morschen Manne Muth zuzusprechen, und sagte ihm, wenn er sich unschuldig fühle, müsse er auch die Kraft finden, diese Krisis zu überstehen. Er wurde ruhiger, dankte und ging. Das ist mein ‚persönlicher Verkehr‘ mit Herrn von Tausch. Ich bereue nicht im Mindesten, ihn empfangen zu haben, ich werde auch ferner fortfahren, meine Thür Jedem zu öffnen, der mir die Ehre erweist, mich um Rath und Hilfe zu bitten, ich habe auch Sie ja, trotz Ihrer Karte, empfangen und hoffe, Sie denken, wenn das neue Jahr eingeläutet wird, einmal der Frage nach, welchen Beruf ein großer Theil Ihrer werthen Kollegen eigentlich ausübt. So. Und nun grüßen Sie mir Ihren Chefredakteur herzlich und noch herzlicher die schmierigen Hintermänner dieses feisten Hallunken, — und wenn Ihr Artikel seinen Wünschen jetzt nicht entspricht, dann kommen Sie wieder und holen sich hier das Honorar.“

Verzeihen Sie, hochverehrter Herr Chefredakteur, daß ich die hämischen Gemeinheiten dieses Nichtswürdigen niedergeschrieben habe: der Zweck, dachte ich, muß die Mittel heiligen. Verlassen Sie sich darauf: jetzt habe ich ihn ganz sicher gemacht, der Esel hält mich für einen Naiven und wird mir beim nächsten Besuch vertrauensvoll sein Herz ausschütten. Wenn er nicht einer der gefährlichsten Hintermänner ist, will ich auf Gehalt und Titel eines diplomatischen Recherchеurs für immer verzichten. In dankbarer Verehrung grüßt Sie Ihr ergebener

Schmock-Machtalles.

Für wörtliche Abschrift:

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Januar 1897.

Steueraphorismen.*)

Die Steuer ist die finanziell bedeutendste Erscheinung öffentlicher Haushaltsführung in der Gegenwart. Unter öffentlicher Haushaltsführung wird heute im weiteren Sinne jeder wirthschaftlich geregelte Sachgüterunterhalt einer Gemeinschaft oder Anstalt des öffentlichen Rechtes verstanden. Im engeren Sinn fällt hierunter nur die Haushaltsführung der Gemeinwesen oder Universalkörperschaften des öffentlichen Rechtes, d. h. des Staates und der Kommunalkörperschaften.

Der Haushalt der Gemeinwesen hat, wie jeder andere Haushalt, drei Grundaufgaben: erstens die Regelung des öffentlichen Bedarfes an Sachgütern, zweitens die Anschaffung und drittens den Konsum der zur Bestreitung des öffentlichen Bedarfes erforderlichen Sachgüter oder der Deckungmittel. Die mittlere dieser Funktionen, die Anschaffung des öffentlichen Bedarfes, bildet die Hauptaufgabe der Finanz; und die Steuer ist heute das hauptsächliche Deckungmittel, also vorwiegender Gegenstand der Finanz.

Der öffentlichen Deckungmittel giebt es zweierlei: ursprüngliche oder Erwerbseinkünfte und abgeleitete, d. h. dem Vermögen und Einkommen dritter Personen entnommene. Die Ableitung der zweiten Art öffentlicher Einkünfte beruht theils auf privater und öffentlicher Freigebigkeit (Subventionen, Beiträge), theils erfolgt diese Ableitung durch Anwendung von Abgabenzwang, sei es

*) Aus dem zweiten Bande des eben beendigten Werkes: „Die Steuern" vom Staatsminister a. D. A. Schaeffle, das in den letzten Januartagen bei C. L. Hirschfeld in Leipzig erscheinen wird. Die eindringende Begründung der Aphorismen ist im Buch selbst gegeben, das Steuertheorie, positives Steuerrecht, Steuergeschichte und Steuerpolitik gründlich und knapp in sehr interessanter Weise behandelt.

Hosted by Google

in Form zwangsweise erhobener Vergütungen für Erweisungen des Gemeinwesens an Einzelne, was die Gebühren und die Entgelte für gewisse öffentlich durchgeführte Versorgungen von Privatinteressen ergiebt, sei es durch Anwendung von Abgabenzwang für öffentliche Interessen gegen die Mitglieder des Gemeinwesens als solche. Als die letzte Art stellt sich die Besteuerung dar. Die Steuer ist der Beitrag, der kraft der öffentlichen Gewalt des Gemeinwesens und der öffentlichen Pflicht seiner Mitglieder zur Bestreitung des sonst, d. h. aus den anderen Einnahmequellen nicht gedeckten öffentlichen Bedarfes gemeinnütziger Art — ohne jede Rücksicht auf besondere öffentliche Erweisungen an und gegen Einzelne — bei den thatsächlichen Mitgliedern des Gemeinwesens eingefordert und von ihnen entrichtet wird.

An Bedeutung überragt die Steuer auch das große Deckungmittel des Kredites. Der Kredit ist selbst nur ein Mittel zur Regelung der Steuerdeckung, eine Funktion der Auflösung unerschwinglicher Steuerdeckungen der Gegenwart in erschwingliche Raten der Nachdeckung aus ordentlichen Eingängen, hauptsächlich Steuereingängen künftiger Jahre. Nur in dieser Funktion und mit dieser Begrenzung ist Kreditdeckung auch statthaft.

Aller öffentliche Haushalt gehört untheilbar dem Staate (dem Gemeinwesen) und der Volkswirthschaft an. Hiernach reicht auch das Steuerwesen in zwei unter den zehn großen Gebieten, zu denen nach soziologischer Grundauffassung die Volks- und Völkergemeinschaft sich allmählich entfaltet hat, unmittelbar hinein, nämlich in das Gemeinwesen, d. h. Staat und Kommunalkörper, und in die Volkswirthschaft, d. h. in den Bereich der Sachgüterversorgung des Gesellschaftkörpers. Mittelbar bedingt das Steuerwesen auch alle übrigen acht Bereiche des gesitteten Volks- und Völkerlebens.

Die staatswissenschaftliche und die nationalökonomische Behandlung sind aber für jeden Gegenstand der besonderen Steuerlehre auch gleichgewichtig. Es ist durchaus unrichtig, in irgend einer Frage der Steuertheorie, Steuergeschichte oder Steuerpolitik nur die volkswirthschaftlichen Momente als die Ausschlag gebenden gelten zu lassen. In jeder Steuerfrage ist das staatliche Interesse so gewichtig wie das volkswirthschaftliche, nach den Umständen wird bald das eine, bald das andere den Ausschlag zu geben haben, regelmäßig werden beide in Einklang zu bringen sein.

Die vier Prinzipien der Besteuerung, die seit Adam Smith gelten — Gleichmäßigkeit, Bestimmtheit, Bequemlichkeit, Wohlfeilheit — entbehren der Einheit und der Vollständigkeit der Auffassung. Es sind vielmehr folgende drei Hauptprinzipien, die in der Anwendung sich weiter gliedern: das staatliche, das volkswirthschaftliche und das finanzielle Grundprinzip. Die Besteuerung ist nämlich: erstens eine staatliche Erscheinung und hat daher zunächst ein staatswissenschaftliches „Prinzip“: die Auferlegung nach Maßgabe der ge-

Hosted by Google

schichtlich gegebenen Anforderungen des Staates in staatsmännischer (staatskluger) Weise; sie ist zweitens eine volkswirthschaftliche Erscheinung und hat daher ein zweites nationalökonomisches Grundprinzip: die vollkommenste Sachgüterversorgung der ganzen Volksgemeinschaft, einschließlich der öffentlichen Wirthschaftführung, auf die wirthschaftlichste, d. h. am Wenigsten kostspielige, aber höchst wirksame Weise; sie ist drittens eine kombinirte staatlich-volkswirthschaftliche, finanzielle Einkommenserscheinung, bestimmt, dem schlechthin gemeinnützigen Theile öffentlichen Bedarfes Deckung zu geben, auslaufend in den dritten obersten Grundsatz der politisch und wirthschaftlich vollkommensten Ausbildung des Steuerwesens als Gliedes des öffentlichen Gesammteinkommens.

Das dritte dieser drei Grundprinzipien umschließt sämmtliche zehn besonderen Finanzprinzipien der Besteuerung und entfaltet sich etwa so: I. Prinzipien des Finanzgleichgewichtes, nämlich: 1. der Zulänglichkeit, 2. der Beweglichkeit und Entwickelungfähigkeit (Elastizität); II. Prinzipien der allgemein deckungsystematischen und der speziell steuersystematischen Wirksamkeit: 3. richtige Bestimmung der Gesammtbesteuerung als Gliedes des ganzen Einnahmesystemes. 4. Wahl jeder einzelnen Steuerart als Gliedes des Steuersystemes, sowohl was das zu erfassende Objekt als was die Anfassungweise betrifft; III. Prinzipien betreffend die vier Faktoren der Besteuerung: Steuergewalt, Steuerpflicht, Steuerkraft, Steuerlast; 5. die Steuergewalt betreffend: Prinzip verhältnißmäßiger Zutheilung der Steuerzuständigkeit nach der öffentlichen Aufgabe jedes besonderen Gemeinwesens; 6. die subjektive Steuerpflicht betreffend: Prinzip der Allgemeinheit; 7. die Steuerkraft betreffend: Prinzip der objektiven Steuerpflicht nach der Steuerkraft des Subjektes und der Steuerbarkeit der Objekte oder Prinzip der Verhältnißmäßigkeit; 8. die Steuerlast betreffend: Vertheilung der Steuerlast mit Schonung der schwachen und Mehrbelastung der starken Steuerkräfte: Existenzminimum, Progressivbesteuerung, Nichteinrechnung negativer Objekte (Schulden) in das Steuerkapital, Verhütung der öffentlichen und der privatwirthschaftlichen Steuerabschüttelung; IV. Prinzipien der Steuerorganisation und des Steuerverfahrens: 9. Verhältnißmäßigkeit der Vertretung der Steuerkräfte und der Steuergewalten bei der Steuerverabschiedung; 10. Prinzipien der Steuerverwaltung einschließlich der Grundsätze der „Bestimmtheit", der „Bequemlichkeit" und der „Wohlfeilheit." Sämmtliche zehn Theilforderungen des Finanzprinzipes sind zu einer einzigen Formel dahin zusammenfassen: hinreichende, bewegliche und entwickelungfähige Gestaltung des Steuersystemes als Gliedes des allgemeinen Deckungsystemes und jeder einzelnen Steuer als Gliedes des Steuersystemes in bester Ordnung der Steuerorganisation und des Einsteuerungverfahrens, darauf gerichtet: durch das Steuersystem den erforderlichen Steuerbetrag den Steuergewalten im Verhältniß des Bedarfes der ihnen zugewiesenen öffentlichen Funktionen, die

Hosted by Google

Steuerlast aber den Steuerkräften, unter Ausschließung von Störungen in der hiernach richtigen Zutheilung der Steuerlast, zuzuweisen.

Die Steuer ist das nothwendige Ergebniß fortschreitender Herausbildung von Steuergewalten und Steuerkräften aus dem allgemeinen sozialen Entwickelungprozeß. Die fortschreitende Gliederung des Gesellschaftkörpers, an sich eine entwickelungsgesetzliche Nothwendigkeit, führt nämlich eine stets reichere Sonderung von öffentlichen und privaten Wirkungskreisen, von öffentlichen und privaten Sonderwirthschaften, hiermit das Bedürfniß und die Möglichkeit der Ableitung des öffentlichen Einkommens aus dem Einkommen der dem Gemeinwesen Angehörigen herbei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Staat ist eine volkliche Nothwendigkeit; darin liegt der eine Grund der Steuer. Der Staat bedarf, wie jedes andere Organ des Gesellschaftkörpers, eines Unterhaltes durch Sachgüter und der Sachgüter bedürftige Dienste; darin liegt der andere Grund der Besteuerung. Zur Rechtfertigung der Besteuerung sind die „Vergeltung-", „Reproduktion-" und andere Theorien nicht erforderlich; solche Theorien sind auch haltlos. Der Staat ist zwar eine sittliche Schöpfung, vom Volke selbst gemacht und entwickelt, ein Produkt der Auslese sozialer Daseinskämpfe, in denen geistige Uebermacht und mechanische Gewalt, Unterwerfung und Vertrag ihr entwickelungsgesetzliches Spiel treiben; aber er ist nichts, was — so lange Menschen bestehen wollen — auch nicht sein könnte. Er ist mit der Thatsache der Volksgemeinschaft gegeben und in ihr begründet. Mit dem Staate selbst ist aber auch die Nothwendigkeit des Unterhaltes durch Sachgüter, der öffentliche Bedarf, unabweislich gefordert. Dieser Bedarf wird immer mehr ein Bedarf für unvergütbar gemeinnütziges Wirken, kann also nicht ganz durch Vergütungen (Gebühren und Interessentenbeiträge u. s. w.) Einzelner hereingebracht werden.

Der Staat und mit ihm das Steuerwesen hat nach dem Ergebniß der hier zu Grunde gelegten soziologischen Forschungergebnisse (vergl. „Bau und Leben des sozialen Körpers," 2. Aufl., 14 B. 9 Abth.) bis jetzt fünf Entwickelung- oder Verfassungstufen durchlaufen, die weltgeschichtlich und bei den christlichen Nationen alter Kultur volksgeschichtlich auf und aus einander gefolgt sind. Diese fünf Stufen oder Entwickelung-Höhengrade sind: 1. der Staat der Völkerschaftzeiten, gipfelnd in der Patriarchie der seßhaft gewordenen Barbaren; 2. die stände- und ämterstaatliche (pathologisch die soldaten- und mandarinenhafte) Verfassungstufe der Militär- und Priesterariſtokratie, der Lehens- und Grundherrlichkeit, der Feudalität; 3. die bürgerschaftlich-stadtstaatliche Verfassungstufe (πολις, *civitas, communitas*), auf der die Angehörigen der verschiedenen Stände örtlich zu einem Gemeinwesen höherer Ordnung verschmelzen, weltgeschichtlich im klassischen Alterthume, deutsch-volksgeschicht-

Hosted by Google

lich in dem Spätmittelalter kulminirend; 4. die landesstaatliche (territorialistische) Verfassungstufe einheitlichen Landesgemeinwesens, in dem die Gebilde der Vorstufen zu einem Gemeinwesen noch höherer Ordnung verschmelzen; 5. endlich die Verfassungstufe jenes Staatswesens, das eine Einheit früher auseinander liegender Landgemeinwesen (Territorien) ist, das Ländergemeinwesen mit einheitlicher Provinzial- (Kronlands-) und Kommunalverfassung als Unterlage, d. h. das moderne und neueste zeitliche (nachterritorialistische) Gemeinwesen des National- oder Nationalitätenreiches, d. h. des „modernen Staates". Mit jeder späteren der fünf Stufen hat sich das Steuerwesen reicher und selbständiger entwickelt und allmählich die Hauptstellung im Deckungssystem erlangen müssen. Der Fortschritt zu der fünften, über die vierte Stufe hinaus, in der Gegenwart ist die gewaltigste Erscheinung der bisherigen Steuergeschichte.

Wenn die Besteuerung stets eine öffentliche Erscheinung nach der einen wesentlichen Seite ist, so ist sie stets eine volkswirthschaftliche Erscheinung nach der zweiten wesentlichen Seite. Nun ist Volkswirthschaft nichts Anderes als der wirthschaftlich geregelte Sachgüterunterhalt des Gesellschaftkörpers, ein Sozialstoffwechsel ethischer, überorganischer Art. Die Volkswirthschaft ist jedoch ein Inbegriff von Sonderwirthschaften, die durch Verkehr zu einem gegliederten Ganzen zusammengefaßt, also ebenfalls integrirt sind. Die Volkswirthschaft hat aber keine einheitliche Integration, wie seinem Wesen nach der Staat es ist. Das Volk als staatliche Einheit hat zwar eine selbständige Sonderwirthschaft, nämlich den Staatshaushalt, aber für die Gesammtheit aller Sachgüterversorgung führt das Volk keine einheitliche und einzige Wirthschaft. Die „Volkswirthschaft" ist ein Ganzes zahlreicher Sonderwirthschaften, die nur durch Güteraustausch, Freigebigkeit, Abgaben, Zuwendungen nach privatem, öffentlichem und Familienrecht mit einander zu einem Unterhaltsganzen, nicht aber zur Einheit verknüpft, nur durch Verkehr, Freigebigkeit, Steuern u. s. w. integrirt sind. Die Zukunft wird vielleicht mehr öffentliche Sonderwirthschaften haben als die Gegenwart, aber eine Einheit wie den Staat wird die Volkswirthschaft gerade der Zukunft vermuthlich nicht darstellen können. Dagegen steht das Volk als Ganzes von Sonderwirthschaften dem Volk als Willens- und Machteinheit oder dem Staate nicht fremd und gleichgiltig gegenüber. Je mehr die Volkswirthschaft vom Staate getrennt ist, desto wirksamer kann der Staat im Schutz nach außen und innen, in Justiz und Polizei, in Volkswirthschaftpolitik und Volkswirthschaftpflege, seine Aufgaben auch an der Volkswirthschaft erfüllen. Das geschieht jetzt, freilich nicht immer geschickt, durch Anwendung des Steuerwesens zu Seitenfunktionen der Agrar-, Sozial- und auswärtigen Politik.

Eine solche Betrachtung des Verhältnisses des Staates, als des bloßen — wenn auch universalen — Centralorgans der volklichen Willens- und Macht-

Hosted by Google

einheit zum Volksgesammtleben, ergiebt zwei Grundeinsichten für die Steuerwissenschaft: einmal von der Begrenzung des Steuerbedarfes auf einen näher zu bestimmenden mäßigen Theil des Volkseinkommens, da dieses eben auch die weit überwiegende Masse der nichtstaatlichen Sozialfunktionen mit ihrem Sachgüterbedarfe zu versorgen hat, dann vom quantitativen Uebergewicht der für die unmittelbare Anwendung der Sachgüter- und der Streitmacht des Staates, für Vertheidigung- und Schutz-, Unterstützung- und Bildungzwecke aufzuerlegenden Steuerlast.

Die Wirthschaft des sozialen Körpers vollzieht sich in einer aufsteigenden und einer rückschreitenden Sachgüterwandlung, einer progressiven und einer regressiven Metamorphose, gleich dem Unterhalt der organischen Körper. Zu der ersten Richtung gehören der Produktionprozeß, die Zutheilung der Güter ins Einkommen der Sonderwirthschaften, die letzte Bereitstellung der fertigen Güter zum Konsum im Haushalt, wogegen die regressive Metamorphose im Konsum und in der Ausscheidung der verbrauchten Stoffe aus dem wirthschaftlich geregelten Sachgüterunterhalt besteht. Der Handel als Organ des Güterumlaufes vermittelt den ganzen Prozeß schon vom Anfang der progressiven Metamorphose bis zur Zutheilung der Güter ins Einkommen und bis zur letzten Ausscheidung; er stellt sich als einen gewaltigen Zwischenstoffwechsel (Sachgüterverkehr, Cirkulation) dar.

Sonderwirthschaften, die, sich vollkommen selbst genügend, alle Stadien des Sachgüterunterhaltes zur selbständigen Befriedigung einer einzelnen Person oder eines geschlossenen Personenkreises umspannen — man könnte sie Vollwirthschaften nennen —, giebt es nun nur im Anfange der Gesellschaft. Die Sonderwirthschaften sind und werden immer mehr bloße Theilwirthschaften, sie können aber immer noch Erwerbswirthschaften und Haushalte oder Konsumwirthschaften zugleich sein. Die öffentlichen Wirthschaften sind mehr und mehr zu bloßen Konsumtionwirthschaften oder Haushalten eingeengt worden. Es giebt aber so viele öffentlichrechtliche Haushalte, wie es Subjekte, Verbände und Anstalten des öffentlichen Rechtes, des Staatslebens und der öffentlichen Selbstverwaltung giebt. Auch für die Gemeinwesen tritt der eigene Erwerb zurück und findet wirthschaftlich besseren Ersatz durch die Ableitung des öffentlichen Einkommens aus dritten Erwerbswirthschaften, was die Besteuerung hauptsächlich ergiebt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Grundlagen der Steuerkraft, aus denen alle Steuerlast vom Steuerpflichtigen oder Steuersubjekte bestritten wird, als Steuerquellen stellen sich das Einkommen und das Vermögen dar. Die Steuerquellen sind aber nicht immer auch das unmittelbare Steuerobjekt. Vielmehr kann auf die in den Steuerquellen ruhende Kraft aus einzelnen Handlungen und Erlebnissen:

Hosted by Google

Verbrauchs- und Gebrauchsakten, Verkehrs- und Zufallsbereicherungen, sofern sie Steuerkraft anzeigen und daher steuerbar sind, geschlossen und diese Thatsachen zum Steuerobjekt gemacht werden, so daß die Steuerquellen selbst nur mittelbar getroffen werden. Hiernach ergiebt sich der Unterschied der direkten und der indirekten Besteuerung.

Die direkten Steuern werden, da sie die Steuerquellen unmittelbar erfassen, gewöhnlich so auferlegt, daß sie vom Steuerzahler auch getragen werden, also möglichst so, daß sie nicht überwälzt werden können; d. h. sie sind als Tragsteuern zu reguliren. Umgekehrt wird bei der indirekten Besteuerung das Steuerobjekt überwiegend nicht erst beim Steuerträger (Inhaber der Steuerquelle), sondern schon bei einem Vormanne im Verkehr, und zwar am Besten bei jenem Vormanne getroffen, bei dem das Objekt im fertigen und vollständig steuerbaren Zustande, fabrizirt, in Masse angetroffen wird. Die indirekten Steuern, wenigstens die Konsumsteuern, werden also als Vorschußsteuern regulirt, die nach der Absicht des Steuergesetzes überwälzt werden sollen, und zwar am Besten als Fabrikatsteuern. Doch sind weder alle direkten Steuern Tragsteuern noch alle indirekten Vorschußsteuern. Eben so sind weder alle direkten Steuern als Katastralsteuern, d. h. als Steuern geregelt, welche die Steuerquelle selbst in Beziehung auf die Steuerbemessung ermitteln und dauernd festhalten; noch sind alle indirekten Steuern katasterlose bloße Tarifsteuern, bei denen nur der Steuersatz den festen, das Objekt aber den wechselnden Faktor der Steuerbemessung bildet. Die Tragsteuern, die dennoch überwälzt werden, und die Vorschußsteuern, die dennoch am Steuervorschußgeber hängen bleiben, bewirken gleich sehr eine verwerfliche Steuerabschüttelung. Das Fundamentalprinzip bei der Eintheilung der Steuern bildet der Unterschied unmittelbarer und mittelbarer Anfassung der Steuerquellen. Die Unterschiede der Trag- und der Vorschuß-, der Katastral- und der Nichtkatastralveranlagung sind sekundär und in der Hauptsache Folge des Unterschiedes der im eben bezeichneten Sinn direkten Besteuerung. Die Benennungen direkte und indirekte Steuern sollten auf den Unterschied der Tragsteuern und der Vorschußsteuern, der katastralen und der nicht katastralen Steuern nicht angewendet werden.

Die Vertheilung der direkten sowohl als der indirekten Steuerzuständigkeit, damit auch des Gesammtsteuerertrages, unter die verschiedenen Steuergewalten — Reich, Bundesstaat, engere und weitere Kommunalkörper — hat nach Verhältniß des einer jeglichen Art von Gemeinwesen nach öffentlichem Recht obliegenden Funktionenkreises stattzufinden. An und für sich hat die Gesammtsteuerkraft eines Volkes für den Gesammtbedarf der verschiedenen Gemeinwesen aufzukommen und es erscheint auf den ersten Blick gleichgiltig, welche direkten und welche indirekten Steuern dem Staate oder der Gemeinde,

Hosted by Google

welche dem Reiche oder den Gliedstaaten, welche den engeren und welche den weiteren Kommunalverbänden zuzukommen haben. Dennoch ist Dem nicht so; eine planmäßige Vertheilung der verschiedenen Steuern unter die verschiedenen Steuergewalten ist erforderlich. Als maßgebende Grundsätze hierfür lassen sich aufstellen: 1. Zuscheidung an die steuertechnisch zu jeder Steuer befähigtste Steuergewalt (Prinzip der Besteuerungfähigkeit); 2. Zuscheidung nach der Zugehörigkeit der Steuerkräfte zum Bereiche der Steuergewalt (Prinzip der Zugehörigkeit); 3. Ausstattung mit selbständiger Steuerzuständigkeit, so daß Ueberweisungen von dritten Steuergewalten überflüssig gemacht werden (Prinzip der Trennung der Steuerzuständigkeit); 4. zureichende Ausstattung mit Steuerbefugnissen (Prinzip der ausreichenden Zuständigkeit).

Die Vertheilung der Gesammtsteuerlast unter die Steuerträger hat nach Verhältniß der Leistungfähigkeit oder der Steuerkraft eines Jeden zu geschehen. Diese Vertheilung kann nur durch Verknüpfung direkter und indirekter Steuern im Steuersystem gelingen und wird nicht erreicht, wenn die Last, sei es in der direkten, sei es in der indirekten Besteuerung einfach nach dem Werth des Steuerobjektes gleichmäßig, d. h. proportional, umgelegt werden sollte. Die Umlegung muß in der direkten Besteuerung nach dem Grade der persönlichen Steuerkraft, in der indirekten Besteuerung nach dem Grade der objektiven Steuerbarkeit erfolgen. In beiden Hemisphären des Steuersystemes sind Freilassungen dürftiger Einkommen und unsteuerbarer Objekte, Schonungen und Mehrbelastungen unter und über dem einfachen Verhältniß des Steuerquellen- und Steuerobjektwerthes geboten. Die Freilassung erfolgt in der direkten Besteuerung durch das Existenzminimum, in der indirekten Besteuerung durch Nichterfassung aller jenen Objekte, die keine Steuerkraft — oder solche doch nicht sicher — anzeigen. Die Schonung und die Mehrbelastung erfolgen dort durch die Degressiv- und Progressivbesteuerung, hier durch Abstufung der Tarifsätze der steuerbaren Objekte nach dem Grade der Steuerbarkeit.

Die Schonung der schwächsten Kräfte ist jedoch nur einer der maßgebenden Gründe für das Existenzminimum im weiteren Sinne. Ein zweiter Grund ist die steuerökonomische Rücksicht darauf, daß die kleinsten Steuerkräfte der direkten Besteuerung unverhältnißmäßig große steuertechnische Schwierigkeiten und Umständlichkeiten entgegensetzen. Man verzichtet besser auf die direkte Belastung der schwächsten Steuerkräfte und trifft diese sowohl einfacher als verhältnißmäßiger und sicherer durch mäßigen Beisatz gewisser Besteuerungen des allgemeinen Konsums zur indirekten Besteuerung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Steuerquellen, Einkommen und Vermögen, kommen im Ganzen und in den einzelnen Gliedern nur langsam zur geschichtlichen Entfaltung. Dem gemäß erreicht die direkte Besteuerung nur langsam Gliederung und

Hosted by Google

höhere Wiederzusammenfassung zur Einheit. Steuergeschichtlich erscheint als Steuerobjekt ursprünglich das ununterschiedene Personal- und Sachgütervermögen mit der Folge verschmolzener Primitivbesteuerung von Personal- und Sacheinkommen. Weiter scheidet sich das Einkommen aus Vermögen, immer noch vorwiegend Grundbesitzeinkommen, vom Personaleinkommen; es entsteht die erste rohe Scheidung von Real- und Personalbesteuerung. Dann scheidet sich das Einkommen aus beweglichem von dem aus unbeweglichem Vermögen; Immobilien- und Mobiliensteuern treten auf. In weiterer Differenzirung gliedert sich das Einkommen nach besonderen Ertragsquellen, das System der fünf „Ertragssteuern" erscheint: Grundsteuer, Gebäudesteuer, Gewerbesteuer, Rentensteuer, Lohnsteuer, — etwa seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die Gegenwart ist noch tief im Ertragssteuersystem befangen. Doch ist die Ertragsbesteuerung schon im Rückgang begriffen und als Steuerkind der Neuzeit erhebt sich die allgemeine Personalbesteuerung in zweierlei Gestalt: der modernen Einkommen- und der modernen Vermögenssteuer. Das ist die gesonderte, nicht mehr die ununterschiedene ursprüngliche Einheit in der Anfassung der Steuerquellen. Die direkten Steuern von heute erfassen theils die Gesammtheit aller oder doch der Realsteuerquellen einer Person einheitlich, theils nur die einzelnen Ertragsquellen unabhängig von einander. Die ersten sind Generalsteuern; es sind die allgemeinen Einkommensteuern und die allgemeinen Vermögenssteuern. Die anderen direkten Steuern sind die Spezialsteuern oder Ertragssteuern. Die allgemeine Einkommensteuer, die allgemeine Vermögenssteuer und die Ertragssteuern sind die drei der neueren Zeit hauptsächlich angehörigen direkten Steuern.

Die allgemeine Einkommensteuer ist — gleiche Sorgfalt im Einsteuerungverfahren vorausgesetzt — die vollkommenste der drei direkten Steuern. Sie geht auf die wirkliche und ganze Steuerkraft jeder steuerpflichtigen Person unmittelbar und gleichartig los, ist also sozusagen die direkteste der direkten Steuern, die eigentliche direkte Steuer.

Selbst bei der allgemeinen Vermögensbesteuerung entschlüpfen die beweglichen Objekte, namentlich Forderungen, Pretiosen, Nippessachen, Kleider, dem noch praktisch brauchbaren Fangnetz direkter Besteuerung, — was, analog wie bei den Ertragssteuern, Ergänzungen durch indirekte Luxus- und Erbschaftbesteuerung nothwendig macht.

Die Durchführung der direkten Staatsbesteuerung fordert jedenfalls eine kräftige Betheiligung der Gemeinden an der Zuständigkeit zur direkten Besteuerung, sei es in Form von Zuschlägen zur staatlichen allgemeinen Einkommensteuer, sei es durch Ausbildung der allgemeinen Vermögenssteuer als kommunaler Hauptsteuer, sei es durch Ueberlassung der etwa überhaupt noch aufrechtzuerhaltenden Ertragssteuern an die Gemeinden. Der Grund

Hosted by Google

hierfür ist dadurch gegeben, daß nur bei starker Mitinteressirung der Gemeindesteuergewalten die lokalen Steuersubjekte und Steuerobjekte auch für die direkten Staatssteuern erfolgreich veranlagt werden können.

Es ist kein Grund abzusehen, weshalb die Ertragssteuern nicht auch für den Gemeindehaushalt in Glieder einer allgemeinen Einkommen- oder allgemeinen Vermögenssteuer umzubilden wären. Die Gebrechen, die den Ertragssteuern als Staatssteuern eigen sind, haften ihnen auch als Kommunalsteuern an. Ob sie als eine besonders geeignete Form für mittelbare Erhebung der Interessentenbeiträge und der Gebühren anzusehen sind, ist zu bezweifeln.

An sich scheinen die Thatsachen, die mittelbar die Steuerkraft offenbaren, also die Objekte der indirekten Besteuerung, unzählige zu sein; denn alle Begehungen und alle Unterlassungen, alle willkürlichen Handlungen und alle unwillkürlichen Erlebnisse — sowohl auf außerwirthschaftlichem als auf wirthschaftlichem Gebiet — lassen sich darauf ansehen, ob sie Zeichen besonderer Steuerkraft, mittelbares Steuerobjekt, daher Mittel individualisirender Selbstmehrbelastung und Selbstentlastung, Korrektur der Belastung blos nach der Durchschnittssteuerkraft sind oder nicht. Bei näherer Betrachtung ist es jedoch nicht so. Die wenigsten Begehungen und Unterlassungen, Willkürhandlungen und Zufallserlebnisse geben über den individuellen Stand der Steuerkraft überhaupt Aufschluß. Die Eignung der persönlichen Thatsachen zur Indikation der wirklichen individuellen Steuerkraft ist Ausnahme, nicht Regel. Am Meisten sind Verbrauchs-, Gebrauchs- und Bereicherungthatsachen als Steuerkraftkennzeichen steuerpolitisch zu verwenden. Am Wenigsten sind bis jetzt wirklich angefaßt die höchst steuerbaren Objekte des Gebrauchsluxus (Wohnung-, Kleider-, Schmuck-Luxus u. s. w.)

Die indirekte Besteuerung hat eine Doppelfunktion. Die eine und hauptsächliche Funktion ist die durch individuale Ent- wie Mehrbelastung sich vollziehende Erfüllung der Besteuerung nach der Durchschnittssteuerkraft zur Vollbesteuerung nach der wirklichen Steuerkraft. Dies wird hauptsächlich erreicht durch die Abgaben von stark und von höchst steuerbaren Verbrauchs- und Gebrauchsgegenständen, durch Erbfall- und Glücksfallbesteuerung, auch durch gewisse steuerhafte Verleihung-, Dispensation- und Gestattungsgebühren. Die andere Funktion ist die Ergänzung- und Ersatzfunktion zur Ausfüllung der Lücken im System der direkten Besteuerung; die indirekte Besteuerung wirkt in der That umfassend auch als Ergänzung und Ersatz der direkten Besteuerung, während die direkte Besteuerung nur in geringem Maße zur Ergänzung der individualisirenden Besteuerung dienen kann.

Nicht gleichgiltig ist das Funktionenverhältniß der Hauptgattungen indirekter Steuern unter einander selbst. Der Schwerpunkt individualisirender Besteuerung hätte sachgemäß auf die Gebrauchs-, nicht auf die Verbrauchs-

Hosted by Google

abgaben zu fallen; denn der noch so raffinirte Verzehrungluxus hat für die starken und stärksten Steuerkräfte eine verhältnißmäßig enge Grenze, selbst wenn die Reichen täglich Kaviar, Champagner, Trüffeln und Havanna konsumiren könnten und wollten. Dagegen ist der Reichthum an Gütern des Gebrauchsluxus einer grenzenlosen Ausdehnung für Genuß und zur Ansammlung fähig, — und hierzu ist die Neigung stets vorhanden. Die Aufgabe der individualisirenden, selbst der ergänzenden Belastung ist also durch die Gebrauchsbesteuerung in höherem Grade lösbar. Thatsächlich leidet freilich das bestehende Steuersystem an einer gewaltigen Vernachlässigung der Belastung des Gebrauchsluxus, wie er im, am und außer dem Hause getrieben wird. Es ist der vorwiegend weibliche und häusliche Aufwand von „Nutzkapitalien" (Zimmer, Möbel, Kleider, Pretiosen, Tischgeräth, Vergnügungsgelegenheiten u. s. w.), der in die ungezählten Millionen geht und täglich zunimmt, gleichwohl aber — wenn man von den Pappenstielen der Tragbesteuerung der Herren und Herrinnen von Equipagen, Billards, Bedienten, Nachtigallen u. s. w. absieht — wenigstens bezüglich alles inländischen Fabrikates noch immer steuerfrei ausgeht. Die Gebrauchsbesteuerung, wenn sie steuertechnisch durchführbar ist — und in Form der Vorschußbesteuerung wäre sie Das so gut wie die Verbrauchsbesteuerung —, erfüllt nicht blos die Hauptfunktion indirekter Besteuerung ausgiebigst, sondern auch die Ergänzungfunktion gerade solchen mittel- und hochsteuerbaren Objekten gegenüber, die jeglichem anderen Hauptarme der Gesammtbesteuerung sich mehr oder weniger entziehen. Die allgemeine Vermögenssteuer erreicht nirgends das bewegliche Luxusvermögen auch nur allgemein, geschweige im Verhältniß der Steuerbarkeit der einzelnen Gebrauchsgüterbestände, erfüllt also, obwohl sie als Besteuerung des fundirten Einkommens jetzt so überschwänglich gepriesen wird, selbst die ergänzende Steuerfunktion nur sehr unvollkommen. Die Erbschaftbesteuerung wird zwar, wenn sie den beweglichen Luxusbeständen gegenüber besonders energisch auftritt, einigermaßen den entschlüpfenden Erblasser und seinen Erben nachholend erfassen, aber auch nicht mit genügender Sicherheit; sie setzt vielmehr eine Gebrauchsbesteuerung voraus, die schon den Lebenden individualisirend getroffen hat. Daß die allgemeine Vermögens- und die Erbschaftbesteuerung ihrem Objekte nach der Gliederung der Steuerbarkeit seiner einzelnen Bestände beikämen, wird wohl Niemand behaupten wollen. Die Gebrauchskonsumbesteuerung dagegen würde auch diese vom Gesammtsteuersystem zu lösende Aufgabe nicht nur besser als jeder andere Zweig der Besteuerung erfüllen, sondern sie würde einer bestimmten großen Konsumtionrichtung gegenüber, in der die individuelle Steuerkraft sich äußert, sie überhaupt allein vollziehen.

Der Mangel indirekter Besteuerung des Gebrauchsluxus führt mittelbar dazu, einseitig das Immobiliarvermögen, also den Grund- und Häuser-

Hosted by Google

besitz, zu belasten und die Aufrechterhaltung von Steuern auf schwach steuerbare Verbrauchsgüter, sowie die Uebertreibung derartiger Steuern auf nur mäßig steuerbare Verbrauchsgüter der schwächeren Steuerkräfte nöthig zu machen.

Die mittelbare Offenbarung der Steuerkraft erfolgt zwar hauptsächlich durch die Thatsachen des Verbrauchs- und Gebrauchsaufwandes und die Konsumbesteuerung wird deshalb wohl stets als Hauptlast der indirekten Besteuerung sich behaupten. Ausreichend zur Erfüllung der steuersystematischen Funktion der indirekten Besteuerung ist die Aufwandsbesteuerung darum doch nicht. Erstens entgehen auch ihr Einkommens- und Vermögenstheile, die schon der direkten Besteuerung sich entzogen haben; es sind jene außerordentlichen und unregelmäßigen Vermögenszugänge durch Anfall, Zufall, Spielgewinn, Konjunkturengewinn, Erwerb aus vereinzelten Spekulationen, Vortheilszuwendungen des Staates u. s. w. Die indirekte Besteuerung muß sie also in ihrer Funktion der Ergänzung der direkten Besteuerung anders zu erfassen suchen. Und Das kann nur geschehen, wenn man am faßbarsten Punkte ihrer Entstehung außerhalb des Konsums zuzugreifen sucht. Weiter geht ein großer Theil des ordentlichen Einkommens gar nicht im Sachgütereinzelnaufwande noch im persönlichen Sachgütergesammtaufwande auf, sondern wird gespart, angesammelt und dient zur Bereicherung. Diese Bereicherung ist nicht blos eine positive, sondern auch eine negative, indem man durch Befreiung von Lasten in bessere, steuerbarere Lage gelangt, — also Bereicherung im Sinne der Bevortheilung überhaupt. Es gilt nur, dieses Objekt ebenfalls individualisirend, d. h. in jenen Erscheinungformen anzufassen, in denen individuelle Steuerkraft sich wirklich offenbart. Beide Funktionen, die ergänzende und die individualisirende indirekte Besteuerung außerhalb der Aufwandsoffenbarungen der Steuerkraft, haben nun eben jene Steuern zu erfüllen, die man Bereicherung- oder auch Vortheilssteuern nennen sollte, da die seit Lorenz von Stein sonst üblich gewordene Bezeichnung „Verkehrssteuern“ deren eigenstes steuersystematisches Wesen gar nicht ausdrückt, sondern nur zur Vermengung der indirekten mit der direkten Besteuerung beitragen kann.

Man darf sich jedoch von der Bedeutung der Bereicherungsteuern, abgesehen von der Bereicherung durch Ebschaft, aus zwei Gründen keine zu großen Vorstellungen machen. Abgesehen vom Erbfalle gelangen überhaupt nur wenige und unbedeutende außerordentliche Vermögenszugänge und die Ersparungen, die der Konsumsteuer entgingen, für die individualisirende indirekte Besteuerung zum Vorschein. Dazu kommt ein Zweites; die allermeisten Objekte, durch welche Vortheile vermittelt werden, sagen über höhere Steuerkraft ihrer zugehörigen Subjekte gar nichts aus, was von der erdrückenden Mehrzahl der Immobiliar- und Mobiliarverkehre gilt. Dagegen kann in der Aufwandsbesteuerung durch festes Anfassen des Gebrauchsluxus in beweglichen

Hosted by Google

Werthen der Steuerpolitik eine gute und hervorragend „demokratische" Wendung verschafft werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In keiner Weise ist den direkten Steuern „an sich" ein Vorzug vor den indirekten Steuern einzuräumen. Beide sind eigenartige und eigenwerthige Glieder des ganzen Steuersystems, haben einander nöthig und setzen einander voraus. Keine dieser Steuergattungen ist in ihrer deckung- und steuersystematischen Hauptfunktion durch die andere zu ersetzen, wogegen in der Nebenfunktion jede die andere mehr oder weniger ergänzt. Das aber ist das Entscheidende.

So kleine Gesichtspunkte, wie den Vortheil der „bequemen" Zahlung der Verbrauchssteuern in kleinstem Betrage mit jedem Schlucke Bier, jedem Bissen Nahrung, jeder Tasse Thee, braucht man für die indirekte Besteuerung gar nicht anzuführen. Eben so wenig, daß man damit das Volk über die aufgebürdete Last hinwegtäusche, was doch heute gar nicht mehr möglich und bei kräftiger direkter Besteuerung daneben auch nicht richtig ist. Auch nicht, daß der Konsument sie ablehnen könne, denn diesem Uebelstande kann die volle gute Objektauswahl und der Zusatz der Bereicherungbesteuerung gründlich vorbeugen. Man soll auch nicht sagen, daß die Ueberwälzung der Vorschußbesteuerung weit weniger gesichert sei als die wirkliche Tragung der „direkten" Steuern; dieses Uebel wird bei Freilassung der unsteuerbaren Konsume in der Regel nicht zutreffen, wie umgekehrt das Hängenbleiben der direkten Steuern in der Regel nur dann gesichert sein wird, wenn die direkten Steuersätze ziemlich mäßig bleiben und die Einkommensquellen, namentlich die Löhne, nicht eben im Aufsteigen sich befinden. Mit solchen Gründen ist gegen die indirekte Besteuerung nichts, wenigstens nicht mehr als gegen die direkte Besteuerung, auszurichten. Und so ist es auch mit den Gründen der Steuertechnik und der Steuerökonomie, mit dem Einwand der Härte, dem „lästigeren Eindringen" u. s. w. bestellt.

Man darf sich nur einfach vorstellen, wie heillos die direkte Besteuerung durch völlige Beseitigung der indirekten Steuern verdorben werden würde, wie völlig erfolglos die Anläufe der Franzosen zur Beseitigung der indirekten Steuern ausgefallen sind, wie wenig bei dann nothwendigen maßlosen Sätzen der direkten Besteuerung die allgemeine und gleichmäßige Belastung erreicht werden könnte, wie unwiderstehlich unter der selben Voraussetzung der Defraudationreiz werden, also das unbewegliche Vermögen durch erfolgreiche Hinterziehungen seitens des Mobilkapitals überbürdet werden würde, — man braucht nur diese Gesichtspunkte sich zu vergegenwärtigen, um von einer grundsätzlichen Geringschätzung der indirekten, namentlich der Erbschaft- und der Aufwandsbesteuerung, gegenüber der direkten Besteuerung zurückzukommen. Der größere

Hosted by Google

„Optimismus" der Steuerkritik liegt ganz sicherlich auf der Seite der einseitigen Lobredner der direkten Steuern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Steuer-, wie alles Staatswesen, hat sich über die vier Stufen der Volks-, der Feudal-, der Stadtstaat-, der Territorialstaatszeit hinweg zum modernen Steuerwesen entwickelt. Auch auf den älteren Stufen der Steuerentwickelung geht die Geschichte langsam ihren Gang. Die Spätepoche jeder vorausgegangenen fällt mit der Frühepoche der nachfolgenden Entwickelungsstufe zusammen. Keine Stufe ward irgendwo übersprungen und namentlich die vierte territorialistische Phase ist von Frankreich und England centralistisch eben so zurückgelegt worden wie partikularistisch von der Mehrzahl der kleineren Gliedgemeinwesen des Deutschen Reiches. Die Staaten des Alterthumes sind auch im Steuerwesen nicht über die stadtstaatliche Epoche der Polis und Civitas hinausgediehen. Die Kolonialreiche der Neuzeit wiederholen in abgekürzter Weise und unter dem Einfluß der Verpflanzung aus den Mutterstaaten alter Kultur eigenthümlich die älteren Entwickelungstufen. Der moderne Staat vollzieht vor Allem die Verschmelzung der Territorialgemeinwesen (nun Provinzen, Gliedstaaten) zur Einheit direkter und indirekter Besteuerung, zur harmonischen Gliederung eines ineinandergreifenden Staats- und Kommunalsteuersystemes. Diese Arbeit ist heute schon weit gediehen, aber nirgends schon zum Abschluß gebracht. Der steuergeschichtliche Charakter der fünften Epoche, d. h. der alten Staaten im neunzehnten Jahrhundert, ist im Uebrigen, wie in jeder vorangegangenen Epoche, durch das Wesen der Staats- und der Wirthschaftentwickelung dieser Zeit bestimmt. Unter individualistischer Negation der alten territorialzeitlichen Staats-, Gesellschaft- und Wirthschaftordnung vollziehen der moderne Staat und die moderne Volkswirthschaft ihren ersten geschichtlichen Durchbruch. An Stelle des Einzelnterritoriums und der Territorienkonglomerate entsteht ein Staatswesen höherer Ordnung, das die Ländergemeinwesen (jetzt Provinzen) als Glieder in sich aufnimmt oder, wo sie unter einem Herrscher (Personalunion) äußerlich schon zusammengerathen waren, auch innerlich verschmilzt: das moderne Reich, der moderne Nationalstaat. An Stelle der territorialistisch gebrochenen und merkantilistisch-polizeistaatlich geregelten Volkswirthschaft erscheint die nun national geschlossene, aber nach innen im Verkehr einheitliche und völlig freie Volkswirthschaft, in der mehr und mehr das Großkapital mit der Wirkung einer nie dagewesenen Konzentration der Produktionen und der Verkehre die Führung erlangt. Der staatliche und der volkswirthschaftliche Entwickelungsgang sind in Mittel- und Westeuropa im Ganzen wiederum gleichartig, wenn sie auch in einem Lande mit elementarer Gewalt und wie mit einem Schlage (1789 in Frankreich), in einem anderen langsam und schrittweise sich ihr positives Recht schaffen.

Hosted by Google

Erst wirkt die Geschichtarbeit mehr auflösend, d. h. mit dem Alten aufräumend. Die erste Periode der neuesten Zeit ist kritisch, individualistisch-liberal; im Zeichen der Freiheit und der Gleichheit, der naturrechtlich-rationalistisch gefaßten Gerechtigkeit, gelangt sie zum Siege. Allem Anschein nach ist jedoch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die „neue Zeit" Westeuropas schon erheblich über das kritische, aufräumende Stadium hinaus und ringt für alle zehn Bereiche des volksgemeinschaftlichen Lebens nach positiven Ordnungen neuer Art, aber von nicht mehr blos territorialistischem, sondern reichs- und nationaleinheitlichem Zuschnitte: nach Erfüllung der Freiheit durch die Solidarität, des individuellen Fürsichseins durch das soziale Füreinandersein oder, wenn man den zuletzt bezeichneten Inhalt in zwei unsere Zeit beherrschende Worte legen darf, des Individualismus durch einen zur Zeit allerdings noch gährungvollen und positiv nur schwer ausdeutbaren Sozialismus.

Etwa mit dem Abschlusse der inneren Staatsumwälzungen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (1848) siegt die kritische und beginnt die positiv schaffende Periode des modernen Staates. Der aus Steuern zu deckende gemeinnützige Aufwand für öffentlich gepflegte Interessen der materiellen und der ideellen Kultur beginnt eine nie dagewesene Ausdehnung zu gewinnen. Dieser Aufwand ist im Staate wie in der Gemeinde heute noch im Wachsen begriffen; noch ist nicht abzusehen, ob er in größerem Umfange auf neue Spezialkorporationen und abgesonderte Interessenverbände sich übertragen läßt. Die gewaltige Entwickelung der Technik macht zwar das Gemeinwesen dieser Epoche unvergleichlich leistungfähiger, aber darum nicht auch weniger steuerbedürftig. Die in ganz Mitteleuropa durchdringende konstitutionelle Steuerverabschiedung wirkt wohl auf die Bewahrung des Gleichgewichtes zwischen dem öffentlichen und dem übrigen Volksbedarf günstig ein, sie vermag jedoch das Wachsen der Steuerlast überhaupt nicht zu hemmen. Vielmehr ist es eben die national- und reichspolitische Konzentration, wie sie sich mit der Erlangung staatlicher Einheit auch für Italien und Deutschland vollzogen hat, was die Völker und Reiche mehr denn je antreibt, zur Behauptung im internationalen Daseinskampfe die letzte Kraft aufzubieten, den öffentlichen Wehr- und Nähraufwand zu steigern und an künstlichen „Förderungen der nationalen Arbeit" sich zu versuchen, die den früheren Merkantilismus und Polizeistaat in höherer nationalstaatlicher Potenz zu wiederholen drohen. Unter diesen Konjunkturen befindet sich die west- und mitteleuropäische Steuerentwickelung am Schlusse des eben zu Ende gehenden Jahrhunderts.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Hosted by Google

Englands Herrschaft in Nordamerika.*)

Das großbritannische Weltreich findet seinen Zusammenhalt nur in untergeordnetem Maße durch seine staatliche Organisation; und seine Macht findet ihren Ausdruck nur für kurzsichtige Augen in der Anzahl seiner Truppen und Kriegsschiffe. Wie die englischen Kolonialunternehmungen überall und bis auf den heutigen Tag wirthschaftlichen Gesichtspunkten — Das heißt: dem Zweck der Steigerung des Nationalvermögens — entsprungen sind, so ist auch heute noch das eigentliche Band, das die weiten Gebiete umspannt und England unterwirft, das wirthschaftliche. Das hat schon Lord Castlereagh am Anfang dieses Jahrhunderts erkannt, als er aussprach: Unsere Kanonen bestehen in unserem Kapital. Thatsächlich beherrscht Großbritannien sein Weltreich durch kapitalistische Abhängigkeit; die Kolonien sind, bei Lichte besehen, in erster Linie kolossale Anlagestätten für das englische Kapital. Nicht in Downingstreet, sondern in Lombardstreet und in der City wohnt die Seele der imperialistischen Politik Großbritanniens. Dorthin fließen die Tribute, die dieses Volk aus allen Zonen eintreibt, insbesondere aber aus den von ihm besiedelten und beherrschten Gebieten.

Zweihundert und zwanzig Millionen pounds oder beinahe vier und eine halbe Milliarde Mark, also mehr als die ganze vielbesprochene Kriegskontribution, die Deutschland im Jahre 1871 von Frankreich erhielt, bezieht England jährlich an Renten aus den übrigen Ländern der Erde; und hierin ist der eigentliche Ausdruck seiner überwiegenden Machtstellung gegeben. Wir lernen in unseren Schulen noch immer, England sei ein Industriestaat, während es doch bereits mitten im Uebergang aus dem Industrie- in den reinen Rentner- oder Kapitalistenstaat begriffen ist. Wie die Landwirthschaft hier längst aufgehört hat, einen wesentlichen Faktor im Volkshaushalt zu bilden, so naht die Epoche heran, wo auch die britische Industrie kein wesentlicher Zweig des Erwerbes mehr sein wird, wo Glasgow und Manchester aufgehört haben werden, mit dem billiger arbeitenden Ausland zu konkurriren, wo aber das Kapital der City von London in ungeheuerlichen Dimensionen diese ausländische Industrie monopolisiren wird, in Form von Aktiengesellschaften und Privateigenthum: wo England also, wie es heute Amerika und Indien, Australien und Südafrika zwingt, seine landwirthschaftlichen Produkte durch den Zwang der Dividendenzahlung ihm zu liefern, dann auch die Fabrikate als Verzinsung seiner alljährlich anschwellenden Kapitalanlagen von den Völkern der Erde umsonst empfangen wird. Rücksichtloser hat das

*) Ein neuer Abschnitt aus dem Werk, an dem Karl Peters jetzt in London arbeitet und das den Titel tragen soll: „Das Emporsteigen des englischen Weltreiches vom Zeitalter der Königin Elisabeth bis zur Gegenwart."

Hosted by Google

alte Rom seine Provinzen nicht beherrscht und wirthschaftlich ausgebeutet, als der englische Kapitalismus, dessen politischer Ausdruck der Imperialismus ist, Dies mit den ihm unterworfenen Ländern thut. Dieser Kapitalismus aber ist das Produkt der britischen Kolonialentwickelung und ohne sie nicht denkbar.

Das wird durch die nachfolgende Darstellung deutlicher werden. Hier sei es mir gestattet, an der Hand einiger statistischen Zahlen,*) die auf guter Schätzung beruhen, zu zeigen, wie, so angesehen, besonders Nordamerika, trotz seiner glorreichen Unabhängigkeit-Erklärung, noch immer in allererster Linie in das System des englischen Weltreiches gehört. Indien zahlt jährlich zwanzig Millionen pounds oder vierhundert Millionen Mark nach London; Australien und Südafrika etwa fünfzehn Millionen pounds oder dreihundert Millionen Mark; die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben alljährlich an Dividenden etwa fünfzig Millionen pounds oder eine Milliarde Mark, also eben so viel wie Indien, Australien und Südafrika zusammen, an England zu bezahlen. So viel englisches Kapital**) ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angelegt. Wenn man sich Das klar macht, so wird man zugeben, daß auch das Sternenbanner im Grunde nur eine riesige Provinz Großbritanniens deckt, — gleichviel, ob die politischen Geschäfte dieser Provinz in völliger Unabhängigkeit von Downingstreet in Washington betrieben werden oder nicht. An der Börse von New-York kommt die Herrschaft Londons zu ihrem unmittelbaren Ausdruck; in Wallstreet offenbart sich die Souverainetät von Lombardstreet. Und wie sehr diese Art der Herrschaft heute das Entscheidende ist, zeigte sich zum Erstaunen von Europa vor Kurzem bei der Venezuelafrage, als England nach der kriegerischen Botschaft Clevelands an den Kongreß einen Theil seiner amerikanischen Werthe auf den Markt warf, damit Amerika an einem Tage um etwa tausend Millionen Dollars ärmer machte und den Kriegseifer in den Vereinigten Staaten sofort abkühlte.

Die großen Despoten des Alterthumes pflegten den ihnen unterworfenen Völkern und Ländern Tribute an Edelmetallen, Getreide, Vieh und anderen Naturalien aufzuerlegen. So verfuhren die Pharaonen, die Großkönige Persiens und Roms. Es ist interessant, wie, trotz der kapitalistischen Form, in der das moderne englische Weltreich auftritt, im Grunde doch ganz die selbe Art der naturalistischen Tributlieferung geblieben ist. Amerika muß, um jährlich seine fünfzig Millionen pounds nach Großbritannien zahlen zu können, sein Silber, seine Baumwolle, seinen Weizen, sein Fleisch auf Schiffe laden und nach London bringen; es liefert also am letzten Ende so

*) Für mehrere der hier entwickelten Ansichten bin ich meinem vererthen Freunde, dem Wirklichen Leg.-Rath Herrn Dr. Gerlich, dessen persönlichem Verkehr ich werthvolle nationalökonomische Anregungen verdanke, verpflichtet.

**) Nach einer französischen Statistik noch viel mehr: acht Milliarde pounds.

Hosted by Google

und so viele Naturprodukte umsonst ans Mutterland, denn von dem Gelde, das aus dem Erlös seiner Naturprodukte erzielt wird, bleiben eben die fünfzig Millionen pounds ohne Gegenleistung als Dividenden alljährlich in England. Wie mit diesen Tributlieferungen, zu denen die aus Indien, Australien, Südafrika und aus den meisten übrigen Ländern hinzukommen, das Sinken der Preise und damit die wirthschaftliche Kalamität der meisten nicht englischen Länder der Erde zusammenhängt, ließe sich darlegen, gehört aber nicht hierher. Nur die eine Bemerkung sei mir gestattet, daß, wenn ein Land so und so viele Güter von der ganzen Erde konsumirt, für die es keine Gegenwerthe zu liefern braucht, dann natürlich die anderen Länder um eben so viele Güter ärmer sein müssen. Die ganze Menschheit muß arbeiten, damit England es sich erlauben kann, seine Ländereien in Parks umzuwandeln, damit der englische Gentleman bei richtiger Lebensführung regelmäßig nach einer gewissen Anzahl von Arbeitjahren finanziell unabhängig ist, damit die englische Gesellschaft den Luxus von Belgravia und dem Westend genießen kann.

Nun wird man einwenden, Dies sei doch eine vorübergehende Erscheinung. Zwar sind zur Zeit die meisten amerikanischen Werthe in englischen Händen und die Dividenden fließen deshalb nach London ab. Aber dafür hat englisches Kapital mächtig an der Entwickelung der Vereinigten Staaten mitgeschaffen und diese Staaten können sich mit der Zeit aus ihren Schulden herausarbeiten. Daß das englische Kapital an der wirthschaftlichen Entwickelung nicht nur von Nordamerika, sondern von fast allen Ländern der Erde mächtigen Antheil hat, wird Keiner leugnen. Hierin liegt zum Theil die große kulturelle Bedeutung der britischen Herrschaft, aus der sie ihre weltgeschichtliche Berechtigung empfängt, genau wie das alte Rom die seine in der Verbreitung der griechisch-römischen Kultur über alle Gestade des Mittelmeerbeckens fand. Ueber diese ideelle Größe des englischen Weltreiches habe ich den Lesern der „Zukunft" meine Anschauung vor Kurzem entwickelt. Aber Das ändert nichts an der Abhängigkeit der vom britischen Kapital erschlossenen Länder, und insbesondere der Vereinigten Staaten, von England. Es ist nur ein anderer Ausdruck für diese Thatsache.

Es kann auch nicht eingewendet werden, daß das englische Kapital in den Vereinigten Staaten und anderswo erst die Neuwerthe schaffe, die abhängigen Bevölkerungen also durch sein Eingreifen um keinen Pfennig ärmer würden, als sie vorher waren. Denn, wenn England z. B. in Amerika Eisenbahnen baut oder in Deutschland Gasanstalten anlegt, so müssen die Einwohner zunächst den vollen Gegenwerth der ihnen gebotenen Leistung abbezahlen, insofern die Unkosten der Anlage und des Betriebes, jede Arbeit, die ein Engländer bei der Sache liefert, zunächst in Form von Lohn und Gehalt zur Auszahlung gelangt und in den Einzelnpreis der Fahrkarte oder der Gas-

Hosted by Google

benutzung einberechnet wird. Was nach London abfließt und als Dividende dort zur Vertheilung kommt, ist nur der Ueberschuß über die von der englischen Gesellschaft gelieferte Arbeit: ein Tribut, wie ich es nenne, den die Welt, vor Allem Amerika, an Großbritannien bezahlt; eine Arbeitleistung, die mit eben so souverainer Brutalität eingefordert wird wie einst, wenn der Großkönig von Persien unterworfene Landschaften zum Frohndienst zwang, und die eben so wie diese ohne jede Gegenleistung in Arbeit oder sonstiger Bezahlung bleibt.

Daß aber Amerika auf normalem Wege jemals von dieser Tributleistung frei werden könne, muß ausgeschlossen erscheinen. Das könnte bei unserer Wirthschaftordnung nur dadurch geschehen, daß es allmählich sich seine Werthe vom Auslande zurückkaufte; und Das wäre nur denkbar, wenn es im Stande wäre, den Betrag dafür sich zu verdienen oder überzusparen. Da es nun von dem Ueberschuß seiner Arbeit zunächst jährlich die fünfzig Millionen pounds Privatschulden an England zu zahlen hat, ist eine Aussicht hierauf nach menschlicher Berechnung für alle Zeiten ausgeschlossen. Im Gegentheil: der englische Kapitaldruck macht sich als eine Schraube ohne Ende fühlbar. Die Vereinigten Staaten gerathen immer tiefer in Schulden hinein. Daher die Verarmung der breiten Schichten der Farmer drüben, die baares Geld lange Zeit oft gar nicht mehr zu sehen bekommen und deren liegender und beweglicher Besitz meistens verpfändet ist. Daher die Arbeitlosigkeit der Massen in Chicago und in den östlichen Städten. Daher die Zurückstauung der europäischen Einwanderung, ja deren Zurückfluthen nach Südamerika oder Europa, das bereits im Jahre 1893 das erstaunliche Ergebniß hatte, daß die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten größer war als die Einwanderung. Hier liegt die letzte Ursache des ganzen wirthschaftlichen Nothstandes in Nordamerika; und wenn wir genauer nachforschten, würden wir in dieser Thatsache des englischen Monopoles schließlich eine der Ursachen für die Wirthschaftnoth der Menschheit überhaupt entdecken.

Die einzige Möglichkeit, wie sich die Vereinigten Staaten von dieser Herrschaft Englands emanzipiren könnten, da sie die Schulden niemals abzuzahlen im Stande sind, würde ein Gewaltakt sein. Da es sich nicht um Staatsschulden handelt, sondern um Anlage von Privatkapital, genügt hierzu ein Staatsbankerott nicht, sondern man müßte schon den ungeheuerlichen Schritt thun, die ausländischen Werthe zu konfisziren, d. h. das in ausländischen Händen befindliche Vermögen an Betrieben und Liegenschaften von Staats wegen sich anzueignen. Da bei Aktiengesellschaften fremdländischer und einheimischer Besitzantheil meistens durcheinander geht, läßt sich Das im Einzelnen nicht durchführen und somit bleibt als einzige Möglichkeit, wie Nordamerika seine wirthschaftliche Freiheit gewinnen könnte, der Uebergang vom Kapitalismus

Hosted by Google

zum Staatssozialismus oder Kommunismus. Ich glaube nicht, daß die Mehrheit der Amerikaner geneigt ist, diesen riesenhaften Preis, der die Freiheit des Individuums aufheben würde, zu zahlen. In der Bryan-Bewegung zuckte, wenn auch unklar und nebelhaft, Etwas von den Erwägungen auf, wie ich sie kurz darzulegen versucht habe. Aber Bryan selbst zog nicht diese letzte Schlußfolgerung, die allein im Stande gewesen wäre, ihn zum echten Nachfolger von Washington und Franklin in der Befreiung seines Landes von Europa zu machen; und die Antwort, welche die große Mehrheit seiner Mitbürger in der Wahl des Vertreters der Kapitalisten-Partei, des Herrn Mac Kinley, auf seine Reform-Vorschläge gegeben hat, läßt nicht darauf schließen, daß die Vereinigten Staaten geneigt sind, sich von dem — von der londoner City aus beherrschten — kapitalistischen System, das die Herrschaft Großbritanniens über den westlichen Erdtheil gewährleistet, überhaupt zu trennen. Dann aber bleiben die Vereinigten Staaten, was sie heute sind: eines der größten Anlage-Felder englischen Kapitals; sie verbleiben in einer Linie mit Südafrika, Australien und Neu-Seeland, und wenn sie zehnmal ihre volle politische Unabhängigkeit und ihre Monroe-Doktrin besitzen. Das Mehr oder Weniger an Selfgovernment spielt in der englischen Kolonialpolitik eine durchaus sekundäre Rolle; und in dieser Richtung ist Nordamerika von Kanada und Australien nur um einen Grad verschieden. In diesem Sinne nehme ich das Recht in Anspruch, die Vereinigten Staaten als einen Theil des großbritannischen Herrschaftgebietes behandeln zu können. Nordamerika ist noch heute, als was es im sechzehnten Jahrhundert gedacht war: ein Ausbeutung-Feld in großem Stil, und nur die Form, in der jetzt der Goldstrom über den Atlantischen Ozean in die Themse fließt, ist eine andere geworden, als sie die Staatsmänner von damals sich vorstellen konnten. Aber wenn man über den Schein auf das Wesen blickt, so erfüllen die Vereinigten Staaten immer noch im Volkshaushalte Großbritanniens den Zweck, dem sie dienen sollten, als sie einst von den englischen Konquistadoren zu englischem Kolonialbesitz gemacht wurden.

Freilich theilen sie dieses Schicksal mit anderen Ländern, die wir trotzdem nicht zum englischen Kolonial-System rechnen können. Auch Spanien und Portugal z. B. sind der City von London im kapitalistischen Sinne tributpflichtig. Bei Nordamerika kommt aber eine zweite, ideale Seite hinzu, die es innerlich unmittelbar an England anschließt. Es ist die Sprache, welche die weiten Gebiete zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, dem St. Lawrence-Strom und dem Golf von Mexiko mit Großbritannien verbindet. In seiner Sprache hat das Angelsachsenthum diesem Theil der Erde seinen Stempel aufgeprägt, und wie verschiedenartig auch die ethnographische Mischung in den Vereinigten Staaten vom eigentlichen Engländerthum ist, so

Hosted by Google

bleibt denn doch die Sprache das wesentliche Merkmal in den Gegensätzen der modernen Nationen. Wie wir bei einer Geschichte des Deutschen Reiches Oesterreich nicht außer Acht lassen dürften, weil in Cisleithanien die Sprache Goethes und Schillers herrscht, so gehören die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur englischen Sphäre, weil man in ihnen spricht, wie Shakespeare und Locke gesprochen haben. Eine Literatur ist Beiden gemeinsam; sie blicken zurück auf die selbe Vorgeschichte ihres Stammeswesens, — und somit bewegt sich auch ihr nationales Denken und Empfinden, der Gesammtrichtung nach, in der selben Bahn. Dazu kommt, daß auch in Recht und Institutionen die selben Grundgedanken herrschen. Das common law gilt am Sacramento, am Michigan-See und am Hudson, wie es an der Themse und am Clyde gilt.

Ein solches Band ist durch keine augenblicklichen Gegensätze und Schwankungen der Politik zu zerreißen; und insofern hat die englische Presse Recht, wenn sie von den „beiden großen Zweigen" des Angelsachsenthumes diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans spricht. In einer Geschichte des englischen Weltreiches darf aus diesen Gründen Nordamerika nicht fehlen.

Der aufmerksame Leser dieser Ausführungen wird empfinden, wie Das, was hier von Nordamerika gesagt wurde, cum grano salis verstanden, fast auf alle Länder unseres Planeten zutrifft. Vom englischen Kapitalmonopol frei sind thatsächlich heute nur noch Frankreich, Rußland und China. Aber für Rußland zieht die Morgenröthe des Einzuges englischen Kapitals unter der Regirung des „modernen" Finanzministers Witte bereits herauf; und auch China wird seine exklusive Politik vermuthlich nicht für alle Ewigkeit festhalten können. Wie ein Prairiebrand frißt im Uebrigen der englische Kapitalismus um sich; und vorübergehende Rückschläge in der Politik, wie z. B. in Südafrika, ändern an diese Thatsache gar nichts. Im Kapitalismus aber hält der britische Imperialismus seinen Siegeszug über die Erde. Dem pound folgt die englische Sprache, der Sprache die Flagge. So steht unsere Welt im Zeichen des Angelsachsenthumes; und die Geschichte der nächsten Jahrhunderte wird voraussichtlich durch die große Frage beherrscht werden, ob die Nationen der Erde im Stande sein werden, vom britischen Monopol sich frei zu machen oder nicht.

Vor der römischen Weltherrschaft, in deren Zeichen die Geschichte in dem halben Jahrtausend von den punischen Kriegen bis zum Einbruch der Germanen stand, hat die englische voraus, daß sie nicht nur den orbis terrarum ums Mittelmeerbecken, sondern alle fünf Erdtheile und Ozeane mit ihren Polypenarmen umspannt.

London, im Dezember 1896. Dr. Karl Peters.

Hosted by Google

Chartismus.

Im neunzehnten Jahrhundert betritt die arbeitende Klasse als Stand zum ersten Male die Bühne der Weltgeschichte. Früher hat die große Masse der abhängigen produktiven Bevölkerung — von einzelnen Aufständen abgesehen — entweder nur das passive Piedestal für alle Kämpfe um politische und soziale Macht abgegeben (wie im Alterthum) oder blos um bescheidene Verbesserungen ihrer materiellen Existenz ringen können (wie im Mittelalter). Die bei diesem Umschwunge des Gesellschaftlebens wirksamen Faktoren waren wirthschaftliche und politische. Die Verwendung der Dampfkraft und der Maschinen änderte die Physiognomie des gewerblichen Lebens von Grund aus. Jahr für Jahr wurden für das Heer der Fabrikarbeiter immer neue Tausende aus dem Volke mobil gemacht: Frauen, Kinder und Landarbeiter. In dichten Massen ward das Proletariat zusammengeschaart, da die moderne Technik und die neuen Verkehrsmittel die Großbetriebe vom Standort unabhängig machten und so das Nebeneinander-Bestehen der verschiedensten Industriezweige ermöglichten: es entstanden die mächtigen Fabrikstädte der Neuzeit. Das bisherige patriarchalische Arbeitverhältniß zwischen Brotherr und Arbeiter mußte schwinden. Die neuen Fabrikherren, meist Parvenus aus den untersten Ständen, kannten nur zu oft keine andere Moral als die des Geldsackes. Verlängerung der Arbeitzeit, Einführung der Nachtarbeit, Verkürzung des Lohnes, Vernachlässigung von Maßregeln zum Schutze für Leben und Gesundheit der Arbeiter; dazu noch auf der anderen Seite — meist unabhängig von der Schuld der Kapitalisten — Arbeit- und Erwerbslosigkeit vieler Tausende: Das waren die Folgen des neuen Gewerbesystemes für den Arbeiterstand.

Nicht minder tiefgreifend waren die politischen Aenderungen, die der moderne Staat brachte, als er — gezwungen durch die unwiderstehliche Wucht der Ideen von Freiheit und Gleichheit, vom Rechte, „das mit uns geboren wird", wie überhaupt vom Naturrecht — Assoziation- und Preßfreiheit dem Volke bot. Erst auf dieser Grundlage war für die breite Masse die Möglichkeit gegeben, sich selbständig an der Weltgeschichte mit aktiven Handlungen großen Stiles zu betheiligen. Denn es ist ohne Weiteres klar, daß die unmittelbare Möglichkeit für ein thatkräftiges Eingreifen einer sonst zusammenhanglosen Masse in das politische und soziale Leben erst dann gegeben ist, wenn es ihr gestattet ist, sich für ihre Zwecke planmäßig und dauernd zu organisiren. Weil diese Bedingungen bis dahin nicht erfüllt waren, sind ja eben die arbeitenden Klassen noch bis vor einem Jahrhundert einflußlos gewesen. Denn so weit ihnen in den vergangenen Epochen überhaupt Organisationen erlaubt waren — wie vornehmlich den Zunftgesellen in den Städten —, war ihr Wirkungskreis auf gesellige und religiöse Bedürfnisse, Unterstützung-

Hosted by Google

wesen, Arbeitnachweis und höchstens noch auf Verbesserung einiger Bedingungen des Arbeitvertrages beschränkt; und daß diese engen Grenzen von den Gesellenverbänden niemals überschritten wurden, dafür sorgten Zünfte und Obrigkeiten durch peinliche Ueberwachung und unnachsichtige Strenge. So konnte der Arbeiterstand froh sein, wenn häusliche Streitigkeiten und gegenseitige Eifersüchteleien der herrschenden Stände oder wenn patriarchalische Regirungen oder religiöse Einflüsse Etwas zur Hebung seiner Lage beitrugen. Wenn so die privilegirten Stände früher gegen alle Forderungen und Wünsche des Volkes mit Wall und Graben sicher verschanzt schienen, so bot der moderne Staat und seine Freiheit dem Volk die Möglichkeit, die bis dahin uneinnehmbare Verschanzung jetzt fallen zu sehen. Diese Hoffnung und Aussicht mußte die breiten Massen aus ihrer Lethargie aufrütteln, so daß über kurz oder lang bei allen Kulturvölkern die Bewegung der unteren Klassen so allgemein war wie früher die Theilnahmlosigkeit.

Die Theorie der Massenbewegungen habe ich in einer früheren Abhandlung festgestellt.*) Wir wissen jetzt: sie kommen gewöhnlich dadurch zu Stande, daß gewisse Gedanken, die sich der objektiven Betrachtung als Illusionen darstellen, vom Volke als erlösende Formeln begrüßt werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß mit ungewöhnlicher Lebendigkeit an die Phantasie der Menschen appellirt und chiliastische Hoffnungen von einem neuen Himmel und einer neuen Erde erregt werden: denn erst dann, wenn Tausende oder Millionen von Köpfen von einer Art von Schwärmerei angesteckt sind, gelingt das schwere Werk, die Menge divergirender Einzelninteressen in ein brausendes Meer ausmünden zu lassen. Ist es aber so weit gekommen, so werden je nach der Natur der Bewegung die Regirungen oder andere Gewalten gezwungen, ihr durch Umschaffung bestehender oder Schöpfung neuer Institutionen Rechnung zu tragen. Das trifft völlig auf die drei leitenden Nationen der Kulturwelt zu, auf England, Frankreich und Deutschland. In allen dreien entstanden mächtige sozialrevolutionäre Arbeiterbewegungen, die zeitweise das ganze Staatswesen als von Gefahren bedroht erscheinen ließen. Aber auch in allen dreien fanden sich bedeutende Staatsmänner, die durch Maßregeln positiver Politik die Gefahren abzuwenden und die neue Bewegung durch ein neues System schützender Dämme so zu leiten bestrebt waren, daß sie die nationale Volkswirthschaft möglichst nur zu befruchten, nicht zu unterwühlen vermochte. Diese drei Staatsmänner waren die selben, die zugleich in jenen drei Reichen die moderne imperialistische Politik verkörperten: D'Israeli, Napoleon der Dritte und Bismarck. Ich will versuchen,

*) Vergleiche G. Adlers Aufsatz „Illusion und Suggestion in der Sozialpolitik" in der „Zukunft", Juni 1896 (später abgedruckt in der Broschüre „Der Kampf wider den Zwischenhandel").

Hosted by Google

in einigen Aufsätzen diese bisher noch nicht beachtete Seite der modernen Politik zu charakterisiren.

In England entwickelte sich zuerst die moderne Großindustrie und daher auch die sozialistische und revolutionäre Arbeiterbewegung und die imperialistische Sozialpolitik. Die Rolle dieser Politik kann aber erst verstanden werden, wenn wir vorher über den Charakter der ihr voraufgehenden Geistesströmungen und Volksbewegungen Klarheit gewonnen haben.

Die Uebel der Großindustrie waren im England der dreißiger und vierziger Jahre ganz besonders grell zu Tage getreten. Die Uebermacht des Kapitals zeigte sich auf Schritt und Tritt, der Arbeiter mußte sich in die entwürdigendsten Arbeitbedingungen schicken und außerdem wüthete die Arbeitlosigkeit schlimmer als je vorher oder nachher, weil die technischen Erfindungen Schlag auf Schlag folgten und regelmäßig eine Anzahl von „Händen" arbeitlos machten. Und in diesem Augenblick, wo naturgemäß die Armenlast eine besondere Höhe erreicht hatte, hob die eben ans Ruder gelangte Bourgeoisie das alte menschenfreundliche Armengesetz auf, um — im Anschluß an die malthusische Auffassung von den Armen als ungebetenen und unerwünschten Gästen beim „großen Gastmahle der Natur" — eine hartherzige Armenpflege durch Einsperrung der Unterstützten in streng reglementirte Armenhäuser einzuführen (1834). Eine sozialistische Bewegung war schon vorher dagewesen. Sie war im Anschluß an die Agitation des philantropischen Fabrikanten Robert Owen entstanden, der die Uebernahme der gesammten Produktion durch die Gemeinden predigte, wo dann durch die gemeinsame achtstündige Arbeit aller Erwachsenen angeblich Ueberfluß an allen Gütern geschaffen werden sollte. Aber diese Bewegung hat nie allzu großen Anhang gehabt, hielt sich überdies stets von der eigentlichen „Politik" fern und verwarf jede Art von Klassenkampf, getreu den Prinzipien des Meisters, „daß Arme und Reiche, Regirte und Regirende im Grunde das gleiche Interesse hätten." Während also die owenitische Propaganda trotz Jahrzehnte langen Bemühungen nur einen kleinen Theil der Arbeiterschaft — freilich gerade ihre sittlich höchststehenden und opferwilligsten Elemente — erfaßte, gelang gegen Ende der dreißiger Jahre mit einem Male die Bildung einer mächtigen Arbeiterpartei.

Bei der kräftigen Volksbewegung, die 1832 die Reform des Wahlrechtes durchgesetzt hatte, waren die Arbeiter von der liberalen Bourgeoisie mit ins Feld geführt worden. Wenn auch die Reform nach Lage der Dinge — handelte es sich doch zunächst darum, das Wahlrecht den Inhabern von Häusern im Werthe von mindestens zehn Pfund Sterling zu verleihen! — nur die Mittelklasse wahlberechtigt machen konnte, so galt es doch als ausgemacht, daß auch die Arbeiter späterhin zur Theilnahme herangezogen, überhaupt künftig durch die Gesetzgebung besser als bisher berücksichtigt werden sollten. Das neue

Hosted by Google

Armengesetz zeigte bereits deutlich genug, wie sehr sich die Arbeiter in ihrem Vertrauen auf die Bourgeoisie getäuscht hatten. Als nun noch dazu im Parlament ein Antrag der äußersten Linken auf Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten mit überwältigender Majorität zurückgewiesen und von dem Führer der Liberalen, Lord John Russell, die Reform für definitiv abgeschlossen erklärt wurde, thaten sich die Arbeiter zu eigenen Vereinen zusammen, um durch eine neue Volksbewegung eine abermalige Reform des Wahlrechtes herbeizuführen. An der Spitze dieser Vereine stand die 1837 begründete „Londoner Arbeitergesellschaft", die das folgende — ursprünglich von den Radikalen entworfene — Programm aufstellte: allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, gleichmäßige Wahlbezirke nach der Kopfzahl, Abschaffung des Vermögensnachweises für Parlamentskandidaten und Diäten für die Abgeordneten. Dieses Programm wurde als das neue Grundgesetz („Charta") bezeichnet, das den Interessen des Arbeiterstandes dienen sollte, wie seit Jahrhunderten die Magna Charta den Interessen der vornehmen und reichen Klasse gedient hatte: und daher werden die Anhänger dieses Programmes als „Chartisten" bezeichnet. Man darf sich übrigens nicht durch den rein politischen Charakter des Programmes täuschen lassen: denn ausdrücklich werden jene Forderungen nur als Mittel zur Erreichung sozialer Zwecke ins Auge gefaßt, — ähnlich wie der deutschen Arbeiterbewegung ein Vierteljahrhundert später das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht als nächstes Ziel galt. So heißt es z. B. im ersten Aufruf, den die Londoner Arbeitergesellschaft an die Arbeiter des ganzen Reiches richtete (1838): „Wenn wir für eine Gleichheit der politischen Rechte kämpfen, so geschieht Das nicht, um eine ungerechte Steuer abzuschütteln oder eine Uebertragung von Reichthum, Macht und Einfluß zu Gunsten irgend einer Partei herbeizuführen. Wir thun es, um im Stande zu sein, die Quelle unseres sozialen Elends zu verstopfen, um durch erfolgreiche Mittel vorzubauen, statt durch ungerechte Gesetze zu strafen." Und noch charakteristischer drückte sich der Methodistenprediger Stephens, einer der bedeutendsten Agitatoren des Chartismus in dieser ersten Periode, aus: „Der Chartismus ist keine politische Frage, bei der es sich darum handelt, daß Ihr das Wahlrecht erlangt; der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage; die Charte, Das heißt: gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitzeit." In allen Fabrikstädten wurde das chartistische Programm wie eine frohe Botschaft aufgenommen, — und binnen wenigen Monaten hatte sich die neue Partei über ganz England verbreitet: überall, wo Schlote rauchten, konnte man sicher sein, auch chartistische Vereine anzutreffen.

Aber dieser schnelle Erfolg war nur dadurch erreicht worden, daß die Agitatoren sich und den Arbeitern die Hoffnung auf baldigen Sieg vorgegaukelt hatten: man rechnete, ähnlich wie bei der Reformbewegung von 1832

Hosted by Google

auf ein abermaliges Nachgeben der regirenden Gewalten gegenüber einer kräftigen Volksbewegung. Und Das war der Grundirrthum, der sich als verhängnißvoll für die Partei erweisen sollte! Als nämlich im Februar 1839 auf einem Parteikongreß — dem „Nationalkonvent" — die Frage aufgeworfen wurde: Was nun? da zeigte sich, daß die von Lovett geführte Fraktion der „moralischen Macht" mit ihrem Programm der friedlichen Propaganda und der Massenpetitionen ans Parlament nur die Minderheit repräsentirte. Die Majorität erlangte die von O'Connor ihre Parole empfangende Fraktion der „physischen Gewalt", die sich am Gedanken schnellster Erfüllung ihrer Postulate so sehr berauscht hatte, daß sie in seltsamer Verblendung sich stark genug wähnte, das feste Gefüge des alten Regimes zu brechen. So beschloß man, für den Fall der Ablehnung der Charte den „Heiligen Monat" zu proklamiren, d. h. gleichzeitig in allen Gewerben die Arbeit einzustellen. Als bald darauf eine Massenpetition um Einführung der Charte vom Parlament verworfen wurde, brachen sofort Emeuten aus: in Birmingham setzten sich die revolutionären Arbeiter in den Besitz der Stadt, die ihnen erst durch Waffengewalt wieder abgenommen werden konnte; und der „Nationalkonvent" verkündete thatsächlich den Beschluß, daß alles Volk vom fünften August an einen ganzen Monat zu feiern hätte. Aber Das war ein Pfeil, der auf den Schützen selber zurückprallte. Denn in der Arbeiterschaft war keine Stimmung dafür vorhanden, die wenigen damals bereits vorhandenen Gewerkvereine der Arbeiter nahmen sogar gegen das Dekret Stellung, — und so mußte dieses schließlich widerrufen werden, da das totale Fiasko sonst unvermeidlich gewesen wäre: damit hatte sich der Nationalkonvent um alle Autorität bei der Arbeiterschaft gebracht, er sah selbst ein, daß er das Spiel definitiv verloren hatte, und so blieb ihm schließlich nichts übrig, als sich aufzulösen. Inzwischen war auch die Regirung eingeschritten: sie ließ Allen, die aufrührerische Reden geführt hatten, den Prozeß machen, — und so befanden sich Ende 1839 etwa vierhundert Chartisten für längere oder kürzere Zeit hinter Schloß und Riegel.

Eine Weile ruhte nun die Agitation völlig. Aber im Juli 1840 wurde die Partei reorganisirt und eine „Nationale Chartisten-Assoziation von Großbritannien" wurde begründet, die verpflichtet war, die Charte durch legale Mittel zur Basis der Verfassung zu machen. Als jedoch im Jahre 1842 eine neue Massenpetition vom Unterhaus brüsk abgewiesen ward, gewann die Fraktion der physischen Gewalt wieder Oberwasser und abermals wurde der allgemeine Strike proklamirt. Diesmal wurde die Parole wenigstens in einer Reihe von Fabrikstädten, zumal Lancashires, befolgt, aber da dieses Beispiel nicht das ganze Land fortriß, sahen die Chartisten die Erfolglosigkeit ihres Vorgehens ein und machten schon nach einem halben Monat dem Strike ein

Hosted by Google

Ende. So siechte der Chartismus dahin, um sich schließlich 1848, nach der pariser Februarrevolution, zu einer letzten Kraftanstrengung aufzuraffen. Wieder sollte eine Riesenpetition — angeblich von 5 700 000 Menschen unterzeichnet — eingereicht werden und O'Connor rühmte sich, mit der Petition an der Spitze eines großen Zuges von Hunderttausenden vor das Parlament rücken zu wollen. Aber die revolutionäre Prozession wurde verboten und angesichts der von der Regirung getroffenen Vertheidigungmaßregeln begnügte sich O'Connor, die Petition — in einer Droschke zum Parlament zu fahren. Dort wurde die Petition entgegengenommen, aber die gleich vorgenommene Prüfung ergab, daß sie nicht ganz zwei Millionen Unterschriften enthielt und daß hiervon Hunderttausende gefälscht waren. So war der Chartismus der Lächerlichkeit anheimgefallen, deren Pfeile stets tötlich wirken, und damit war der Untergang des revolutionären Sozialismus in England besiegelt. Die allgemeine Bedeutung der Bewegung ist von Lujo Brentano, dem besten Kenner der englischen Sozialgeschichte, in den folgenden Worten richtig klargestellt worden: „Die Chartistenbewegung hat die große Wirkung gehabt, die englische Arbeiterklasse bis in den entlegensten Winkel des Landes aus den überkommenen Anschauungen der Unterwürfigkeit aufzurütteln und zum Bewußtsein ihrer besonderen Klasseninteressen zu bringen."

Basel. Professor Georg Adler.

Hektor Berlioz.*)

In der gesammten musikalischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts finden wir kein zweites Beispiel von so widrigen Schicksalen, wie sie Hektor Berlioz getroffen haben. Das Eigenthümliche seiner Lebensstellung bestand darin, daß er zu früh geboren war und zu spät zur Anerkennung gelangte; er gerieth dadurch in eine Zwitterstellung und stimmte nicht zu der Zeit, in der er aufstrebte. Das Wort „Zukunftmusiker" paßte auf Niemand mehr als auf ihn, denn er war seinen Zeitgenossen um ein halbes Jahrhundert voraus, er konnte seine Stellung nicht konsolidiren, weil man ihn einfach nicht verstand, — und wenn er endlich dahin gelangte, daß ihn Einzelne verstanden, dann war es gewöhnlich zu spät, um sich dauernde Geltung zu verschaffen.

Das sieht man am Deutlichsten bei seiner Oper „Benvenuto Cellini". Sie ist etwa gleichzeitig mit den „Hugenotten" entstanden, also zu einer Zeit, wo Meyerbeer auf seinen Höhepunkt gelangt war und Auber die komische Oper in Paris vollständig beherrschte. Daß nun Berlioz ganz andere Wege ein-

*) Die letzte Arbeit des im Dezember verstorbenen berühmten Musikschriftstellers, den man wohl zu den besten Kennern Wagners, Liszts und Berlioz zählen durfte.

Hosted by Google

schlug, ist für Jedermann klar; daß er damals aber damit nicht durchdringen konnte, ist eben so klar. Einen Erfolg konnte damals seine erste Oper nicht erzielen, weder in melodischer Hinsicht noch in der instrumentalen, denn seine Partitur brachte so viel Neues, daß man sie zunächst gar nicht begriff und ihre Reize nicht verlangte; namentlich war die Instrumentation so voll feinster Details und Neuheiten, daß das Publikum sich nicht darin zurechtfinden konnte; war ja selbst für die Musiker Vieles frappirend neu im Kolorit und in der Behandlung. Nach und nach ist man seinem Beispiel gefolgt. Heute ist Vieles aus seinem Besitz zum Gemeingute geworden, ohne daß man immer recht weiß, woher es gekommen ist. Man preist ihn wohl als den Schöpfer einer neuen Technik der Instrumentation; es giebt keinen Musiker, der die Lehren seiner Instrumentation sich nicht zu Eigen gemacht hat; selbst Richard Wagner hat von ihm gelernt. Um nur Eins zu erwähnen, erinnere ich daran, daß der doppelte melodische Kontrapunkt, den Beethoven in die Symphonie eingeführt hatte, von Berlioz in größter Ausdehnung benutzt und weitergeführt wurde, z. B. in der ersten Ouverture zum Cellini, im Fest bei Kapulet in der Romeo und Julia-Symphonie u. s. w. Das hat Richard Wagner von Berlioz gelernt, aber er hat es vereinfacht und dadurch gerade populärisirt, wie man z. B. in der Tannhäuser-Ouverture erkennen kann. Später ist Wagner hoch über ihn hinausgewachsen; Das wird man in der Meistersinger-Ouverture in überraschendster Weise bestätigt finden. Sobald Wagner sich zur allgemeinen Geltung aufgeschwungen hatte, war es mit der Weiterentwickelung von Berliozs Populärisirung natürlich vorbei. Wagner erhob sich zur Universalität, während Berlioz nur eine originelle Spezialität blieb.

Es ist merkwürdig, daß Berlioz, der durch und durch Franzose war und blieb, doch seine musikalische Erziehung den Deutschen verdankte; er fußte im großen Stil auf Beethoven, zu einer Zeit, wo man kaum erst begonnen hatte, Beethoven zu verstehen. Also auch hier war er der Mann der Zukunft, aber nicht im deutschen Stil, sondern immer mit französischer Färbung. Von den französischen Eindrücken hat sich Berlioz niemals losmachen können und hat es auch gar nicht gewollt. Von den neudeutschen Reformideen, namentlich in Bezug auf die dramatische Ausführung, war Berlioz weit entfernt und hat deshalb auch Wagner nie verstanden; er war vielmehr ein Anhänger der alten Formen, wie ja die Ausführung gerade im Cellini vielfach bekundet. Wenn man also im Cellini vielfach auf alte Formen in der Ausgestaltung der Arien, sogar bis zur Koloratur-Arie, trifft, so ist Das ganz natürlich; denn zur Zeit der Entstehung dieses Werkes stand selbst Wagner noch auf dem Standpunkt des „Rienzi", der ja ersichtlich nach der pariser Großen Oper strebt. An seine neuen Ideen, die er dann später erst im Lohengrin zu bethätigen begann, hat er damals selbst noch nicht gedacht. Hierzu bildete erst der Tannhäuser den

Hosted by Google

Uebergang. Als nun Benvenuto Cellini lange nachher in engeren Kreisen zur ersten Geltung gelangte, da war er von Wagner schon überholt, weil diese Periode fast um zwanzig Jahre zu spät eintrat.

Von welcher Seite man auch an den Cellini herantritt, immer wird man Neues und Neuestes mit Altem vermischt finden, natürlich vor Allem im Text, der in die naive Periode fiel, wo man sich Alles erlauben konnte und an einen eigentlichen dramatischen Aufbau keine Anforderung stellte, sich auch kaum darum kümmerte. In welcher Begriffsverwirrung man sich damals befand, zeigt am Deutlichsten „Dinora" mit ihrer Ziege, — in einer Periode, wo Wagner bereits mit den Nibelungen beschäftigt war. Berlioz hat nun das Eigenthümliche, daß er in den formalen Prinzipien mit den Jahren immer weiter rückwärts gegangen ist. Seine genialste Periode war in den dreißiger und vierziger Jahren; seine bedeutendsten Werke waren die Sinfonie Fantastique, Romeo, Harald, Faust und das Requiem. In seinen Opern ging er nicht vorwärts und konnte hier nach Lohengrin (1847) nicht mehr in Betracht kommen. Das hat ihn natürlich gegen Wagner erbittert und gleichsam zum Reaktionär gemacht. Er wollte als Klassiker sterben, hielt an Glucks Standpunkt fest und hat mit den „Trojanern" seine Laufbahn als Komponist beschlossen. Das ist der einzige Gesichtspunkt, unter dem man ihn als Opern-Komponisten gerechter Weise auffassen muß. Da er in allen seinen Werken, bis auf die letzten, so außerordentlich originell war, auch in der Melodiebildung, in der Stilbehandlung, konnte man ihn doch schließlich nicht totschweigen; aber die Differenz mit dem Zeitbewußtsein wurde natürlich mit den Jahren immer größer, — und so kommt man von Wagners Standpunkt aus schließlich dahin, ihn als musikalischen Reaktionär zu bezeichnen. Natürlich steht diese Art der Betrachtung mit so vielem Genialen in seiner Musikführung in Widerspruch, daß gerade deshalb Berlioz's Stellung in der Musikwelt keine abgeschlossene ist und der Möglichkeit einer wirklichen Popularität keinen Raum bietet. Man muß also den Cellini immer, um gerecht zu sein, gleichsam mit historisch geschulten Augen und Ohren beurtheilen. Der Cellini ist die Wiederspiegelung von Berlioz's Aufenthalt in Italien, es sind ganz eminente Schilderungen des italienischen Volkslebens darin, besonders im zweiten Akt die Szenen auf dem Korso, die sich von Scherz und Satire, namentlich auf die italienische Musik, bis zum förmlichen Aufruhr und Mord steigern, — ein großartiges Crescendo, wie es nur wenige auf der Bühne giebt. Auch der letzte Akt, der in der Gießerei Cellinis spielt und als Hintergrund das Kolosseum zeigt, hat eine gewaltige Steigerung, von der Unzufriedenheit der Arbeiter, von der Flucht Cellinis bis zum Guß der Perseus-Statue, einem Vorgang, der sich natürlich auf der Bühne nicht in technischer Vollkommenheit darstellen läßt, so wenig wie der Guß der Glocke

Hosted by Google

in Schillers Dichtung, die man doch auch auf die Bühne gebracht hat. Musikalisch betrachtet, ist aber dieser Vorgang in genialster Weise geschildert. Bei Alledem spielt Theresa, Cellinis Geliebte, eine Nebenrolle. Sie kommt im ersten Akt am Meisten zur Geltung, so unbedeutend da auch die Handlung ist. Hier sind besonders zwei Momente musikalisch hervorragend, das „Flüster-Terzett", worin das Rendezvous auf dem Korso verabredet wird, und das Duett zwischen Cellini und Theresa in seiner kanonischen Behandlung. Der Schluß dieses Aktes ist im Stil nicht auf der Höhe der übrigen Vorgänge: ein schwaches Vorbild der Prügelei in den „Meistersingern", — wobei man immerhin bedenken muß, daß dies Alles längst vor den Meistersingern geschrieben ist, heutzutage also nicht mehr die gleiche Wirkung üben kann. Doch ist es gar nicht nothwendig, sich hier an den Text zu halten. Man versenke sich mit seiner Betrachtung in das Orchester und man wird da eine Menge genialer Einfälle und geistreicher Pointen finden, die natürlich für den oberflächlichen Hörer verloren gehen. Wie wenig Berlioz seine damalige Stellung selbst begriff, beweist sein unbegreifliches Unternehmen, den Cellini, nachdem er in Paris durchgefallen war, in London, in der Italienischen Oper, aufleben zu lassen, — in London, wo man musikalisch noch weiter zurück war als in Paris, und in der Italienischen Oper, während Berlioz doch die italienische Musik gerade lächerlich macht.

Das eigentliche Aufleben von Berlioz bewirkte Liszt in dem kleinen Weimar. Nachdem Liszt in den fünfziger Jahren Berlioz nach allen Seiten zur Geltung gebracht hatte, ohne Nachahmer zu finden, übernahm Bülow diese Mission in dem folgenden Jahrzehnt und nach ihm vor Allen Felix Mottl, dem es gelang, nicht nur den Cellini, sondern alle bedeutendsten Werke von Berlioz zur Geltung und Anerkennung zu bringen und darin zu erhalten. Wie viele Franzosen sind nach Karlsruhe gekommen, um gewisse Werke von Berlioz überhaupt erst kennen zu lernen! Berlioz steht jetzt durch diese Anstrengung von Mottl so fest, daß er vom Schauplatz nicht mehr verschwindet. So sind es die deutschen Künstler, die ihn zuerst zu Ehren gebracht haben. Berlin kommt mit der Aufführung des Cellini etwas spät. Aber besser spät als gar nicht. Das Requiem von Berlioz hat ja auch schon früher in Berlin Erfolge errungen. In Dresden geschieht jetzt das Selbe mit der Sinfonie Fantastique; auch München unter Levis Leitung, Wien unter Richter haben für Berliozs Werke schon erfolgreiche Schritte gethan. Natürlich sind es immer nur die geistreichsten Dirigenten und die fortgeschrittensten Musiker, die hier mit gutem Beispiel vorangehen. Viele Indifferente sind noch immer nicht aufgerüttelt. Sie werden aber auch noch kommen, — vielleicht zur Feier des hundertsten Geburtstages von Berlioz.

Baden-Baden. Richard Pohl.

Hosted by Google

Das Bergregal in Schlesien.

Mit der Geschichte des Bergregals in Schlesien hat besonders eingehend der Geheime Bergrath Steinbeck sich beschäftigt, der die Ergebnisse seiner Studien dann in dem ersten Bande seiner „Geschichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebes“ (Breslau, 1857) mitgetheilt hat. Ausführlicher hat sich nach ihm zunächst Niemand weiter mit dieser Frage abgegeben und erst in neuerer Zeit hat Rachfahl in seinem Werke „Die Organisation der Gesammtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege“ (Leipzig, 1894), so weit die Disposition seines Themas es erforderlich machte, auch dem Bergregal in Schlesien im sechzehnten Jahrhundert seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das Ergebniß seiner Studien ist: „Als prinzipieller Träger des Bergregals galt jetzt der allgemeinen Anschauung zufolge der König, während den Fürsten ein entsprechendes Recht nur insofern gewährt wurde, als sie es durch ausdrückliche königliche Privilegien erhärten konnten.“ Zum guten Theil angeregt durch Rachfahls vortreffliches Werk, habe ich vornehmlich die Entwickelung des Bergregals in Schlesien einer eingehenden Nachprüfung unterzogen und meine Resultate, die allerdings in schroffem Gegensatz zu Steinbecks stehen, unter dem Titel „Studien über die Entwickelung des Bergregals in Schlesien“ veröffentlicht. Sie sind, kurz skizzirt, folgende: Die schlesischen Fürsten besaßen ursprünglich mit den anderen Hoheitrechten auch das Bergregal. Verkaufte demnach ein schlesischer Herzog einem anderen Gebietstheile, so brauchte in dem Verkaufsbriefe auch des Bergregals gar nicht gedacht zu werden, da der Erwerber als Fürst selbstverständlich das Bergregal hatte. Anders war es dagegen bei dem Verkaufe eines Gebietstheiles an einen nicht fürstlichen Herrn: dann mußte das Bergregal als mitverkauft ausdrücklich genannt werden, denn die Regale sind ein Eigenthum des Fürsten, sie haften an seiner Person und nicht am Grund und Boden. Nun findet sich in Hunderten von schlesischen Urkunden des Mittelalters der Ausdruck, daß der Herzog das Gut oder gewisse Gebietstheile an ein Kloster, einen Adeligen u. s. w. veräußert „mit allen fürstlichen Rechten, cum omni iure ducali“, nichts hiervon ausgenommen. Darin ist aber — im Gegensatz zu Steinbeck — eine Mitverleihung des Bergregals nicht zu sehen, vielmehr verstand man unter den fürstlichen Rechten, cum omni iure ducali, nur ganz bestimmte Rechte. Der berühmte schlesische Geschichtforscher Stenzel sagt hierüber: „Zu dem herzoglichen Rechte gehörte erstens das Münzgeld, das Herzogskorn, Kornschoß, Geldschoß, außerordentliche Steuern inclusive die Boden, Dienste (Vorspann-, Pflug- und Jagddienste)“; und Rachfahl: „Alles, was zum ius ducale über die niederen ländlichen Klassen in jener Zeit gerechnet wurde, der Schoß, die gesammte Gerichtsbarkeit . . . sowie die Einkünfte aus den Gerichten, Ehrungen . ., Dienste, das Münzgeld . ., die Abgaben an Vieh, der Roßdienst der Schulzen . ., das Patronat über die Pfarrkirchen, die Zeidlereien, die Mühlen, der Vogel- und der Fischfang, die Schank-, Holz- und Jagdgerechtigkeit.“ Also auch Rachfahl vermag nicht in dem Begriff „cum omni iure ducali“ eine Mitverleihung des Bergregals zu sehen. Ganz entgegengesetzter Auffassung ist Steinbeck: (Es) „sind Territorialtheile von Fürstenthümern —

Hosted by Google

Herrschaften, Güter — mit vollen (also auch den Bergwerks-) Regalitätrechten abgezweigt veräußert worden, welche nur deshalb nicht neue Fürstenthümer" — auch die Güter? — „bildeten, weil der Erwerber nicht von fürstlicher Geburt war." Das ist der springende Punkt, um dessen Beweisführung Steinbecks erster Band sich eigentlich dreht. Er glaubt und bemüht sich, nachzuweisen, daß in dem Begriff cum omni iure ducali auch die Mitverleihung des Bergregals mitzuverstehen sei und daß die ganze darauf folgende staatsrechtliche Entwickelung, die Schlesien vom vierzehnten Jahrhundert an durchzumachen hatte, an dieser Auffassung nicht gerüttelt habe. Deshalb ist es ihm auch selbstverständlich, daß einer schlesischen Standesherrschaft an sich das Bergregal gebühre, wofern es ihr nicht ausdrücklich aberkannt worden sei, und daß die beiden schlesischen Herrschaften Beuthen O.-Schl. und Beuthen a. O., als sie 1697 zu Standesherrschaften erhoben wurden, „folglich mit den anderen Regalien auch das Bergregal erhielten, wenn sie es nicht schon besaßen", — eine Auffassung, die jüngst durch die Erkenntnisse des beuthener Landgerichtes und des breslauer Oberlandesgerichtes in dem Prozeß der Grafen Henckel contra Fiskus als unhaltbar zurückgewiesen worden ist.

Als in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die schlesischen Theilfürsten bei der Krone Böhmen zu Lehen gingen, wurde ihr Bergregal dadurch noch nicht berührt; und auch die berühmte Goldene Bulle von 1356, durch die Kaiser Karl IV. dem König von Böhmen für sein Königreich und für die ihm einverleibten Lande, zu denen auch Schlesien gehörte, das Bergregal zuerkannte, änderte an der Sachlage noch nichts. Die schlesischen Fürsten übten ungeschmälert ihr Bergregal aus. Aber was zunächst nur in der Theorie durch die Goldene Bulle ausgesprochen war, konnte zur Praxis sich gestalten, wenn es dem Oberlehnsherrn der schlesischen Fürsten gelang, diese aus ihrer Machtsphäre herabzudrücken. Das ist im fünfzehnten Jahrhundert geschehen. „Bis zur Zeit des Mathias Korvinus", so äußert sich hierüber Rachfahl, „hatten sich die einzelnen Bestandtheile Schlesiens und die in ihnen herrschenden Machthaber einer fast völligen Aktionfreiheit gegenüber den auswärtigen Mächten, einer von oben herab wenig beschränkten Regirungsgewalt im Innern erfreut. Dies wurde jetzt anders, als Schlesien zu einer Einheit verschmolz, die aber ihrerseits hinwiederum nur ein Theil eines größeren, umfassenderen Staatsganzen war. Indem die losen Formen des Lehnsbandes sich verdichteten zu einem die verschiedensten Gebiete staatlichen Lebens durchdringenden Unterthänigkeit-Verhältniß, sanken die schlesischen Fürsten, die Nachkommen jener mächtigen Piasten, deren Herrscherthum einst ein so absolutes war, wie es in schärferer Ausprägung kaum gedacht werden konnte, herab zu gehorsamen Unterthanen der ungarischen und später der böhmischen Krone. Gegenüber der einzelnen herzoglichen Gewalt in Schlesien hatte sich die oberste herzogliche ausgebildet, die jenen an Gerechtsamen nur so viel noch ließ, wie ihnen durch besondere Privilegien zugebilligt wurde". Wie Mathias die Münzhoheit als sein Regal erklärte, das Münzregal der Fürsten einschränkte, vor Allem das Recht, die Währung zu verleihen, für sich allein in Anspruch nahm, so wurde nun auch das Bergregal der schlesischen Fürsten von diesem Umschwung der Dinge berührt.

Unter König Wladyslaw hatte der Bergbau in Schlesien einen neuen Aufschwung genommen. Auch die schlesischen Fürsten wollten zur Besserung ihrer Finanzen daraus Nutzen ziehen. Aber sie sahen sich nicht mehr als ohne Weiteres mit dem Berg-

Hosted by Google

regal privilegirt an, sondern sie erachteten es für nothwendig, sich ein Privileg darüber vom König zu holen. So verleiht Wladyslaw 1506 den Herzögen von Münsterberg und Oels und Grafen zu Glatz das Recht, in allen ihren Erblanden Bergwerke zu bauen oder Anderen zu verleihen mit aller Nutzbarkeit, da „unser crone davon auch nutzbarkeit wartende ist". Man sieht also daraus, daß König Wladyslaw das Bergwerksregal in Schlesien in Anspruch nahm, das die schlesischen Herzöge nur durch besondere Privilegien erlangen konnten. 1512 ertheilte der König dem Herzog Karl von Münsterberg-Oels das Recht, „an allen orten und enden unseres königreichs Böhmen und desselben zugehörigen fürstenthümern und landen zu berg und thal salz suchen zu lassen." 1505 bestätigt er den piastischen Herzögen von Liegnitz-Brieg ihre Privilegien „mit bergwerken, münzen und andern fürstlichen herschaften, nichts ausgenomen", — mit der Motivirung, weil ihre Vorfahren Reichsfürsten gewesen waren, ehe sie bei der Krone Böhmen zu Lehen gingen, also nicht etwa, weil ihnen als piastischen Fürsten das Bergregal ohnehin gebührte. Eben so muß auch der Landeshauptmann von Schlesien, Herzog Kasimir von Teschen, aus piastischem Geblüt, sich vom König ein Bergprivileg geholt haben, denn König Ferdinand giebt 1551 dessen Enkel, Herzog Wenzel dem Dritten von Teschen, auf die Bitte, „daß Wir ime die freihait des berckwerch in seinem fürstenthumb, welche von weiland kunig Ladisslaw seinem vatter (eigentlich: Großvater) Casimiren herzogen von Teschen und ime gegeben worden, von neuem widerumben gnedigst verleihen wolten," auf zwölf Jahre. Also nur noch zeitweilig bekommt der schlesische Herzog piastischen Stammes eine Bergwerksfreiheit für sein Herzogthum.*) Daraus dürfte sich zwingend der Schluß ergeben, daß bereits König Wladyslaw sich als den eigentlichen Träger des Bergwerksregals in Schlesien angesehen hat und daß die schlesischen Fürsten sich besondere Bergbauprivilegien von dem König von Böhmen als dem obersten Herzog von Schlesien, dem das weite Schlesien mit seinen vielen Herzogthümern nur noch sein „Slesisches fürstenthumb" ist, erwirkten.

Dadurch, daß die böhmische Krone 1526 an den Habsburger Ferdinand den Ersten fiel, brach für Schlesien eine völlig neue Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse an. Es gelang Ferdinand, die Grundlagen für eine straffe Zusammenfassung der staatlichen Kräfte Schlesiens zu schaffen und die Oberhoheit der Krone über alle centrifugalen Einzelnkräfte in einer Weise auszubilden, daß die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges den Sieg der absoluten Staatsgewalt dann endgiltig entschieden. Vor Allem war Ferdinand der Erste beflissen, die einheimischen Fürsten zu gehorsamen Vasallen herabzudrücken, sie jeder wirklichen Machtbefugniß zu entkleiden und trotz allen äußeren Ehrenrechten in Wahrheit ihnen, wenn er ihnen auch ihre alten Privilegien bestätigte, nur noch die Rechte

*) In jene Zeit fällt auch die Entstehung der schlesischen Standesherrschaften. Eingehend habe ich mich nachzuweisen bemüht, daß ihnen das Bergregal als ein inhärirender Bestandtheil der Herrschaft nicht verliehen worden ist, und ganz besonders der Standesherrschaft Pleß meine Aufmerksamkeit gewidmet, da die hierüber ausgestellten Urkunden in richterlichen Entscheidungen bei den Prozessen des Besitzers der von der Standesherrschaft Pleß abgezweigten Herrschaft Myslowitz gegen den Fiskus, nach meiner Ansicht wenigstens, falsch interpretirt worden sind.

Hosted by Google

zu belassen, die eigentlich jeder Großgrundbesitzer genoß. Er betrachtete sich als den eigentlichen Landesherrn von Schlesien und nahm deshalb die Regalien als sein Eigenthumsrecht in Anspruch, die ein Anderer nur dann mit Recht ausüben konnte, wenn er ausdrückliche Privilegien hierüber vorzulegen vermochte. So wurde auch das Bergregal als ein „kuniglich Regali" in Anspruch genommen. Es galt nicht etwa mehr als ein Pertinenzstück eines Fürstenthumes oder einer Herrschaft, sondern es mußte dem Besitzer ausdrücklich verliehen worden sein, wollte er es innerhalb seines Gebietes ausüben. Es ergingen deshalb wiederholt Befehle an die schlesischen Herzöge, ihre Bergwerksprivilegien vorzulegen. 1551 erhielt, wie bereits vermerkt, der Herzog Wenzel von Teschen, aus piastischem Geblüt, ein Bergbauprivileg nur auf zwölf Jahre für sein eigenes Herzogthum. Als Ferdinand 1531 dem mächtigen Reichsfürsten Markgrafen Georg von Brandenburg die Fürstenthümer Oppeln-Ratibor verpfändete, gewährte er ihm nur den vierten Theil an den Bergwerken; eben so wurde später von den Erben des Markgrafen Georg die Herausgabe der tarnowitzer Bergwerke (in der Herrschaft Beuthen) verlangt, da sie gar nicht einmal in der Donation benannt seien, Das aber jedenfalls doch geschehen sein müßte, da sie zu den königlichen Regalien gehörten, deren Veräußerung nie vermuthet werde. Als 1629 Lazarus Henckel, der durch Bergbau in Ungarn reich geworden war, die Herrschaft Beuthen erwerben wollte, legte er besonderes Gewicht darauf, daß ihm, schon der tarnowitzer Bergwerke wegen, auch das Bergregal mitgegeben würde. Am kaiserlichen Hof war man nicht dazu geneigt, „sintemal deren landesfürstlichen Regalien J. K. M. sich schwer begeben würde, auch in allen Käufen vorbehalten thue;" bei den Verhandlungen wurden die „Ober-Regalia der Bergwerke" stets vorbehalten und Henckel erreichte schließlich nur, daß die Bergwerke „auf sein und seiner drei Söhne lebenlang von allem Zehnt, Frohn und Wechsel befreit sein sollten."

Also das Bergregal war jetzt ein königliches Regal geworden, das nur durch besondere Privilegien erworben werden konnte. Vom Grund und Boden hatte es sich gelöst, es war das Eigenthumsrecht des Regalherrn und keineswegs mitverliehen, wenn Jemand ein Territorium mit allen fürstlichen Rechten (cum omni iure ducali) erworben hatte. Auch wo ein schlesischer Theilfürst das Bergregal besaß, übte der König die Oberaufsicht aus, wie auch ein Oberberghauptmann für ganz Schlesien eingesetzt und 1562 eine Besichtigungskommission für alle Bergwerke in Schlesien angeordnet wurde. Die berühmte Bergordnung Rudolfs des Zweiten von 1577 galt auch für ganz Schlesien. Die Anschauung, daß das Bergregal ein „kuniglich Regali" und nicht ein herzogliches sei, war damit zum endgiltigen Durchbruch gelangt.

Im letzten Oktoberheft dieser Wochenschrift ist nun unter dem Titel „Das Bergregal in Schlesien" ein Aufsatz erschienen, in dem der Verfasser, Herr Dr. Zivier, die Richtigkeit der in meinen „Studien" niedergelegten Anschauungen über die Entwickelung des Bergregals in Schlesien nicht nur aufs Schärfste angreift, sondern auch die schwere Beschuldigung erhebt, ich hätte zu meinen Ergebnissen nur dadurch gelangen können, daß ich mir unbequeme Urkunden einfach totgeschwiegen oder gewaltsam interpretirt, also ganz unwissenschaftlich gearbeitet hätte, — um nicht einen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen. Das Austragen wissenschaftlicher Kontroversen und eine Polemik über das Bergregal in Schlesien ge-

Hosted by Google

hört nicht in diese Wochenschrift; hier will ich mich deshalb nur gegen die ungeheuerlichsten Beschuldigungen des Herrn Dr. Zivier verantworten.

Er schreibt: „Ich halte auch für eine ganz besondere und auf ‚gewisse Verhältnisse' zurückzuführende Eigenthümlichkeit des Buches, daß es Urkunden, die dem Verfasser bekannt sein müssen, da sie in einigen von ihm citirten Büchern abgedruckt sind, so bald sie ihm Unbequemlichkeiten bereiten, einfach totschweigt, während Herr Wutke so viele recht unerhebliche Dokumente in ihrer ganzen Breitspurigkeit wörtlich anführt. Solche totgeschwiegenen Urkunden sind z. B. der Verkaufsbrief der Herrschaft Myslowitz vom Jahre 1536, wo das Bergregal mit den Worten ‚zusambt dem orber, goldt, szylber, kupfer und blei ercz, auch sunst allerley ercz, keins ausgenomen oben der erden und under der erden' mit verkauft wird, und die Bestätigung dieser Urkunde durch den König Ferdinand im Jahre 1537." In meinem Kapitel über das Bergregal der Standesherrschaft Pleß bespreche ich in großer Ausführlichkeit den Lehnbrief von 1478 und komme in Uebereinstimmung mit Achenbach und Arndt zu dem Ergebniß, daß durch diesen Lehnbrief der Standesherrschaft Pleß das Bergregal nicht mitverliehen sei. „In ihrer ganzen Breitspurigkeit" drucke ich u. a. die Urkunden ab, durch die König Ludwig 1519 den Verkauf der Herrschaft Pleß an Alexius Turzo und 1525 weiter von diesem an seinen Bruder Johann Turzo bestätigt, aber in keiner von ihnen steht Etwas von einer Mitverleihung des Bergregals. Das ist um so merkwürdiger, als die durch Bergbau in Ungarn reich gewordene Familie Turzo in der Hoffnung, auch aus dem in Schlesien neu erwachten Bergbau weiteren Gewinn zu erzielen, in Schlesien ihre Thätigkeit aufnahm. So zeige ich z. B. auf Seite 94 meines Buches, daß Hans Turzo in dem bischöflichen Fürstenthum Neisse Bergbau trieb und an den Bischof von Breslau den Orber zu entrichten hatte, und Herr Dr. Zivier bringt selbst die Urkunde vom Jahre 1524, in der Hans Turzo an Herzog Friedrich von Liegnitz die Herrschaften Wohlau, Steinau und Raudten verkauft mit den „bergwerken wasserley metall das sey." Da nun ein Bruder dem anderen aus dem Bergbau treibenden Geschlecht der Turzo eine Herrschaft verkauft und da sie Beide mit dem Bergbau innig vertraut waren, hätte doch, wenn sie auch für die Herrschaft Pleß das Bergregal besaßen, es in der Urkunde von 1525 zum Mindesten zum Ausdruck kommen müssen. Weiter drucke ich „in seiner ganzen Breitspurigkeit" den Konfirmationbrief über Pleß vom Jahre 1549 ab und weise nach, daß auch in diesem Briefe das Bergregal nicht verliehen worden sei. Einen Gegenbeweis hat Herr Zivier nicht angetreten.

Und nun zu den totgeschwiegenen Urkunden. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß Herr Zivier mir ein so plumpes Manöver zutrauen konnte: ich soll, wenn ich die längst bekannten und gedruckten zwei Urkunden über die Herrschaft Myslowitz aus den Jahren 1536 und 1537 unter den Tisch fallen ließ, geglaubt haben, daß sie damit auch aus der Welt geschafft würden! Mein Gegner macht mir den Vorwurf, ich hätte jene beide Urkunden über Myslowitz „einfach totgeschwiegen". In meiner Vorrede sage ich ausdrücklich: „In nicht zu ferner Zeit hoffe ich, weitere Studien herausgeben zu können, welche die Bergregalitätverhältnisse in dem jetzigen Mediatherzogthume Ratibor, in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz . . . eingehender behandeln werden." Auf Seite 114 meines Buches sage ich ferner: „Er, König Ferdinand, erwähnte nichts davon,

Hosted by Google

daß mit seiner Genehmigung 1536 ein Theil der Herrschaft, nämlich Myslowitz und Kattowitz, veräußert worden war. Aus dem Verbande der Standesherrschaft Pleß ist außerdem das ‚erbeigene und unverpfändete Gut' Myslowitz-Kattowitz nie geschieden" u. s. w. und auf Seite 125 Anm. 1: „Diesen Vorbehalt (der königlichen Regale — und König Ferdinand betrachtete das Bergregal als sein königliches, wie vorhin nachgewiesen worden ist —) ließ Steinbeck weg, wie er ihn auch in dem Bestätigungbrief von 1537 bei der Anführung des Verkaufsbriefes über Myslowitz vom Jahre 1536 ‚mit allerlei Herrlichkeiten' unbeachtet gelassen hat". Ferner wird auch der Verkaufsbrief vom Jahre 1536 auf Seite 85 in der Anmerkung erwähnt. Ausdrücklich hebe ich im Vorwort hervor, daß ich die Bergregalitätverhältnisse in der Herrschaft Myslowitz in einem zweiten Bande eingehender behandeln werde, und citire in meinem vorliegenden Buche mehrmals den Verkaufsbrief von 1536 und 1537. Ich überlasse es daher dem Urtheil des Lesers, ob Herr Zivier gegen mich die ungeheuerliche Beschuldigung, ich hätte jene Urkunden einfach totgeschwiegen, hätte aussprechen dürfen.

Aber es sei mir gestattet, bereits hier meine Ansicht über den Inhalt der Urkunden von 1536 und 1537 kurz zu entwickeln. Johann Turzo verkauft das Städtlein Myslowitz und die Dörfer . . ., die sämmtlich in seiner pleßischen Herrschaft gelegen sind, „zusambt dem orber, gold, sylber, kupfer und bley ercz, auch sunst allerlei ercz, keins ausgenommen ober der erden und unter der erden." Dies, meint Herr Zivier, wäre das Bergregal. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten. Ich habe in meinem Buche nachgewiesen, daß weder durch den Lehnbrief von 1478 noch durch den Verkaufsbrief von 1517, wo alle Besitztitel umständlich aufgeführt werden, aber von dem Mitverkauf des Bergregals nichts verlautet, noch durch den königlichen Konfirmationbrief von 1549 der Herrschaft Pleß das Bergregal mitverliehen worden ist, ja, daß in diesem Briefe König Ferdinand ausdrücklich hervorhebt „doch in alle wege uns und der cron Böheimb an regalien und herrlichkeiten . . . unschädlich." Was das Ganze nicht besitzt, kann auch ein Pertinenzstück nicht besitzen und Niemand kann mehr Rechte veräußern, als er selbst hat. Demnach kann 1536 Johann Turzo mit dem Ausdruck „zusambt dem orber, gold" u. s. w. nicht das Bergregal verkauft haben. Auf Seite 116 ff. meines Buches habe ich nachgewiesen, daß man einen Unterschied zwischen „landesherrlichen und grundherrlichen Regalien" machen müsse. Der selbe Unterschied ist auch zwischen dem „landesherrlichen" Urbar und dem „grundherrlichen" Urbar zu machen. Als Entschädigung nämlich dafür, daß der Grundherr den Gewerken den benöthigten Grund und Boden, das erforderliche Wasser und Holz u. s. w. für den Bergbau hergeben mußte, erhielt er vier Freikuxe und den dritten Theil des dem Landesherrn zufließenden Achten (vergl. Steinbeck I, 68; „Der König bezog somit die ganze Urbura vor der Vermessung der Zechen; das grundobrigkeitliche Drittel von der königlichen Urbura wurde jedoch erst von vermessenen Zechen abgegeben." (Sternberg Bd. II, 99 Anm. 1.) Mithin bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß 1536 Hans Turzo nur sein grundherrliches Orber mitverkauft hat. Ein analoges Beispiel führe ich in meinem Buche auf Seite 78 an: „Es werden also dem neuen Besitzer nur noch die wirklich vorhandenen Grundbesitzrechte, wie der dem Grundherrn gebührende grundherrliche Zehnte und die vier Freikuxe, bestätigt." Es möge hier weiter hervorgehoben

Hosted by Google

werden, daß allerdings 1537 König Ferdinand den Verkauf der Herrschaft Myslowitz bestätigt, jedoch am Schluß ausdrücklich sagt, was Herr Zivier dem Leser aber nicht mittheilt: „doch was unserer kron Beheim und Fürstenthumb Slesien an Regalien, hochaiten . . . one schaden." Das ist aber der selbe Ferdinand, der die Bergwerke als ein „kuniglich Regali" in Anspruch nahm und 1559 durch ein Generalmandat alle Fürsten und Stände aufforderte, ihre Bergwerksprivilegien vorzulegen, und der 1532, also fünf Jahre vor der Konfirmation des Verkaufsbriefes von Myslowitz, den Ausspruch thut, daß „alle und was immer für Bergbaue, welche sich in Unserm Königreiche Böhmen und dazu gehörigen Landen — dazu gehörte aber auch Schlesien — Gütern und Gründen aller Art von Metallen zeigen und offenbahren möchten, niemandem zur Verleihung zustehen, auch niemand anderer ermächtigt ist, Berggerichte und Bergordnungen zu errichten, sowie des Zehnts, der Einlösung und des Silberkaufes, der Münze und sonstig zum Bergbau gehörigen Gegenstände zu benützen und zu gebrauchen, sondern es uns als regirendem König von Böhmen zukömmt."

Eine besondere Eigenthümlichkeit meines Gegners ist ferner, daß er mir fortwährend das Verschweigen oder Verkürzen von Urkunden zum Vorwurf macht. So gestattet er sich folgende Bemerkung: „Interessant und charakteristisch für die Art, wie Wutke Urkunden citirt und deutet, sind seine die Herzöge von Liegnitz-Brieg betreffenden Ausführungen." Ich führe nämlich in meinem Buche an, daß König Wladyslaw am elften Juli 1505 den Herzögen von Liegnitz-Brieg, da ihre Vorfahren deutsche Reichsfürsten gewesen seien, bevor sie zur Krone Böhmen gekommen, den Besitz ihrer Fürstenthümer zugesichert hat: „inmaßen ihre Vorfahren, ehe denn sie an unsere Krone Böhmen gekommen, gehabt und als Freifürsten des Reichs geübt und gehalten haben, es sei mit Bergwerken, Münzen und andern fürstlichen Herrschaften, nichts ausgenommen u. s. w." Ich hebe hervor, daß den Fürsten von Liegnitz-Brieg nicht wegen ihrer piastischen Abstammung, sondern weil ihre Vorfahren Reichsfürsten gewesen seien, die Bestätigung ihrer Privilegien gegeben wird. Ich sehe darin zunächst eine Bestätigung ihres Bergregals, ich sage: „es liegt nahe, es anzunehmen". Dann kommt mir aber ein Zweifel daran, denn bereits wenige Wochen später, am sechsten August, erhält Herzog Friedrich vom König folgendes Privileg: Der Herzog hätte berichtet, daß in seinen Fürstenthümern Liegnitz, Goldberg, Gröditzberg und Haynau früher Bergwerke gewesen, die er wieder erwecken wolle, und da sein Fürstenthum mit den königlichen Erbfürstenthümern grenze, so habe er den König gebeten, vier Meilen breit und lang „in seinen Fürstenthümern, auch in unsern Landen, welche an seine Fürstenthümer stoßen", suchen zu dürfen. Dies wird ihm in den Erbfürstenthümern für vier Meilen auf jederlei Erz, Gold, Silber auch gestattet. Ich sage dann weiter: „Von den Landen des Herzogs Friedrich wird (im weiteren Text der Urkunde) nicht weiter gesprochen." Herr Dr. Zivier bemerkt hierzu: „Dieser letzte Umstand, den Wutke selbst hervorhebt, hätte ihn doch belehren müssen, daß die Urkunde überhaupt nur auf die Erbherzogthümer sich bezieht und daß die Fürstenthümer des Herzogs Friedrich nur zufällig und nur in Folge des unbeholfenen Stils der Urkunde mit erwähnt werden." Dann macht er weiter die Ausstellung: hätte ich die Wiedergabe der Urkunde nicht plötzlich mit einem „u. s. w." unterbrochen, so hätte ich

Hosted by Google

nun durch das Verschwiegene mir und meinen Lesern mehr Belehrung über die Bergrechte des Herzogs verschafft als durch Das, was ich anführe. Der unbefangene Leser wird ersehen, daß ich die Frage erörtere, ob durch die Urkunde vom sechsten August dem Herzog von Liegnitz außer der allgemeinen Privilegienbestätigung mit den „Bergwerken" vom elften Juli des selben Jahres noch ein besonderes Bergbauprivileg für seine Erblande gegeben woeden sei. Mein Gegner dreht aber plötzlich den ganzen Sachverhalt um, weil er beleuchten will, „wie interessant und charakteristisch" meine Art, Urkunden zu citiren und zu deuten, sei, und führt nun auf, was Alles dem Herzoge gestattet worden sei. Er verschweigt weiter, daß ich bei dieser Gelegenheit auf das fünfte Kapitel meines Buches hinweise. Dort steht nämlich vermerkt: „An die Kayserliche Majestät der Herren Fürsten und Stände vorbittlich Schreiben vor die Herzöge zu Liegnitz und Brieg wegen ihrer Privilegien der Bergwerke halber." Weiter citire ich dort einen Vermerk der Kammerregistratur „1505 Ofen, Mittwochs vor St. Laurentii (sechsten August), Copey Herzog Heinrichs Privilegii, so König Wladyslaw Ihme wegen des Bergwerks zur Liegnitz, Goldberg, Grödizberg und Haynau gegeben." Also 1570 beruft sich Herzog Heinrich XI., als er das Bergwerksprivileg für sein Fürstenthum vorlegen sollte, auf das Privileg vom sechsten August 1505 und nicht auf das allgemeine Privileg vom elften Juli 1505.

Ist eine Art der Beweisführung, wie sie mein Gegner anwendet, überhaupt noch eine Kritik zu nennen? Wenn er in mehreren, gleichzeitig erschienenen Artikeln zu sagen wagt, mein Buch sei „kein wissenschaftliches Werk", so vertraue ich der Meinung eines anderen, sicherlich vorurtheilsfreieren Beurtheilers meines Buches. Herr Professor Dr. Caro hat mir gestattet, sein Urtheil über mein Werk zu veröffentlichen. Es heißt darin u. A.: „Auch wer, Ihnen nicht wohlwollend, sich an der durch die Polemik gegen Steinbeck gebotenen, etwas unsystematischen Anordnung stoßen sollte, wird doch den Scharfsinn in der Auslegung der umsichtig und reichhaltig herangezogenen Quellen und die Klarheit und überzeugende Kraft ihrer Auseinandersetzungen dankbar anerkennen müssen. Und bedenkt man, daß es sich um eine schwierige, verborgene, in den generalisirenden Büchern immer nur mit einigen Phrasen abgethanen Materie handelt, dann wird man um so mehr Ihr Verdienst anerkennen und ehren müssen." Ich glaube, daß Herr Dr. Caro, der ordentliche Professor der Geschichte, in diesen Dingen doch besser unterrichtet ist als Herr Dr. Zivier, der von Hause aus slavischer Philologe ist und sich auf dem Gebiete der schlesischen Geschichtforschung bisher nicht bethätigt hat. Vor wenigen Jahren erhielt er den Auftrag, die czechischen Urkunden im fürstlich plessischen Archive zu repertorisiren — er nennt sich Fürstlich Plessischer Archivar —, und jetzt erfüllt er die Obliegenheit, die Berggerechtsametitel eines anderen oberschlesischen Magnaten in seinem Streite mit einer Bergbaugesellschaft wegen der Bergwerksabgaben zu sammeln und zu verwerthen. Wer von uns Beiden „im Sinne gewisser Interessenten" schreibt, — die Beantwortung dieser Frage überlasse ich nach diesen Angaben dem Urtheil der Leser.

Breslau. Dr. Konrad Wutke.

Hosted by Google

Nachtgesichte.

I.

Wann längst von den Lauten des Lebens draußen
Kein Schall mich erreicht, kein Rest vom Schimmer
Des geschwundenen Tags; wann mit tiefer Schwärze,
Der Farbe des Nichts, die Nacht mich umfinstert,
Doch der Schlaf noch säumt, mich mir selbst zu verschleiern,
Dann wenden sich Ohr und Auge nach innen
Und werden da wimmelnder Wunder gewahr.

Die lautlose Stille leiht sich zur Stimme
Ein Säuseln und Summen; sichtbar leuchtet
Von feurigen Farben die finstere Nacht.
Gebilde von Buntwerk gebiert sie sichtbar,
Ein Gewirr von Gewächsen aus Waberlohe,
Ein Geranke von Rauch, dem zu blutigen Rosen
Der Wipfel gerinnt, dem in rastlosem Wechsel
Gestalten entsteigen und wieder zerstieben,
Ein Gemisch ohne Muster und Maß von Gespenstern,
Wie kein Märchen so wild sie zu modeln vermag.

II.

Wer schickt mir in Schau die Scheingestalten?
Aus welcher Tiefe taucht ihr Getümmel
Wie besonnt in Sicht der schlaflosen Seele?
Was würfelt verworrene Wesen zusammen,
Die lebendig zu bilden in solchem Verbande
Natur als untauglich und thöricht verschmäht?

III.

Wie lös' ich das Räthsel? Reicht Dein Rückblick,
Erinnerung, etwa über die eigne
Geburt hinaus? Was mich nährend gebaut hat
Als gestalteter Stoff, was die Stirn mir füllte
Mit dem Geistesorgan — vergaß es nicht gänzlich,
Was es litt und erlebte im Laufe der Zeiten,
Bevor es mit mir sich vermählt' und Mensch ward?

IV.

Wo kein Gegrübel Antwort ergründet,
Doch der menschliche Geist nicht minder vergeblich
Versuchen muß, von ermattender Marter
Mit Räthselfragen sich freizuringen,

Hosted by Google

Da trösten wir uns mit dem schmeichelnden Truge,
Vom wahren Bescheid einen winkenden Schimmer
In glücklichem Gleichniß glimmen zu sehn.

V.

Gesondert sichtbar legt uns die Sonne
Das Nahe klar, genau bis ins Kleinste,
Die feinen Schüppchen des schillernden Falters,
Die Augenräutchen der Rohrlibelle.
Doch undurchblickbar von blendender Bläue
Um die Weltenferne webt sie den Vorhang,
Daß wir mühsam den matten Mond unterscheiden
Von zerflatternder Wolken weißeren Flöckchen.

Erst wann sie im Westen weit versunken,
Ist im schirmenden Schatten der Erde den Schaaren
Der fernen Gestirne zu funkeln gestattet.

So bewährt sich erleuchtend und lebenführend
Das Tagbewußtsein, doch tilgt es die Bilder
Im Zauberspiegel entlegener Zeit.

Es schärft die Schau zu geschäftigem Treiben,
Zum Sorgen, zum Suchen nach Siegeslisten
Und besseren Waffen zum Lebens-Wettkampf;
Doch ganz den Geist in die Gegenwart kerkerts,
Verengt ihn zum Ich mit blindestem Eifer
Und legt als verläßliche lautere Wahrheit
Die Lüge der Sinne, den Selbstschein aus.

VI.

Wann die Finsterniß, Formen und Farben verschlingend,
Auch der letzten Verlarvung Erlebnisse zudeckt,
Dann erwacht von weiland gewandelten Wegen
Ein leises Erinnern, dann weicht erlöschend
Das Eigengefühl der Allempfindung.

Von den einst im Ablauf der Uräonen
Des ewigen Daseins erduldeten Loosen
Durchdämmern dann Gedächtnißbilder,
Verwaschen, verworren und maßlos wuchernd,
Den unsterblichen Stoff des Gestaltenwechsels,
Wie am schwarzen Himmel aus Schwindelfernen
Versammelte Sippen unzähliger Sonnen
Hernieder flimmern als Nebelflecke.

Hosted by Google

VII.

Ja, Wandel nur giebts, unaufhörliches Werden
Doch nirgend Vernichtung. Auch Nachgefühle
Von der wilden, mit Weh vermischten Wollust,
Vom einst, da sie schmolzen, empfundenen Schmerze
Sind unvertilgt in den Theilchen geblieben
Vom steinernen Staub, der zusammenstürzend
Die Sonne entstehn ließ. Der siedenden Stürme
Titanisches Toben im Taggestirne,
Das von ihm entbunden den Ball der Erde
Als feurigen Tropfen fern getrieben,
Erlebte schon mit, was nun Menschenleib ist,
Erfuhr einst fühlend, was nun als Gefäser
Im denkenden Hirn das Daseinsgeheimniß
Zu ertrotzen trachtet.
So träum' ich ernstlich,
Daß aus Erinnerung nachts mir auftaucht
Dies Werdegewirbel von Wandelbildern,
Das, jählings ändernd mit jedem Athem,
Mit jedem Pulsschlag, die Purpurtapete
Der Finsterniß füllt mit Fabelgebilden,
Jetzt firnhoch springenden Feuersprudeln
Gleich Palmenwedeln, Pinienwipfeln,
Dann rauchgeronnenen Riesengestalten
Beflügelter Echsen und Flederdrachen
Mit Flammenschlünden, vor denen ich flüchtend
In die Tiefe taumle voll Todesangst.

VIII.

Doch neben der Stimme der stolzen Ahnung,
Daß immer auch Ich dem endlosen Umschwung
Der Weltenbildung schon beigewohnet,
Auch Ich, ein Austropf ewigen Urquells,
Unvergänglich immer zugegen sein werde,
So lange noch Sterne vergehn und entstehen,
Ertönt auch deutlich die Mahnung zur Demuth:

Wie viel Du forschest, wie fern Du vordringst,
Wie rastlos Du ringst, Du erreichst nur das Eine:
Das Schöpfungräthsel in schillernde Runen
Zum beschwichtenden Spiel der Selbstbespieglung
Für irdische Däumlinge umzudichten.

Frankfurt a. M. Wilhelm Jordan.

Hosted by Google

Die Empörung der Börsen.

Gleich nach Neujahr ist der Privatdiskont um nahezu ein Prozent billiger geworden; ob Das nicht etwas zu früh war, wird sich bald zeigen. Jedenfalls haben die Banken nach dem letzten Dezembertage, wo sie Bilanz machen, an angehäuften Kassenbeständen und Giroguthaben kein Interesse mehr. Der Widerstand gegen die neuen Börsenbestimmungen macht nun wenigstens Lärm. Es giebt einflußreiche Leute, die behaupten: wenn auch die Fondsbörsen einfach verlassen worden wären, so würde angesichts eines solchen Schauspieles die Regirung sich schon nachgiebiger gezeigt haben. Aber der wichtigste Theil — die Banken oder doch die Hochfinanz — ist ja gar nicht beleidigt. Seit dem Himmelfahrtstage 1884, wo Herr von Scholz als Schatzsekretär mit den ersten für die Börse unbequemen Maßregeln hervortrat, ist bis auf den heutigen Tag keine Bestimmung und kein Gesetz geschaffen worden, das nicht dem Großkapital genützt hätte. Uebrigens sind unsere Händler und Spekulanten schon wieder so muthig, daß sie z. B. das Termingeschäft in Dynamit-Trust für möglich halten; da nämlich nur der Handel in Industrie-Aktien per Ultimo verboten wurde, es sich hier aber um die Ausgabescheine handelt, die in einen Trust gelegte Aktien betreffen, so hofft man, daß der Minister diesen Verkehr erlauben werde. Es ist wirklich für die öffentliche Moral nicht allzu bedeutsam, ob ein paar Papiere mehr oder weniger zur Verfügung unserer Spekulation sind; aber sicher ist, daß in diesem Falle eine Trust-Aktie viele macht. Das heißt: wir würden sehr bald eine hübsche Anzahl von Werthen in einen Trust legen sehen; die darauf ausgegebenen Certifikate würden natürlich mit Kursnutzen an den Markt kommen, — denn vom Verdienen lebt der Bankier, wie ja mancher andere Mensch. Auch neue Fusionen hätten wir dann zu erwarten. Wenn die Verschmelzung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft mit Ludwig Loewe und der Union einstweilen fast gescheitert ist — und zwar in dem selben Augenblick, wo Schuckert in Nürnberg das Geschäft der Gebrüder Naglo in Berlin angekauft hat —, so tragen die Schuld an diesem Mißerfolg nicht die unterhandelnden Finanzleute, sondern die Techniker jener beiden Gesellschaften. Diese Herren äußerten von vorn herein ihre Unzufriedenheit, denn ihre Macht wäre natürlich beim Gelingen des Planes eben so beschränkt worden wie die der Zechendirektoren, als das Kohlenverkaufssyndikat zu Stande gekommen war. Diese Gründe scheinen mir durchschlagender als die andere Version. Danach könnte vielleicht einer der betheiligten Bankmänner — allerdings nicht von der A. E.-G. — große Posten Diskontokommandit in blanco verkauft und dann die Fusionverhandlungen ins Stocken gebracht haben, um zu den nun fallenden Kursen mit Profit zurückzukaufen; später mag ja die Fusion von Neuem angestrebt werden.

Um auf den Börsenwiderstand zurückzukommen: das Aeltesten-Kollegium in Berlin hat nur wichtigen Aenderungen in der Organisation des Effektenverkehres den Gehorsam verweigert. Nun scheint es so, als ob das Aeltesten-Kollegium alle Interessenten hinter sich habe, die es wegen der muthigen That sogar noch beglückwünschen. Wie merkwürdig, daß sich keine Stimme gegen diesen Irrthum erhebt! Worüber streiten denn eigentlich in Berlin Minister und Börsenvorstand?

Hosted by Google

Ueber die Art der Unterordnung der Makler. Die Regirung wünscht, nach dem Grundsatze: divide et impera, den Vermittlern eine größere Selbständigkeit zu gewähren; die Aeltesten, die ganz genau wissen, wie Berlin sein Kommissiongeschäft hochgebracht hat, wollen den Maklern ihre bisher getragenen Ketten nicht abnehmen. Da nun durch die Neuordnung die Makler sehr große Freiheiten gewinnen, so müssen sie es wohl gewesen sein, die den Behörden in aller Stille ihre Gedanken suggerirt haben; vielleicht hatten sie auch eine geschickte Vertretung. Die ungeheure Bevorzugung der berliner Börse mit Aufträgen erwächst nämlich nicht etwa allein aus dem centralisirenden Charakter der Reichshauptstadt, sondern dieses Verhältniß mußte auch künstlich gefördert werden. Das war Sache einer nicht gewöhnlichen Intelligenz, — und hier setzte die vielleicht etwas harte, aber doch kluge Organisation der Aeltesten ein. An den Ordres konnte nämlich der Kommissionär schneiden, aber keineswegs vorher schon der Mittler. War an der berliner Börse der Auftraggeber mit seinem mehr oder minder ehrlichen Makler unzufrieden, so konnte er zum Vorstand gehen und diesem mußte der Makler sein Buch zeigen. Nach der Neuordnung braucht aber der peinlich Befragte nur die betreffenden Kurse zu zeigen, kann aber den Namen seines Kommittenten verschweigen. Damit ist natürlich jede ernsthafte Untersuchung hinfällig geworden und die Makler werden, wie die Bankiers, selbst zu einer Interessentengruppe. Bisher war Das gerade streng vermieden worden. Auch hatten die Berliner ihr Skontro als bindend angesehen, so daß feste Zusagen vorher nicht gemacht werden konnten, und die Makler durften nicht einmal unter einander handeln, sondern die Ordres waren an die Maklergemeinschaft für das Papier abzuliefern. Das neue Verfahren des Ministers sieht menschenfreundlich aus und ist sicher sehr schlau, — aber ob es dem Kommissiongeschäft nicht schaden wird, muß erst abgewartet werden.

Warum man übrigens den Börsenkreisen ihre Gereiztheit verdenkt, ist nicht recht ersichtlich. Vor Allem verstimmt doch die Erkenntniß, daß im Falle einer allzu klaren Umgehung des neuen Gesetzes es nicht auf das Wohlwollen der Regirung, sondern auf die Parteien ankommt, aus deren Anträgen dann noch ganz andere Gesetze hervorgehen könnten. Die Organe unseres Handels halten sich leider viel zu lange bei der heftigen Angriffsform der Börsengegner auf. Das trifft doch den Kern dieser Bewegung nicht, die so mächtig weder durch die Schäden der Spekulation noch durch die Schwäche der maßgebenden Kreise werden konnte. Gerade die Nationalzeitung, die auf die früheren Zeiten der praktischen Vernunft verwies und in einem sehr beachteten Artikel die kaufmännischen Minister seit 1848 aufzählte, hat unbewußt auf die eigentliche Ursache hingedeutet. Seit Jahrzehnten ging aller Einfluß von der Großstadt aus, das platte Land war im Hintergrunde geblieben; ob Das nützlich oder schädlich war, kümmert uns jetzt nicht, aber: was ist natürlicher, als daß nun auch einmal die so lange Benachtheiligten wieder zum Wort und zur That kommen wollen? Langsam genug hat sich ja diese Strömung durchgesetzt. Vor Jahren hat mir der Direktor einer chemischen Fabrik das Vernünftigste zu Gunsten des Schutzzolles gesagt: „Wir haben so lange Freihandel gehabt, da mußten auch wieder einmal die Protektionisten zur Herrschaft gelangen.“ Gewöhnlich bedenken die Leute alles Mögliche, nur nicht die gefährliche Zeitlänge irgend einer Ideenherrschaft; und doch ist, nach einem Worte Bismarcks, die Revolution immer die stärkste, die in den Köpfen gemacht wird.

Hosted by Google

Ganz richtig hatten die Getreide- und Produktenhändler erkannt, daß die Regirung von ihnen eine weniger günstige Meinung hegt als vom Effektenverkehr, dem auch unser Auswärtiges Amt eine Art politischer Bedeutung beimißt. Das Termingeschäft in Getreide war verboten, die darin thätigen Kaufleute brauchten also die Börse nicht mehr. Da sie nun vor Aller Augen die gewohnten Räume schweren Herzens verließen, spielten sie uns ein Opfer vor, das eigentlich gar nicht gebracht wurde. Ruhig wird das Effektivgeschäft weiter mit den Mühlen gemacht; und falls die großen Firmen innerhalb ihrer neuen Kasinos noch ferner zu Lieferungverkäufen Lust haben, dürfte es ihnen kaum an einer Contrepartie fehlen. Allerdings fällt das Publikum jetzt aus, namentlich fehlen die Schaaren der Gutsbesitzer. Im März und April, wenn die Felder grün zu werden beginnen, pflegte der größere Ackerbauer sonst nach den berliner Notirungen zu sehen, die ihm doch annähernd sagen konnten, ob er vorwärts kam. Künftig fehlt ein solcher Maßstab; und wenn das geschäftliche Sicherheitgefühl des Landmannes dennoch nicht ausbleibt, so kann der Terminhandel ruhig weiter verboten bleiben. Tritt aber eine Unsicherheit ein, vermag der Besitzer sein Getreide nur zu ganz unkontrolirbaren Preisen abzugeben, so sollte man objektiv genug sein, mit der Möglichkeit einer Veränderung der neuen Gesetze zu rechnen, die nur von den Agrariern selbst angebahnt werden kann. Dabei ist auch noch zu bemerken, daß man heute nicht mehr schreiben darf: „Ich offerire per Mai oder Oktober so und so viele Tonnen Weizen von dem und dem Gewicht.“ Jetzt muß auch die Provenienz genau mit angegeben werden.

Die Händler haben also im Grunde nicht das geringste Interesse daran, gerade in einem Lokale zusammenzukommen, das eine Organisation und einen Kommissar verlangt. Sie verzichten auf die bedenkliche Ehre, sich ohne Weiteres stets in ihr Buch sehen zu lassen, und bringen die Gesetzgeber noch dazu in eine mindestens scheinbare Verlegenheit. Denn ein wirkliches Termingeschäft war ja ohnehin nicht mehr möglich, so daß der Kommissar auch schon von der Börsen-Kommission eigentlich als ein General ohne Armee betrachtet wurde. Von den übrigen Getreidebörsen, die sich der Abwehr angeschlossen haben, sind wohl nur noch Stettin und Königsberg zu erwähnen. Beide Plätze vermochten seit der Aufhebung des Identitätnachweises den für uns zu weichen pommerschen Weizen schlank in England abzusetzen. Jetzt wird es diesen Kaufleuten an der genügenden Leichtigkeit der Bewegung fehlen. Am Schlimmsten werden wohl die russischen Kaufleute betroffen, da für ihre Roggen- und Weizentermine Amsterdam noch nicht groß genug ist. Magdeburg, wo ebenfalls Weiterungen zwischen Börse und Staat entstanden sind, hat mehr Interesse am Zucker. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß von einer Selbständigkeit Kubas einzelne Kreise bei uns Arges fürchten, da dann dort eine gewaltige Ueberproduktion in Zucker eintreten würde. Dagegen hätte unser Handel von der Freiheit der Philippinen die größten Vortheile zu erwarten. Diese Inseln, auf denen die fremden Kaufleute ganz unterdrückt sind, liefern nur Hanf und Tabak, während ihr Reichthum auch an anderen Waaren als außerordentlich groß geschildert wird. Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Die Buchhändler Henry & Co. in London verschicken die Probenummer einer kleinen Zeitschrift „The Children of the Hour", die zwar nicht den Stil, aber die Form, den Umfang und die Art der Darstellung wieder lebendig machen will, wie sie in den Zeitschriften aus den Tagen der Königin Anna zu finden sind. Ein passend gewähltes Motto aus Horaz, Virgil, Juvenal oder einem anderen alten Dichter, ein einziger Aufsatz von wenigen Seiten über irgend einen Gegenstand, der gerade die Gemüther beschäftigt, die Auffassung unbefangen, schalkhaft ohne Frivolität, ernst ohne Pedanterie, klare Gedanken und guter Stil: so wollen die Children of the Hour sich wöchentlich zweimal, mitunter auch dreimal präsentiren und damit ihre Leser aus dem betäubenden Lärm der modernen Meinungfabrik in das literarische Idyll des Mannes entrücken, von dem Johnson gesagt hat: „Wer sich einen englischen Stil aneignen will, der einfach ist, ohne dabei plump zu sein, und elegant ohne Gespreiztheit, Der sollte Tag und Nacht die Schriften von Addison studiren." Die Anfänge der englischen Revuegeschichte, der Tatler, Spectator und Guardian, waren höchst reizvoll; auch diese Blätter waren Kinder der Stunde, keines von ihnen brachte es bis zum dritten Lebensjahr, — und doch weht aus ihren graziösen Beiträgen der witzige Frohsinn und das geistige Behagen der Addison und Steele durch die Jahrhunderte, als ein ganz feines, leichtes und belebendes Parfum. Schopenhauer nannte die politische Zeitung den niedrigsten Zweig der Literatur; und als Goethe niederschrieb: „Wenn man einige Wochen die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt", da ahnte er noch nicht einmal die Schrecken der politischen Zeitung von heute, die dem Leser täglich bereits am Frühstückstisch die Stimmung verdirbt. „Ist es gut", heißt es in der Probenummer des neuen englischen Blattes, „in solcher Verstimmung an sein mühevolles Tagewerk zu gehen? Nein; und deshalb wollen wir Euch von dieser Verstimmung befreien und versuchen, in reizvoller Abwechselung aufzuklären und anzuregen, während Eure Tageszeitung Morgen für Morgen, Jahr für Jahr stets mit den selben Schablonenmitteln arbeitet." Was da von subtilen Geistern, an deren Spitze der feine und kühne Kritiker William Archer steht, plänkelnd unternommen wird, ist nur ein erster Vorstoß in das dunkle Reich der Holzpapierherrschaft und man mag die Stimmung, der es entstammt, immerhin reaktionär nennen; nur sollte man bedenken, daß sie gegen ein Massengift reagirt, das allgemach die modernen Völker zu verdummen und zu verpöbeln droht. In der sogenannten großen Presse liest mans einstweilen noch anders und aus dem offiziösen Berliner Tageblatt, das eben geräuschvoll sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, konnte man erfahren, welche wunderbaren Thaten einer Zeitung gelingen können, wenn der Verleger durch eine ungewöhnlich geschickt geleitete Annoncen-Expedition Millionen zu erraffen verstanden hat. Aber das übel riechende Eigenlob, das die journalistischen Vertrauensmänner des Auswärtigen Amtes sich spenden, wirkt heutzutage doch höchstens noch auf ganz besonders harmlose Seelen; der nüchterne Betrachter wird in dem läppischen Jubiläumslärm nur den Anlaß sehen, in Muße einmal der Frage nachzudenken, wie oft in diesem Vierteljahrhundert die Wahrheit gefälscht, das Gute beschimpft und verhöhnt und das Schlechte verherrlicht worden sein mag. Weil solchen Fragen jetzt selbst

Hosted by Google

der einfache Menschenverstand leicht die Antwort findet, deshalb geht es mit dem Ansehen der Tagespresse schnell und immer schneller bergab und die Zeit scheint nicht mehr fern, wo man im Ekel die alte Form zerschlagen und eine neue zu schaffen versuchen wird. Wie diese neue Form dann aussehen mag? Vielleicht kommt die Heilung von innen heraus und die Entwickelung gestaltet sich, wie Lagarde sie vor dreizehn Jahren prophezeite: „Je leerer die Blätter werden, desto weniger wird man sie lesen. Nichts unter dem Strich, über dem Strich die volle Langeweile des Staatsanzeigers, gemäßigt nur durch die Entdeckung, daß Salo Hersch die Stoffe der Jahreszeit empfangen hat, daß Fritz Borchgreve ein Schwein auskegeln läßt und daß das Wasser in der Badeanstalt gestern zwanzig Grad warm war. Die Kannengießerei wird sich legen, sobald sie sich ihr Material aus den Fingern saugen muß. Der Nation bleiben ja Skat, Cigarren, Bier; vielleicht greift sie nach wirklichen Höhen, wenn ihr die papier-mâché-Höhen alle Morgen neuer politischer Weisheit entzogen sind." Vielleicht räumt man auch mit der leidigen Anonymität, der letzten Stütze der mystischen Zeitungmacht, endlich auf, opfert die Abendausgaben, giebt uns wieder geschriebene, nicht mehr im Reportertempo zusammengehastete Blätter und läßt, auf knapp bemessenem Raum, unterrichtete Leute sachkundig über soziale, politische und künstlerische Erscheinungen reden. Jedenfalls ist der Zustand, unter dem wir jetzt seufzen, nicht lange mehr zu ertragen, die Unlustgefühle steigern sich, die Umsturzgefahr rückt auch hier rasch heran und es ist ein des Verweilens werthes Symptom, daß der erste Versuch einer Reaktion aus dem Britenreich kommt, dem Lande der berühmtesten Preßgeschichte, und unseren Jammer an die fernen Tage erinnert, da Addison und Steele mit ihrem Talent den Beruf adelten, der nun längst zum Handlangerdienst erniedert ist. . .

* * *

Im Prozeß Tausch wurde vom Freiherrn von Marschall der Name eines Herrn Fritz Brentano genannt, der sich bereit erklärt haben sollte, als Redakteur der Saale-Zeitung Herrn von Caprivi den Unbekannten zu nennen, der in dem hallischen Blatte die neuen Herren der Wilhelmstraße „mit persönlichen Spitzen" angegriffen hatte. Diese Zeugenaussage gab den Anlaß, in der Betrachtung, die unter dem Titel „Der Kriminalkommissar" am neunzehnten Dezember hier erschien, Herrn Brentano zu erwähnen; da wurde gesagt, man dürfe wohl annehmen, der Redakteur der Saale-Zeitung habe für den Dienst, den er dem zweiten Kanzler zu leisten bereit war, eine angemessene „Entschädigung" verlangt. Herr Fritz Brentano schreibt nun, diese Annahme sei falsch, und fügt hinzu: „Zur Darlegung der Gründe, warum ich 1891 nach vielfachen Aufforderungen dem Herrn Reichskanzler von Caprivi zwar nicht den Namen des betreffenden Korrespondenten, wohl aber die eigentliche Quelle nennen wollte, aus der die gehässigen Angriffe flossen, werde ich später Gelegenheit haben. Für heute will ich nur konstatiren, daß ich bei der ganzen Angelegenheit auch nicht einen Augenblick an einen pekuniären Vortheil dachte, und Herr Major von Ebmeyer wird mir als ehrenhafter Offizier gewiß bezeugen, daß ich bei unserer Zusammenkunft sofort energisch betonte, unter keinen Umständen eine Entschädigung, auch nicht den Ersatz meiner Reisespesen, anzunehmen." Die dunkle Geschichte wird durch diese

Hosted by Google

Behauptung leider nicht aufgehellt und insbesondere wird dadurch nicht deutlicher, warum die Verhandlung der Herren Brentano und Ebmeyer — als Ort der Zusammenkunft wird jetzt der Anhalter Bahnhof genannt — nicht zum ersehnten Ziele führte. Da Herr Fritz Brentano aber auch behauptet, er habe sich erst „nach vielfachen Aufforderungen" entschlossen, „zwar nicht den Namen des Korrespondenten, wohl aber die eigentliche Quelle" zu nennen, ist es nöthig, die Zeugenaussage des Freiherrn von Marschall über diesen Punkt nach dem Stenogramm hier wiederzugeben; sie lautet: „Nun kam eines Tages — ich glaube, es war Ende 1891 oder Anfang 1892 — an den Herrn Reichskanzler von Caprivi ein Schreiben eines Herrn aus Halle, der sich Fritz Brentano nannte, ein Mann, über dessen Qualifikation ich absolut nichts weiß; er sagte, er sei Redakteur der Saale-Zeitung und er sei in der Lage, dem Herrn Reichskanzler den Namen derjenigen Persönlichkeit mitzutheilen, die alle diese sensationellen und skandalösen Artikel verfaßt habe." Die beiden Darstellungen decken sich also nicht; die „Gelegenheit", die Herr Fritz Brentano herbeizusehnen scheint, wird uns hoffentlich über diese seltsame Episode des Caprivismus volle Klarheit verschaffen.

* * *

In der Tragikomoedie des Prozesses, dessen Held sich den Magen verdorben hat, ist die wunderlichste, die tragikomischste Rolle einem Zeugen zugefallen, der mit der ganzen Sache nicht das Allergeringste zu thun hatte. Sein Name ist: René. Dieser Herr wird eines Morgens aus dem Bett geholt und nach Moabit beordert. Er folgt flink der Ladung und erscheint vor den Schranken. Herr von Marschall kennt ihn nicht, Herr von Tausch kennt ihn nicht, die ehrenwerthen Herren von Lützow und Leckert kennen ihn auch nicht. Er kann nichts aussagen und wird, nachdem umständlich festgestellt worden ist, daß er nichts aussagen kann, sofort wieder entlassen. Er fährt vergnügt in sein Hotel zurück und holt die unterbrochene Nachtruhe nach, ohne zu ahnen, welche Folgen dieser düster dämmernde Tag für sein Leben haben kann. Am nächsten Morgen melden ihm die Zeitungen, daß er eine höchst wichtige und höchst politische Persönlichkeit ist, der man alle erdenklichen Schandthaten nachsagen und, wie es scheint, auch nachweisen kann. Er soll die konservative Partei hinterlistig verrathen und verkauft, die Antisemiten befehdet, gegen Herrn von Ploetz furchtbare Intriguen gesponnen und auch sonst jede erdenkliche Tücke begangen haben. Er glaubt zunächst wohl, Alles sei nur ein wüster Traum, und will sich, mit einer Operettenmelodie auf den Lippen, gemächlich auf die andere Seite legen, — aber es ist helle, gemein deutliche Wirklichkeit: überall, aus allen Zeitungen, grinst ihm sein bisher ganz unbekannter Name gräßlich entgegen: René, René und kein Ende. Er schreibt an die Herren, gegen die er sich vergangen haben soll; Jeder bestätigt ihm sein korrektes Verhalten, aber Jeder bittet auch, von dieser Bestätigung doch gefälligst nicht in der Oeffentlichkeit Gebrauch zu machen. Er erinnert sich des Preßgesetzes und schickt den Blättern Berichtigungen; dabei vergißt er nur, daß jeder halbwegs fingerfertige Redakteur jede Berichtigung durch nette Anhängsel unwirksam machen und zum Nachtheil des Berichtigers ausnützen kann. Er beweist, daß er die Schandthaten, die er begangen haben soll, nicht begangen hat, auch gar nicht begehen konnte, weil ihm die dazu nöthige Macht völlig fehlte. Einerlei: er bleibt eine

Hosted by Google

verdächtige, eine mindestens mysteriöse Persönlichkeit. Er stürzt, fast schon rathlos, zu seinen Bekannten. Man sucht ihn zu beschwichtigen und sagt: Wir haben nie an Ihnen Neigung zu Intriguen oder finsteren Machenschaften bemerkt; wir kennen Sie nur als einen eifrig, vielleicht allzu geschäftig dilettirenden Politiker, dessen große Sorge immer war, daß die Freundschaft zwischen der konservativen Partei und dem Bunde der Landwirthe nicht gestört werden möge; beruhigen Sie sich und flüchten Sie, bis der alberne Lärm verhallt ist, für eine Weile aus der Oeffentlichkeit. Er flüchtet, — aber er merkt bald, daß alte Freunde ihn plötzlich meiden und, um ihn nicht grüßen zu müssen, andächtig die Schaufenster der Cigarrengeschäfte betrachten. Was soll er thun? Er hat wissentlich nichts Uebles vollbracht, aber er ist zwischen ein Räderwerk gerathen, das den Harmlosen nun zu zermalmen droht. Ein Lustspielstoff oder die Anregung zu einer Tragoedie aus der Herrschaftzeit öffentlicher Meinungen? An und für sich ist nichts komisch oder tragisch: erst das Denken macht es dazu; und es wird im Fall René darauf ankommen, ob die privaten Faulheiten sich von den öffentlichen Meinungen wehrlos überwinden lassen. Der Zeuge, der nichts aussagen konnte, mag sich damit trösten, daß er an den Leuten, die ihn nach den Zeitungsteckbriefen verurtheilen, statt ihn nach eigener Anschauung zu beurtheilen, am Ende nicht viel verliert.

* * *

Da wir nun doch leider noch einmal bei den Erinnerungen an die moabiter Staatsaktion angelangt sind, mag rasch, um zu räumen, auch noch eine andere Episode erledigt werden. Herr von Marschall hat in einer seiner forensischen Reden des Herrn von Holstein gedacht, der aus dem Arnim-Prozeß bekannt und vom Kladderadatsch unter dem Namen des Austernfreundes der Unsterblichkeit näher gebracht worden ist. Von diesem interessanten Helfer, der über die im diplomatischen Dienst stehenden Herren, wie erzählt wird, geheime Berichte an den Monarchen zu liefern hat, sagte der Staatssekretär: „Ich bemerke, daß dieser hochehrenwerthe und hochverdiente Beamte seit Jahren im Mittelpunkt aller der Angriffe steht, die von der nun bekannten Seite aus erfolgt sind." Der Satz ist, so weit er nicht ein persönliches und sehr subjektives Urtheil enthält, nicht recht verständlich. Die „Seite", von der die Angriffe ausgehen, ist ja noch gar nicht bekannt; und die Angriffe, an die Herr von Marschall gedacht haben muß, haben sich nie gegen Herrn von Holstein gerichtet. Immerhin hat diese Aeußerung bei einzelnen Leuten die Vermuthung geweckt, die Bedenken, die im Kladderadatsch und in der „Zukunft" gegen die Thätigkeit des Herrn von Holstein mitunter vorgebracht worden sind, könnten aus den Kreisen der Lützowgarde und ihrer Kommandeure stammen. Der Redakteur des Kladderadatsch hat dieser Vermuthung schon mit der nöthigen Entschiedenheit widersprochen und es ist beinahe überflüssig, zu sagen, daß auch hier von solchen oder ähnlichen „Quellen" nie die Rede sein konnte. Da man aber jetzt gar so eifrig nach Hintermännern fahndet, liegt die Frage nahe, warum man nicht durch ein Strafverfahren gegen den Kladderadatsch, der danach schrie wie der Hirsch nach Wasser, den Versuch gemacht hat, die geheimnißvollen Männer zu ermitteln, die mit schnödem Zweifel die Tugend des hochehrenwerthen und hochverdienten Beamten anzutasten wagten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Januar 1897.

Jobberethos.

Nach Sedans Fall wurde berichtet, die frankfurter Börse habe die Kunde von der gewonnenen Schlacht in patriotischer Weihestimmung begrüßt und von sämmtlichen im Börsensaal vereinten Herren sei in jubelnden Akkorden das mächtige Sturmlied der Wacht am Rhein angestimmt worden. Der Bericht brachte gewiß nur Wahres, — aber er wirkte komisch; und der denkwürdige Vorgang, der sich in dem Mammonstempel am Main abgespielt haben soll, wurde in einem lustigen Bilde verewigt, an dem damals, in vorahlwardtischer Zeit, Arier und Semiten sich gleichmäßig amusirten. Warum wirkte die rührend schöne Geschichte komisch? Unter den Herren, die im frankfurter Börsensaal handelten und wandelten, waren sicher sehr gute Patrioten und mancher Makler hätte wohl gern zum Zündnadelgewehr gegriffen, um des lieben Vaterlandes Wacht am Rhein zu verstärken. Aber von gewissen Berufsarten sind gewisse Vorstellungen nun einmal nicht zu trennen. Es giebt sehr tapfere Schneider, — und doch würde es schwer sein, einen Schneiderkrieg ernst zu nehmen; es giebt poetisch angeregte Schlächtermeister, — und doch würde die Vorstellung eines Schlächterkränzchens, wo die werthvollsten Werke der Weltlyrik von gemästeten Meistern verlesen würden, im Bewußtsein nur heitere Bilder gestalten. Ungefähr so ergeht es auch den an der Börse heimischen Handelsherren: man traut ihnen jede Leidenschaft zu, die aus gieriger Profitsucht erwachsen kann, aber keine hehre Regung für abstrakte Güter, keins der Kollektivgefühle,

Hosted by Google

die um der Menschheit große Gegenstände in heiligen Flammen entbrennen. Die Börse — Herr Bamberger hat sie eine echte Werthschöpferin und gigantische Arbeitstätte, sein früherer Parteigenosse Lasker hat sie einen ansteckenden Ort genannt — erscheint Denen sogar, die sie, ohne Groll und Neid, kühl betrachten, als ein besonders fruchtbarer Nährboden wirthschaftlicher Parasiten; auch andere, nicht parasitäre Elemente sind da zu finden, aber die Schmarotzer, die Werthe erraffen, ohne irgend eine nützliche Gegenleistung zu bieten, bilden doch immer die Mehrheit. Im Wesen der uns bekannten Parasiten ist nun weder eine Quelle hoher Gefühle noch ein starker Wille zu wehrhafter Gewalt zu entdecken; Perty hat an ihnen eine außerordentliche Paarungslust und Fähigkeit der Vermehrung und eine ungeheure Entwickelung der Organe beobachtet, die der Fortpflanzung und Ernährung, dem Greifen, Haften und Halten dienen, er hat gesehen, wie schnell diese Thierchen zu wandern und von schon ausgebeuteten zu erst auszubeutenden Wirthen wegzuhüpfen verstehen, aber er hat auch bemerkt, wie die Organe, die zu gewaltsamer Wehr und selbständiger Lebensarbeit nöthig und nützlich sind, in „rückschreitender Metamorphose" ihnen verkümmern. Solche Eigenschaften und Mängel stimmen den Besitzer nicht gerade zu leidenschaftlicher Erhebung für ideale Güter; und weil man genau die selben Beobachtungen, wie Perty sie in der organischen Natur gemacht hat, auch an den sozialen Schmarotzern machen kann, deshalb entsteht immer ein heiteres Staunen, sobald man von pathetischen Wallungen einer Parasitengemeinschaft hört. In den Kämpfen zwischen Schmarotzern und Wirthen ist selten ein Ethos sichtbar; es gehört zum Wesen der Parasiten, die dem Körper des Wirthes Krankheitstoffe einflößen oder ihm heimlich doch Säfte und Kräfte entziehen, daß sie ein Ethos nicht kennen; sie wenden, um sich zu bereichern, jedes Mittel an, das List und Schlauheit gewähren, und sind ohne ein gewisses Maß von Brutalität kaum jemals zu vertreiben. Das Staunen war denn auch besonders groß, als aus den lackirten Spelunken, wo mit öffentlichen Meinungen gehandelt wird und die Holzpapierparasiten hausen, neulich die Kunde kam, die Börse sei mannhaft in einen Kampf für ihre Ehre eingetreten. Die Botschaft wirkte noch komischer als das Sturmgebraus, das nach Sedans Fall vom Main her an unser Ohr drang, und mancher Mann wollte schon fragen, ob den falstaffisch skrupellosen Börsenherren die Ehre denn plötzlich mehr geworden sei als ein gemaltes Schild beim Leichenzuge. Dabei wurde vergessen, daß

Hosted by Google

die Ehre, nach Liszts nüchterner Definition, „die der Stellung im Kreise der Rechtsgenossen entsprechende persönliche Geltung" ist und daß zur Ehre auch der Kredit gehört. Ein Börsenkampf um die Ehre bedeutet also einen nach Parasitensitte geführten Feldzug, dessen Ziel ist, die früher unbestrittene persönliche Geltung und Kreditfähigkeit von den widerstrebenden Wirthen zurückzugewinnen. . . . Das klingt zwar nicht so großartig wie der wilde Donnerhall der Wacht am Main, aber es erspart uns wenigstens die heitere Vorstellung eines Jobberethos, — also eines labilen und brüchigen Begriffes, dem man erst dadurch den Ausdruck schaffen kann, daß man zwei Wörter zusammenflickt, von denen eins der Welthändlersprache, das andere dem Schatz des vornehmsten und fähigsten Künstlervolkes der uns bekannten Oekumene entstammt.

Ueber die Wundermär von dem fast spanisch spitzen Ehrbegriff der Börsenbesucher läßt sich schwer ernsthaft reden. Die selben Herren, die friedlich neben dunklem Gesindel handeln und wandeln — und in trautem Zwiegespräch bekennt jeder Börsenmann, daß es an jeder Börse böses Gesindel giebt —, sollen nun tötlich in ihrer Ehre beleidigt sein, weil ihnen zugemuthet wird, Vertreter anderer, unzweifelhaft ehrenwerther Berufe, der Berufe, von deren Leistungen sie leben, im Bannkreise ihrer Geschäftsthätigkeit zu dulden. Dieses Ansinnen soll furchtbar, soll über jeden Begriff schändlich sein und der kluge Herr Bamberger, der allgemach in die moderne Rolle eines Börsenpapstes hineinaltert, muß bis auf die französische Schreckenszeit und die Assignatenwirthschaft zurückgreifen, um solchem Ungeheuren in der Geschichte einen Vergleich zu finden. Worin besteht dieses Ungeheure? Das seit dem ersten Januar im Deutschen Reich geltende Börsengesetz fügt den Aufsichtbehörden als neue Instanz einen Staatskommissar ein und bestimmt, daß im Vorstand der Produktenbörse neben den neun von der Korporation gewählten Getreidehändlern künftig sieben Vertreter der Landwirthschaft und der Müllerei sitzen sollen, von denen mindestens zwei auch an der Feststellung der Preise mitwirken müssen. Das ist der unerträgliche, der unerhörte Zustand, der ein Zeichen schwärzester Reaktion und wiederkehrender Barbarei sein soll und vor dessen Schrecken die Produktenhändler sich aus der Oeffentlichkeit in Winkelbörsen geflüchtet haben. An der wiener Börse giebt es längst schon einen Staatskommissar; und der Oberbürgermeister Bender hat im Herrenhause neulich erzählt, daß in den Vorstand der breslauer Getreidebörse, die eine kommunale Einrichtung

Hosted by Google

ist und in einem städtischen Gebäude tagt, vom landwirthschaftlichen Centralverein stets Vertreter entsandt worden seien, die dann natürlich mit vollem Stimmrecht an der Geschäftsführung betheiligt wurden. Das sind nur zwei Beispiele, deren Zahl leicht vermehrt werden könnte, die immerhin aber schon zeigen, daß der jetzt legitimirte Zustand nicht gar so unerhört und unerträglich sein kann; und ein Mann von der historischen Bildung des Herrn Bamberger sollte wissen, daß es seit den Römertagen der Aedilen und der praefecti annonae eigentlich nie an Versuchen gefehlt hat, den Getreideverkehr unter amtliche Aufsicht zu stellen. Die große Sorge aller Regirungen war immer, daß die Feldfrüchte aequis pretiis verkauft wurden, und wenn in der Sorge um den gerechten Preis die Interessen Einzelner verletzt werden mußten, dann blieb als Trost die Einsicht, daß auch in diesem Sinne das weise Wort Herberts Spencer gilt: Society is prior to man. Dazu gab das Modeorakel der öffentlichen Meinungen gern seinen Segen, so lange nur die Interessen der Landwirthe verletzt wurden; jetzt aber, wo die Schaar der Bedrängten, weil ihr mählich der Athem auszugehen droht, die frevelhafte Behauptung wagt, ein gerechter Preis müsse nicht nur die Betriebskosten decken, sondern auch noch einen angemessenen Gewinn sichern, — jetzt lautet die Antwort ganz junkerlich: Ja, Bauer, Das ist ganz was Andres! An den Getreidebörsen werden für die Produkte, von deren heutzutage recht kargem Ertrag der Landwirth lebt, die Preise gemacht; wenn aber der Landwirth an der Feststellung dieser Preise mitzuwirken wünscht, dann soll solches Verlangen die Grundlagen aller Kultur mit fürchterlichen Gefahren bedrohen und von finster waltenden Raubrittern ersonnen sein, um der Ehre des Kaufmannes den tötlichen Streich zu versetzen.

Auch sonst soll die Ehre des Kaufmannes — es macht sich besser, wenn man den winzigen Theil für das Ganze setzt und die Börsengemeinde zur Kaufmannschaft erweitert — schutzlos den schlimmsten Beschimpfungen ausgeliefert sein. Ueber Beschimpfungen pflegen im Allgemeinen nur Schwächlinge und Heuchler zu jammern; wer sich stark fühlt und der inneren Reinheit gewiß ist, wendet, wenn er beschimpft wird, in heiterer Ruhe höchstens das Haupt, um an dem Gehudel da unten die Grenzen der Menschheit zu messen. Der kühle Beobachter hat aber von Beschimpfungen des Kaufmannsstandes überhaupt nichts gehört, denn das kritische Wägen der großbourgeoisen Entwickelung und der Versuch einer Abwehr des Händlergeistes, der mit der Macht

Hosted by Google

des mobilen Kapitals nachgerade ins Unendliche wächst, hat mit Schimpf und Schmähung doch nicht das Geringste zu schaffen. Kein Verständiger wird leugnen, daß die Schäden und Ausschreitungen des Börsengeschäftes manchmal übertrieben und allzu schwarz geschildert worden sind; aber diese Uebertreibungen sind von der anderen Seite stets rasch und reichlich vergolten worden und man braucht sich nur der Urtheile zu erinnern, mit denen seit dem Tage, wo Bismarck den berühmten Brief an Thüngen schrieb, die agrarische Bewegung bedacht worden ist, um gleich zu merken, wie zahlreich auch in Trojas güldenen Mauern die Sünder sind. Jetzt ist der Stand der Sache ungefähr so: die Führer der Agrarier behaupten offen und muthig, die Spekulation, die nicht, wie der Produzent, an stetigen, sondern an schwankenden, an sprunghaft wechselnden Preisen ein Interesse hat, übe auf die Preisbildung einen ungünstigen Einfluß und müsse deshalb mit festen Schranken umgeben werden; und die gesammte Börsenpresse, an ihrer Spitze die „geachteten", „angesehenen" und „vornehmen" Blätter, deren Anblick den Staatssekretär von Marschall und den Oberhofmeister von Mirbach mit Wonne erfüllt, verkündet, die Absicht der nach Beute lüsternen Agrarier sei nur, die Getreidebörsen in ihre Gewalt zu bekommen, um systematisch so die Preise fälschen und sich durch Betrug höhere Einnahmen verschaffen zu können. Nach diesen allerliebsten Leistungen, die Jeder täglich kontroliren kann, erinnert das Zetern über wüste Beschimpfungen ein Bischen an die Gracchenklage über den Aufruhr. Und wenn wirklich da oder dort einem Landwirth, der die kleinen Künste der politischen Agitation nicht kennt, in der Hitze ein häßliches Wort entfährt, dann sollten die Empörten Freytags „Soll und Haben" aufblättern, das man nach Belieben die Bürgerbibel oder das Hohe Lied vom deutschen Kaufmann nennen mag, und die Sätze lesen: „Wehe dem Landwirth, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er ist verloren, wenn seine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Ansprüche zu befriedigen, die andere Menschen an ihn machen. Die gelbe Blüthe der Oelsaat und die blaue Blume des Flachses vertrocknen ohne Frucht, Rost und Brand fallen über das Getreide, in tötlichem Faulfieber schwindet der kleine Leib der Kartoffel; sie alle, so lange an Gehorsam gewöhnt, wissen so bitter jede Nachlässigkeit zu strafen ... Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufsteigt, muß er denken, daß die Frucht schon auf dem Halme verkauft ist, wenn das Gespann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von

Hosted by Google

Milch und Fleisch schon von fremden Gläubigern gefordert ist, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche seinem Acker durch das Wiederkäuen der eßlustigen Thiere im nächsten Jahr kommen soll, noch ihm selbst zum Vortheil werden wird. Finster, mürrisch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück." Dieses Schicksal ist seit Jahren unzähligen deutschen Landwirthen beschieden; darf man wirklich staunen und verdammen, wenn derbe Männer, die ohne eigenes Verschulden so Trauriges erleben mußten, das schöne Gleichmaß des Gemüthes verlieren und manchmal, mit der Vereinfachungsucht, die fast stets ein Wesenszug mangelhaft oder einseitig gebildeter Menschen ist, in komplizirten, dem fernen Betrachter schwer verständlichen Vorgängen nur das Walten arger List und ruchlosen Schwindels wittern? Während der Ertrag des Grundbesitzes schnell und immer schneller gesunken ist, hat der deutsche Handel eine vorher nie geahnte Ausdehnung gewonnen; die Briten und die Franzosen bejammern es und in dem Buch, das Herr Maurice Schwob unter dem Titel Le Péril Allemand neulich veröffentlicht hat, sind nachdenklich stimmende Daten darüber zu finden. Diesen Aufschwung verdankt der Handel zunächst der vorausschauenden Politik, die fast fünfzehn Jahre lang von der gesammten Händlerpresse mit Schimpf und Spott bekämpft worden ist; ein solcher Aufschwung wäre ohne den zähen Fleiß und die nüchterne Thatkraft des deutschen Kaufmannes nicht möglich gewesen, — gewiß: aber hat dieser Kaufmann nicht auch den Gewinn eingestrichen? Und ist es gar so wunderbar, daß dem Landmanne, der einsam auf seiner Scholle haust, ohne Theater, Konzerte, Museen, Ausstellungen und Illuminationen, ohne Blumensäle, Barrisons und ähnliche Kulturerrungenschaften, schwarze Grollgedanken aufsteigen, wenn er schwerfüßig durch die Straßen der Hauptstadt schreitet und die feinsten Villen, die elegantesten Gespanne und die holdesten Lustmädchen im Besitz von Händlern und Bänkern sieht, deren Väter oft genug als fremde Hausirer ins Land kamen und in deren kurzer, lückenhafter und mitunter fleckiger Familienchronik auf keinem Blatte ein Opfer für Preußen und Deutschland verzeichnet steht?

Das Geschwätz, daß in den deutschen Landen der Händler als ein geplagter Paria lebe, ist der läppischste Schwindel, der jemals ersonnen wurde; die Händler haben das Geld, ihnen gehorcht, vor ihrem Wink prostituirt sich der wichtigste Theil der Presse und sie haben ganz in der Stille für die Schlittenfahrten des mobilen Kapitals alle Wege gebahnt. Der braven Börse, die bisher nicht als die berufene Ver-

Hosted by Google

treterin der Kaufmannschaft galt, wird man freilich die Sympathie der draußen harrenden und hungernden Massen niemals gewinnen können, denen die trübe Geschichte dieser Weihestätten des Handels mit fungiblen Waaren allzu empfindliche Lehren ins Gedächtniß geschrieben hat. So lange in den alten Kurien und Loggien wirklich nur gehandelt wurde — mit effektiver Waare, wie man heute sagt —, mochte die Sache gehen; und auch, als von dem in der Vlamincstrate erbauten Hause der brügger Patrizierfamilie van der Burse, die drei Geldbeutel im Wappen über der Pforte führte, der Name Burse und Börse sich langsam durch die europäischen Länder verbreitete, konnte noch Niemand ahnen, wie die junge Institution sich einst entwickeln würde, die pfiffige Lombarden wohl schlau schon für ihre Geschäftszwecke benutzten, in deren Bannkreis es aber doch meistens ehrbar und säuberlich zugegangen sein soll. Mit der Massen-einwanderung der Spekulanten und Spieler änderte sich bald das Wesen dieser alten Genossenschaften. Zunächst äußerlich; noch am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts konnte Sabellicus über Venedigs Börse schreiben: Sine fremitu, sine altercatione, tanquam nutu, non verbis inter se paciscuntur, cuncta que orbis verius quam urbis negotia incredibili silentio transigunt. Wer heute in das Kribbeln und Kreischen eines Börsensaales hineinzuhorchen wagt, wird entsetzt merken, wie sehr selbst im kälteren Norden sich die Händlersitten verändert haben. Aber auch im innersten Wesen wandelte sich nach der mittelalterlichen Zeit der Börsenverkehr und der unbetheiligte Zuschauer konnte seit den Tagen Laws und der Südseegesellschaft bis in unsere aufgeklärtere Zeit des Crédit Mobilier, des von Wien ausgehenden Kraches, der Union Générale und der berliner Depotdiebe eine lange Reihe anmuthiger Vorgänge erblicken. Wir sind an diese Dinge schon so gewöhnt, daß nur selten noch, nach verheerenden Katastrophen, eine leidenschaftliche Erregung zu spüren ist; und doch sind auch die Alltagserscheinungen des Börsenwesens durch-aus nicht so harmlos, wie Pharisäerweisheit uns täglich erzählt. Man braucht gar nicht ausschließlich an die süße Sitte der Schwänzen und Einsperrungen zu denken und kann die Cohn & Rosenberg und Ritter & Blumenfeld endlich ruhen lassen. Aber gehört es unbedingt zum Wesen der Kultur, die Herr Bamberger meint, daß an der londoner Effektenbörse der auf thatsächlichen Umsatz zielende Theil des Gesammt-geschäftes nur auf ein Sechstel des Werthbetrages geschätzt worden ist, daß in Berlin schon in den sechziger Jahren die Zufuhr zwar nur hundert-

Hosted by Google

tausend Wispel Roggen betrug, im Zeitgeschäft an der Produktenbörse aber zwei Millionen gehandelt wurden, daß die drei Kaffeebörsen Hamburg, Antwerpen und Havre 1888 zusammen Zeitgeschäfte über dreiunddreißig Millionen Säcke Santos-Kaffee abschlossen, während die Santos-Ernte in diesem Jahre doch nur drei Millionen Säcke lieferte? Ist der corner, der 1887 von hamburger Händlern in Kaffee und ein Jahr später an der Börse von Chicago in Weizen ersonnen und durchgesetzt wurde, wirklich eine so gesunde, der Natur und der immanenten Logik unserer Tage gemäße Erscheinung, daß nur neidische Raubritter und tobsüchtige Narren daran ein Aergerniß nehmen können? Ach nein: so lieblich, wie man es nach den ethisch gestimmten Chorälen der letzten Wochen vermuthen müßte, duftet die Börse der gemeinen Wirklichkeit leider nicht; und die Herren, die den üblen Dunst der Spielhöllen geschwind jetzt mit den Wohlgerüchen Arabiens parfumiren wollen, werden sich nicht beklagen dürfen, wenn gegen ihre Täuscherbemühungen die Masseninstinkte sich waffnen und den Kampfruf Proudhons erneuen, der dem gefräßigen Heer der parasitischen Zwischenhändler einst schmählichen Untergang schwor . . .

Die gepriesenen Produktenhändler hätten den Auszug aus den privilegirten Verbänden nicht unternommen, wenn sie mit der stetigen Politik einer starken Regirung rechnen müßten. Da sie aber wissen, wie es um die Einigkeit und Entschlossenheit der Männer bestellt ist, die jetzt den Geschicken des deutschen Volkes die Wege weisen, und da sie ahnten, daß ihr Beginnen manchem arlosen Minister sehr willkommen sein würde, haben sie den nur scheinbar schweren Schritt gewagt, der für ihr Profitbedürfniß kein Opfer bedeutet. Ob sie dabei in den vom Gesetz gesteckten Grenzen blieben, wird von Berufenen zu beurtheilen sein. Einstweilen täuscht die aus der Oeffentlichkeit Geflüchteten der Wahn, eine große Aktion geleistet und ihr Ansehen im Kreise der Rechtsgenossen gemehrt zu haben. Dieser Irrthum wird sich wahrscheinlich rascher rächen, als die Zeitungweisheit sichs träumt. Wer flüchtet, macht sich immer verdächtig; und den Massen wird künftig der Glaube nicht mehr zu entreißen sein, daß an den Getreidebörsen dunkle Gräuelthaten vollbracht werden, die man um jeden Preis vor profanen Blicken verbergen muß. Das Börsengesetz ist von der öffentlichen Meinung, der Allbeherrscherin unserer Tage, seit Jahren nachdrücklich gefordert worden und es ist auf legalem Wege entstanden: alle Instanzen, die der Liberalismus als Kulturstützen rühmt, haben an seiner Entstehung mitgewirkt. Wenn trotzdem dieses von der berühmten Oeffent-

Hosted by Google

lichkeit ersehnte und von einer Reichstagsmehrheit beschlossene Gesetz als ein Symptom schwärzester Reaktion und rückkehrender Barbarei bezeichnet wird und wenn die Herren, die es treffen, aber auch vor unsauberer Gesellschaft bewahren soll, sich seinen Wirkungen mit Parasitenflinkheit entziehen, dann müssen sie dazu Gründe haben, die, gerade weil sie verborgen bleiben, das längst leise fortwühlende Mißtrauen nicht mindern, sondern mehren werden. Caliban kann, wenn er mit reichem Besitz gesegnet ist, seinen Ursprung vergessen und sich gegen die Einrichtungen erheben, denen er sein Werden und Wachsen verdankt; aber dieser sorgsam gekämmte Caliban, der den demokratischen Idealen seiner Jugend verächtlich den Rücken kehrt, ist selbst von dem stillen Ausbruch bedroht, den Renan in seinem Calibandrama die Revolution der Verachtung nannte und der zwar nicht so schnell, aber länger wirkt als der wüste Lärm einer Gassenempörung. Vor diesem Ausbruch wird auch die Hilfe, die den Ethikern der Burgstraße von den politischen Händlerparteien jetzt beinahe aufgedrängt wird, die Bedrohten nicht schützen können. Es ist begreiflich, daß die freisinnigen Fraktionen vor den Wahlen Alles in Bewegung setzen, um sich im Reichsfrühstückshause mindestens doch ein paar Sitze zu sichern, und daß sie gern den Schein erregen möchten, die Ehre und Existenz der ganzen Kaufmannschaft sei gefährdet, weil ein paar Jobbern das dunkle Handwerk erschwert, vielleicht auch ehrlichen Börsenbesuchern das immer noch sättigende Geschäft ein Bischen unbequemer als sonst gemacht worden ist. Aber dieses Bestreben, Gimpel zu fangen, muß an der Erfahrenheit von Leuten scheitern, die nur ihre wiener Geschäftsfreunde zu fragen brauchen, um sofort zu vernehmen, was der Börsenhändler durch das Bündniß mit den angeblich entschieden Liberalen zu gewinnen pflegt; auf den Plener wird und muß immer der Lueger folgen. Deshalb wäre es verständiger, wenn die trefflichen Produktenhändler nebst ihren tapferen Genossen von der Fondsbörse auf das Ethos verzichten und sich mit dem Trost begnügen wollten, daß rasch wandernde Parasiten in ihren zahllosen Verpuppungen nur durch brutale Eingriffe vertilgt werden können und daß in der chlodwigischen Greisenepoche brutale Eingriffe nicht zu befürchten sind.

Hosted by Google

Von Gesellschaft und Staat.

Anzeichen höherer und niederer Kultur.

Die Verdunkelung von Europa kann davon abhängen, ob fünf oder sechs freiere Geister sich treu bleiben oder nicht.

Die elf Gebote des Freigeists.

Du sollst Völker weder lieben noch hassen.

Du sollst keine Politik treiben.

Du sollst nicht reich und auch kein Bettler sein.

Du sollst den Berühmten und Einflußreichen aus dem Wege gehen.

Du sollst Dein Weib aus einem anderen Volke als dem eigenen nehmen.

Du sollst Deine Kinder durch Deine Freunde erziehen lassen.

Du sollst Dich keiner Ceremonie der Kirche unterwerfen.

Du sollst ein Vergehen nicht bereuen, sondern seinetwegen eine Gutthat mehr thun.

Du sollst die Welt gegen Dich und Dich gegen die Welt gewähren lassen.

Du sollst die Wahrheit denken, aber sie nur den Freunden sagen.

Du sollst, um die Wahrheit sagen zu können, das Exil vorziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was ist die Reaktion der Meinungen? Wenn eine Meinung aufhört, interessant zu sein, so sucht man ihr einen Reiz zu verleihen, indem man sie an ihre Gegenmeinung hält. Gewöhnlich verführt aber die Gegenmeinung und macht nun neue Bekenner: sie ist inzwischen interessanter geworden.

In fünfzig Jahren versteht sich jeder kräftige Mann in Europa auf die Waffen und das militärische Manövriren, der besser Befähigte sogar auf die Taktik. Jeder, der von da an Meinungen zur Herrschaft bringen wird, mag wissen, daß er ein geübtes Heer für seine Meinungen gewonnen hat. Das wird die Geschichte der Meinungen bestimmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ausdruck „Lohn“ ist aus der Zeit her in unsere verschleppt, in welcher der Niedriggeborene, Unfreie, wenn man ihm überhaupt Etwas gab oder gönnte, sich immer beglückt, begnadet fühlte, wo er wie ein Thier bald durch Lockungen aufgemuntert wurde, aber niemals Etwas verdiente. Wenn Jener thut, was er thun muß, so ist kein Verdienst dabei: wird er trotzdem belohnt, so ist Dies eine überschüssige Gnade, Güte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Diese bisher unbekannten Aphorismen werden im elften Bande der Werke Nietzsches im Februar bei C. G. Naumann in Leipzig erscheinen.

Hosted by Google

Lob Epikurs. Die Weisheit ist um keinen Schritt über Epikur hinausgekommen, — und oftmals viele tausend Schritte hinter ihn zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der denkende Geist bei Musikern ist gewöhnlich frisch, sie sind öfter geistreich als die Gelehrten: denn sie haben in der Ausübung ihrer Kunst das Mittel, dem reflektirenden Denken beinahe völlige Ruhe, eine Art Schlafleben, zu verschaffen; deshalb erhebt sich dies so lustig und morgenfrisch, wenn der Musiker aufhört, Musik zu machen. Man täuscht sich mitunter darüber, weil vielfach die Bildung des Musikers zu gering ist und er nicht genug Stoff hat, an dem er Geist zeigen könnte. — Eben so steht es mit dem denkenden Geist der Frauen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unser Ziel muß sein: eine Art der Bildungschule für das ganze Volk — und daneben Fachschulen.

Die Lehrer ganzer Klassen setzen einen falschen Ehrgeiz hinein, ihre Schüler individuell verschieden zu behandeln. Nun ist aber im höchsten Maße wahrscheinlich, daß der Lehrer, bei seiner geringen und einseitigen Beziehung zu den Schülern, sie nicht genau kennt und einige grobe Fehler in der Beurtheilung des einen oder anderen Charakters macht (welcher zudem bei jungen Leuten noch biegsam ist und nicht als vollendete Thatsache behandelt werden sollte). Der Nachtheil, welchen die Erkenntniß der Klasse, daß einige Schüler grundsätzlich immer irrthümlich behandelt werden, mit sich bringt, wiegt alle etwaigen Vortheile einer individualisirenden Erziehung auf, ja überwiegt bei Weitem. Im Allgemeinen sind alle Lehrer-Urtheile über ein Individuum falsch und voreilig: und kein Beweis von wissenschaftlicher Sorgfalt und Behutsamkeit. Man versuche es nur immer mit einer Gleichsetzung und Gleichschätzung aller Schüler und nehme das Niveau ziemlich hoch, ja man behandle alles Censurengeben mit ersichtlicher Geringschätzung und beschränke sich darauf, den Gegenstand des Unterrichtes interessant zu machen, so sehr, daß der Lehrer es sich, vor der Klasse, anrechnet, wenn ein Schüler sich auffällig uninteressirt zeigt —: es ist ein bewährtes Rezept und läßt überdies das Gewissen des Lehrers ruhiger. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Klassenerziehung eben nur ein Nothbehelf ist, wenn der einzelne Mensch durchaus nicht von einem einzelnen Lehrer erzogen werden kann und somit der individuelle Charakter und die Begabung ihren eigenen Wegen überlassen werden müssen: was freilich gefahrvoll ist. Aber ist der einzelne Erzieher nicht ebenfalls eine Gefahr?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der günstigste Zeitpunkt dafür, daß ein Volk die Führerschaft in wissenschaftlichen Dingen übernimmt, ist der, in welchem genug Kraft, Zähig-

Hosted by Google

keit, Starrheit dem Individuum vererbt werden, um ihm eine siegreiche, frohe Isolation von den öffentlichen Meinungen zu ermöglichen: dieser Zeitpunkt ist jetzt wieder in England eingetreten, welches unverkennbar in Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, auf dem Gebiete der Entdeckungen und Kulturverbreitung gegenwärtig allen Völkern vorangeht. Die wissenschaftlichen Größen verhandeln da mit einander wie Könige, welche sich zwar alle als Verwandte betrachten, aber Anerkennung ihrer Unabhängigkeit voraussetzen. In Deutschland glaubt man dagegen, Alles durch Erziehung, Methoden, Schulen zu erreichen: zum Zeichen dafür, daß es an Charakteren und bahnbrechenden Naturen mangelt, welche zu aller Zeit für sich ihre Straße gezogen sind. Man züchtet jene nützlichen Arbeiter, die mit einander, wie im Takte, arbeiten und denen das Pensum in jenen Zeiten schon vorgeschrieben worden ist, als Deutschland, vermöge seiner originalen Geister, die geistige Führerschaft Europas innehatte: also um die Wende des vorigen Jahrhunderts.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein herrliches Schauspiel: aus lokalen Interessen, aus Personen, welche an die kleinsten Vaterländer geknüpft sind, aus Kunstwerken, die, für einen Tag, zur Festfeier gemacht wurden, aus lauter Punkten, kurzum in Raum und Zeit erwächst allmählich eine dauernde, die Länder und Völker überbrückende Kultur; das Lokale bekommt universale, das Augenblickliche bekommt monumentale Bedeutung. Diesem Gange in der Geschichte muß man nachspüren; freilich stockt Einem mitunter der Athem, so zersponnen ist das Garn, so dem Zerreißen nahe der Knoten, welcher das Fernste mit dem Späten verbindet! Homer, erst für alle Hellenen, dann für die ganze hellenische Kulturwelt und jetzt für Jedermann — ist eine Thatsache, über die man weinen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da die neue Erziehung den Menschen eine viel größere Gehirnthätigkeit zumuthet, so muß die Menschheit viel energischer nach Gesundheit ringen, um nicht eine nervös überreizte, ja verrückte Nachkommenschaft zu haben (denn sonst wäre eine Nachwelt von Verrückten und Ueberspannten sehr wohl möglich, — wie die überreifen Individuen des späteren Athens mitunter in das Irrsinnige hineinspielen): also durch Paarung gesunder Eltern, richtige Kräftigung der Weiber, gymnastische Uebungen die so sehr gewöhnlich und begehrt sein müssen wie das tägliche Brot, Prophylaxis der Krankheiten, rationelle Ernährung, Wohnung, überhaupt durch Kenntnisse der Anatomie u. s. w.

Der Mensch im Verkehr.

Das wollen, was der Andere will, und zwar seiner selbst wegen, nicht unsertwegen, Das macht den Freund, sagt Aristoteles. Hier wird die unegoistische Handlung beschrieben; befinden wir uns gegen gewisse Personen

Hosted by Google

dauernd in solcher Verfassung, so ist Dies Freundschaft. Nach der jetzt üblichen Auffassung der Moralität ist das Freundesverhältniß das moralischste, welches existirt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Meister wird seinen Umgang unter Meistern anderer Künste wählen und unter seinen Schülern sein, aber nicht bei den Fachgenossen und überhaupt nicht bei Denen, die nur Fachleute sind und keine Meister.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man schenkt Jemandem lieber sein ganzes Herz als sein ganzes Geld.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer an die Vergnügungen erst vorsichtig herankriecht, behält nachher kaum einen Mund voll Annehmlichkeiten übrig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Warum ist Neigung und Abneigung so ansteckend? Weil die Enthaltung von Für und Wider so schwer und die Zustimmung so angenehm ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe noch nie einen bedeutenden Menschen gesehen, der durch Lob verdorben worden ist. Aber es ist ein sicherer Maßstab, wenn Jemand durch Lobsprüche eitel wird: er ist unbedeutend.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist praktisch, im Verkehr mit Freunden und Gattinnen viel Vertrauen, aber wenig Vertraulichkeit, im Verkehr mit der übrigen Welt dagegen wenig Vertrauen und viel Vertraulichkeit zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tragische Jünglinge. In der Neigung der Jünglinge für die Tragoedie, in ihrer Manie, sich trübsälige Geschicke zu prophezeien, von den Menschen schlecht zu denken, ist Etwas von jener Lust versteckt, welche in ihnen rege wird, wenn Einer ausruft: „Wie weise ist er für sein Alter: wie kennt er schon den Lauf der Welt!“

Weib und Kind.

Vorsicht vor Ringen! Ringe sind gewundene Schlangen, welche sich harmlos stellen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein sokratisches Mittel. Sokrates hat Recht: man soll, um vom Eros nicht ganz unterjocht zu werden, sich mit den weniger schönen Weibern einlassen.

Ein schönes Weib in der Ehe muß sehr viele gute Eigenschaften haben, um drüber hinwegzuhelfen, daß sie schön ist.

Unterschätzen wir auch die flacheren, lustigen, lachsüchtigen Weiber nicht, sie sind da, zu erheitern, es ist viel zu viel Ernst in der Welt. Auch die Täuschungen auf diesem Gebiete haben ihren Honigseim. Wenn die Frauen

Hosted by Google

tüchtiger, inhaltreicher werden, so giebt es gar keine sichere Stätte für harmlose Thorheit auf der Welt mehr. Liebeshändel gehören unter die Harmlosigkeiten des Daseins.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Bündniß ist fester, wenn die Verbündeten an einander glauben als von einander wissen: weshalb unter Verliebten das Bündniß fester vor der ehelichen Verbindung als nach ihr ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man denkt nie so viel an einen Freund oder eine Geliebte, als wenn die Freundschaft oder Liebschaft im letzten Viertel steht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tugend der Frauen wird nicht so sicher durch die Nähe Gottes als durch die Nähe der Nachbarin behütet.

Und was kam ihrer Tugend zu Hilfe? Die Stimme des Gewissens? O nein, die Stimme der Nachbarin.

Wenn die Frauen seufzen, daß sie sich der Nothwendigkeit fügen, so meinen sie oft nur Das, „was die Leute dazu sagen würden, wenn —"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine schöne Frau hat doch Etwas mit der Wahrheit gemein (was auch die Lästerer sagen mögen): Beide beglücken mehr, wenn sie begehrt als wenn sie besessen werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es setzt die Liebe tief unter die Freundschaft, daß sie ausschließlichen Besitz verlangt, während Einer mehrere gute Freunde haben kann und diese Freunde unter sich einander Freund werden.

Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese groß genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehen und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Theile gemein denkend und verachtungvoll.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu dem Rührendsten in der guten Ehe gehört das gegenseitige Mitwissen um das widerliche Geheimniß, aus welchem das Kind gezeugt und geboren wird. Man empfindet namentlich in der Zeugung die Erniedrigung des Geliebtesten aus Liebe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich überall eine Erniedrigung der Deutschen finde, so nehme ich als Grund an, daß seit vier Jahrzehnten ein gemeinerer Geist bei den Ehestiftungen gewaltet hat, zum Beispiel in den mittleren Klassen die reine Kuppelei um Geld und Rang; die Töchter sollen versorgt werden und die

Hosted by Google

Männer wollen Vermögen oder Gunst erheirathen; dafür sieht man den Kindern auch den gemeinen Ursprung dieser Ehen an.

— —

Wären die Weiber so beflissen auf die Schönheit der Männer, so würden endlich der Regel nach die Männer schön und eitel sein, — wie es jetzt der Regel nach die Weiber sind. Es zeigt die Schwärmerei und vielleicht die höhere Gesinnung des Mannes, daß er das Weib schön will. Es zeigt den größeren Verstand und die Nüchternheit der Weiber (vielleicht auch ihren Mangel an ästhetischem Sinne), daß die Weiber auch die häßlichen Männer annehmen: sie sehen mehr auf die Sache, Das heißt hier: Schutz, Versorgung, — die Männer mehr auf den schönen Schein, auf Verklärung der Existenz, selbst wenn diese dadurch mühsäliger werden sollte.

— —

Für die Existenz braucht kein Sohn seinem Vater dankbar zu sein, vielleicht darf er ihm sogar wegen bestimmter vererbter Eigenschaften (Hang zu Jähzorn, Wollust) zürnen.

Väter, welche ihr eigenes Ungenügen recht herzlich fühlen und sich nach der Höhe des Intellektes und Herzens fortwährend hinaufsehnen, haben ein Recht, Kinder zu zeugen. Einmal geben sie diesen Hang, diese Sehnsucht mit, sodann ertheilen sie schon dem Kinde manchen großen Wink über das wahrhaft Erstrebenswerthe, — und für solche Winke pflegt der Erwachsene seinen Eltern einzig wirklich dankbar zu sein.

Der Zweck der Kindererzeugung ist, freiere Menschen, als wir sind, in die Welt zu setzen. Kein Nachdenken ist so wichtig wie das über die Erblichkeit der Eigenschaften.

Ein Blick auf den Staat.

Die öffentlichen Meinungen gehen aus den privaten Faulheiten hervor. Aber was geht aus den privaten Meinungen hervor? Die öffentlichen Leidenschaften.

— —

Ein Staatsmann zertheilt die Menschen in zwei Gattungen, erstens Werkzeuge, zweitens Feinde. Eigentlich giebt es also für ihn nur eine Gattung Menschen: Feinde.

— —

Frühzeitige Redefertigkeit schleift sich alle Gedanken zum sofortigen wirkungvollen Gebrauche zurecht und ist deshalb leicht ein Hinderniß tiefen Erfassens und überhaupt einer gründlichen Einkehr in sich selbst. Deshalb pflegen demokratische Staaten die Redefertigkeit auf den Schulen.

— —

Die Urtheile der Geschworenengerichte sind aus dem selben Grunde falsch, aus dem die Censur einer Lehrerschaft über einen Schüler falsch ist: sie ent-

Hosted by Google

stehen aus einer Vermittelung zwischen den verschiedenen gefällten Urtheilen: gesetzt den günstigsten Fall, einer der Geschworenen habe richtig geurtheilt, so ist das Gesammtresultat die Mitte zwischen dem richtigen und mehreren falschen Urtheilen, Das heißt jedenfalls falsch.

Sozialismus.

Erstens: Man täuscht sich als Zuschauer über die Leiden und Entbehrungen der niederen Schichten des Volkes, weil man unwillkürlich nach dem Maße der eigenen Empfindung mißt, wie als ob man selber mit seinem höchst reizbaren und leidensfähigen Gehirn in die Lage Jener versetzt werde. In Wahrheit nehmen die Leiden und Entbehrungen mit dem Wachsthume der Kultur des Individuums zu; die niederen Schichten sind die stumpfesten: ihre Lage verbessern, heißt: sie leidensfähiger machen.

Zweitens: Faßt man nicht das Wohlbefinden des Einzelnen ins Auge, sondern die Ziele der Menschheit, so fragt es sich sehr, ob in jenen geordneten Zuständen, welche der Sozialismus fordert, ähnliche große Resultate der Menschheit sich ergeben können, wie die ungeordneten Zustände der Vergangenheit sie ergeben haben. Wahrscheinlich wächst der große Mensch und das große Werk in der Freiheit der Wildniß auf. Andere Ziele als große Menschen und große Werke hat die Menschheit nicht.

Drittens: Weil sehr viel harte und grobe Arbeit gethan werden muß, so müssen auch Menschen erhalten werden, welche sich dieser Arbeit unterziehen, so weit nämlich Maschinen sie nicht ersparen können. Dringt in die Arbeiterklasse das Bedürfniß und die Verfeinerung höherer Bildung, so kann sie jene Arbeit nicht mehr thun, ohne unverhältnißmäßig sehr zu leiden. Ein so weit entwickelter Arbeiter strebt nach Muße und verlangt nicht Erleichterung der Arbeit, sondern Befreiung von ihr, Das heißt: er will sie jemand Anderem aufbürden. Man könnte vielleicht an Befriedigung seiner Wünsche und an eine massenhafte Einführung barbarischer Völkerschaften aus Asien und Afrika denken, so daß die civilisirte Welt fortwährend die uncivilisirte Welt sich dienstbar macht und auf diese Weise Nicht-Kultur geradezu als Verpflichtung zum Frohndienste betrachtet würde. In der That ist in den Staaten Europas die Kultur des Arbeiters und des Arbeitgebers oft so nahegerückt, daß die noch längere Zumuthung aufreibender mechanischer Arbeit das Gefühl der Empörung hervorruft.

Viertens: Hat man begriffen, wie der Sinn der Billigkeit und Gerechtigkeit entstanden ist, so muß man den Sozialisten widersprechen, wenn sie die Gerechtigkeit zu ihrem Prinzip machen. Im Naturzustande gilt der Satz nicht: „Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig", sondern da entscheidet die Macht. Insofern die Sozialisten den völligen Umsturz der Gesellschaft wollen, appelliren sie an die Macht. Erst wenn die Vertreter der Zukunft-

Hosted by Google

ordnung denen der alten Ordnungen im Kampfe gegenüberstehen und beide Mächte sich gleich oder ähnlich stark finden, dann sind Verträge möglich und auf Grund der Verträge entsteht nachher eine Gerechtigkeit. — Menschenrechte giebt es nicht.

Fünftens: Wenn ein niedriger Arbeiter zu dem reichen Fabrikanten sagt: „Sie verdienen Ihr Glück nicht", so hat er Recht, aber seine Folgerungen daraus sind falsch; Niemand verdient sein Glück, Niemand sein Unglück.

Sechstens: Nicht durch Veränderung der Institutionen wird das Glück auf der Erde vermehrt, sondern dadurch, daß man das finstere, schwächliche, grüblerische, gallichte Temperament aussterben macht. Die äußere Lage thut wenig hinzu oder hinweg. Insofern die Sozialisten meistens jene üble Art von Temperament haben, verringern sie unter allen Umständen das Glück auf der Erde, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, neue Ordnungen zu stiften.

Siebentens: Nur innerhalb des Herkommens, der festen Sitte, der Beschränkung giebt es Wohlbehagen auf der Welt; die Sozialisten sind mit allen Mächten verbündet, welche das Herkommen, die Sitte, die Beschränkung zerstören; neue konstitutive Fähigkeiten sind bei ihnen noch nicht sichtbar geworden.

Achtens: Das Beste, was der Sozialismus mit sich bringt, ist die Erregung, die er den weitesten Kreisen mittheilt: er unterhält die Menschen und bringt in die niedersten Schichten eine Art von praktisch-philosophischem Gespräch. Insofern ist er eine Kraftquelle des Geistes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man wirft dem Sozialismus vor, daß er die thatsächliche Ungleichheit der Menschen übersehe: aber Das ist kein Vorwurf, sondern eine Charakteristik, denn der Sozialismus *entschließt* sich, jene Ungleichheit zu übersehen und die Menschheit als gleich zu behandeln, Das heißt, zwischen Allen das Verhältniß der Gerechtigkeit eintreten zu lassen, welches auf der Annahme beruht, daß Alle gleich mächtig, gleich werthvoll seien; ähnlich wie das Christenthum in Hinsicht auf sündhafte Verdorbenheit und Erlösungbedürftigkeit die Menschen als gleich nahm. Die thatsächlichen Differenzen (zwischen gutem und schlechtem Lebenswandel) erscheinen jenem zu gering, so daß man sie bei der Gesammtrechnung nicht in Anschlag bringt; so nimmt auch der Sozialismus die Menschen als vorwiegend gleich, den Unterschied von Gut und Böse, Intelligent und Dumm, als geringfügig oder als wandelbar, wie er übrigens, in Hinsicht auf das Bild des Menschen, welches ferne Pfahlbautenzeiten gewähren, jedenfalls Recht hat: wir Menschen dieser Zeit sind im Wesentlichen gleich. In jenem Entschluß, über die Differenzen hinweg zu sehen, liegt seine begeisternde Kraft.

Friedrich Nietzsche.

Hosted by Google

Aus der Krankheitgeschichte des Weibes.

Von dem Augenblick an, wo der Mann in der Reformation zwischen sich und der Kirche den Schnitt vollzogen hatte, fing er an, bei dem Weibe zu suchen, was er sonst nur bei der Kirche gesucht. Er machte das Weib zu einem Zwischengliede zwischen sich und dem Ueberirdischen. Daß wir uns dabei menschlich nicht wohlbefinden konnten, ist erklärlich. Daß wir uns dabei weiblich übersteigern mußten, ist einleuchtend. Daß wir auf den Punkt noch heute gestellt sind, wird weniger begreiflich scheinen.

Wir müssen uns Eins vergegenwärtigen. Der Mann ist, was wir Frauen nie sind und nie werden können, ein übersinnliches Thier. Ihm genügt nie und nirgend und in keinem Punkte das realiter Vorhandene, — eben weil er schon durch seine physischen Voraussetzungen, die sich ganz eben so im Geistigen wiederholen, der schöpferische Organismus ist, während wir der tragende sind. Sobald der Mann aufhört, schöpferisch zu sein, Das heißt, die Welt, also auch uns, als sein Material zu betrachten, tritt die Gleichheit zwischen Mann und Weib ein. Damit hört aber auch der Mann auf, zu sein. Das wäre seine Bankerotterklärung. Ich nehme daher keinen Anstand, zu sagen, daß die Männer, die die Gleichheit und Gleichstellung von Mann und Weib lehren und vertreten, immer einigermaßen den Eindruck von physischen oder geistigen Bankerotteuren hervorrufen, — seien es nun Gelehrte, Dichter oder private Schleppenträger der Damen. Denn es handelt sich nicht darum, Etwas äußerlich zu formen und abzugrenzen und mit Schutzwehren zu versehen, blos weil es einen Prozentsatz Bösewichte und schlechte Kerle unter den Männern giebt, was in flüssiger Gestalt und unendlicher Accomodationfähigkeit schon von je her und stets im wirklichen Mann vorhanden war und sein wird, — nämlich das Weib auf sein Niveau zu erheben und, wenn es nur anginge, über sich hinaus zu heben. Jeder redliche Mann trägt ein Stück Anbetung für das Weib in einem Winkel seiner Seele, — und Dem, was man anbetet, räumt man selbstverständlich sehr viel ein. Ja, ich möchte weiter gehen und sagen: es ist diese Anbetung des Mannes, der wir als letzte Konsequenz die Frauenbewegung verdanken. Das Weib lehnt sich eben endlich dagegen auf, für Etwas gelten zu sollen, das es nicht ist. Es ist kein Engel, keine Madonna, kein übersinnliches Geschöpf, — und Das will es dem Mann doch einmal nachdrücklich und öffentlich beweisen. Und diesem inneren Drang leisten die schwierigen ökonomischen Verhältnisse den erforderlichen Vorschub, damit er ausbrechen kann.

Mit der Reformation begann die Sublimirung des Weibes, mit ihr begannen aber auch die ersten Zuckungen der Emanzipation (man erinnere sich an Argula von Grumbach) und mit ihr begann die alte Jungfer. Der

Hosted by Google

Katholizismus wußte nichts von der alten Jungfer. Ja, es ist auffällig, daß da, wo er lebendig ist, er auch heute nichts von ihr als sozialer Erscheinung weiß. Und doch hat es in früheren Zeiten durch Kriege, Aufstände, Handelsfaktoreien in fremden Ländern, Ritterorden, zahlreiche Mönchsklöster und andere Hindernisse für Eheschließungen sicher einen mindestens eben so großen Ueberschuß des weiblichen Elementes über das männliche gegeben. Ja, es hat ihn ziemlich unverändert bis in dieses Jahrhundert hinein gegeben, da auch die zünftigen Organisationen, der Soldatenhandel, die überseeischen Kolonisationen und blutige Völkerkämpfe das männliche Element dezimirten. Das ist aber von den übrig gebliebenen Männern so wenig wie von der überschüssigen Weiblichkeit so bitter beklagt worden wie jetzt. Wodurch ist denn Das jetzt erst den Leuten so peinlich zum Bewußtsein gekommen?

Die Antwort darauf dürfte lauten: durch den weitgehenden Ichkultus, der in diesem Jahrhundert die Stelle der Religion eingenommen hat, wodurch eine unendliche Menge minderwerthiger Ichs — échantillons sans valeur, um mich eines Postwerthausdruckes zu bedienen — die Welt mit Ansprüchen erfüllt, für die sehr viele von ihnen den „Befähigungnachweis“ auch bei den glücklichsten Chancen schwerlich hätten erbringen können. Es fehlt jetzt eben gänzlich an jenen Ablenkungen, jenen Sammelpunkten, die den Müssigen Beschäftigung, den Leeren Inhalt geben und die in katholischen Ländern heute wieder die immer wachsende Bevölkerung der Klöster veranlassen.

Die Nonne wird Niemand eine alte Jungfer nennen. Sie fühlt sich auch nicht als Solche. Sie trägt auch weder in ihrem Gesicht noch in ihrer Gestalt — wie viele ich auch gesehen habe — die charakteristischen Kennzeichen einer Solchen. Es ist selbst an den kränklichen und leidenden Nonnen eine ruhige Sicherheit, etwas Frauliches wahrnehmbar, — gerade Das, was an der alten Jungfer nicht wahrnehmbar ist und was wesentlich davon herkommt, daß sich ihr Phantasieleben nicht um einen gewissen Punkt als fixe Idee mit bitteren Gefühlen herumdreht, daß sie sich nicht als Solche fühlen, die nicht haben, und sich daher nicht unablässig neidisch mit Denen vergleichen, die haben.

Man verwechselt jetzt, unter dem Gesichtspunkt der vorhin erwähnten Gleichheit, nur zu häufig die Bedürfnisse der Frauen mit denen der Männer, das Passive, das erst geweckt werden muß, mit dem Aktiven, das von selbst erwacht, — und die Frauen haben dieser Suggestion mit der selben Bereitwilligkeit nachgegeben wie allen anderen. Eine Nonne zu sein, ist eine Ehre und entspringt aus einem freiwilligen Verzicht, — eine alte Jungfer zu sein, ist keine Ehre und entspringt gewöhnlich nicht aus einem freiwilligen Verzicht; und bei diesem delikaten Punkt dürfen wir die tiefgreifende Wirkung der entflammten weiblichen Eitelkeit auf Physis und Psyche nicht außer Acht lassen.

Das Weib aber, das Gattin geworden ist, hat im Laufe von fast vier

Hosted by Google

Jahrhunderten einen nicht weniger schwierigen und sie als Geschlechtswesen peinigenden Prozeß durchzumachen gehabt. Wie im Augenblick, wo der Schmuck und die Zuflucht des religiösen Berufes dem Weibe entzogen wurde, das Alte-Jungfernthum als eine Erniedrigung empfunden ward, so wurde die Erhöhung der Geliebten durch den Mann als eine Uebersteigung empfunden.

Wie der Marienkultus entstand, dafür fehlen wohl so ziemlich die detaillirten historischen Anhaltspunkte. Sie würden uns auch wenig helfen. Eben so gut könnte man fragen, wie die Idee zu den gothischen Domen entstand. Sie war eines Tages da, trat in die Erscheinung, verkörperte sich, formte sich aus, formte sich um und verschwand allmählich. Sie war eine Dichtung der Mannesseele, eine Springfluth des Uebersinnlichen, die bis zum Himmel sprudelte und fiel, — ein Gedicht mit seinen eigenen Gesetzen von seinem Anfang und Ende. So war auch eines Tages der Marienkultus da, eine Dichtung der Mannesseele, der weichste Mollklang der Sensitiva Amorosa-Gefühle des Mannes, die immer waren und immer sein werden, so lange die sinnlich-übersinnliche Schöpferkraft des Mannes dauert. Der Zeugungmoment ist so kurz, flüchtig und unbestimmbar, daß es ein Leichtes ist, von ihm völlig zu abstrahiren, — und die unendlich intimere Beziehung des Weibes zum Kinde trat eines Tages dem Manne so überwältigend nahe, daß er sie formte in der Mutter mit ihrem Sohn, — sie formte aus der größeren Fleischlichkeit des Weibes heraus, in deren Blute das Kind neun Monate lang wächst, an deren Brüsten es sich andere neun Monate lang nährt und die jeden Schmerz des Kindes ihr Leben lang in ihrem eigenen Fleisch und Blut in einer ewigen Reflexwirkung als ihren eigenen Schmerz empfinden wird. Gebrechlicher als er selbst, schmerzenreicher als er selbst, irdisch gebundener als er selbst: so sah er eines Tages das Weib mit der Frucht seines Schoßes, die junge Mutter mit dem kleinen Kind, — und sie rührten ihn in ihrer hilflosen Lieblichkeit und das Gefäß alles menschlichen Lebens wurde ihm heilig und er erhöhte es über sich selbst. Christus, der Mann, verschwand für den Mann aus der Kirche und das kleine Kind erschien auf dem Arm seiner Mutter und der tote Sohn auf den Knien der Mater Dolorosa.

Das Höchste, was der Mann im Verständniß des Weibes und des Mysteriums vom Leben geleistet, Das hat er damals geleistet, als er die Mutter mit ihrem Sohn auf den Altar erhob. Denn indem er das Weib als das Heilige auffaßte und das kleine Kind seine Händchen nach dem Herzen jedes Mannes ausstrecken ließ, ward jedes Weib in seinem Weibthum heilig und die Missethat und Härte gegen jedes Kind ein Sakrileg. Eine unermeßliche Milderung der Sitten und Erweichung der Herzen ging von jedem Marienbild auf jedem Altar aus und Christus, der Gott und der Säugling auf dem Arm der Heiligen Jungfrau, sprach mit seinem nackten kleinen Kindesleibe lobend

Hosted by Google

und drohend zu jedem Manne: Was Ihr gethan habt — Gutes oder Böses — dem Kleinsten unter Euch, Das habt Ihr mir gethan, dem Göttlichen im Kinde und dem Kindlichen im Gott. Und die Heilige Jungfrau und Mutter breitete ihren Mantel über alle Jungfrauen und alle Mütter, — und die Verletzung des Weibes ward eine Todsünde für den Mann.

Aber noch Eins schuf diese Erhöhung des Weibes und der Mutter aus Sinnlichem in das Uebersinnliche: es befreite den Mann vom Weibe.

Wir können es uns nicht verhehlen, daß das Weib, seinem Wesen und seiner Beschaffenheit nach, dem Mann und den allermeisten Männern oft lästig und geradezu widerwärtig wird. Mit seinen körperlichen Zuständen und daraus entspringenden häufigen seelischen Verstimmungen, selbst Unzurechnungfähigkeiten, mit seinen Launen, Bosheiten und Thränen, mit seiner Eitelkeit und Neigung, sich über seinen Werth anzuschlagen, mit seinen kurzen Gesichtspunkten und seiner schwatzhaften Zudringlichkeit reizt und peinigt es den Mann, den es als seinen ehelichen Besitz in Gewalt hat. Ein großer Theil der Weiberfeindlichkeit in unserer gegenwärtigen Literatur und Zeit entspringt aus diesem nicht zu beseitigenden Mißverhältniß zwischen dem Manne, der seine Ruhe haben will, und dem Weibe, das keine Ruhe giebt. Dies Mißverhältniß hatte der Mariakultus beseitigt. Er löste den Mann von der allzu großen Nähe des Weibes. Er löste ihn inwendig davon. Er machte ihn gleichmüthig gegen eine zufällige Gefährtin. Er beruhigte seine Nerven und verhinderte ihn dadurch, brutal oder entrüstet zu werden. Er machte ihn schonend gegen das Weib, ohne daß er schwach gegen die Gefährtin wurde, wie es in solchen Fällen meist jetzt der Fall ist. Im Anblick der vollkommenen Weibheit und des ewigen Lebensmysteriums erhob sich alles Schöpferische im Manne zu seiner höchsten seelisch-geistigen Leistung und all die hundert kleinen, gebrochenen Linien, mit denen das alltägliche Weib ihn umstrickt und verwirrt, verschwanden ins Nichts. Der Mann wurde im höchsten Sinne Mann, — und das Weib blieb Weib.

Darauf fiel der Bilderdienst in der Reformation und die Mutter mit dem Sohn verschwanden von dem Altar. Das Kind hörte auf, heilig zu sein, und der Kindermord grassirt bis auf den heutigen Tag besonders in allen protestantischen Ländern. Denn nun vollzog sich Etwas, das man nicht glauben sollte, wenn es nicht die ganze protestantisch-freidenkerische Moral bis an den heutigen Tag bestimmte. Der Mann übertrug die Vorstellungen von der höchsten Weibheit, zu der ihn Jahrhunderte erzogen hatten, nun auf das Weib schlechtweg, auf jedes Weib. Das himmlische Bild war fort, er war nun wieder auf das ganz irdische Weib angewiesen und er fing an, die Eigenschaften des himmlischen von ihr zu verlangen. Es war ein Prozeß, der lange im Verborgenen schlich und sehr allmählich ans Tageslicht kam.

Hosted by Google

Es war aber auch zugleich ein Prozeß, von dem wir wenig in den katholischen Ländern bemerken, obgleich doch auch sie und überhaupt der Katholizismus deutliche Fingerspuren von dem neuen Geist der Zeit erhielten.

Zunächst kam ein Begriff des „Unsittlichen" auf, wie man ihn vorher nicht gekannt hatte; was bisher nach dem kirchlichen Begriff unter das „Unsittliche," unter die Sünde, gefallen war: Wucher, falsches Zeugniß, Betrug u. s. w., schied sich davon aus und verlor mehr und mehr sein entehrendes Gepräge, die Idee des „Unsittlichen" schrumpfte ein zu einem einzigen Punkt, dem geschlechtlichen; hier wurde jede Abweichung von der vorgeschriebenen Richtschnur mit der vollen Wucht der Entehrung getroffen. Und hiermit fing die Leidensgeschichte des Weibes an, — denn gegen sie naturgemäß richtete sich die ganze Strenge dieser Auffassung.

Der Mann begann, von ihr die Unbeflecktheit zu fordern, die er einst in einem himmlischen Symbol verehrt hatte; ihr Wesen, Gebahren, Handeln, Fühlen verfolgte er mit mißtrauischem Blick, und was er in den katholischen Zeiten mild übersehen oder gar nicht in Erwägung gezogen hatte, dagegen richtete sich nun ein mürrischer Erziehung- und Verbesserungeifer. Das Bild der reinen Jungfrau hatte er zertrümmert, aber den Altar des reinen Weibes richtete jetzt jeder Schneider und Schuster in seinem Hause auf — der ehrwürdige Prediger- und Lehrerstand ging ja dabei mit gutem Beispiel voran — und alsbald hatte jede Rathsherrn-, Pastoren-, Kirchendiener- und Leichenträgertochter als Muster der Weiblichkeit voranzuglänzen. Der natürliche Fehltritt des Weibes wurde zum unnatürlichen, das uneheliche Kind wurde der Schandfleck der Schandflecke und das Mädchen, das Mutter geworden war, ein Abschaum ihres Geschlechtes. Einst hatte die Kirche, wie Dr. Ratzinger in seiner lehrreichen Geschichte der Armenpflege erzählt, an den Kirchenthüren Becken angebracht, wo Die, welche heimlich geboren hatten, ihr Kind hineinlegen und so den Schutz und die Fürsorge der Kirche für dieses Kind anrufen konnten, „damit keine Mutter in Versuchung käme, ihr neugeborenes Kind zu ermorden"; jetzt kam die Zeit, wo man vandalisch wüthete gegen das unschuldigste aller Vergehen, wo die Zahl der Kindesmorde Legion wurde und die verzweifelten Mörderinnen ihrer eigenen Frucht am Schandpfahl und auf dem Richtplatz aller menschlichen Bosheit zur Schau und Zielscheibe gestellt wurden. Und noch heute ist das gewöhnlichste Verbrechen des Mädchens aus den niederen Klassen der Kindesmord, — für die höheren giebt es ja andere Institutionen.

Eine weitere Folge des „vertiefteren" männlichen Interesses für das Weib war die Entdeckung der Hexen. Sie war weiter nichts als eine jener heftigen Wellenbrechungen, in denen ein Symbol in das andere umschlägt, aus dem Heiligen das Obszöne, aus dem Himmlischen das Teuflische wird.

Hosted by Google

Die unendliche Enttäuschung, die die arbeitende Phantasie des Mannes am irdischen Weibe erlitt, schnellte als eine Ausgeburt seines Schöpferdranges den Hexenbegriff hervor. Es war ein Grauen vor dem Weib als Geschlechtswesen, vor dem Weib als Mysterium, das einen wahnsinnigen und lächerlichen Ausdruck fand in des Weibes geschlechtlichem Teufelskult. So wurde das Weib, das einst die Mittlerin gewesen zwischen ihm und der Gottheit, zur Mittlerin zwischen ihm und dem Schmutz, — womit sie auch heute zum guten Theil noch zu thun hat.

Und wie reagirte das Weib auf diesen furchtbaren und plötzlichen Sturz? Zeigte es in irgend einer Weise die Widerstandskraft der Selbstbehauptung, die Solidarität des Weibthumes, die Klarheit des guten Gewissens, irgend eine der Eigenschaften, die eine Eigenart oder auch nur einen Ausspruch auf Eigenart bekunden? Im Gegentheil, das Weib zeigte sich ganz und gar als das suggestive, bestimmbare, blind folgende Geschöpf, das sie noch heute ist, als das sie sich wider ihre Natur den Kampf um Frauenrechte hat aufschwatzen lassen, wie sie sich einst das Hexenthum aufschwatzen ließ. Ja, mehr als Das: die Frau drängte sich dazu, Hexe zu sein, sie lechzte danach, sie brannte auf das abscheuliche Martyrium, wie sie heute darauf brennt, in die Reihen der Männer als Nichtweib zu treten. Es war eine Psychose, hervorgerufen durch eine Suggestion der männlichen Einbildungskraft, der selbst die Widerstandskräftigen unterlagen, wie seitdem so oft.

Aber geschmeidig hatte diese Phase das Weib gemacht und von nun an fing sie an, sich nach und nach zu wandeln. Das Massive, Ueppige, Gesund-Thierische des profanen Weibes, die volle Natürlichkeit, verschwand, eine Wandlung in einer bestimmten Richtung, nach einem bestimmten Typus, tritt ein; das Weib ruht nicht mehr in sich, wie überall auf den mittelalterlichen Bildern, das Weib post nach außen, es stellt Etwas dar: es stellt Unschuld, Sittigkeit, Lieblichkeit, Hoheit dar. Es ist eine Absicht in seinem Gesicht, — die Absicht, es recht zu machen . . . . dem griechisch-himmlischen Idealtypus zu entsprechen, den der Mann zurechtgedrechselt hat. Das Kind sieht man nun niemals mehr, ja, die Andeutungen der Mutterschaft verschwinden, verschwinden in dem Grade, daß da, wo ehemals der Leib den größten Umfang zeigte, er jetzt den engsten hat; die Taille ruscht hinab und verbietet durch ihre Wespenhaftigkeit jeden Gedanken an die Bestimmung des Weibes.

Um uns die Wandlung in der Auffassung des Weibes durch den Mann zu vergegenwärtigen, halten wir uns an die vorhandenen, zuverlässigen Zeugnisse der langen Reihe heiliger und profaner Bilder und Portraits vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag. Wenn ich diese Bilder betrachte, die in großer Zahl die Galerien füllen, dann kann ich nicht umhin, in ihnen, mit unsichtbarer Schrift geschrieben, die Leidensgeschichte des Weibes zu lesen.

Hosted by Google

Seine Leidens- und Entwickelungsgeschichte. Und wenn ich bis zu den Portraits von Frauen dieses Jahrhunderts und des heutigen Tages gekommen bin, dann habe ich auch keine Verwunderung mehr dafür übrig, daß ein Theil Frauen sagt: Laßt uns aufhören, Frauen zu sein; ja, ich wundere mich nicht mehr, daß man vielfach, besonders unter Engländerinnen, schon die Typen sieht, die nicht mehr die Gesichter von Frauen und die Körper von Frauen haben, sondern eine Zwischenbildung, ein drittes Geschlecht, bezeichnen, das allerdings einige Bedingungen haben dürfte, mit dem Mann zu konkurriren und dem menschlichen Geist die Sterilität der Zwitterbildung aufzuprägen. Aber noch weniger wundere ich mich, daß die Zeit gekommen ist — und sie ist schon da —, wo in einer stets wachsenden Anzahl Frauen, in einem impulsiven Grauen vor der äußersten Gefährdung ihres inneren Heiligthumes, der Drang übermächtig ausbricht: Frauen zu sein und nichts als Frauen! Und dieser Drang wird sie endlich zur bewußten Erkenntniß ihres Weibwesens, zur Einsicht in ihre eigene Frauennatur führen. Und damit wird eine Entwickelungskurve und ein schwerer Krankheitprozeß sein Ende gefunden haben. Denn auch dem Manne gegenüber hat das Weib Eins zu behaupten: seine Weibnatur, an der er nur zu oft mit ungesunden Schaffensdrängen in peinvollen Zeiten zu experimentiren versucht. Einst machte die Kirche das Weib zum Gefäß des Göttlichen; nicht dem göttlichen Vater, sondern der irdischen Mutter legte sie in seinen hilflosesten Stunden den Sohn in die Arme und stellte so das mütterliche Weib in den Mittelpunkt der Welt. Nun sind wir so weit, uns wieder als Gefäß alles Lebens zu betrachten, in einem bitter errungenen Bewußtsein, wie es einst unbewußt geschah. Und mit diesem Gefühl werden wir das Kind, die Frucht unseres Schoßes, wieder auf den Altar heben, von dem es einst herabgestoßen ward und unsere eigene Bestimmung mit ihm. Und Alles, was gesunde Manneskraft ist, wird uns beschützen in unserer Weibheit und Mutterschaft und in nichts als ihr. Freilich bedarf es dazu noch einer sehr großen und durchgreifenden Gesundung des Mannes. Aber wozu haben wir denn Söhne?

Wenn wir nun aber diese Bilderschätze in den Galerien betrachten, was sehen wir? Wir sehen die Auffassung des Mannes vom Weibe, die Art, wie der Mann des Weibes bedarf, das Weib liebt, das Weib ehrt, das Weib sieht oder sehen will. Das ganze Mittelalter hindurch, bis auf Dürer und Kranach, finden wir einen höchst eigenthümlichen Typus, den man doch sehr fälschlich als einen blos asketischen bezeichnen zu müssen glaubte. Er sind friedvolle, stille und heitere Gesichter voll Unschuld, lange, schmale, junge Gestalten, die Schultern noch dürftig, die Brüste klein, die Beine unter den Gewändern schlank und schmal, die Kleidung am Oberkörper fest und sehr knapp, fast einzwängend. Die Taille schneidet gleich unter dem Busen ab und die weiten,

Hosted by Google

faltigen Röcke geben dem weiblichsten Theile des weiblichen Körpers volle und absolut ungehemmte Bewegung- und Ausdehnungfähigkeit. Der Schoß des Weibes ist selbst bei allen Heiligen und Jungfrauen in der ganzen Körperhaltung stark sichtbar und unter den Kleidern deutlich hervortretend. Die Mutterfunktion des Weibes ist Das, was den ganzen Typus, den heiligen wie den profanen, bestimmt, die ganze Auffassung des Weibes bestimmt.

Die Reformation und Renaissance fegten die kirchliche Kunst hinweg. Eine kurze Zeit überschäumender Lebensfreude, ungehemmten Sichauslebens. Die Portraits jener Zeit unterstrichen die Kennzeichen des Weibes und Mannes, — unter der Geräumigkeit der weiblichen Kleidung deutet sich sichtbar die erfüllte Bestimmung, die Mutterschaft, an. Noch weit hinein, bis gegen das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, nachdem der bunte Frohsinn der Kleidung sich längst in eine düstere schwarze Pracht, das Kennzeichen der durchgedrungenen Reformation, verwandelt hat, finden wir unter den mächtig gebauschten Röcken, der weit vorgeschobenen platten Schnebbe, die gesegneten Umstände in ziemlicher Vorgeschrittenheit. Sobald aber der Absolutismus eine Thatsache geworden ist, tritt eine fast plötzliche Wandlung ein. Der Mann ist abgegraben vom Boden, der Bauer verarmt und hörig, der Adel eben so verarmt, gebrochen, zu einem parasitären Dasein am Hofe verurtheilt, die Erde gehört nicht mehr der Masse, sie gehört wenigen Einzelnen, sie ist ein Tausch- und Handelsobjekt, ein Monopol des Herrschers geworden, — und das Weib? Ja, wenn man irgendwo die wirthschaftlichen Umwälzungen studiren will, so kann man Das getrost und aus erster Hand an Frauenportraits thun.

Der weibliche Körper soll reizen, — er soll nicht mehr tragen. Das Lächeln wird süß und kokett, der Blick wird auffordernd, der ganze Oberkörper wird elfenhaft zierlich aus den gepufften Röcken herausmodellirt, die Brüste quellen herauf, der Bauch ist zum Nichts zusammengeschnürt, — das Weib hat zu gefallen, lüstern zu machen, dem Besitzenden zu schmeicheln; mit keinem Zuge seines Wesens wird seine Aufgabe mehr angedeutet; sie wird von nun an als häßlich und entstellend betrachtet — wie auch heute noch —, sie wird versteckt. Noch ein Jahrhundert und Alt und Jung trippelt auf stelzenhohen Hacken, in kurzen Kleidern, balancirt Babelsthürme von bebänderten, gepuderten Frisuren auf dem Kopf und ist lauter Willigkeit, Gefälligkeit und Puppenhaftigkeit. Die ganze Tracht ist von nun an eingerichtet, das Kind und die Schwangerschaft so viel zu schädigen wie irgend möglich.

Was sagt Das? Der wirthschaftlich ruinirte Mann will stimulirt sein, um lieben und genießen zu können; das Weib ist unter den Begriff Maitresse gekommen, — und von der Maitresse wünscht man keine Kinder. Der bedrückte Mann verlangt, daß ihn nichts im Aeußeren der Gesponsin an die lange Last der kurzen Freuden, an die zu versorgende Nachkommenschaft er-

Hosted by Google

innere. Das Kind wird mit einem Seufzer empfangen. Noch einen Schritt näher in die Gegenwart, — griechisches Kostüm im kalten nordischen Klima: das Weib hat die Aufgabe, immer ätherischer zu werden. Von dem großen Freiheitsänger Byron, den ich doch für einen ziemlichen Narren halte, der aber, wie mancher Andere, aus sehr nachweisbaren literarpolitischen Gründen von einer gewissen Menschenklasse aufs Piedestal gestellt ward, — von diesem Byron erzählt man, daß er schöne Damen nicht essen sehen konnte. Die blassen, durchsichtigen Frauen werden Mode, die Schwindsüchtige erscheint als Liebesobjekt in der Literatur, eine Frau, die in gesegnete Umstände kommt, wird beklagt und trägt in Scham und Ungeduld das lästige, häßlichmachende Kind. Und aus der Frauengalerie dieses ganzen Zeitalters blicken uns die leeren Gesichter entgegen, in denen nichts geschrieben steht als ein nichtssagendes Lächeln, das gleich fad Jedem entgegenkommt; denn die Zeiten sind schwer und das Weib muß nun selbst — seitdem wir sentimental geworden sind — für einen Versorger „aus Liebe" sorgen.

Es kam die Zeit des „liberalen Bürgerthumes" und der „höchsten Aufklärung". Sie klärte uns darüber auf, daß der Mann am Weibe nun auch nicht die schwächsten Zeichen von Individualität mehr duldete; das Weib hatte nur noch „hübsch" zu sein und „edel zu empfinden". Wehe dem Maler, der nicht Modekupfer malen wollte; er konnte verhungern. Aber, was sich auf das Kind und die Bestimmung des Weibes bezog, zu sehen, zu erwähnen, zu berücksichtigen, war unanständig. Von so Etwas wußte man gar nichts. Man spielte in diesem Zeitalter der Theatermanie mit sich und Anderen Theater ... Und jetzt sind wir im Portraitfach so weit gekommen, daß auf den Bildern der „Modernen" überhaupt gar nichts mehr zu sehen ist als etwas Streifiges, Verwischtes, gespenstisch Undeutliches, das „Weibliches Bildniß" betitelt wird. Das ist der malerische Ausdruck dafür, daß der Mann gar nicht mehr weiß, was er mit dem Weibe anfangen soll.

Das „liberale Bürgerthum" hat sich entwickelt zu Großbetrieb, Großindustrie, Plutokratie mit einem Meer abhängiger Angestellter. Niemand fußt mehr auf sich selbst und Keinen gehören mehr die Werkzeuge und der Ertrag seiner Arbeit. Der ganze Gesellschaftbau beruht jetzt darauf, daß auf Bestellung und für Lohngeber gearbeitet wird, der Lohngeber bestimmt dann das Was und das Wie der Arbeit. Alles ist Stückarbeit. Die produktive Arbeit ist auf Null reduzirt, seitdem auch die Kultur der Erde für den Grundbesitzer nicht mehr produktiv ist. Die jetzige Gesellschaftordnung ist in vollkommen durchgeführter Form der Parasitismus. Unendliche Schaaren von Parasiten sitzen, vom Proletarier, d. h. von unten angefangen, über einander und saugen einander aus. Die parasitären Stellungen werden am Besten bezahlt, je weniger Parasit ein Mensch ist, desto schlechter steht es um

Hosted by Google

seine Einnahmen. Unsere modernen sittlichen und sozialen Anschauungen werden von dem Satz: Hilf Dir selbst! geregelt. In dieses stolze und freie Wort ist der ganze Inhalt der modernen Wirthschaftlehre von der freien Konkurrenz zusammengepreßt. In den früheren Zeiten des Protestantismus lautete der Satz eigentlich: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! Aber seitdem wir keinen anderen Ausdruck für den Kontakt mit dem Göttlichen haben als das Bestreben, Kirchen zu bauen, ist der Nachsatz des ehemaligen Protestanten — der auch freilich damals schon seinen ökonomischen Beigeschmack hatte — in Vergessenheit gerathen. Hilf Dir selbst! — ist ein schönes Wort. Schon Münchhausen hat gezeigt, wie man sich selbst helfen könne, da er, als er ins Wasser fiel, sich an seinem eigenen Zopf wieder herauszog. In den finsteren mittelalterlichen Zeiten lautete dieser Satz denn auch: Hilf dem Anderen, so wird Gott Dir helfen.

Wir haben in der erwähnten Portraitgalerie schöner Frauen gesehen, wie das Weib sich mehr und mehr von einem produktiven Wesen zu einem parasitären Wesen entwickelte. Das fand dann in diesem Jahrhundert seinen erschöpfenden Ausdruck in der Beschränkung der Kinderzahl. Damit ist die raison d'être des Weibes wirklich bedeutend beschränkt. „Wenn ich mir keine Kinder mehr gestatten darf," fragt eine Reihe ökonomisch ungenügend fundirter Junggesellen, „wozu soll ich mir dann eine hysterische bessere Hälfte, die weder kochen, reinmachen, noch miterwerben kann, auf den Nacken laden?" Wir werden diese Erkenntniß ganz besonders bei Männern in parasitären öffentlichen oder privaten Stellungen treffen. Sie ist schon eine Selbstverneinung. Denn der produktive Mann kann es selten sein lassen, sich eine Ehe und die Kinder zu gönnen, die er haben kann.

Wenn die sozialen Verhältnisse einmal so weit gekommen sind, dann stellt sich, bei den germanischen Völkern, unfehlbar Eins ein: die Frauenbewegung, das grundsätzliche Parasitenthum des Weibes. Zu einem Handelsvolk mit monopolisirtem, unproduktivem Boden, wie die Engländer eins sind, kam sie zuerst und darauf zu den gleich handelseifrigen Amerikanern; zu einem Lande wie Deutschland, das doch noch in gewissen Theilen ein Bauernland ist, brauchte sie mehr Zeit, zu kommen, und traf dann auch ganz richtig gleichzeitig mit der Erkenntniß ein, daß der Bauernstand unter den bisherigen Verhältnissen sich nicht länger halten könne. Die Frauenbewegung und das Korsett gehen immer ganz parallel, obgleich die erste unter ihre Aufgaben rechnet, energisch auf Abschaffung des zweiten zu dringen. Wo das Bauernmädchen anfängt, sich zu schnüren, hat beim Bauernstand die Balance zwischen Soll und Haben aufgehört.

Der Mann muß erst wieder festen Fuß auf der Scholle gefaßt haben, ehe das Weib, seiner Natur gemäß, in ihm fußen kann. Bis dahin wird

Hosted by Google

das Weib zu den vielen Erwerbsarten, die ihm bereits eingeräumt sind — und recht zahlreich in Ländern eingeräumt sind, die keine Frauenbewegung kennen, wie z. B. Bayern und Frankreich — sich immer neue zu erobern suchen. Denn es ist nicht nur der materielle Nothstand, der es treibt; es ist noch viel mehr der seelische Nothstand, die innere Leere, das Stieren ins Sinnlose, dem es durch ein Studium, einen Beruf, einen Zwang, eine Beschäftigung zu entrinnen sucht. Wir sollen die Frauenbewegungen nach ihren Wortführerinnen und ihren meisten öffentlichen Verfechterinnen nicht messen. Das weibliche Streberthum ist in nichts verschieden von dem männlichen; es nimmt sich dieses beim öffentlichen Auftreten auch genau zum Vorbild. Wenn wir von diesen Oberfläche-Erscheinungen absehen, müssen wir einräumen, daß die Frauenbewegung in ihren tieferen Ursachen keinen Ausgangspunkt darstellt, sondern einen Endpunkt. Und hat man das Weib dazu gebracht, auf seine intimste Befriedigung zu resigniren, so hat es doch noch nicht damit auf sein Leben und seine Existenz resignirt. Der Lebenstrieb ist noch stärker als der Geschlechtstrieb. „Die heutige Gestaltung des Lebens," sagt ein so ruhiger und tiefer Menschenkenner wie Garin, „verhindert, daß den Frauen ihr Recht werde, — die Liebe; darum fordern sie Rechte, — und mit Recht."

München. Laura Marholm.

Carlyle.

Der Chartismus brachte weitblickenden Politikern unmittelbar die Erkenntniß bei, daß es so wie bisher nicht weiter gehen könne, daß mit dem Schlendrian des laisser faire in der Sozialpolitik gebrochen werden müsse. Und der Stimmführer dieser Reformer, der gewaltigste Prediger der Um- und Einkehr, ward Thomas Carlyle, — dem mehr als irgend einem Anderen das Verdienst gebührt, das soziale Gewissen seiner Zeit geweckt zu haben. Die Grundgedanken von Carlyles Welt- und Lebensanschauung knüpfen offenbar an den kurz vorher in Frankreich aufgetauchten Saint-Simonismus an. Der hatte als maßgebend für die Entwickelung der Weltgeschichte den Unterschied zwischen organischen und kritischen Zeiten angenommen. Jene sind ausgezeichnet durch die allgemein anerkannte Autorität bestimmter Ideen, durch Erfüllung Aller mit den gleichen Gedanken, durch gemeinsames Hinarbeiten auf die selben Ziele: die Menschheit fühlt in sich das Bewußtsein einer Bestimmung und kommt daher zur Schaffung dauernder sozialer Gebilde. Für die kritische Epoche ist dagegen charakteristisch die an den überlieferten Sätzen geübte Kritik und die Erschütterung der Autorität und des Gemeinsinnes durch

Hosted by Google

die Selbstsucht und Souverainetät des Individuums: so wird das Bestehende untergraben, bis schließlich der Bau, den frühere Zeiten schufen, zusammenbricht. Und die Gegenwart wird als eine besonders „kritische" Zeit angesehen, die aber der baldigen Ablösung durch eine neue organische Epoche harrt, wie sie mit der Verwirklichung des Saint-Simonismus von selbst heraufkommt.

Dieser ganze Gedankengang ist, natürlich unter Anwendung einer anderen Terminologie, von Carlyle übernommen worden, — nur daß er an die Stelle der sozialistischen Zukunftphantasien der Saint-Simonisten die Gebilde seiner eigenen Phantasie setzt, die aber mit jenen ebenfalls den Gedanken der Herrschaft der „Besten", der Aristokratie der Leistung, wie ich es nennen möchte, gemein haben. Dagegen unterscheidet sich Carlyle von jener Schule prinzipiell darin, daß er mit der menschlichen Gesellschaft ein Herrschaftverhältniß als selbstverständlich gegeben ansieht. Ohne ein solches kann die Gesellschaft keinen dauernden Bestand haben; doch setzt es Zweierlei voraus: von den Herrschenden Schutz und Fürsorge für den Untergebenen und Schwachen, von diesem Treue und Loyalität gegen seinen Führer und Beschützer. Beides aber erwächst nur auf dem Boden des Glaubens und der Arbeit aller Betheiligten; die Arbeit ist nothwendig, um unsere Existenz auf Erden zu rechtfertigen, und der Glaube an jenseitige Ideale, um die harte Arbeit und die Qualen und Leiden unseres Daseins uns erträglich zu machen.

Die Uebel der heutigen Zeit wurzeln, nach Carlyles Auffassung, darin, daß alle diese Voraussetzungen wahrhaft menschlicher Existenz nicht mehr vorhanden sind. Das alte Herrschaftverhältniß, wie es zwischen den Feudalherren und ihren Hintersassen bestanden, hat aufgehört, um der gefühllosen baaren Zahlung als dem einzigen Bindemittel zwischen Kapitalist und Arbeiter Platz zu machen; der Arme findet nirgends mehr Schutz, sondern bleibt sich selbst überlassen; die Folge ist, daß er keine Treue gegen die herrschenden Stände kennt, sondern nur auf Empörung und Umsturz sinnt; der Glaube ist überall ins Wanken gerathen, wenn nicht verloren gegangen; und schließlich ist die Arbeit Allen zur Pein geworden, so daß der Proletarier sie nur widerwillig leistet, während der Aristokrat sich ihr ganz zu entziehen sucht. So „glauben die Menschen, dieses Weltall sei ein großer umfangreicher Viehstall und ein Arbeithaus, mit einer ungeheueren Küche und langen Speisetafeln, und nur Der sei weise, der seinen Platz daran finden könne". (Carlyle.)

Gerade der Umstand, daß sich heute, unter dem Regiment der Selbstsucht, überall die Symptome der Auflösung, der Unhaltbarkeit, ja, der Unerträglichkeit der bestehenden Zustände zeigen, ist für Carlyle eine tröstliche Erscheinung. Denn danach bleibt nur diese Alternative: entweder gehen die vom Mammonismus angefressenen Völker unter, fallen fremden Eroberern anheim und erhalten dann, wie sichs gebührt, einen neuen Glauben und eine

Hosted by Google

neue Aristokratie von außen aufgezwungen; oder aber sie entwickeln aus sich heraus neue Ideale und eine neue Gesellschaftformation, bei der alle Theile durch das Band gegenseitiger Treue zusammengehalten werden.

Das waren die Ansichten, die in Carlyle durch die chartistische Bewegung geweckt wurden und die er mit besonderer Wucht in den beiden flammenden Mahnrufen an seine Zeitgenossen: „Chartism“ (1840) und „Past and Present“ (1843) darlegte. Hier erschien er als furchtbarer Ankläger seiner Zeit, der, sprachgewaltig wie kein Zweiter unter den Mitlebenden, allen Ständen und Parteien unbarmherzig ihre Sünden vorhielt, das Regiment der Selbstsucht und seiner Verderbniß in packenden Bildern und Gleichnissen geißelte, zugleich aber — damit die Sympathien der höheren Stände wiedergewinnend — ihren Beruf zum Herrschen und die Gewalt des Glaubens in begeisterten Worten pries.

Klarer werden diese kritischen Ansichten, mit denen sein positives soziales Ideal aufs Engste verknüpft ist, durch einige nähere Ausführungen, die ich deshalb hierher setze. Es heißt bei Carlyle („Past and Present“):

Gurth, der Leibeigene Kedriks des Sachsen, ist von Geschichtschreibern und Anderen vielfach bedauert worden.*) Gurth mit dem messingenen Ring um den Hals, Kedriks Schweine auf dem Waldanger hütend, ist freilich nicht, was man ein Bild menschlicher Glückseligkeit nennen möchte: aber Gurth mit dem freien Himmel über sich, mit der frischen Luft und dem lustigen Laubwerk und Schatten um sich her und mit mindestens der Gewißheit in sich, wenn der Tag um ist, daheim sein Abendbrot und gesellige Behausung zu finden, scheint mir glücklich im Vergleich mit manchem Tagelöhner und Proletarier der Neuzeit, der Niemandem hörig geboren ist! Gurths messingener Ring dünkte ihn nicht drückend: Kedrik verdiente, sein Herr zu heißen. Die Schweine waren Kedriks, aber auch Gurth erhielt seinen Bissen davon. Gurth hatte die unaussprechliche Befriedigung, sich mit seinen Mitmenschen auf der Erde, wenn auch in roher Halsbandmanier, unauflöslich verwandt zu fühlen. Er hatte Obere, Untere, Gleiche. Gurth ist nun schon lange „emanzipirt“; er hat, was wir „Freiheit“ nennen. Freiheit, habe ich gelernt, sei ein göttliches Ding. Die Freiheit, wenn sie zur „Freiheit zu sterben und zu verderben“ wird, ist so göttlich nicht. Freiheit? Die wahre Freiheit eines Menschen, möchte man sagen, bestehe darin, daß er den rechten Pfad finde oder gezwungen werde, ihn zu finden und zu wandeln. Daß er lerne oder belehrt werde, zu welcher Art von Arbeit er am Besten tauge, und daß ihm diese alsdann ungehindert erlaubt sei, — oder daß er veranlaßt, aufgemuntert und sogar gezwungen werde, sich daran zu machen und sie auszuüben! Das ist sein eigentliches Heil, seine Ehre, „Freiheit“, und die Summe seines Wohlergehens. Dem entschieden Wahnwitzigen erlaubst Du nicht, sich in den Abgrund zu stürzen; Du thust seiner Freiheit Gewalt an, der Du weiser bist als er, und hältst ihn fest, wäre es auch durch Zwangsmittel, vom Abgrunde zurück! Jeder alberne, feige und thörichte Mensch aber ist nur etwas weniger entschieden wahnwitzig:

*) Gurth (in Scotts „Ivanhoe“) trug einen Ring um den Hals mit der Aufschrift: Gurth gehört dem Kedrik.

Hosted by Google

seine wirkliche Freiheit bestände eigentlich darin, daß ein Weiserer ihn, wenn er auf Abwege geräth, auf die eine oder andere milde, strenge oder strengste Weise fassen, zurechtweisen und zwingen könnte, einen richtigeren Weg zu gehen . . . Was sind alle Emeuten und Ausbrüche der Volkswuth? Brüllen, unartikulirtes Schreien, wie eines stummen Wesens in Wuth und Qual: dem Ohre der Weisheit klingt es wie unartikulirtes Flehen: „Führe mich, regire mich! Ich bin toll und elend, und kann mich nicht selber führen!“ Fürwahr: unter allen „Menschenrechten“ ist dieses Recht des unwissenden Menschen, von dem Weiseren geführt, mild oder gewaltsam von ihm auf der rechten Bahn gehalten zu werden, das unveräußerlichste. Wenn Freiheit einen Sinn hat, so bedeutet sie den Genuß dieses Rechtes, — und das faßt den Genuß aller Rechte in sich.

Die Folge davon, daß die alten Bande der Pflicht zerrissen worden sind, ist der Chartismus. Der ist nun freilich unterdrückt worden. Aber — führt Carlyle in seinem „Chartism“ aus — der lebende Geist des Chartismus ist nicht unterdrückt worden. Chartismus bedeutet Unzufriedenheit, die in Wuth und Raserei gerathen ist, also die falsche Lage oder die falsche Stimmung der arbeitenden Klassen Englands. Was bedeutet jene Unzufriedenheit, woher kommt sie, wohin führt sie, unter welchen Bedingungen wird sie möglicher Weise uns verlassen —: Das sind die Fragen. Ist die Lage der arbeitenden Klassen eine so schlechte, daß verständige Arbeiter nicht ruhig darin verharren wollen, vielleicht nicht einmal sollen? Oder ist die Unzufriedenheit selbst wahnsinnig? Nicht die Lage der Arbeiter wäre dann falsch, sondern ihre Stimmung, ihre Gedanken und ihre Gefühle! Auch in diesem Falle, wo Polizei und Strenge der Unterdrückung mehr am Platze scheinen, wird der Zwang durchaus nicht Alles verrichten. Wenn ein allgemeiner Wahnsinn der Unzufriedenheit besteht, muß ein gewisses Maß von Zufriedenheit wieder hergestellt werden, und zwar nicht durch die Polizei allein.

Daß keine Zufriedenheit in England besteht, ist begreiflich, da die herrschenden Lehren und Einrichtungen verfehlt sind: Nach einander werden sie alle von Carlyle mit blutigem Hohn überschüttet. Da seht einmal die utilitaristische Philosophie und zugehörige Nationalökonomie: Die gehen von einer Welt von Schelmen aus und wollen, daß etwas Ehrbares dabei herauskommt! Da seht ferner die Malthusianer! Die meinen, durch geschlechtliche Enthaltsamkeit habe es der Arbeiterstand in seiner Macht, die Zahl der „Hände“ zu verringern und seine Lage zu verbessern. Die glauben an ein Goldenes Zeitalter, wenn zwanzig Millionen Arbeiter gleichzeitig auf dem selben Gebiete striken, sie brauchten blos in einem allumfassenden Gewerkverein den Beschluß zu fassen, sich nicht eher zu begatten, als bis die Situation des Arbeitmarktes wieder allgemein befriedigt! Oder da seht das Regiment des Parlamentes! „Da kann kein britischer Unterthan Staatsmann, d. h. Erster im Handeln, werden, es sei denn, er habe sich vorher als Erster im Reden erwiesen! Wahrlich, die schlechteste aller Wahlmethoden, die man

Hosted by Google

hätte ersinnen können." Oder da seht endlich die Regirung der jeweiligen Majorität! Die gewährt nicht Hilfe noch Führung dem Volke, sondern ist ein Ding, das nur auf- und abschwankt auf den Wogen der Volksgunst wie der Leichnam eines ertrunkenen Esels. So wird es dahin kommen, daß die Empörung des Volkes sich ansammelt und eines Tages schrecklich herabkommt und den Leichnam in den Schlamm der Tiefe hinunterschmettert!

Und wie die Institutionen, so die Individuen. Man gehe den reichen Arbeitgeber an: meine darbenden Arbeiter? — wird Der sagen — habe ich sie nicht ehrlich gemiethet? Habe ich ihren bedungenen Lohn nicht bis zum letzten Pfennig bezahlt? Was gehen sie mich weiter an? Welche traurige Religion — seufzt Carlyle melancholisch — ist doch der Mammonglaube! Als Kain den Abel umgebracht hatte und gefragt wurde: Wo ist Dein Bruder? da gab auch er zur Antwort: Bin ich meines Bruders Hüter? „O, glänzender Handelsfürst, giebt es keine andere Art, Deinen Bruder zu töten als die rohe Manier Kains?" Und die Aristokraten, sind sie etwa besser? Haben sie die wahre Aufgabe der Aristokratie erfaßt? O nein, denn ihr Ideal ist, müssig oben zu sitzen, wie lebendige Statuen, zugleich wohlgemästet und in Exklusivität, möglichst entrückt dem Kampfe dieser Welt!

Das muß also anders und besser werden! Aber wie? Vom Sozialismus kann sich ein Carlyle wenig versprechen: er will ja kein Schlaraffen-Ideal, selbst wenn seine Realisirung möglich wäre, er will harte Arbeit für Alle, weil Das die Bestimmung des Menschen ist, und er will Unterordnung unter die Tüchtigsten, weil nur so Bestand und Fortschritt der menschlichen Gesellschaft zu erzielen ist. Es muß wieder regirt werden wie früher: damals standen die Niederen mit den Höheren — außer als Käufer und Verkäufer wie heute — noch in tausendfachen Beziehungen, als Soldat und Feldherr, als Genosse des Clan und Häuptling, als treuer Unterthan und herrschender König. „Mit dem vollständigen Triumph des baaren Geldes ist eine andere Zeit gekommen, es muß also auch eine andere Aristokratie kommen." Und Das soll der „Industrie-Adel" sein, „captains of industry", wie der in der Folgezeit zum Schlagwort gewordene Ausdruck Carlyles lautet. Der Industrie-Adel schafft Ordnung und giebt die edle Leitung, der von den unteren Klassen durch Treue und Subordination entsprochen werden muß. Zunächst werden es einige Leiter industrieller (d. h. sowohl gewerblicher wie agrikoler) Unternehmungen sein, die dieses Ideal verwirklichen werden; aber bald werden ihrer immer mehr und mehr werden, bis wir schließlich ein edles und gerechtes Industrieland unter der Herrschaft der Weisesten haben werden. So ist das Motto des Edelmannes der Zukunft: Noblesse in der Konkurrenz und warmherzige Fürsorge für alle Angestellten. Das ist das Thema seiner positiven Sozialpolitik, das Carlyle immer wieder — mit immer neuen

Hosted by Google

Bildern und historischen Vergleichen, bald pathetisch und bald melancholisch, bald mit dem kühnen Schwunge idealistischer Prophezeiung und bald mit den donnernden Anklagen eines alttestamentlichen Propheten — variirt.

Damit erscheint er einer unparteiischen Geschichtschreibung als der Erste, der den Ruf nach Feudalisirung der modernen Erwerbsthätigkeit erhoben und eine Ordnung der Dinge proklamirt hat, in der die philantropischen, von Gemeinsinn erfüllten Industriellen den regirenden Stand, die soziale Aristokratie, darstellen sollen. Alles Andere erscheint als nebensächlich, wenn nur der erwartete freiwillige Aufschwung der wirthschaftlich tonangebenden Kreise zu einem neuen Pflichtenkodex eintritt. Ist Carlyle also kein Staatssozialist, so ist er doch stets arbeiterfreundlich genug gewesen, um für staatliche Förderung der niederen Klassen einzutreten. Dagegen ist Carlyle ein ausgesprochener Gegner der demokratischen Entwickelung, die ihm nur so lange nothwendig erscheint, wie die regirenden Klassen sich auf ihre Pflicht nicht zu besinnen vermögen: und konsequent hat er stets das allgemeine Stimmrecht, überhaupt jede Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten, schließlich selbst die Aufhebung der Negersklaverei, bekämpft.

Wenn man Carlyle gerecht beurtheilen will, so darf man ihn nicht als wissenschaftlichen Philosophen oder Nationalökonomen auffassen: so wenig er über die letzten Probleme des Wollens und Seins tiefer Gedanken fähig war, so wenig hätte er eine Analyse der modernen Volkswirthschaft zu geben vermocht. Seine Größe bestand vielmehr darin, daß er ein genialer Publizist war, der es verstand, sozialpolitischen Enthusiasmus zu wecken. Alle seine einzelnen Gedanken waren, eben wegen seiner mangelhaften volkswirthschaftlichen Bildung, nicht praktisch zu brauchen, waren auch viel zu skizzenhaft hingeworfen, um im realen Leben Verwendung finden zu können: aber sie waren das kräftigste literarische Mittel, um bei den höheren Ständen der Nation das Gefühl zu verbreiten, daß die Arbeiter ungerecht litten und daß diesem Zustande durch Reformen abgeholfen werden müsse. Carlyle selbst freilich glaubte an eine Zukunft, wo England von einem „Industrie-Adel" regirt würde; und ganz England hallte bald von diesem neuen Schlagworte wieder. Das war nun ein Gedanke, der als solcher nur eine Illusion der regirenden Klassen darstellte, — aber eine Illusion, in deren Atmosphäre die Abkehr der leitenden Kreise vom Manchesterdogma in Arbeitersachen und ihre freundliche Stellungnahme zur Genossenschaftbewegung und Koalitionfreiheit der Arbeiter erfolgte. Die Illusionen, zu denen Carlyles Lehre Veranlassung gab, sind also als produktive Illusionen zu bezeichnen: man glaubte, eine neue Lebensanschauung in die Welt setzen und realisiren zu können, und das Ergebniß war die Unterstützung einer großen Kulturbewegung.

Basel. Professor Georg Adler.

Hosted by Google

Die Türkenhetze.

„Inter omnes curas quae animum ejus invasere, nulla major fuit, quam ut in Turcas excitare Christianos posset atque illis bellum inferre . . .“ So schreibt, dreihundert Jahre vor Gladstone, Pius der Zweite in seinen „Commentarii Rerum Memorabilium“ und er fügt, bezeichnend für die damalige Türkenhetze — für die Türkenhetze überhaupt —, hinzu: „Mahumetes Turcarum Imperator . . . vicinos, qui Christum colerent, vexare adortus est, ut qui Sanctum Evangelium ac divinam Christi legem conculcare prorsus ac delere statuisset“. Diese Worte wurden zu einer Zeit niedergeschrieben, da das selbe Türkenreich — „haec gens inimica Trinitatis“ — bereits zum Asyl der um ihrer Religion, ihres Glaubens willen Verfolgten zu werden, da Torquemadas Opfer zu Tausenden und Abertausenden sich unter den Schutz des keine Religionverfolgung kennenden Halbmondes zu flüchten begannen.

Wenn ich heutzutage wieder von den türkischen Gräueln lese, fällt mir unwillkürlich eine Reisebeschreibung aus Murad Effendis „Türkischen Skizzen“ ein. Der unter diesem Pseudonym schreibende Franz von Werner kommt in der Aera der famosen „Bulgarian horrors“ in ein christliches Dorf, das den englischen Zeitungen zufolge längst ein mit Leichen bedeckter wüster Trümmerhaufe sein sollte. Statt Dessen gehen die Dörfler fröhlich hinter dem Pfluge einher, breiten die Mädchen Wäsche aus, gackern die Hühner . . . Das Selbe mag — mutatis mutandis — auch für viele der „Armenian horrors“ gelten, die der schwachsinnig gewordene „grand old man“ — der vom Orient und orientalischen Dingen etwa so viel versteht wie General Booth vom münchener Hofbräu — der entsetzten Welt denunzirt. Um die Möglichkeit der „Armenischen Gräuel“ — die ja als natürlicher Rückschlag einer in ihrer Existenz bedrohten, blutig provozirten Rasse gegen bisher verhätschelte, urplötzlich im Wahnsinn zu Dolch und Dynamit greifende Elemente erklärlich sind —, um diese „Gräuel“ zu verstehen, empfiehlt es sich, den Charakter des Türken näher zu betrachten. Statt den Schriften von Pastoren und Missionaren blind zu glauben, höre man doch die im Orient lebenden Landsleute, frage man die Deutschen, die an Ort und Stelle einen Theil ihres Lebens verbracht und Gelegenheit gehabt haben, die einzelnen Nationalitäten und Religiongenossenschaften des osmanischen Reiches sozusagen „am eigenen Leibe“ zu studiren; die Antwort, ich wette Hundert gegen Eins, fällt nicht zu Gunsten unserer lieben Mitchristen — insbesondere aber nicht der Armenier — aus. Daß die orientalischen „Christen“ im Allgemeinen die schlimmste Gesellschaft sind, die der Erdboden trägt, mag hingehen; bedenkt man aber, daß ein orientalisches Sprichwort sagt: „Ein Armenier nimmt es an Gerissenheit mit zwanzig Griechen auf“, so genügt Das für den unparteiischen Beobachter. Geradezu komisch ist es also, daß die selben protestantischen Pastoren, die zu Hause so eifrig in Antisemitismus machen, in der orientalischen Frage so begeistert die Partei der Armenier nehmen, von denen der deutsche Botschafter in Konstantinopel jüngst mit Worten blutiger Wahrheit äußerte: „Niemand stört ihre Religionübungen und wirthschaftlich geht es ihnen zumeist außerordentlich gut. Es ist gar nicht zu leugnen, daß ihre rücksicht- und schamlose Art des

Hosted by Google

Erwerbes viel böses Blut unter den Türken gemacht hat; sie haben Jahrhunderte lang die Türkei geradezu ausgeplündert, sie sind Wucherer und unehrlich . . ." Und wie schon vor zwanzig Jahren andere Politiker von Bedeutung die Armenier beurtheilt haben, erhellt auch aus dem Briefwechsel Hehns, der einmal (wie mir scheint, mit Unrecht) die Schweizer die Armenier (d. h. die rücksichtlosen Exploiteurs) Italiens genannt hat. Aber die Armenier sind eine arme, unterdrückte Rasse! So arm und unterdrückt, daß die türkischen Botschaften und Pfortenämter von Armeniern wimmeln. Hat die Türkei nicht schon Armenier als Minister gehabt; nehmen sie nicht im diplomatischen Dienst hohe Stellungen ein? Ich selbst hatte mehrfach Gelegenheit, armenische Würdenträger kennen zu lernen. So war z. B. noch im Jahre 1886 (vielleicht noch heute, wenn er nicht mittlerweile befördert ist) Armenak Effendi — sein Name verräth den Ursprung — „politischer Direktor" des Vilajets Smyrna und Alles mußte nach der Pfeife dieses Sohnes der „enterbten Rasse" tanzen, — sogar die Türken.

Wer den Charakter des Türken kennt — ich spreche nicht von einer mit europäischem Gift getränkten Kamarilla, sondern von dem echten, osmanischen Türken — wird seiner Rasse Achtung nicht versagen. Der Türke ist nüchtern, arbeitsam, absolut ehrlich und zuverlässig, ist auf dem Lande fast durchweg Bauer und läßt sich, ohne zu murren, von dem geriebenen Christen — im Inneren meist Armenier — rupfen. Dafür hat er als Grundbesitzer und Bauer das Vergnügen, die Steuer zu bezahlen, und als Mohammedaner — denn die Christen sind militärfrei — muß er außerdem Militärdienst thun und zur Fahne eilen, so oft die „armen, gedrückten", thatsächlich aber nahezu steuerfreien Christen da oder dort Lärm machen und sich von englischen Missionaren (lies: Agenten) gegen ihre angestammte, wenn auch gewiß nicht ideale Regirung aufhetzen lassen. Darf man ein Volk nach der Weise beurtheilen, wie es mit den Thieren umgeht, so giebt der Türke keinem Christen nach; nie wird er sein Hausthier, nie den armen Straßenhund mißhandeln, nach dem der von englisch-deutschen „Brüdern" protegirte und gefeierte orientalische Christ (und ich war Zeuge solcher Szenen) zur Kurzweil den Yatagan wirft; denn, damit rechtfertigte sich ein smyrniotischer Gassenbengel, „δεν ἔχουν ψυχήν" (sie haben ja keine Seele), — das selbe Rezept, nach dem man in Italien die Thiere quält: „non sono christiani." Noch Eins: Warum hält sich denn jeder europäische Geschäftsmann im Orient einen Türken, einen Mohammedaner, als Kawassen, als Wächter seines Eigenthumes oder Geschäftes? Weil, nun, weil . . . auf den Christen in neun Fällen von zehn kein Verlaß ist, während man dem Türken jede beliebige Summe zur Aufbewahrung oder Besorgung übergeben kam. Und warum, endlich, muß das Heilige Grab von Jerusalem von „Ungläubigen", von türkischem Militär, bewacht werden? Weil die orientalischen Musterchristen in der Grabeskirche einander mit Dolch und Revolver, vielleicht in Zukunft auch mit Dynamit, zu Leibe gehen, weil sie und „ihre theuren Seelsorger" sich sonst gegenseitig auffressen würden! Aber trotzdem wird „der Türke verbrannt" und mit Luther kann man von den (lutherischen) Rettern Armeniens sagen: „Niemand soll sich verwundern, noch ärgern lassen, daß Dr. X. jetzt so großen Zulauf und Lob hat vom großen Haufen, auch hoher Leute, darum, daß er recht waschen (schwatzen) kann und beredt ist; es ist aber nichts dahinter. Es sind nur Wort' und nichts mehr. Die Welt ist wunderlich und unbeständig,

Hosted by Google

will immer was Neues haben und suchet, was seltsam und ungewöhnlich ist." (Tischreden VI. S. 21.)

Die Armenier geben bald 100 000, bald 150 000 Opfer an, während nach objektiver Quelle nicht mehr als 29 000 Armenier umgekommen sind. Gewiß eine betrübende Zahl; allein nur Wahnsinn oder böser Wille kann dem „großen Mörder" die Schuld an den Metzeleien aufbürden, während der Unbefangene die Ursache ganz anderswo sucht: in der durch Dolch und Revolver unterstützten, fortgesetzten, des ganzen Landes Ruhe, Ordnung und Wohlstand aufs Tiefste erschütternden, systematischen Provokation der Armenier, die unter dem verhängnißvollen Einfluß der englischen Verhetzung allmählich zu Meuchelmördern geworden sind. Uebrigens stehen die „armenischen Gräuel" durchaus nicht vereinzelt da, sind keineswegs Monopol dieses „nach Asien zurückzujagenden halbwilden Volkes", dieser — wie Pius II. sagt — „gens inimica Trinitatis". Ohne auf das Papstthum mit seinem Cesare Borgia und seiner „Aqua Tofana" zurückzugreifen — von dem schon Luther a. a. O. schreibt: „Der Papst ist viel ärger, denn der Türk!" —, ohne auf die Spanier und die „Christianisirung" Mexikos zu verweisen, genügen ein paar Beispiele aus unserem Jahrhundert. Haben wir da nicht — notabene, es sind keine Türken, sondern gute, sogar in ihrer Art recht fromme und orthodoxe Christen! — haben wir da nicht einen Haynau? einen Murawiew? Die Franzosen, die im Namen der Civilisation die Araber-Höhlen in Algier ausräuchern? Die Engländer in Indien, die die Gefangenen en masse vor die Kanonen binden? Die Russen mit ihrer Gefängnißfolter, mit den Hunderttausenden von Opfern, die Sibirien verschlungen hat? Haben wir nicht den Aufstand von Palermo 1866, wo gewissermaßen unter den Augen des Papstes die Carabinieri von Weibern in Stücke gehackt und ihr geröstetes Fleisch verkauft — und . . . gegessen wurde?*) Haben wir nicht Aigues-Mortes, die Gräuelszenen von Decazeville, die Niederwerfung der Commune mit der Mauer des Père-la-chaise? Haben wir nicht endlich Stanley, Livraghi — von dem das „livragare", „heimlich beseitigen", abgeleitet wurde — haben wir nicht den Kongo-Staat, wo neulich europäische Kultur-Christen Schandthaten begingen, deren sich ein wallensteinscher Kroat geschämt hätte? Und haben wir zum Schluß nicht noch die Massen-Gräuel des christlichen Königs Menelik, dem die französische Republik nicht minder den Hof macht als der Papst? Wenn der Kultur-Europäer und Christ also in sich geht, wird er erkennen, daß er dem „barbarischen Türken" nichts vorzuwerfen hat.

Daß das türkische Reich übrigens von je her allen Flüchtlingen, allen Verfolgten, von der Inquisitionzeit bis auf Karl den Zwölften, bis zu den Polen, zu Kossuth und den Italienern, Asyl und Brot gewährt hat, daß es in Glaubenssachen stets toleranter war als die Christenheit, — Das freilich erwähnt heute Niemand. Hätten die Türken statt Dessen das Vorbild der christlichen Europäer befolgt, hätten sie, statt den besiegten Völkern ihren Glauben zu lassen, sie mit Gewalt zum Islam bekehrt, wie Das dem Geiste der Zeit durchaus nicht widersprochen hätte, — die Türkei hätte heute weder eine armenische noch eine andere Nationalitätenfrage.

*) Enrico Ferri, I delinquenti nell' arte. S. 50.

Rom. Dr. Hans Barth.

Hosted by Google

Militärnotizbuch.

Am ersten Januar ist die neue kaiserliche Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere erschienen, die anordnet, daß in Zukunft die Offiziere eine Herausforderung zum Zweikampfe nur mit Erlaubniß des Ehrenrathes erlassen dürfen und daß der Ehrenrath und der Kommandeur den Streitfall stets zu untersuchen habe. Durch diese Verordnung wird sicherlich eine Verminderung der Zweikämpfe erreicht werden; die Tagespresse hat ihren Beifall gespendet und ich will es ebenfalls mit Freude begrüßen, wenn thörichte Zweikämpfe unterbleiben. Aber es kann auch ernste Fälle geben, die keinen Aufschub dulden und die den Offizier veranlassen werden, selbständig zu entscheiden und der Rächer seiner Ehre zu sein, ohne die Angelegenheit mit allen Einzelnheiten dem Ehrenrathe zu unterbreiten und fremde Entscheidung abzuwarten.

In der Armee ist einstimmig der Wunsch vorhanden, das Gehalt der Premier-Lieutenants erhöht zu sehen, damit Männer von siebenundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren ohne private Zulage ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Zunächst dürften dann die Oberstlieutenants Berücksichtigung verdienen, während nach meinen persönlichen Erfahrungen die Besoldung des Regiments-Kommandeurs ausreichend ist. Für den Regiments-Kommandeur besteht aber eine Gefahr in dem Umstande, daß er keine Pferdegelder empfängt und für den Verlust an Pferden vom Staate nicht entschädigt wird. Er erhält freilich für drei Pferde Ration und kann seine Pferde versichern, aber diese Versicherung ist, abgesehen von der gegen Feuersgefahr, theuer und zweifelhaft. Darlehen aus den bestehenden Fonds zu erbitten, ist für einen Regiments-Kommandeur überaus peinlich.

Nach meiner Ansicht besteht für den Offizier die größte Gefahr in dem frühzeitigen Scheiden aus dem Dienste. Die Pension sichert den verabschiedeten Compagnie-Chef und Bataillon-Kommandeur, der Familie besitzt, nicht vor Mangel und Entbehrung und es findet sich nicht immer die gewünschte Civil-Anstellung.

Gegen den Luxus in der Armee ist schon oft und gut geredet und noch besser geschrieben worden; das beste Mittel gegen den Luxus würde aber das Beispiel von oben herab sein. Auch in den Angelegenheiten der Mode folgt man bekanntlich dem Beispiel und die Provinz folgt der Hauptstadt.

Von der Nervosität wurden bekanntlich in den letzten Jahren die Hauptleute und Stabsoffiziere der Armee stark angekränkelt. Der Compagnie-Chef arbeitete unter stetiger Sorge, er kämpfte täglich um seine Existenz, der Schießdienst erschien ihm als eine gefährliche Klippe, er mußte den Schützen gewissermaßen trainiren, die Abgabe eines Schusses wurde bei dem Schulschießen wie eine ärztliche Operation behandelt, und während recht eigentlich zum Schießdienst gute Nerven, Zuversicht und frisches Wesen gehören und bei dem kriegsmäßigen Schießen besonders Blutwallung, Schnelligkeit und Schneidigkeit zu berücksichtigen sind, wurde das Schulschießen, das ja nur die wichtige Vorübung sein soll, zum hauptsächlichsten Maßstabe des Könnens im Schießdienst. Sollte nicht durch die hohe Prämiirung dieses Dienstzweiges am Ende der Bogen überspannt worden sein? Mannschaften und Offiziere müssen zu frischem, freudigem Dienst, nicht zu ängstlichem Streberthum erzogen werden.

Halle a. S. Oberst z. D. Adalbert Boysen.

Hosted by Google

Bühnenregie.

Sehr geehrter Herr Harden,

Ueberall wird jetzt die Frage der Regiekunst eifrig behandelt; gestatten Sie mir, ebenfalls hierzu in Ihrer Wochenschrift das Wort zu ergreifen, die an ihrem Theile ja auf allen Gebieten eine gedeihliche Zukunft vorzubereiten sucht.

Wer die einschlägigen Diskussionen verfolgt hat, Dem ist nicht unbekannt, wie alle Votanten gleichmäßig darüber klagten, daß dem Regisseur heute die souveraine Herrschaft über die Darstellung fehle. Was mich aber Wunder nahm, war die allgemeine Unklarheit über den Grund dieser schmerzlichen Beengung; denn nicht, weil man ihm eine geringere Autorität als dem Direktor einräumt, ist sein Wirkungvermögen so gesunken, sondern weil er seine Autorität nicht auf die Dinge anwendet, die wichtiger sind als Alles, worin er gewöhnlich seine Pflicht sucht. Der Regisseur stellt das äußere Bühnenbild her, weist Jedem seinen Platz an, giebt den Massen ihre Stellung und den gehörigen Takt in der Bewegung; allenfalls dirigirt er auch noch die zweiten Kräfte, — und hört bei den ersten, spröderen, auf. Denn die ersten Kräfte: Das sind ja eben die Ersten; und der Künstler wird vom Künstler respektirt. Du bist selbst Einer, denkt der Regisseur, und mußt es verstehen. Du stehst im direkten Verkehr mit dem Dichter und es bedarf keines Mittlers zwischen Dir und ihm. Oder vielmehr, es sollte keines bedürfen; Dein Ruhm legt Dir die Verpflichtung auf, ihm geistig nahe zu sein, und ich habe die Pflicht, Deine künstlerische Individualität gewähren zu lassen. Entspricht mir also das Bild nicht, das Du uns von dem Werke des Dichters giebst, so habe ich doch kein Recht, Dich zu behindern; und schädigst Du das Stück, mißfällt es unter Deiner Einwirkung dem Publikum, nun, so komme die Schuld auf Dein Haupt. Was thut also der Regisseur, wenn er mit einer bedeutenderen künstlerischen Persönlichkeit zusammen zu arbeiten hat, die in dem Wesentlichsten, in der Auffassung der Sache, von ihm abweicht? Nun, er begiebt sich eben von vorn herein seiner Autorität und macht sich zum Diener des fremden Willens und Gedankens. Die Hauptsache ist ihm dann, keine allzu grellen Kontraste in die Vorstellung bringen zu lassen und den allgemeinen Ton auf den des Protagonisten zu stimmen, so daß der Abend möglichst ohne Störungen verläuft. Aber nicht er, sondern der erste Spieler ist dann der Herr der Vorstellung, während der Regisseur zusammenschweißt und einexerzirt, was zu dem Willen des Mittelpunktsmenschen paßt. Und damit ist der Mann, der die Gewalt beim Einstudiren des Stückes haben sollte, kraft eigenen Willens und Prinzips zu einer Art Studienpolizei, zu einem untergeordneten Exekutivorgan geworden.

Wenn nun aber neben dem ersten Schauspieler noch ein zweiter, dritter gleichen Ranges in dem Stücke beschäftigt ist und wenn die Auffassungen aller dieser Personen, den Regisseur einbegriffen, auseinandergehen? Dann giebt es eben drei künstlerische Individualitäten zu respektiren; wir überlassen es ihnen dann, irgend einen Pakt unter einander zu treffen, und stimmen die übrige Vorstellung auf diesen im Vergleichswege gewonnenen Akkord, wo es dann so zugehen mag wie bei den magdeburger Kugeln: das Ganze gehört Allen gemeinsam

Hosted by Google

an und Alle vereint ziehen und zerren es nach den verschiedensten Richtungen auseinander. Und wenn dann mißtönige Vorstellungen entstehen, wenn Gestalten, die ähnlich sein sollten, die Aehnlichkeit verlieren, wenn Kontrastfiguren nicht mehr als Folien und Gegensätze, sondern als vollkommen inkommensurable Elemente erscheinen und Charaktere, Situationen, Verhältnisse, die nach der Absicht des Dichters aneinander gemessen werden sollten, so auseinander gebracht sind, daß das momentum comparationis verschwindet und Menschen wie Dinge ohne inneres Verhältniß zusammengestreut erscheinen: wem geben wir dann die Schuld? Wo ein Künstler durch seine Auffassung den Dichter schädigt, da haben wir noch den Muth, ihm zuzurufen: Du hast geirrt! Einer Mehrheit künstlerischer Individualitäten gegenüber fühlt sich aber der Regisseur gänzlich demüthig, weil er meint, ein Konzil geschärfter Augen sei vor Irrthum besser geschützt, und wenn ihrer Mehrere das Gerundete und Harmonische in einem Stücke nicht sehen, nun, dann trage das Stück, trage der Dichter selber die Schuld. Und zu dem Trugschluß findet sich rasch die Formel, die den Irrthum zum konzisen Gesetz erhebt. Ist es nicht eine arge Ungeschicklichkeit vom Dichter, wenn er tiefsinnige Stücke mit mehreren ausgesprochenen Hauptrollen schreibt? Seichte Stücke und Stücke mit einer Hauptrolle lassen sich nach Gefallen so stutzen und wenden, daß sich Alles nur nach einer Person richtet und dreht. Bei anders gearteten Werken ist Das unmöglich und folglich sind sie, weil sie nicht weich und nachgiebig wie Wachs sind, schon in ihren Grundanlagen schlecht. Was heißt Dies aber? Es heißt, daß der Dramatiker nicht so schreiben soll, wie es der Gegenstand erfordert, sondern so, daß der Schauspieler das Werk am Bequemsten spielen, der Regisseur es am Leichtesten einrichten kann. Mit anderen Worten: der Dichter soll seine Individualität verleugnen, um der des darstellenden Künstlers Raum zu geben; und nicht mehr ist also der Schauspieler zur Erfüllung der Schöpfungen des Dichters da, sondern dieser bücke sich recht tief, damit auf seinem Rücken der Bühnenheld emporsteige: die Bühnenkunst sei sich Selbstzweck und die Dichtung das Paradefeld, auf dem sie ihre Fertigkeiten zeigt.

Hat Das nun einen Sinn? Gewiß nicht, sondern der Darsteller steht im Dienste des Dichters und an eine falsche Adresse verschwendet der Regisseur seine Achtung vor der künstlerischen Individualität, wenn er sich in Sachen des Geistes des ihm anvertrauten Werkes widerspruchlos dem ersten Künstler beugt. Es existirt nur eine einzige Individualität, die er zu respektiren und aus allen Kräften blank und rein durchzusetzen hat: die des Dichters, dessen Sachwalter im Theater er ist, — und zwar er allein. Denn es ist schon physisch unmöglich, daß ein Anderer es sollte sein können. Von den Darstellern hat Jeder mit dem Studium und der Ausarbeitung seiner Rolle so viel zu thun, daß er nicht den kleinsten Theil seiner Aufmerksamkeit auf die Arbeit der Anderen zu verwenden in der Lage ist. Er muß sich selber schaffen, wie bliebe ihm Zeit, an den Anderen zu erziehen und zu richten? Er soll das Schicksal der von ihm dargestellten Figuren leben, und was wären Das für Thränen, die er weint, für Entzückungen, die er fühlt, wenn ihm dabei der Gedanke den Kopf beschwert, ob der Inspizient nicht eine Albernheit begehen werde, oder wenn er voller Sorge ob des elenden Komparsen ist, der da im nächsten Augenblick kommen wird und der auf der Probe so ungeschickt ging, saß und stand? Mit einem Worte: damit

Hosted by Google

der Künstler sei, was er soll, muß er es ganz sein können; und Das kann er nicht, wenn er zugleich Baustein und Baumeister, zugleich Kombattant und Oberhaupt der Vorstellung ist. Dazu kommt aber noch Etwas. Der Schauspieler ist der Natur der Sache nach auf Beifall gestellt. Der Beifall, den ein Anderer empfängt, berauscht den Knaben und entzündet in ihm den Wunsch nach Gleichem; der Beifall, der den berühmten Künstler ehrt, lehrt den Adepten, daß der Zuruf der Menge das Köstlichste ist; und am Ende der Dinge wird dann der Beifall nicht blos die Nahrung der Eitelkeit, sondern wirkliches Brot, — denn wenn der Schauspieler ohne Applaus bleibt, dann taugt er nichts und es droht ihm der Abschied. Was Wunder drum, wenn in der Seele des Schauspielers das Bedürfniß nach Beifall zu einer Alles überragenden Kraft und Leidenschaft anwächst und wenn es den Größten selbst bei der Ausgestaltung seiner Darbietungen beherrscht, in einem Maße, daß er sich und seine Rolle in jedem Augenblick für den Mittelpunkt des Interesses ansieht, als ob Alles nur dazu wäre, damit er immer im Vordergrunde stehe? Ja, wie wahr Das ist, lehrt ja gerade das Beispiel der Großen; sie sind es, die am Meisten das Zustutzen eines Dramas im Interesse ihrer Rolle üben, sie am Liebsten verfassen ja jene Bearbeitungen und Regiebücher, in denen hundert Bäume gefällt, Blumen geknickt, Quellen verschüttet und Wiesen zertreten werden, damit ein Baum weithin sichtbar und umpilgert sei. Aber ist es noch des Dichters Werk, und ist es noch verständlich, das Werk? Nein; eine Stange mit einem Geßlerhut drauf ist keine Waldung und ein Stück mit einem Menschen drin kein Drama; das Drama spielt in einem Verein von Menschen, singt von den Leiden und Freuden, die sie einander bereiten, von den Kräften, die ihr Zusammenleben erleichtern oder erschweren, und von dem Triumph der Ideen oder ihrer Noth. Da bedarf es denn Eines, der der Depositar des dichterischen Gedankens ist und den übergreifenden Egoismus des Schauspielers in die Grenzen weise zurückdrängt. Du, Margarethe, willst Märtyrerin sein und mit Molltönen, im Wittwenschleier, rührend und entzückend erscheinen? Aber dem Dichter ging es um die Schauderzeit, wo selbst das Weib zur Kinderschlächterin ward. Und bei Deinem Erscheinen sollen Richard und Alle bei Seite treten und Dir eine weite Gasse offen lassen, auf daß Deine Schönheit dem ganzen Hause sichtbar werde? Aber der Dichter wollte, daß tötlicher Haß gegen Dich zum Ausdrucke gelange, zur Kennzeichnung der Zeit, wo die Wildheit Keinen verschonte und überall tobte, selbst im Vorzimmer der sterbenden Majestät. Oder: Du, Hamlet, findest die Szene zwischen Klaudius, Gertrude und Ophelia zu langwierig und meinst, das Publikum warte nur auf Dich. Doch in dieser Szene giebt man die Zustimmung, daß Ophelia die Deine werde, — und welch ein Bild dann, wenn die Mutter das Mädchen unter Thränen zu dem Mörder hinführt und die Unschuld demüthig die Hand, die blutige, des Mörders küßt!

Und wie eine unvernünftige Bevorzugung der eigenen Rolle gegenüber den anderen, so giebt es ein Favorisiren einiger Szenen, einiger Worte, einiger Töne innerhalb der eigenen Rolle des Schauspielers auf Kosten der anderen Stellen und Szenen, die er mißachtet, weil ihm eben durch die unrichtige Abschätzung des Ganzen und seiner Theile das volle Verständniß für sein Eigenstes fehlt; denn wenn er in der Rolle nicht mehr die bestimmte Funktion im Organismus des Ganzen sieht, so kann sie ihm ja nicht anders denn als ein willkürlich zu be-

Hosted by Google

handelndes Instrument erscheinen, auf dem er nach Belieben spielen kann. So geschieht es, daß so oft die zweite Szene im dritten Akt des Othello gestrichen wird, wo der Zornbebende den Jago zu Hause zurückläßt und mit den Abgesandten der Republik zur Inspizirung der Festung hinausgeht. Der Worte sind hier so wenige, — und die betroffenen Kommissare sahen, daß auf Cypern kein Mann, sondern ein Weib herrscht, daß der Stellvertreter nachts schändlichen Disziplinbruch verübte, daß er für sein Verbrechen blos mit Entlassung bestraft wurde, daß er morgens dafür der Frau des Generals ein fröhliches Ständchen darbrachte und daß sie sich mit ihm vertraut unterhielt und ihren Mann um Pardon für den kassirten Kassio nachsuchen wird ... Das sagen sich die Kommissare, Othello muß es empfinden, — und keiner unserer Schauspieler sah je diese Vorstufe, jeder übersprang sie, um zum Augenblick des sicheren Beifalles zu eilen, während doch die Könige langsam, Stufe für Stufe, aufwärts schreiten, wenn sie zur Krönung gehen. Oder: immer wiegen sich die Hamletdarsteller an der Stelle über den Spiegel des Zeitalters auf ihren schönen Tenören, treiben in aristotelischer Poetik und doziren; und da es nicht angeht, nach so viel Aesthetik plötzlich in aufgeregtes Weh umzuschlagen, wird die nächstfolgende Szene elend beschnitten und geopfert, wo Horatio erfährt, daß wahrscheinlich Gertrudens Mann der Mörder ist, und wo er mit Hamlet weint und sich ihm zuschwört, — der einzige Augenblick, wo Jemand mit dem von aller Welt Verkannten und Verlassenen weint. Und — doch genug; und ich unterlasse es auch, weitere Beispiele dafür anzuführen, wie die Schauspieler, in Mißverständnissen treibend, innerhalb der eigenen Rolle um einiger Lieblingsstellen willen andere vernichten und zugleich die Rollen der Mitspielenden schädigen. Diese Barbarei wird in jedem bedeutenderen Stücke unserer Literatur geübt, von den modernen Dramen gar nicht zu sprechen, wo ein schwächeres Dichtergeschlecht Theile und Gebäude schuf, die des strengen Zusammenhanges entbehren, und wo die eisernen Nothwendigkeiten schwerer herauszufinden und zu verkörpern sind. Da sind die Stücke meist dürftige Gerüste, die aufgeführt wurden, um hoch oben einige bessere Szenen zu tragen; da ist es der Dichter selbst, der dem Schauspieler zuruft: dort in den Paradestellen sind Deine Kränze, — und bis dahin starrt eben leeres Gestänge, wenn nicht der Geist da ist, der aus der Fülle seiner Erfahrung und seiner Menschen- und Naturkenntniß dem Werke zu Hilfe kommt und die Dürftigkeit bekleidet.

Mit einem Worte, der Regisseur soll vertheidigen, korrigiren, ergänzen: das Große gegen die Grausamkeit der Ausleger und Bearbeiter vertheidigen, die so sinnlos oft die festen Einheiten des Dichters in Fetzen reißen und entformen, — und korrigiren, auch, wenn es sein muß, ändern und ergänzen in den Werken der Kleinen. Und man sage nicht, daß in dieser Allmacht über das Gedicht ja eine neue Tyranei gegenüber der dichterischen Individualität liegt. Denn wenn die Korrektur dem Dichter und Eurem Genusse zu Gute kommt, warum sollte man sie wehren? Wenn in Rosmersholm am Schlusse des ersten Aktes Rebekka allein bleibt und der schweigsame Ibsen ihr einige bedeutungslose Worte in den Mund legt, dann sollte der Regisseur der Schauspielerin nicht sagen dürfen, daß sie die Pflicht hat, Nothwendiges zur Anschauung zu bringen, auch wenn der Dichter es nicht in Worte gesetzt hat, und daß sie nothwendig in Thränen ausbrechen muß, wenn der Vergötterte und bereits glühend Geglaubte auch jetzt noch sich

Hosted by Google

abwendet und sie allein und unerkannt zurückläßt, mit ihrem wilden Verlangen allein in der Einsamkeit der Nacht? Oder wenn der von seiner Frau verabscheute Mörder in der Spinnerin am Kreuz diese Frau durch die Aussicht auf goldenen Flitter zu gewinnen sich abmüht, und zwar zu gewinnen nicht zur Zärtlichkeit, sondern zur Theilnahme an einem neuen, gräßlichen Morde, da sollte es dem Regisseur verboten sein, den Dichter dadurch vor sich selbst zu retten, daß er die wahnwitzige Unmöglichkeit streicht und sie — wie es sich auch ohne Zuthat von Worten machen läßt — durch einen glaubhafteren Hergang ersetzt? Es ist gestattet, es muß gestattet sein, und in Wahrheit üben auch Schauspieler und Regisseure dieses Recht in der ausgiebigsten Weise, wie es die schier unzählige Menge der vorhandenen Hamlet-, Richard-, Faust- und anderen Bearbeitungen und Regiebücher beweist. Ja, nehmet dem Regisseur diese Befugniß und die Hälfte Eurer Bühnenstücke fällt zur Spreu. Also nur darauf kommt es an, daß der Regisseur wirklich besser mache, und dazu gehört Etwas, das ihm in höherem Maße eigen sein kann als dem aus der Schule spezifischer Theatertechnik hervorgegangenen Darsteller, nämlich die Fähigkeit, ein Werk in allen seinen Theilen und in dem Geist zu begreifen, der es in seinem tiefsten Inneren durchweht.

— —

Denn diese Fähigkeit ist es, die zumeist dem Schauspieler abgeht; gar zu leicht ist er geneigt, sich seiner flüchtigen Impression zu überlassen, die schon das Tiefste erreicht glaubt, wenn sie die Fluth kaum erst mit dem Flügel netzt. Von jenem Leichtsinn will ich da gar nicht reden, wo Schauspieler ihre Rolle nur aus dem mageren Rollenheft studiren und das ganze Stück erst auf den Proben kennen lernen. Welche Leistungen können aus derlei flüchtigen Begegnungen mit einer unbekannten Poesie hervorgehen? Hervorbringungen, die der Erzeuger selbst verleugnet, wenn der Rausch der Zeugung wieder entschwunden ist. Doch, wie gesagt, von diesem direkt strafwürdigen Fall will ich gar nicht reden; ihm ist abzuhelfen; etwas mehr Disziplin, — und die Schauspieler werden Proben besuchen, das Buch lesen und jeder mit dem Stück wohl vertraut sein. Allein, was ist damit gethan? In Wahrheit beginnt die Noth erst bei der näheren Bekanntschaft mit dem Werke, denn die Entsiegelung der edleren Geheimnisse eines Dichters setzt ein Fühlen und eine Lebenskenntniß voraus, die man am Allerwenigsten in der Coulissenluft erlernt. Ich will den Bühnenberuf damit nicht herabwürdigen, aber sein Bildungsgang beschränkt meist den Schauspieler, begrenzt sein waches Mitgefühl für die Ideen, durch die eine Dichtung groß wird; denn aus den zur That dringenden Leiden unseres Geschlechtes erzeugen sich ja die Ideen. Wenn da ein Opernheld mit wallender Hutfeder und Kanonenstiefeln im weiten Radmantel sich spreizte, wo ein verschmachtender Ismael, ein betrogener Sohn jammervoll aufschluchzt, wer empfand dann je, daß über den „Räubern" das Motto „In tyrannos" steht und daß Karl Moor der Repräsentant der bedrückten und zur Selbsthilfe getriebenen Menschheit ist? Wenn in „Kabale und Liebe" ein geschniegelter Fant uns gleich einem Apoll lächelnd von seiner Verachtung des höfischen Treibens vorsingt, wer empfand da, daß diese demokratische Gesinnung und das nach Freiheit verlechzende Gefühl in Ferdinands Seele nicht von einer süßlichen Paarungluft erzeugt wurde, sondern daß ihm von Anbeginn vor den

Hosted by Google

Höhen ekelt, vor dem Vater schaudert und daß es ihn mit Nothwendigkeit zu dem Kinde des Dunkels hintreibt? Seit einem Jahrhundert wird so der verkannte Geist in seelenlosen Deklamationen mißhandelt, bis das Publikum der Stücke überdrüssig wurde und sie nur noch zu dem Gerümpel für den Sonntagspöbel warf. Es fehlt der Gluthgedanke, den der Dichter in sein Werk hauchte; und Stücke versagen ihre Wirkung, die auf der Bühne nothwendig hell aufleuchten müßten, und große Künstler enttäuschen uns gerade dort, wo aus einer Schöpfung das ganze Wissen und Gewissen der Zeit zu uns spricht. Und wer trägt die Schuld? Wie rasch und bündig wird dann das Urtheil über einen Dichter gesprochen! Und Niemand legt sich die Frage vor, wie viel durch den Erziehungsgang des Darstellers verschuldet worden ist.

Erziehung! Arme Künstler! Ihr waret kaum zwanzig Jahre alt, als der Drang zur Bühne in Euch erwachte, und was wußtet Ihr, als Ihr in die Theaterschule tratet, — was vom Leben erfuhret Ihr in ihr? Der Lehrer, wenn er ein großer Künstler war, hatte für Euch eben so wenig Interesse wie Zeit, denn er, der seinen Rollen nachzusinnen, Proben zu halten und die Abende vor der Rampe zu verbringen hatte, was sollte er wohl noch Alles leisten? Und wie sollte er, als Liebling des Publikums, an dem Stammeln der Kleinen Interesse nehmen und leidenschaftlichen Eifer daran wenden, sie zur Brauchbarkeit zu erziehen? Die Folge war und ist, daß man es sich leicht zu machen suchte, den jungen Talenten Etwas vorspielte, damit sie es nachahmen, bis die Töne und Griffe festsaßen; und so bildete die Schule an dem Handwerkszeug, Stimme und Körper, aber sie pflanzte auch der jungen Seele ein nie mehr zu bannendes Hinschielen nach fremden Mustern und Vorbildern ein. Und was mehr ist: zu den Werken selbst und den in ihnen niedergelegten Problemen blieb der Jünger in all der Zeit ohne inneres Verhältniß: Das muß sich eben von selber finden und ist Sache der Intuition, des Genies . . . Denn wohlgemerkt, wer einen praktischen Lebensberuf ergreift, weiß, daß es nun gilt, Jahre lang zu lernen; auf dem Gebiete der Kunst aber träumt man vom intuitiven Alleswissen und vom Begreifen ohne Mühe und bedeutenden Bildungsgang. Und da die Jungen hören, daß Der und Jener so plötzlich erleuchtet wurde, hoffen sie es auch von sich, empfinden jede Ueberstunde vertiefteren Unterrichtes als Verbrechen an ihrem Genius, und im Besitze dieses Universalschlüssels zu allen Geheimnissen der Natur und des Lebens sich dünkend, verlachen sie uns andere einfache Menschen, die wir, das Herz eben so voll und die Phantasie eben so beflügelt, doch den mühsäligen Weg des Studiums oder den blutigen der Erfahrung am eigenen Leibe gehen. Denn Einige von uns lernen im geregelten Gange, Andere weiten ihren Blick durch bedeutende Lecture und wieder Andere lernen in des Lebens Noth und Bedrängniß, im Geschäft oder Handwerk, das sie mit Menschen in Verbindung bringt und ihre Augen schärft für Großes und Kleines, für Individuen und Massen, Schicksale und Charaktere, und für die Gesetze, nach denen die Entwickelungen sich insgesammt vollziehen. Und in diesem Alter, wo für uns das Studium des Lebens und der Ideen erst beginnt, ist das Rollenheft die einzige Erfahrungquelle des jungen Schauspielers; und die Schule, die er genießt, legt nicht auf die Realitäten des Daseins, sondern auf Technisches, auf größere oder geringere Darstellbarkeit, Gewicht. Was Gut und Böse, was Wahr und Un-

Hosted by Google

wahr! Dem Tönenden gehört die unerfahrene Neigung, Dem, was äußerlich auffällt, und die Arbeit- und Gedankenkreise des wirklichen Lebens erscheinen alltäglich und banal. Und während also der angehende Künstler mit seinem Gedächtniß über zehntausend Verse gebietet und sich in dichterische Fetzen kleidet, ist ihm doch an Welteinsicht, an einfacher, allgemein verständlicher Lebensphilosophie, an Gefühl nicht nur für die prosaischen, sondern auch die poetischen Ereignisse des Lebens in Wahrheit der einfache Mann der bürgerlichen Sphären weitaus überlegen. Und der selbe Adept soll dereinst Leben und Natur begeistert nachahmen, die er an jedem Tage neu verachten gelernt!

— —

Und wenn er endlich in den Verband einer Bühne tritt, was dann? Bisher war er nur durch seine Jugend der wahren und großen Welt mit ihren Arbeiten, Verschlingungen und den in den Dingen ruhenden Gesetzen ferngehalten worden; nun aber, nach dem Eintritt in eine Bühne, richtet sich eine hohe Mauer zwischen ihm und der wirklichen Welt auf. Denn es ist ein eigenes Reich, dem er nun angehört und von dem er in Zukunft Kräfte und Eigenschaften beziehen soll. Wie die äußere Erscheinung und die Sprache, so ist auch die ganze Psyche von der anderer Menschen verschieden. Die Sitten sind andere, der Verkehr der beiden Geschlechter ein anderer, die Gewohnheit, zu stilisiren, überträgt man auch auf den Alltag, dem Individuum, das allabendlich vor einer tausendköpfigen Menge auftritt, wächst eine größere Drastik an. Und was wichtig über Alles ist: die Nothwendigkeit, um die Gunst des Publikums zu ringen, übt ihren Einfluß auch auf den Charakter aus. Und wäre es der charaktervollste Künstler und fühlte er noch so sehr das Bedürfniß, gegenüber einer falschen Geschmacksrichtung seinen künstlerischen Glauben zu vertheidigen: nach zwei, drei Abenden, wenn das Publikum nicht mit ihm geht, ist sein Widerstand gebrochen, denn der Ausgezischte ist uneinträglich und eine Direktion sieht auf das Geschäft. Freilich, man wird erwidern, es handelt sich nicht darum, was aus dem Charakter des Schauspielers gemacht wird; wenn er nur gut spielt, dann möge er innerlich so schwach und zermorscht sein, wie er will. Das aber ist es ja gerade; denn man irrt, wenn man meint, daß privater und öffentlicher Charakter nicht aufs Innigste zusammenhängen und daß die Lebensanschauungen und Gewohnheiten des Mannes außerhalb der Bühne nicht auch sein künstlerisches Schauen erweitern oder begrenzen, vom innersten Grunde aus. Gewiß, der Schauspieler muß nicht sein, was er spielt, er muß nur die Natur, die er darzustellen hat, verstehen und nachahmen; doch wie kann er Das, wenn er diese Natur nicht aufzufinden weiß und ihr Vorhandensein nicht einmal ahnt? Gewiß, es giebt Schauspielerinnen, die, obgleich sie nicht tugendhaft sind, die Tugend gut darstellen, und obgleich sie furchtsam sind, vortrefflich heroisch posiren; allein, auch die Freilebige weiß, was Tugend ist, auch die Feige kann sich in die Stimmung einer ihr Kind vertheidigenden Mutter versetzen. Wie soll aber ein kokettes Nichts Gestalten von erhabener Einfachheit, wie die tiefe Schönheit eines Bassanio, die schlichte Kraft eines Orlando, die hoheitvolle, wenn auch nicht in allzu großer Sprechrolle sich auslebende Gestalt eines Herzogs Vincentio begreifen; wie der über das Händlervolk spöttelnde Hochmuth einsehen, daß sich in einem Gustav

Hosted by Google

Gerbrügge die Kaufmannsmoral eines ganzen Jahrhunderts verkörpert? Wie soll Einer, der keine Ader von Männlichkeit in sich hat und dessen Streben sich in der Lust, einen Rivalen zu übertrumpfen, und in der Sehnsucht nach dem gnädigen Lächeln einer vorgesetzten Stelle erschöpft, den Unterschied der Zeiten verstehen: der einen, wo der gemeinste römische Mann unerbittlich auf seinem Satz mea res agitur beharrte, und der anderen, wo das epigone Volk nur noch heulender Zuschauer war bei den bangen Dingen des Staates? Der größte Theil des uns von den großen Dichtern hinterlassenen Erbes blieb ja so unverstanden und hat bisher vergebens der Erfüllung geharrt. Oder sahen wir wirklich je einen nach dem Lichte verschmachtenden, aus allen Kräften ihm zutreibenden Faustus? Sahen wir einen Mephisto, dem Faustens Entschluß zum eigenen Geschick wird und der, wenn Faust sich von der Nacht abwendet, verzweiflungvoll und vernichtet zurückkehrt in die Nacht? Ich will von Hamlet nicht reden und dem Geist der Vernunft und Freiheit, die er ausströmt, während Schauspieler und Erklärer sich noch immer um ihre lächerlichen Zweifel-Hypothesen herumschlagen. Aber warum schuldet uns die Bühne noch immer das Brutusbild und die politische Moral, die es predigt, warum spart sie so sehr mit den Lear-, Macbeth- und Othellogestalten, warum fehlen „Maß für Maß", dieses Gedicht des Rechtes und der Gnade, und „Wie es Euch gefällt", diese Hinrichtung des albernen Schäferromans, dieser unsterbliche Preisgesang auf das echte Naturgefühl, in den Repertoiren? Warum wird der gewaltige Johann nicht aufgeführt, die Tragoedie der ewig Eide schwörenden und brechenden, auf das Prinzip der Treulosigkeit gebauten Staatskunst und Gesellschaft, und warum geschieht es, daß selbst bei Richard-Aufführungen die gähnende Leere des Hauses verblüfft? Es geschieht, weil in jeder ehrlichen Dichtung sich eine Idee verbirgt, auch wenn sie sich nicht in tönenden Worten ausspricht, und weil die Darsteller diese Ideen, diesen großen Ton nicht herauszufinden wissen und jeder für sich einhergaloppirt, ohne klar zu machen, nach welchem Plan die Armee marschirt. Das geschieht, weil sie allen Weltfühlungen und der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Natur und des Lebens fremd sind und die Dichtung für ein Fabrikat halten, das irgend welche Vorgänge darstellt, damit hübsch repräsentable Figuren sich zeigen und mit oder gegen einander in Bewegung treten, während doch die Dichtung das lebendige Gewissen der Zeiten und die treue Aufbewahrerin ihrer moralischen und philosophischen Anschauungen ist, die mit ihrer bangen und ergreifenden Stimme an die Bedingungen allen Glückes uns mahnen will und aus dieser ihrer führenden Stellung geworfen wird und verblutet, wenn man ihr unreife Dolmetscher giebt.

Verständniß — Verständniß des ganzen Stückes: Das ist das Erste; Achtung vor der Aufgabe des Dichters und Unterordnung unter sein Gebot, bescheidenes Erlauschen der in seinen Werken lebenden Ideen; und wo die Werke von der Wahrheit der Natur abweichen, Berechnung dieser Deklination der Magnetnadel, um nach Möglichkeit das aus dem Gleise Gerathene wieder dorthin zurückzulenken, wohin die Natur uns weist.

Wien. Adolf Gelber.

Hosted by Google

Eine Aktien-Gesellschaft.

Es giebt eine Gesellschaft, deren Aktien noch im Januar 1896 in Berlin 135 Prozent notirten, die aber seit dem September, wo allmählich die Dividende von 38 Prozent bekannt wurde, bis auf 780 stiegen. Und heute, nachdem die alten Aktionäre die abermalige Kapitalsvermehrung von drei Millionen zu 200 übernommen haben, ist eigentlich der Kurs weit über 800 Prozent. Die höchst interessante Thätigkeit jener Gesellschaft wird aber noch immer vielfach nach dem Schilde der Firma beurtheilt, während in Wirklichkeit eine Reihe der verschiedensten Patente, Maschinenbauten, Waldverträge, Fabrikationen, Gründungen aller Art gemeinsam die großen Einnahmen schaffen. Es ist die Aktien-Gesellschaft für Trebertrocknung, deren Sitz in Kassel ist. Wie gewöhnlich, wenn an irgend einem Gegenstande des Kurszettels nur von einem kleinen Kreise Erkleckliches gewonnen wird, regt sich der Neid, vermummt sich in scheinbar objektive Betrachtung und schlängelt sich in die Oeffentlichkeit. So sieht es auch jetzt aus, als ob man vor Unüberlegtheit oder „Verführung" Kapitalisten schützen müsse, die sich den Luxus gönnen dürfen, Tausendmarkaktien mit 7500 Mark oder noch mehr zu bezahlen. Wenn z. B. ein Bierbrauer in Kassel allein 800 Stück dieser Aktien liegen hat, so deutet Das doch nicht gerade auf weite Volkskreise hin, die sich bei der Sache betheiligt haben, und es sieht mir heute auch noch nicht so aus, als ob die bisherigen Besitzer bereits bei dem psychologischen Moment angelangt seien, wo sie gern thun möchten, was man „absatteln" zu nennen pflegt. Jedenfalls giebt es noch Interessanteres an dieser Gesellschaft. Das Merkwürdige ist, wie ich schon erwähnte, eben, daß der fast beispiellose Kursaufschwung mit der Trebertrocknung selbst — und danach heißt doch das ganze Unternehmen — nur wenig zu thun hat. Vielmehr wollte es der Zufall, daß die selben Intelligenzen auch auf ganz anderen Gebieten einander begegneten und dann beisammen blieben. Das Stück deutscher Betriebsamkeit und Vielseitigkeit, das hier so entstand und von einer Provinzialstadt aus heute bis in ferne, unkultivirte Länder reicht, ist vor Allem in zwei Punkten lehrreich. Es zeigt, wie rasch die Erfinder vordringen können, wenn ihnen sofort erfahrene Kaufleute zur Seite stehen, und es lehrt ferner, wie die modernen Großgewerbe ihren eigenen Zwischenhandel in die Hand nehmen.

Bekanntlich werden Treber die ausgezogenen Malzhülsen der Bierbrauerei und die ausgepreßten Weintrauben genannt. Nur die Malzhülsen gelten als werthvolles Viehfutter, — natürlich je nach der Stärke des Bieres. Früher waren nun diese Treber fast ausschließlich an Ort und Stelle benutzbar, denn die Wärme machte die nassen Hülsen leicht sauer. Erst durch die Trockenapparate werden die im Läuterungbottich zurückgebliebenen festen Bestandtheile zur Aufbewahrung und Versendung brauchbar. Zwei solche Anlagen gab es in Wehlheiden bei Kassel und in Dortmund; diese beiden Anlagen wurden bereits Ende 1889 durch ein Aktienunternehmen vereinigt, und zwar mit nur 350 000 Mark. Direktor Schmidt soll der Erste gewesen sein, der mit der Einführung solcher Trockenapparate vorging. Es handelte sich dabei um rotirende Trommeln. Die Treber darin wurden durch Umrühren und Luftdurchzug von dem Dampf getrocknet, der das eigentliche Trockengefäß umspült. Das Resultat war: 35 Kilogramm getrocknete Treber

Hosted by Google

mit 12 Prozent Wasser aus 100 Kilogramm nassen Trebern. Diese Apparate konnten gleich in die Brauereien und Brennereien gesetzt werden und so wurde ein Handel auf große Entfernungen möglich. Treber aus Amerika kommen z. B. etwa 80 Mark pro 1000 Kilo, während in Deutschland der Preis zwischen 90 und 95 Mark schwankt. In Amerika ist ja noch mehr Weide- als Stallfütterung. Und in Rußland wirft man die Treber oft genug in die Flüsse, weil man nichts damit anzufangen weiß. So war die Möglichkeit gegeben, unserem Vieh auch von anderen Ländern her billig Nahrung zuzuführen. Später kam Ottos Patent, das die Trockenapparate bedeutend verbesserte, so daß sich sowohl die Qualität der Treber hob als auch die Quantität (der Prozentsatz der trockenen, aus der nassen gewonnenen Waare) größer wurde. Die Maschinen hierzu erhält das Ausland von der Gesellschaft selbst, nämlich von der mit ihr liirten Fabrik in Buckau, und an diesen Maschinen wird bis zu 7000 Mark verdient.

Nun folgte eine Erfindung, die damit nichts zu thun hat, deren Uebernahme wir aber verstehen, da wir ja bereits wissen, wie gern die Trebertrocknung-Gesellschaft ihren Geschäftbereich ausdehnt. Bergmann aus Neheim in Westfalen hatte die vielen Holzverkohlungfabriken seines Ortes gesehen und sein reger Spürsinn war auf die Verwerthung der Holzabfälle gelenkt worden, die bisher nur als lästiger Ballast galten. Jahre lang lag das Patent auf der Straße, ohne daß irgend Jemand zugreifen mochte. Endlich trat der vorhin erwähnte Direktor Schmidt als Käufer auf und Bergmann wurde natürlich am Gewinn betheiligt. Die ausgesonnene Verwerthung umfaßt jede Art von Holzabfällen. Die chemischen Produkte aus Holz selbst wurden vorher durch Extrahirung und durch trockene Destillation gewonnen. Man zog dabei erstens Terpentin, Tannin, Farbstoffe und ätherische Oele, zweitens Holzessig, Methylalkohol, essigsauren Kalk, Holzkohlen, Theer u. s. w. Beide Verfahren soll nun die Erfindung Bergmanns verbinden, so daß künftig nicht allein die Nutzhölzer verwendet werden. Auch wird die neue Methode, die zunächst durch Pressen der Holzabfälle wieder eine feste Masse herzustellen vermag, wesentlich billiger. Nach einer mir vorliegenden Berechnung waren früher für 50 000 bis 60 000 Raummeter Holz mindestens 200 bis 250 Arbeiter nöthig, während beim Bergmann-Verfahren nur 33 bis 35 Arbeiter gebraucht werden. Ferner soll die Verkohlungdauer für 40 Centner jetzt nur noch 9 bis 10 Stunden betragen, während früher für 12 Centner 18 bis 20 Stunden nöthig waren; auch soll nur der sechste Theil des früheren Heizmateriales nöthig sein. Auch sonst ist der Vergleich interessant. Die Tonne trockenen Holzes kostet die alten Fabriken in Deutschland 20, im Auslande 12 Mark, demnach bei einer kleineren Anlage für 15 000 Tons im Inlande 300 000, im Auslande 180 000 Mark. Diese Beträge erspart das neue Verfahren. Löhne der alten Fabrik: 3 Mark täglich, also für 200 Arbeiter in 350 Arbeitstagen 210 000 Mark; Löhne der Bergmann-Fabriken: 35 Arbeiter zu 3 Mark in 350 Tagen 36 750 Mark, folglich Lohnersparniß 173 250 Mark. Zusammen beträgt also die Ersparniß an Rohmaterial und Löhnen in Deutschland 473 250, im Auslande 353 250 Mark. Die Interessenten versichern nun, dieser Betrag werde schon bei der Annahme gewonnen, daß nur der Holzpreis durch den Gewinn der Extraktion gedeckt ist. In Wirklichkeit decke aber dieser Gewinn außer dem Holzpreis auch die gesammten Betriebsunkosten und lasse dabei noch wesentlichen Ueberschuß.

Hosted by Google

Interessant ist ferner, wie die Gesellschaft sich des Marktes zu bemächtigen sucht. Sie liefert den Holzverkohlungfabriken die Anlagen zum Werthe von wohl ungefähr 100 000 Mark. Sie gewährt dabei Theilzahlungen und besorgt den Totalverkauf der so werthvollen Chemikalien und der Holzkohle. Der Verkauf, der ihr ja zugleich eine Sicherheit für den gedeckten Kredit giebt, geschieht gegen $7^1/_2$ Prozent Provision; dafür wird aber auch das Delkredere übernommen. Fünfzig Prozent der Produkte gehören aber der Gesellschaft selbst, so daß hier wohl der Hauptgewinn zu suchen ist. Die Gesellschaft hat diesen persönlichen Verkauf unter dieser Form in die Hand genommen, damit einer Preisschleuderei vorgebeugt werde. Doch mir scheint, daß gerade hier ein Bedenken einsetzen könnte; denn wer auch die Chemikalien vertreibt, die z. B. die Höchster Farbwerke lieber billiger von Kassel als theurer bisher von Krefeld oder Barmen beziehen, so geht doch dabei das Angebot naturgemäß von einer stark vergrößerten Produktion aus. Dadurch könnte aber vielleicht, trotz den japanischen Aussichten, ein Fallen der Preise bewirkt worden.

Die Gesellschaft hat u. A. in Muskau eine Anlage eingerichtet und wird von Galizien, Finland u. s. w. mit Anträgen überhäuft. Waldbesitzer, die weder für ihr Holz die Kosten der chemischen Extrahirung bisher aufbringen konnten, noch mit ihren Holzabfällen sich zu helfen wußten, wenden sich jetzt nach Kassel wegen Finanzirung und technischer Einrichtung. In Galizien sind zu diesem Zwecke bereits Aktien-Gesellschaften unter Betheiligung der Trebertrocknung-Gesellschaft gegründet worden und es scheint mir, daß die Herren in Kassel ihre Aktien vorläufig liegen lassen und sich mit dem Einkassiren der Dividenden begnügen. Bei der Nutzung der großen, bisher werthlosen Waldstrecken Rußlands dürfte man wohl weniger an das deutsche als an das französische Publikum denken, — allerdings über Brüssel, da die pariser Börse zu theuer geworden ist. Das berühmteste Geschäft der Gesellschaft betrifft einen Vertrag mit der bosnischen Regirung für fünfzig Jahre. Das Holz wird vom Staate nach beliebig bestimmten Waldstellen gefahren und dort baut man mitten in den Wäldern die Fabriken. Es handelt sich dabei um sehr große Quantitäten und es mußte dazu eine Aktiengesellschaft gegründet werden, deren Aktien sehr hoch stehen. Auch werden Hafenplätze aufgesucht und dicht neben den Plätzen, wo das Quebrachoholz lagert, werden jetzt Fabriken nach der neuen Methode errichtet.

Nach der Extrahirung sind noch die Holzkohlenbriquettes und Brennholz vorhanden. Die ersten, mit ihrer $82^1/_2$prozentigen Heizkraft, werden von den italienischen und holländischen Bahnen gesucht. Auch nach dem Osten geht diese Holzkohle, weil die dortige Meilerkohle zu viel Theer enthält. Wir sehen also hier eine einzige Gesellschaft Viehfutter schaffen, Maschinen konstruiren, Holzabfälle wieder zu Naturholz festen, Chemikalien fabriziren, umfassende Verkaufssyndikate leiten, entlegene Wälder erwerben und endlich auch die schwierige Kunst des Finanzirens üben. In Kassel selbst ist nur ein Stab von Zeichnern, Technikern, und Chemikern thätig, neben ihnen wirken natürlich die kaufmännischen Köpfe. Auch die Waaren gelangen kaum so weit. Das Geschäft wird brieflich betrieben; meistens läßt man das Bestellte aus noch so fernen Fabriken nach dem Orte der Besteller direkt versenden. Ein solcher Betrieb gehört selbst in unseren Tagen zu den Seltenheiten.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Januar 1897.

Hofgeschichten.

Berlin, am vierzehnten Januar.

Liebe Rina,

Du arbeitest also noch immer in Politik? Merkwürdig; ich finde, nachgerade könnte Unsereinem der Appetit darauf vergehen. Aber Ihr märkischen Weiber habt die Sache nun mal in den Knochen und wollt immer wissen, was maßgebend vorgeht; meine gute Lotte ist auch so und hat von Zeit zu Zeit Wuthanfälle, wenn sie den Blödsinn in den Börsenblättern eben runtergewürgt hat. Ich sage ihr jeden Morgen beim Thee, sie solle das Zeug doch nicht lesen, aber sie behauptet, man müsse au fait sein. „Man" meinetwegen, aber auch Frau? (Pardon!) Na, Ihr seid nicht zu ändern und müßt schon so verbraucht werden, — was ja übrigens durchaus nicht ganz reizlos ist. Also: politisch ist hier absolut nichts los. Interesse eigentlich nur für Artillerie und Marine, alles Uebrige, sammt Duell und Militärstrafprozeß, im Grunde bloße Dekoration. Wird drauf ankommen, ob die Leute vom Centrum rumzukriegen sind, und um welchen Preis. Die Indiskretion in der Presse (Brief von Kinderhand, der die Höhe der Forderung verrieth) hat sehr geschadet; offenbar Niederträchtigkeit irgend eines Reichstagskerls; solche Sachen kamen früher nicht vor und ich verdenke es Hollmann, der bei seinem Etat nun noch mehr Schwierigkeiten haben wird, nicht, daß er 'ne Weile sehr verstimmt war. Ein wahrer Jammer, daß Bronsart fehlt; er hätte die Geschichte schlank durchgebracht, scheint aber ziemlich aufgegeben, seit er abgelehnt hat, das

Hosted by Google

Kriegsspiel zu leiten und dabei kleine Plaudervorträge zu halten, — wofür ein Mann, der zwei Corps kommandirt hat und Minister war, ja auch ein Bischen ungeeignet ist. Mit Waldersee soll was vorgehen, Manche sagen Abschied, Andere Nachfolger Golzens. Er hat sich, seit er gegen seinen früheren Günstling Austernfreund damals Sekundant sein wollte, sehr geschadet; schon die Artillerieuniform wird ihn geärgert haben, denn er hält auf seinen weißen Kragen und gab sich stolz für einen Kavalleristen. Aber man kann ja nie wissen: er ist schließlich der Klügste von Allen und vielleicht sind die Gerüchte auch wieder nur von Feinden gegen ihn lancirt. Sichere Veränderungen sonst natürlich nicht bekannt. Bis zum zweiundzwanzigsten März, wo das Centennarfest für unseren alten Kaiser, wird wohl nichts passiren, auch mit dem Biebersteiner nicht, dessen „informirte" Freunde ausposaunen, er sei mehr als je in Gunst. Dann Mittelmeerfahrt, — also hat Alles noch gute Weile. Wozu auch ändern? Die Karre geht ja äußerlich ganz nett im Hundetrab. Mir liegt gar nichts an neuen Leuten und ich gönne dem armen Onkel Chlodwig, daß er noch lange über seine goldene Hochzeit (sage Adolf, er soll Telegramm nicht vergessen!) hinaus Kanzler bleibt, schon wegen Rußland, von wo ja für uns doch immer Hauptgefahr. Apropos: was sagt Ihr zu Michael Murawiew? Ihr saht ihn hier früher doch oft in Gesellschaften. Mir kam er immer etwas wie ein Diplomat in den französischen Possen vor, Residenztheater, so zwischen Haase und Alexander, elegant vertrottelt; soll aber durchaus nicht ohne Intelligenz sein und jedenfalls Gentleman. Ekelhaft ist das Preßgeschwätz darüber: ob er deutschfreundlich oder deutschfeindlich ist! Würdelosigkeit mit Unsinn gepaart. Daß uns von den Russen Keiner leidenschaftlich liebt und daß Alle die Franzosen vorziehen, wissen wir schließlich doch; ist auch begreiflich: nahe Nachbarschaft, größere Nüchternheit, Zähigkeit, Fleiß, Epoche der Adlerberge u. s. w. Wir verdanken diese Antipathie hauptsächlich Alexander dem Zweiten und den schlecht gefirnißten Sapadniki, die mit dem Westen kokettirten und das Selbstgefühl der Moskowiter weckten. Aber was geht Das uns an? Wir wollen ja nichts von den Leuten. Murawiew hat sich als Botschaftrath hier sehr gut angeraucht, obwohl damals gerade kritische Zeiten waren und die Preßhetze so schauderhaft, daß selbst Paul Schuwalow oft sagte, er könne es in dieser atmosphère de haine nicht mehr aushalten. Der neue Mann hat unter Orlow und Schuwalow sein Geschäft gründlich gelernt und es liegt gar kein Grund vor, zu glauben, er würde eine andere Nummer

Hosted by Google

machen als Giers und Lobanow. Viel Auswahl haben die Russen nicht — daher auch wohl Osten-Sacken, der doch mehr qualité d'exportation — und der gallophile Schischkin war doch zu kleine Familie und ohne eigentliche Diplomatenerfahrung. So was macht man nur bei uns. Sie brauchen dort Leute, die das pariser Pflaster kennen und den Franzosen imponiren. Viel Gescheites haben sie jetzt auch nicht mehr im Amt, nur Witte und der Justizmurawiew werden gerühmt. Uebrigens sollen alle Schwätzereien über den Einfluß der Kaiserin-Mutter Unsinn sein, Baltenerfindung, um uns mit Petersburg zu brouilliren, denn der kleine Zar ärgert sich natürlich, wenn man ihn als Puppe hinstellt. Die Mutter soll sich um gar nichts kümmern und die Großfürsten beschäftigen sich auch nur mit Kleinigkeiten, z. B. damit, daß Nikolaus noch immer nur die Oberstuniform trägt und hartnäckig erklärt, er könne sich doch nicht selbst einen höheren Rang verleihen. Die junge Kaiserin, die übrigens schon Vieles anglisirt hat, wird deshalb die Frau Oberst genannt. Hauptsache ist aber: sie werden vorläufig sicher ruhig bleiben, wenn man bei uns nicht allzu dicke Dummheiten macht; und darum bin ich für Chlodwig, der uns nach dieser Richtung wenigstens nicht reinreiten wird. Der Himmel bewahre uns vor einem Ehrgeizigen, der Eifer prästiren und um jeden Preis was leisten will! Die Situation fordert nun mal müde Männer, die Alles laufen lassen und denen jede Aufregung ein Gräuel ist. Sonst könnte die Geschichte für uns oberfaul werden, besonders, seit die Russen heimlich Polen pazifiziren und in Oesterreich die polnische Regirung alles Slavische still und eifrig begünstigt. Könnte nett werden, wenn so von Czechen und Polen ein Grenzkordon. Und dabei feiert man hier in den Blättern noch Goluchowski, den französirten Polen mit der Muratverwandtschaft! Selbstverständlich hat seine Reise, von der so viel Geschrei gemacht wird, nicht die geringste Bedeutung. Das ewige Tamtam mit dem Dreibund wird eklig, on en parle trop und am Ende machen die braven Verbündeten ganz sacht ihre eigene traditionelle Politik. Brauchen wir denn stets zu zeigen, wie viel uns an Freundschaften gelegen? Ob Goluchowski kommt und ob Murawiew uns liebt, sollte uns Salami sein. Ich verstehe diese neue Welt wirklich gar nicht mehr.

Du siehst, mein Engel, es giebt nichts zu berichten. Auch gesellschaftlich nichts als das Uebliche. Lotte war bei Pétrus und ich mußte für den Jungen, der diesmal bei der Ochsentour drankommt (Adler vierter) seufzend eine schwere Uniformrechnung bezahlen. Daß Vetter Bernhard sich verlobt hat, wißt Ihr; ich war nicht sehr für diese fausse

Hosted by Google

maigre, aber ich brauche sie ja auch nicht zu heirathen . . . Gestern war die Hochzeit bei Wedell. Sehr stilvoll, aber doch eine gewisse Verlegenheit und Befangenheit bei den Eingeweihten. Ich weiß nicht, ob Adolf schon davon gehört hat. Der Piesdorfer hatte Herbert Bismarck eingeladen, der auch zugesagt hatte, da der Bräutigam ja sein Vetter ist und der berühmte Zweig der Familie doch vertreten sein sollte. In den ersten Januartagen ließ S. M. nun die Liste der Gäste einfordern — er hatte sich zur Hochzeit angesagt — und gleich darauf Wedell mittheilen, er wünsche nicht, mit Herbert bei dieser Gelegenheit zusammenzutreffen. Große Bestürzung. Wedell steckte sich hinter Eulenburg und der Eulenmarschall trug auch S. M. die Sache eindringlich vor und sagte, in welche Verlegenheit Wedell käme, wenn er Herbert nun wieder ausladen müsse. Aber der Kaiser blieb bei seinem Wunsch und so war nichts zu machen. Hans, dem als Bräutigam und Vetter die Geschichte natürlich am Fatalsten war, mußte an Herbert schreiben und ihn bitten, verbreiten zu dürfen, er habe nachträglich abgesagt. Die Erlaubniß traf denn auch prompt ein und offiziell war Alles in schönster Ordnung. Leider — obwohl Schweigen proklamirt wurde — scheint doch Einiges transpirirt zu sein, schon seit dem Achten wurde Allerlei gemunkelt und bei der Hochzeit war eigentlich nur davon in den intimen Gruppen die Rede. Auch im Reichstag ists schon bekannt. Ihr erspart mir wohl Details . . . Nur so viel, daß ich, seit die Geschichten mit Lotki und Lolotka aufgehört haben, eine ähnliche Aufregung in Hofkreisen nicht mehr gesehen habe. Ein Gekribbel wie in einem Ameisenhaufen. Dabei weiß Niemand, was eigentlich gegen Herbert vorliegt, und Wedell selbst soll keine Ahnung gehabt haben, daß Bismarcks Erscheinen bei S. M. Anstoß erregen könnte. Man schließt auf starke Verstimmung gegen Friedrichsruh, doch sollen die Allerhöchsten Antworten auf die Neujahrstelegramme von Vater und Sohn sehr gnädig ausgefallen sein. Ernst, der ja das Gras wachsen hört, behauptet, es sei noch immer wegen der „Enthüllungen". Mit denen hatte aber Herbert doch nicht das Geringste zu thun. Wenn Ihr könnt, redet nicht einen Ton über die Sache, schon Herberts wegen, der sonst wieder verdächtigt wird, er habe die Affaire an die berühmte Oeffentlichkeit gebracht. Natürlich unter den Bismarckfeinden großer Jubel. Es ist ein Kreuz. Bleibt munter. Ihr kommt wohl nächstens? Müßt am ersten Tage bei Schaurté mit mir frühstücken. Dann mehr. Bis dahin grüßt Dich zärtlich und respektvoll

Dein Bruder Moritz.

Hosted by Google

Kressin, am sechzehnten Januar.

Mein guter Moritz,

Das nennst Du also Nichtslossein?! Ich finde, Du bist recht anspruchsvoll geworden, seit Du im Herrenhause den alten befestigten Grundbesitz vertrittst. Oder ists eine von Deinen netten Bosheiten, daß Du die Geschichte mit Herbert so ganz en passant am Schluß nur erwähnst? Denn Du bist doch viel zu hell, um nicht zu merken, daß es sich dabei um hohe und höchste Politik handelt. Ich flog an allen Gliedern, als ich Deine Zeilen las, und mußte nachher gleich einen halben Centner Migränin verschlucken. Der arme Kaiser! Was für Geschichten muß man ihm wieder vom Grafen Herbert erzählt haben, daß er diesen äußersten Schritt that! Denke doch nur: erst eingeladen, dann ausgeladen; und Hans ist sein leiblicher Vetter und es ist für eine Wedell am Ende doch keine Kleinigkeit, in die Familie Bismarck hineinzuheirathen! S. M. konnte, wenn er durchaus wollte, Herbert ja kühl behandeln, unter achtzig Gästen fällt der Einzelne ohnehin gar nicht auf, — aber so! Uebrigens verstehe ich Papa Wedell nicht. Wozu schickt er den Eulenmarschall vor, der zwar loyal und liebenswürdig, aber, wie alle Eulenburge, doch ein Bischen Schwachmatikus ist? Er mußte selbst zu S. M. gehen und ihm sagen: Ich bin Ihr getreuer Hausminister und gebe Ihnen meinen Kopf, wenn Sie ihn haben wollen; hier aber gehts um meine Ehre und Majestät können nicht verlangen, daß ich einen Mann, den ich hoch achte, so schwer kränke. Und er hätte auch sagen müssen, wie die Sache gedeutet werden würde und daß Herbert, seit er aus dem Amt ging, doch nie auch nur im Geringsten persönlich hervorgetreten ist. Ich weiß zufällig ganz genau (von Marie), wie unangenehm es ihm ist, wenn sein Name genannt und er mit irgend welchen Preßgeschichten in Verbindung gebracht wird. Er will Ruhe haben und Du hast selbst wohl oft genug gehört, daß Manche sogar meinen, er halte sich zu sehr zurück. Wenn Wedell offen gesprochen hätte, wäre die Sache sicher redressirt worden, und ich finde es einfach fabelhaft, daß ers nicht gethan hat. Bismarck hat 90 doch ganz ruhig gesagt: Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau! Die Leute sind mindestens verdreht, die glauben, der Kaiser könne so was nicht vertragen. Heißt Das heutzutage, seinem König treu dienen? S. M. muß ja eine riesige Menschenverachtung kriegen, wenn er nur Bauchrutscher um sich sieht. Ich lasse mirs nicht nehmen: er will Wahrheit. Aber Jeder macht sein Buckelchen und zieht wie ein begossener Pudel

Hosted by Google

ab. Dadurch wird auf die Dauer aber Königthum und Adel gleichmäßig ruinirt und Ihr gebt den Demokraten Recht, die immer über den Hof und die Schranzen herziehen. Wie wars mit Lebchen Kotze? Da wäre doch auch die ganze schlimme Geschichte zu vermeiden gewesen, wenn rechtzeitig ein Mann vor S. M. hingetreten wäre. Hahnke nehme ichs noch am Wenigsten übel; sechs Söhne in der Armee zu haben, ist keine Kleinigkeit und es war schon viel, daß er überhaupt vorstellig wurde. Aber Ihr Anderen! Giebts denn wirklich nur noch Kleber und seht Ihr noch immer nicht ein, daß wir höllisch schweren Zeiten entgegengehen? Verzeih, daß ich sage: Ihr. Du bist ja nicht so, gehörst auch nicht zur Hofclique. Aber ich bin wirklich wüthend, weil Du für Wedells Verhalten kein Wort des Tadels hast. Hundertmal haben wir zusammen darüber geseufzt, daß von Allem das Schlimmste das üble Verhältniß zu den Bismarcks ist, denn wir verdanken dem Alten doch geradezu Alles; nachher wurde es ja leidlich, — und nun kommt diese Geschichte! Daß sie verborgen bleibt, glaubst Du selbst nicht und ich gestehe Dir: ich wünsche es auch nicht. Herbert wird zwar schweigen und ihm erwiese man mit der Veröffentlichung den übelsten Dienst. Aber hier steht doch sehr viel Wichtigeres auf dem Spiel. S. M. muß hören, wie die Affaire aufgenommen wird, und wir müssen dahinter kommen, was wieder gegen Friedrichsruh und Schönhausen gebraut worden ist. Sieh doch mal zu, ob Du von Bissing nichts erfahren kannst; aber Der wird freilich nicht unvorsichtig plaudern. Die „Enthüllungen" können es doch nicht sein; ich habe den Lärm nie verstanden und Adolf meinte damals gleich, die Sache mit dem Neutralitätvertrag habe er schon 87 in einer gegen Bismarck gemünzten Broschüre gelesen. Jedenfalls war es längst allbekannt, mir erzählte Kurd Schloezer davon, in Steiermark wußte der ungarische Schwager es 93 auch, und wenn es jetzt wirklich — was ich nicht glaube — vom Fürsten veröffentlicht worden ist, wars doch nur gut und patriotisch gemeint und für uns im höchsten Grade nützlich. Daß aber Herbert mit den Hamburger Nachrichten und der übrigen Presse gar keine Beziehungen hat, weiß Adolf zufällig ganz sicher. Warum also? Ich kann mir denken, wie er jetzt wieder von der Schwefelbande boykottirt wird. Und er ist, außer Zedlitz und Bronsart, doch der Einzige, der gezeigt hat, daß er zu gehen weiß, wenn seine Ueberzeugung es fordert. Solche Leute wird S. M. bald mit der Laterne suchen müssen. Der arme Kaiser! Aber ich behaupte steif und fest und lasse mich darauf köpfen: Wedell und Genossen tragen allein die Schuld... So. Nun kannst Du wieder Deine Witze

Hosted by Google

über die märkischen Weiber machen. Aber ich lasse mirs nun mal nicht nehmen, mich auf meine Art um das Wohl von Kaiser und Reich zu bekümmern, und erst recht nicht, seit die Herren der Schöpfung so schlapp und waschlappig geworden sind. Dich nehme ich natürlich aus, Du bist und bleibst ein Juwel und viel zu gut für Dein unverbesserliches

Rinchen.

Berlin, am neunzehnten Januar.

Liebes Herz,

nein, zu gut für Dich bin ich sicher nicht. Im Gegentheil: Du bist zehnmal besser als wir Alle zusammen. Aber Du kannst es auch sein; Du hast Dich frei ausgelebt und bist, was man früher einen Charakter nannte, geworden, während wir Armen für die Escarpins dressirt wurden und unser Bischen Persönlichkeit dabei verloren. Du schiltst auf Wedell und hast im Grunde Recht. Aber woher soll er ein starker Mann geworden sein? Regirung-Karriere, Assessor, Landrath, dann in Magdeburg Präsident, daneben das übliche Parlamentsmandat, in der Furcht des Herrn erzogen und auch als Reichstagspräsident mehr ein liebenswürdiger und feiner als ein starker und entschlossener Mann. Und jetzt ging es doch nicht um ein Butterbrot. Daß S. M. sich angesagt hatte, war eine Auszeichnung und damit änderte sich das Wesen des als privates Familienfest gedachten Aktes. Wenn der Piesdorfer auf Herberts Erscheinen bestand, mußte er als Hausminister seinen Abschied nehmen, für Hans, der im ersten Garderegiment steht, wurde die Lage auch kritisch, — von anderen Rücksichten auf Muhmen, Neffen und Basen ganz abgesehen. Und kann Unsereiner S. M. vor die Nothwendigkeit stellen, sein Wort zurückzunehmen? Ich wage Deine Ungnade und bekenne Dir, daß ich in des Hauswedells Situation auch zweifelhaft gewesen wäre. Wahrscheinlich hätte ich am Ende dann doch anders gehandelt als er, aber ich begreife ihn wenigstens und meine, mit dem bloßen Vorwurf der Streberei und Kleberei sind solche Sachen unter uns nicht abzuthun. Das liegt viel tiefer. Unsere Verhältnisse und Stimmungen sind auf einen unpersönlichen Monarchen eingerichtet, der von der Macht, die wir ihm in der Theorie noch immer einräumen, nie Gebrauch macht, und wir gerathen stets in Konflikte und Schwulitäten, sobald diese Macht ernst genommen und angewandt wird. Du kennst ja mein altes Leitmotiv: Uebergangszeit, Klarheit, daß unsere Institutionen unseren Be-

Hosted by Google

dürfnissen nicht mehr angepaßt sind. Wir produziren bei uns die Leute nicht, die geeignet sind, einem König, der seine Persönlichkeit stark betont, die Wahrheit zu sagen. Sind eben arme Teufel. Seit ich älter werde und, wie Du höhnst, im Herrenhause den befestigten Grundbesitz vertrete, lese ich manchmal; da fand ich neulich bei Montaigne eine Stelle, deren altes Französisch Adolf oder die Bonne Dir gern modernisiren wird. Der Essayist will für das schwere Geschäft, dem Souverain die Wahrheit zu sagen, un homme content de sa fortune et nay de moyenne fortune: d'autant que, d'une part, il nauroit point de crainte de toucher vifvement et profondement le coeur du maistre, pour ne perdre par là le cours de son advancement; et d'aultre part, pour estre d'une condition moyenne, il auroit plus aysée ocmmunication à toute sorte de gents ... Dieses Kaliber fehlt uns leider vollkommen und es wird bald nöthig werden, dafür eine neue Charge zu schaffen. Im Uebrigen hast Du natürlich Recht und Deine Empfindungen werden hier vielfach getheilt, wenn auch das Bedauern für Wedell überwiegt, dem die ärgerliche Geschichte doch nahegegangen sein soll. Allgemein ist aufgefallen, daß bei Tisch nur zwei Toaste ausgebracht wurden, der erste auf S. M., der zweite auf das Brautpaar, und daß dabei der Name des Fürsten Bismarck nicht einmal erwähnt wurde. Das war wirklich über den Spaß und ganz sicher auch von S. M. nicht etwa gewünscht. Die Leute thun eben immer des Guten zu viel und dann kommen solche leidigen Affairen vor. Daß ich persönlich ganz auf Deinem Standpunkt stehe, brauchte ich doch kaum zu sagen. Auch ich sehe in dem mißlichen Verhältniß zu den Bismarcks die übelste Erscheinung und weiß besser als irgend Einer, was ohne den Alten aus Preußen geworden wäre. Aber vielleicht ists ganz gut, daß nun wieder klar zum Gefecht und gesellschaftliche Rücksichten wegfallen. So scheiden sich die Geister und der Fürst, den wir doch Alle noch lange Jahre erhalten sehen möchten, braucht Kampf und verkümmert, wenn er nicht mehr reden darf, wies ihm ums Herz ist. Man muß die Dinge philosophisch nehmen. Wir ändern doch nichts daran. Freilich: der arme Kaiser! Wie wäre es, wenn man Dich für die Rolle des Wahrheitkünders in Vorschlag brächte, da doch keine Männer zu finden sind? Na, ärgre Dich nicht, — ich sage auch nie wieder was über die märkischen Weiber: es sind ganze Kerle und von allen die beste die, deren Bruder zu sein die ganz unverdiente Ehre hat

Dein gehorsamer Moritz.

Hosted by Google

D'Israeli.*)

Carlyle war der Erste gewesen, der eine zugleich aristokratische und sozialreformatorische Staatslehre geschaffen und mit ungewöhnlichem literarischen Erfolge vertheidigt hatte. Aber der Erste, der ein sozialaristokratisches Parteiprogramm aufstellte und unmittelbar in die Politik selbst einzuführen wußte, war ein Anderer: d'Israeli, — ein Berufspolitiker, der damit die Sache des Volkes und zugleich die Interessen seiner Partei wahrzunehmen vermeinte. Er übernimmt Wesentliches von Carlyle, doch finden wir in seinen Anschauungen auch genug Originelles: vor Allem tritt uns bei ihm zum ersten Male das Prinzip des sozialen Königthumes in voller Klarheit entgegen. Romantisch, wie das Prinzip, ist auch die eigenartige Persönlichkeit seines Schöpfers, der — ein geborener Judenknabe — sich zum Führer des stolzesten Adels und zum Leiter des größten Imperiums, das die Welt bisher gesehen hat, emporzuschwingen vermochte.

Benjamin d'Israeli, der 1804 geboren wurde, war schon in früher Jugend ganz erfüllt von phantastischen Träumen zukünftiger Macht und Herrlichkeit: er wollte nur ums Höchste ringen und sah sich in seinen Visionen aus allen Kämpfen der Welt als Sieger hervorgehen, der, „auf einem schimmernden Throne sitzend, von einem begeisterten Volk den Lorberkranz empfängt," wie es in einem seiner Romane heißt. Sein Durst nach Ruhm war bereits früh so mächtig, daß er keine Lust hatte, sich einem geregelten Bildungsgange zu unterwerfen. Die Universität mochte er nicht besuchen; denn zur Theorie fühlte er sich nicht berufen. Die Beschäftigung in einem Anwaltsbureau gab er schnell auf, weil diese Art praktischer Thätigkeit erst recht seinen Neigungen zuwider war. So blieb die Literatur übrig: mit der Feder kann man schon in jungen Jahren berühmt werden; und da er mit orientalisch reicher Einbildungskraft, scharfer Beobachtung und beißendem Witz ausgestattet war, durfte er auf raschen Erfolg hoffen. So sandte er denn zwanzigjährig seinen ersten Roman in die Welt: „Vivian Grey". Und da man in diesem Alter nichts besser kennt als die Luftschlösser seines eigenen Herzens, so war es nur natürlich, daß d'Israeli hier einen jungen Mann bürgerlicher Herkunft schildert, der von Klein auf nur den einen Gedanken hat: Premierminister zu werden.

„Das war ja — belehrt uns der Autor — ein Hauptprinzip Vivian Greys, daß Alles möglich sei. Ganz gewiß sah man häufig genug Leute scheitern und sicherlich wurde, Alles in Allem genommen, von den Meisten sehr wenig ausgerichtet; alle diese Niederlagen ließen sich aber eben so sicher auf einen Mangel an physischem und moralischem Muth zurückführen. Nun war aber Vivian Grey überzeugt, daß es in dieser Welt wenigstens Einen gäbe, der weder körperlich

*) S. „Zukunft" vom 9. und 16. Januar 1897.

Hosted by Google

noch geistig eine Memme sei, und so war er schon längst zu dem angenehmen Schluß gekommen, es sei unmöglich, daß seine Laufbahn nicht im allerhöchsten Maße glänzend ausfallen könne."

Und passend wird über das Ganze das selbstsüchtig-stolze Motto gesetzt: „Die Welt ist meine Auster; nun wohlan, ich will sie mit dem Schwerte öffnen."

Interessant ist nun, zu sehen, wie er bereits in dieser Schrift die Nothwendigkeit betont, daß ein aufstrebender Politiker sich auf die Massen stützen muß:

„Wir müssen uns in den Haufen mischen, auf seine Gefühle eingehen, uns nach seinen Schwächen formen, mit seinen Sorgen, die wir nicht fühlen, sympathisiren und an den Freuden der Thoren theilnehmen."

Und wenig anders denkt später der Politiker d'Israeli:

„Die Völker haben ihre Leidenschaften und es ist sogar Pflicht öffentlicher Persönlichkeiten, gelegentlich Gefühle zu adoptiren, mit denen sie nicht übereinstimmen, weil das Volk durchaus Führer braucht" („The crisis examined", 1834).

Aber der Erfolg des „Vivian Grey" war zweifelhaft: das Buch wurde zunächst viel gelesen, dann von der literarischen Kritik unbarmherzig mitgenommen und schließlich bald vergessen. Und ähnlich ist es unserem Autor mit allen Romanen seiner Jugend ergangen. Das ist begreiflich, denn seine stets mit Anspielungen auf zeitgenössische Persönlichkeiten stark gewürzten Schilderungen mußten durch Eigenart der Phantasie und geistreich-satirische Bemerkungen Aufmerksamkeit erregen, ohne sie jedoch festhalten zu können, weil die Hauptcharaktere Marionetten, die Fabel mangelhaft und die ganze Darstellung zu breit war.

Natürlich konnte die Beschäftigung mit der Belletristik d'Israeli auf die Dauer nicht genügen und so warf er sich kopfüber in die Politik, — in die Wellen, die schon so Viele vor ihm verschlungen hatten, die ihn aber, den wagemuthigen und gewitzten Schwimmer, so oft er auch in die Tiefe gezogen wurde, doch schließlich immer wieder emportrugen. Zunächst unternahm er den in England doppelt kecken Versuch, unabhängig von den beiden großen, abwechselnd regirenden Parteien als „Radikaler" ins Parlament zu gelangen. Nachdem er mehrere Male als Kandidat der Radikalen durchgefallen war, wandte er sich 1835 den — von ihm schon vorher respektirten — Tories zu, ohne aber den Idealen des früheren Radikalismus je ganz zu entsagen. Denn er richtete an die Tories sofort das Verlangen, sich als freiheitliebende, monarchische Volkspartei zu organisiren. Nachdem er auch als Tory noch einmal durchgefallen war, wurde er 1838, zusammen mit seinem Freunde Wyndham Lewis, der die großen Wahlkosten zahlte, ins Parlament gewählt. So hatte er endlich die erste Stufe der politischen Laufbahn erklommen. Aber wenn der junge Abgeordnete das Fazit seines bisherigen Lebens und Strebens zog, dann mußte der Rückblick ihn entmuthigen. Er war ein Mann, der, in der Mitte der Dreißiger stehend, sein väterliches Erbe durchgebracht hatte und

Hosted by Google

gerichtlich zur Zahlung von einer halben Million Schulden angehalten worden war: er stand also materiell vor dem Ruin. Er hatte in der Literatur, wo er zuerst um Anerkennung geworben, sich nur einen untergeordneten Namen verschaffen können. In der Politik war er viermal durchgefallen, ehe ihm der erste Erfolg lächelte, und dazu hatte er sich binnen wenigen Jahren mit dem Makel des Gesinnungwechsels befleckt, der ihn zeitlebens seinen Gegnern als politischen Seiltänzer erscheinen ließ; und die ersten Schritte im Parlament brachten ihm geradezu niederschmetternde Mißerfolge. Die Jungfernrede, nach der man dem neuen Mitgliede sein Horoskop zu stellen pflegt, konnte nicht beendet werden, da sie durch den ganzen Aufzug, die lebhaften Gesten und das verfehlte Pathos des Redners ungewollte Heiterkeit erregte, und so erstarb sie unter den allseitigen Lachsalven des Hauses. Und das anerkannte Haupt der Tories, Sir Robert Peel, von dem die ganze Zukunft d'Israelis abzuhängen schien, da er, zur Macht gelangt, alle politischen Aemter zu vertheilen hatte, hielt sich den neuen Parteigenossen fern, da er kein Talent neben sich aufkommen ließ, in d'Israeli überdies den Emporkömmling haßte und vor ihm warnte: „Er nennt sich zwar einen Konservativen, in Wahrheit ist er ein Sozialrevolutionär aus Louis Blancs Schule."

So vollzieht sich d'Israelis Eintritt in die politische Arena unter trüben Aspekten. Und doch hat er Alles auf die eine Karte der Politik gesetzt: denn einen „Beruf" kennt er nicht. Aber nicht einen Augenblick verliert er den Muth! Er denkt noch immer wie damals, wo er, zum ersten Male in den Wahlkampf hinausziehend, auf seine Fahnen geschrieben hatte: Forti nihil difficile! Ein Anderer würde sich über die Schulden aufregen; er schreibt lächelnd: „Ich besitze jetzt die beiden größten Reizmittel zur Thätigkeit, die es in der Welt giebt: Jugend und Schulden!" Ein Anderer würde den Muth verlieren, wenn das ganze Parlament seine ernst gemeinte Rede immer und immer wieder mit Gelächter und Hohn unterbricht: er ruft mit flammendem Blick den Gentlemen zu: „Gut, ich werde mich jetzt niedersetzen, — aber, glauben Sie mir, die Zeit wird kommen, wo Sie auf jedes meiner Worte lauschen werden!" Ein Anderer würde sich unter dem Unwillen des allmächtigen Sir Robert am Boden krümmen oder ohnmächtig wider den Stachel löken. Er vertraut auf seine Phantasie und auf die Stahlkraft seines proteusartigen Gemüthes: ein Mann, der in sich die Fähigkeit zu jeder Kombination verspürt, muß sich Bahn brechen, und reicht die Kombination nicht aus, so wird die Intrigue zum Ziel führen. „Die Intrigue — schreibt er — ist das Leben selbst! Glaubt man etwa, Guizot und Aberdeen seien ohne Intriguen Minister geworden? Oder Canning habe niemals intriguirt? Er wäre dann ja nach einer Woche zurückgerufen worden. Und hat nicht England Ostindien durch Intriguen gewonnen? Ja, die Intrigue hat die Hälfte der

Hosted by Google

europäischen Throne gezimmert! Wenn Ihr ein bestimmtes Resultat wünscht, so müßt Ihr Kombinationen machen und Kombinationen nennt man — Intriguen!" Und mit diesem festen Glauben an sich selbst nimmt er, der vor dem Ruin stehende, isolirte, übel beleumundete Politiker einen Kampf auf, der mit der Zerschmetterung Sir Roberts und seiner eigenen Krönung als Toryführer und Premierminister enden sollte.

Zunächst rangirte er seine Verhältnisse durch die Heirath mit der steinreichen Wittwe seines eben verstorbenen Freundes Wyndham Lewis: eine äußerst glückliche Ehe übrigens, trotzdem die Frau über zehn Jahre älter war als der Mann. Dann gelang es ihm, sich im Parlament dadurch eine Stellung zu erobern, daß er ein eigenes politisch-soziales Reformprogramm entwickelte und auf dessen Grundlage eine — wenn auch kleine — sozialkonservative Gruppe bildete. Seine Lehren trug er vornehmlich in den beiden vielgelesenen sozialen Romanen „Coningsby" (1844) und „Sybil" (1845) vor. Ihr Ausgangspunkt ist der Glaube an die dominirende Macht der Rasse in der Weltgeschichte. Es giebt Rassen, welche die Eigenschaften haben, sich zu großen Leistungen in der Politik und Kultur emporzuschwingen, und es giebt solche, denen diese Gabe mangelt. Das, was den Fortschritt unmittelbar veranlaßt, ist die Phantasie der Völker, — weit mehr als der sorgsam klügelnde Verstand.

„Der Vernunft verdanken wir keine der großen Thaten, die als die Meilensteine auf dem Wege des menschlichen Fortschrittes zu betrachten sind. Es war nicht Vernunft, die Troja belagerte; es war nicht Vernunft, die die Sarazenen aus der Wüste trieb, um die Welt zu erobern; es war nicht Vernunft, die zu den Kreuzzügen begeisterte oder die Mönchsorden schuf oder den Jesuitismus hervorrief; es war vor Allem nicht Vernunft, die den Anstoß zur französischen Revolution gab. Der Mensch ist nur dann wahrhaft groß, wenn er seinen Leidenschaften folgt, und nie unwiderstehlicher, als wenn ihn die Phantasie beseelt" („Coningsby").

Es handelt sich also darum, die Einbildungskraft der Menschen mächtig in Bewegung zu setzen, wenn man einen sozialen Aufschwung erzielen will. Dies zu thun, ist eben die Aufgabe der großen Persönlichkeiten, die dem Zeitgeiste eine andere Richtung geben und ohne die der Weltgeschichte alles Heroische fehlen würde. Die großen Männer sind dadurch die Ergänzung der Masse, denn diese ist ihrer Anlage nach dazu geschaffen, gläubig anzubeten und zu gehorchen: jene Großen müssen ihr also befehlen, ihr Etwas anzubeten geben. Und bleiben die großen Männer und die Fesselung der Einbildungskraft an große Zwecke aus, so schafft die Masse sich selbst einen Götzen und überläßt sich führerlos ihren Leidenschaften. Die Folge ist dann der Verfall des Nationalcharakters und die soziale Desorganisation. Denn politische Institutionen an sich können keine Nation zufriedenstellen, da sie

Hosted by Google

nichts weiter sind als Maschinen, während die bewegende Kraft vom Nationalcharakter ausgeht, der allein darüber entscheidet, ob jene Maschinen die Entwickelung der Gesellschaft fördern oder stören. So giebt es nichts, was eine niedergehende Gesellschaft retten kann, als das Wiedererwachen des heroischen Geistes, der Alle mit fortreißt und der die Sicherheit des Staates verbürgt, weil die Regirung von großen Ideen und das Volk von Treue erfüllt ist; während „ohne den heroischen Geist politische Einrichtungen Fleisch ohne Salz, die Krone ein Spielzeug, die Kirche eine bloße Institution, das Parlament ein Debattirklub und die ganze Civilisation ein flüchtig vorüberhuschender Traum ist" („Coningsby").

In diesem Sinn prüft er die Entwickelung der englischen Politik und kommt zu dem Resultat, daß England seit 1688, wo es hauptsächlich von den Whigs regirt worden war, unter dem Drucke einer Oligarchie geschmachtet habe, da die Verfassung wesentlich die Herrschaft der großen parlamentarischen Familien über König und Volk ermöglicht habe. So proklamirt d'Israeli den Kampf gegen das Regiment der Parteien. Er beruft sich dabei auf Lord Bolingbroke, den torystischen Proteus, als auf seinen erhabenen Vorkämpfer gegen die Tyrannei der Whigs. „Parteien — hatte Bolingbroke gerade ein Jahrhundert früher gelehrt — sind schon, bevor sie in Koterien ausarten, Vereinigungen zu bestimmten politischen Zwecken, die nicht Zwecke und Interessen der Gesammtheit sind." Und ferner: „Unter allen Arten der Tyrannei ist die schlimmste die Koterie-Regirung, die ein Premierminister als Führer der Partei im Namen des Fürsten ausübt" (Bolingbroke, „Dissertation upon Parties," 1733). Bolingbroke hat bekanntlich den größten Theil seines Lebens daran gesetzt, um die unter Walpole regirenden Whigs zu stürzen. Er wollte ein starkes Königthum, das — unbekümmert um Gunst oder Ungunst der durch den damaligen parlamentarischen Wahlmodus emporgetragenen mächtigen Familien — ein gerechtes Regiment unter Wahrung von Interesse und Freiheit der Masse führen sollte.

Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten aus schreitet d'Israeli zur Betrachtung der augenblicklichen sozialen Lage. Die materielle Civilisation, schreibt er, hat in England reißende Fortschritte gemacht; aber die moralische Kultur hat gleichzeitig abgenommen. Denn in England wüthet der Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen, deren Verhältniß er in einem geflügelten Worte dahin charakterisirt: sie „sind gleichsam zwei Nationen, zwischen denen keinerlei Verkehr und kein verwandtes Gefühl besteht, die einander so wenig kennen in ihren Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen, als ob sie die Söhne verschiedener Zonen oder die Bewohner verschiedener Planeten wären." Die Lage des englischen Volkes hat sich unter dem System der freien Konkurrenz mehr und mehr verschlechtert: „Man bedenke nur, was jenes einst glückliche

Hosted by Google

und religiöse Volk jetzt ist, mit all seinen Verbrechen und Leiden der Sklaverei, seinen verkrüppelten Gestalten, seinem geschwächten Intellekt, seinem Leben ohne Genuß und Sterben ohne Hoffnung!" Diese Uebel müssen dadurch hinweggeräumt werden, daß mit der Herrschaft der Klassen und daher auch mit der Klassengesetzgebung tabula rasa gemacht wird. Die Macht soll vielmehr wieder dem König zufallen, — als der einzigen Potenz, die kein Klasseninteresse vertritt. Unter der monarchischen Führung wird sich dann wieder Moral und Glaube überall im Lande aufrichten.

„Was uns noththut, ist die Begründung großer Prinzipien, die den Staat stützen und das Glück des Volkes sichern; es muß wieder dahin kommen, daß die Autorität geehrt wird und daß das Eigenthum wie in den alten Tagen der Treue bekennt, daß die Arbeit sein Zwillingsbruder ist und daß die Pflichterfüllung das Wesen des Besitzes darstellt" („Coningsby").

Das mächtigste Hilfsmittel hierzu ist die wahre Aristokratie, die Alles umfaßt, was sich im Staatswesen auszeichnet, sei es durch Talent, Tugend, hohe Geburt, Amt oder Eigenthum.

Die Konsequenz dieser Lehre für das praktische Leben hat d'Israeli anschaulich vorgezeichnet; er führt in seinen Romanen Musterfabriken vor, in denen zwischen Kapitalist und Arbeiter eitel Liebe und Eintracht herrscht. Der Fabrikant thut auch das Seinige hierzu, da er in ausgiebigstem Maße für die physische und moralische Wohlfahrt seiner Angestellten sorgt, ihre Arbeitzeit kürzt, ihnen gute Wohnungen, Gärten, Bäder, Schulen, Lesehallen, Kirchen herstellt und durch Gesangvereine, Spiele, Feste und Tänze auch für ihre Kurzweil sorgt. Viele Arbeiter gelangen sogar durch Unterstützung ihres Herrn in den Besitz eigener Wohnhäuser, Gärten und kleiner Gütchen. Und diese Philantropie findet in der Tüchtigkeit und Willigkeit der Arbeiter ihren irdischen Lohn, so daß d'Israelis Musterfabrikant erklärt: auch vom Standpunkt des Profites aus sei diese Kapitalanlage eine der vortheilhaftesten gewesen, die er je gemacht habe. Solche Zustände zu verallgemeinern, ist die Aufgabe der Tories. Sobald ihnen Das klar geworden ist, wird wieder ihr Glücksstern aufsteigen und „der Torysmus wird noch aus dem Grabe steigen, über welchem Bolingbroke seine letzte Thräne vergoß, um der Krone ihre Stärke, dem Bürger seine Freiheit wiederzugeben und zu verkünden, daß die Macht nur eine Pflicht hat: die soziale Wohlfahrt des Volkes zu sichern" („Sybil").

Diejenigen aber, die diese innere Umwandlung der Partei zu Stande bringen sollen, sind die jungen aristokratischen Politiker, die das Königthum aus den Klauen der whigistischen Oligarchie befreien und die Interessen des Proletariates wahrnehmen werden. Der „jungen Generation" widmet er daher seine sozialen Romane und sie apostrophirt er zum Schluß also:

„Daß wir es noch erleben möchten, England wieder im Besitz einer freien Monarchie und das englische Volk glücklich zu sehen, ist mein beständiges Gebet;

Hosted by Google

daß diese großen Resultate nur durch den Impuls unserer Jugend heraufgeführt werden können, ist meine Ueberzeugung. Die Ansprüche der Zukunft sind durch die leidenden Millionen repräsentirt und die Jünglinge einer Nation sind die Administratoren der Nachwelt" („Sybil").

Der Appell an die Jugend zündete thatsächlich. Eine Anzahl jugendlicher Mitglieder des Hochadels, die eben frisch von der Hochschule kamen und ganz vom romantischen Geist der Zeit ergriffen waren, schlossen sich zur Partei „Jung-England" zusammen, die in d'Israeli ihren Herrn und Meister verehrte. Was die jungen Kavaliere in seine Arme trieb, war der lebhafte Unmuth über die moderne industrielle Entwickelung der Nation, dem Einer von ihnen, Lord John Manners, den folgenden naiven Ausdruck gab:

„Laßt Handel, Reichthum, Recht und Wissen sterben,
Doch unsern alten Adel nie verderben."

Das hatte zur Folge, daß die Gegner die neue Parteigruppirung spöttisch bezeichneten als „eine Clique von jungen Gentlemen in weißen Westen, die schlechte Verse schreiben".

Die Gruppe „Jung-England" vermochte übrigens auf die Geschicke ihres Vaterlandes keinen dauernden Einfluß auszuüben und zerfiel schon nach wenigen Jahren. Da trat ein Ereigniß ein, das für d'Israeli von der größten Bedeutung werden sollte. 1846 machte der Toryführer Peel als Premierminister eine Schwenkung und schloß sich der Antikornzoll-Agitation an. Dieser Schritt führte zur Spaltung der Tories: ein Theil, die „Peeliten", folgten ihrem Meister, während die rechtgläubigen Tories sich von ihm trennten; zu ihnen gehörte auch d'Israeli, der mit allen Waffen der Staatswissenschaft und der Satire den ihm längst verhaßten ehemaligen Parteichef angriff; Peel — höhnte er mit Rücksicht auf die Anleihe, die der Minister bei den Ideen der liberalen Freihändler gemacht hatte — Peel habe die Whigs überrumpelt, dieweil sie badeten, und sei mit ihren Kleidern davongelaufen: freilich ein strenger „Konservativer", denn er „bewahre" jene fremden Kleider. Zum Führer der rechtgläubigen Tories wurde jetzt Lord George Bentinck gewählt, ein Mann, der zwar schon achtmal dem Unterhause angehört hatte, aber doch noch ein Neuling in der parlamentarischen Debatte war; denn „man sah die stattliche Erscheinung des feurigen, hochfahrenden Mannes selten im Unterhause, in das er gelegentlich, wie in seinen Klub, im weißen Ueberzieher, aus dem verrätherisch der rothe Frack hervorleuchtete, einzutreten pflegte. Sein ganzes Sinnen schien einzig und allein auf Fuchsjagd und Wettrennen gerichtet" (Pauli, Englische Geschichte). Aber jetzt änderte sich Das. Denn in seinem glühenden Haß gegen Alles, was nach der wirthschaftlichen Lehre von Manchester roch, wandte er sich, um dem abtrünnigen Minister Opposition zu machen, mit ganzer Seele ausschließlich

Hosted by Google

der Politik zu. Neben Bentinck konnte d'Israeli leicht zur Geltung kommen, und als der Lord 1848 jäh dahingerafft wurde, war es selbstverständlich, daß d'Israeli sein Nachfolger wurde. Seit dieser Zeit wurde er, so oft die Tories ans Ruder kamen, Minister, 1868 und 1874 sogar Premierminister.

Was hat nun d'Israeli — seit 1876 hieß er Lord Beaconsfield — als Minister gethan, um sein Programm zu verwirklichen? Nun, von jenem Theile seines politischen Systemes, der von der Ersetzung des parlamentarischen Regimes durch eine starke Monarchie handelt, hat er mit Recht niemals den geringsten Gebrauch gemacht: denn die Herrschaft des Parlamentes ist in England thatsächlich so felsenfest begründet, daß nur ein Narr im Ernst versuchen könnte, dagegen Sturm zu laufen. Aber im Hauptpunkte seines sozialen Programmes, in der Förderung der Wohlfahrt der Massen und ihres politischen Einflusses, ist er sich treu geblieben: der alte Minister brauchte die Erinnerung an den jugendlichen imperialsozialistischen Romanschriftsteller nicht zu scheuen. Denn was d'Israeli während der wenigen Jahre, wo ihm die Leitung des Staatsschiffes anvertraut war, geleistet hat, ist außerordentlich, zumal, wenn man bedenkt, wie ihm durch die Rücksicht auf die jeweilige Parlamentsmehrheit die Hände gebunden waren und wie er — nach seinem eigenen Ausdrucke — die Tories erst erziehen mußte. Da ist zunächst die Wahlreform. Die Reform von 1832 hatte den Mittelstand stimmberechtigt gemacht, jetzt zielte eine mächtige Bewegung im Lande darauf ab, noch einmal den Kreis der Wahlberechtigten zu erweitern. Nun setzte d'Israeli 1867 durch einen äußerst schlau geführten Feldzug in einem ihm mißgünstig gesinnten Parlament durch, daß das Wahlrecht auf jeden Miether eines Hauses, ja eines bloßen Zimmers, das jährlich zehn Pfund Sterling Zins kostete, ausgedehnt wurde. Dabei hatte er nicht blos gegen whigistische Opposition zu kämpfen, sondern auch den Widerstand im eigenen Lager zu brechen. Aber Niemand schrieb bitterer gegen ihn als Carlyle, der alte Feind der Demokratie, der in einem leidenschaftlichen Pamphlet „Den Niagara hinunter, — und dann?" die Reform mit einem Sprung in den Niagara verglich, den verdienten Untergang Englands prophezeite und d'Israeli die Worte widmete: „Dieser kluge, bewußte Seiltänzer, dieser hebräische Zauberer — dem England nie Mutter war, sondern nur Stiefmutter und milchende Kuh — bindet alle großen Herren, großen Parteien, großen Interessen Englands durch einen Zauber an seine Hand und führt sie am Nasenring umher wie hilfloses, mesmerisirtes, somnambules Vieh einem solchen Ende zu, — sah die Welt jemals eine Tragikomoedie von solcher Größe?" Aber d'Israeli blieb unerschütterlich; er erklärte ruhig, daß man unmöglich eine Partei mit der Losung „Widerstand gegen Veränderung" begeünden könne, weil Veränderung in jedem fortschreitenden Lande unvermeidlich sei, und daß das befürchtete

Hosted by Google

der Politik zu. Neben Bentinck konnte d'Israeli leicht zur Geltung kommen, und als der Lord 1848 jäh dahingerafft wurde, war es selbstverständlich, daß d'Israeli sein Nachfolger wurde. Seit dieser Zeit wurde er, so oft die Tories ans Ruder kamen, Minister, 1868 und 1874 sogar Premierminister.

Was hat nun d'Israeli — seit 1876 hieß er Lord Beaconsfield — als Minister gethan, um sein Programm zu verwirklichen? Nun, von jenem Theile seines politischen Systemes, der von der Ersetzung des parlamentarischen Regimes durch eine starke Monarchie handelt, hat er mit Recht niemals den geringsten Gebrauch gemacht: denn die Herrschaft des Parlamentes ist in England thatsächlich so felsenfest begründet, daß nur ein Narr im Ernst versuchen könnte, dagegen Sturm zu laufen. Aber im Hauptpunkte seines sozialen Programmes, in der Förderung der Wohlfahrt der Massen und ihres politischen Einflusses, ist er sich treu geblieben: der alte Minister brauchte die Erinnerung an den jugendlichen imperialsozialistischen Romanschriftsteller nicht zu scheuen. Denn was d'Israeli während der wenigen Jahre, wo ihm die Leitung des Staatsschiffes anvertraut war, geleistet hat, ist außerordentlich, zumal, wenn man bedenkt, wie ihm durch die Rücksicht auf die jeweilige Parlamentsmehrheit die Hände gebunden waren und wie er — nach seinem eigenen Ausdrucke — die Tories erst erziehen mußte. Da ist zunächst die Wahlreform. Die Reform von 1832 hatte den Mittelstand stimmberechtigt gemacht, jetzt zielte eine mächtige Bewegung im Lande darauf ab, noch einmal den Kreis der Wahlberechtigten zu erweitern. Nun setzte d'Israeli 1867 durch einen äußerst schlau geführten Feldzug in einem ihm mißgünstig gesinnten Parlament durch, daß das Wahlrecht auf jeden Miether eines Hauses, ja eines bloßen Zimmers, das jährlich zehn Pfund Sterling Zins kostete, ausgedehnt wurde. Dabei hatte er nicht blos gegen whigistische Opposition zu kämpfen, sondern auch den Widerstand im eigenen Lager zu brechen. Aber Niemand schrieb bitterer gegen ihn als Carlyle, der alte Feind der Demokratie, der in einem leidenschaftlichen Pamphlet „Den Niagara hinunter, — und dann?" die Reform mit einem Sprung in den Niagara verglich, den verdienten Untergang Englands prophezeite und d'Israeli die Worte widmete: „Dieser kluge, bewußte Seiltänzer, dieser hebräische Zauberer — dem England nie Mutter war, sondern nur Stiefmutter und milchende Kuh — bindet alle großen Herren, großen Parteien, großen Interessen Englands durch einen Zauber an seine Hand und führt sie am Nasenring umher wie hilfloses, mesmerisirtes, somnambules Vieh einem solchen Ende zu, — sah die Welt jemals eine Tragikomoedie von solcher Größe?" Aber d'Israeli blieb unerschütterlich; er erklärte ruhig, daß man unmöglich eine Partei mit der Losung „Widerstand gegen Veränderung" begeünden könne, weil Veränderung in jedem fortschreitenden Lande unvermeidlich sei, und daß das befürchtete

Hosted by Google

überlassen. Die wahrhaften Staatsmänner sind nur von dem Instinkt der Macht und der Liebe zum Vaterlande beseelt. Das sind die Gefühle und Methoden, die große Reiche schaffen."

Und schon in der ersten politischen Broschüre des damals noch nicht Dreißigjährigen war gesagt:

„Große Geister können noch erstehen, das wankende Steuer ergreifen und das Schiff durch den stürmischen Ozean leiten, Geister, deren stolze Bestimmung es vielleicht ist, zugleich die Glorie des Reiches und das Glück des Volkes zu wahren" („What is he?").

Diese Rolle, die er als junger Mann erträumt, hat er ein halbes Jahrhundert, nachdem er jene Worte geschrieben, buchstäblich gespielt, er, „der Fremde, ohne einen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern", wie ihn einst Gladstone schalt. Die wichtigsten Daten aus d'Israelis auswärtiger Politik, die sich in die wenigen Jahre 1874 bis 1880 zusammendrängen, sind: der siegreiche Krieg gegen die Aschanti, die Eroberung der Fidschi-Inseln, die Erwerbung der Suezkanal-Aktien — durch die er die Okkupation Egyptens vorbereitete —, die durch einen Handstreich erfolgte Annexion Transvaals zum Zwecke der Begründung eines südafrikanischen Kolonialreiches, die Erwerbung des Titels „Kaiserin von Indien" für die englische Königin, der Krieg gegen die Afghanen, um sie dem englischen Einfluß zu unterwerfen, die Erbeutung von Cypern, die Reorganisation der englischen Flotte und die Kriegsvorbereitungen gegen Rußland, das dadurch um die Erfolge seiner Siege über die Türken gebracht wurde.

Merkwürdig stimmte, was er in seiner Jugend visionär geschaut hatte, mit den Handlungen und Erlebnissen seines Alters überein. Da hatte er in seinem Roman „Tankred" 1847 den arabischen Emir Fakredihn einem englischen Lord folgendes Projekt vortragen lassen:

„Ihr Engländer müßtet Eure kleine, erschöpfte Position mit einem ungeheuren und fruchtbaren Reiche vertauschen. Laßt die Königin von England ihre Flotte sammeln und alle ihre Schätze, Geld, goldenes Geschirr und kostbare Waffen, zusammenpacken und den Sitz ihrer Herrschaft von London nach Delhi verlegen. Da findet sie ein unermeßliches Reich ... Der einzige Weg, mit den Afghanen fertig zu werden, geht durch Persien, — und Ihr findet ihn mit Hilfe der Araber. Wir werden die Kaiserin von Indien als unsere oberste Herrin anerkennen und ihr die Küste der Levante sichern. Wenn sie Lust hat, kann sie Alexandrien bekommen, wie sie jetzt Malta hat."

Noch eine andere Vision ist der Erinnerung würdig. In seinen jugendlichen Fieberträumen hatte er sich gesehen, wie er „auf einem schimmernden Throne sitzend, vom begeisterten Volk den Lorberkranz empfing." Als er fünfzig Jahre später vom Berliner Kongreß als Sieger heimkehrte, da empfing

Hosted by Google

ihn am Bahnhof die ganze Tory-Aristokratie und das Volk umjubelte ihn und leitete sein Gefährt unter unaufhörlichem Blumenregen ins Ministerhotel.

Ueberblicken wir das ganze Leben des Mannes, so müssen wir gestehen, daß es nicht blos durch Zähigkeit, Energie, berechnende Schlauheit, Reichthum der Phantasie und hohen staatsmännischen Geist charakterisirt, sondern auch durch gewisse sittliche Ideale, die er sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat, ausgezeichnet ist. Und treffend schildert Georg Brandes die Gefühle, die den Kenner dieses merkwürdigen Lebenslaufes überkommen: „Zur Zeit des Berliner Kongresses begegnete ich d'Israeli auf dem engen Fußpfad zwischen den Blumenrabatten des Wilhelmplatzes. Er ging mit sehr langsamen Schritten und sah müde, angegriffen, fast aufgerieben aus. Als ich in das bleiche, verzehrte Gesicht blickte, erinnerte ich mich unwillkürlich all der Kämpfe, die er sein Leben hindurch ausgefochten, all der Enttäuschungen, die er erlitten, der Aengste und Qualen, die er ausgestanden, des stolzen Muthes, womit er sich den Sieg erkämpft, und seines ungeheuchelten Mitgefühles mit dem gemeinen Volke, dessen Sache er stets vertheidigt hatte: ich sah ihn plötzlich in einem schöneren und idealeren Lichte und merkte, daß halb wider meinen Willen ein Gefühl der Sympathie sich meiner Seele bemächtigte."

Basel. Professor Georg Adler.

Die Grüne Rose.

„Jesseles, Vefa, lebst Du auch noch!" rief die Großbäuerin im Möstelhof aus, als ein junges, heiteres Weib zur Thür hereinhuschte. „Jetzt hab' ich gemeint, Du wärst schon gestorben!"

„A na, gestorben bin ich noch nit", lachte Vefa. „Das thu' ich nit, daß ich jetzt sterben thät. Mein Lebtag hat mich 's Leben nicht so gefreut wie jetzt."

„Gehst nit!" rief die Bäuerin aus; es war aber kein Befehl, fortzugehen, es war nur ein Ausruf der Verwunderung.

Man hatte ihr „nichts dertheilt", der Vefa, als sie vor etlichen Wochen den Schneider Viktor von der Grünen Rose heirathete. Der war als Querkopf bekannt, betrieb außer seinem Handwerk die Rosenzucht und arbeitete seit Jahren daran, durch Okulationen eine ganz besondere Rosenart zu züchten, die eine grüne Krone hätte. Alles Andere auf der Welt war ihm Nebensache, ja er hielt die Existenz der Erde überhaupt für zwecklos, so lange sie nicht grüne Rosen trüge. Und dieser Mann, Viktor von der Grünen Rose, wie er sich nannte, ging eines Tages in das Kleinhäusel und heirathete ein frisches, lustiges Mädel

Hosted by Google

heraus. Es ist nicht gerade so zu verstehen, als ob er sie gleich bei seinem ersten Erscheinen im Häusel geheirathet hätte; das erste Erscheinen verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Es stellte sich aber heraus, daß er Jemanden haben muß zum Rosenwarten, während er auf der Werkstatt arbeitet.

„Lach Dich nur recht aus, heut, Vefa!" hatten am Trauungtage die Leute zu ihr gesagt, „denn bei Deinem Schneider wirst Du nit viel zu lachen haben."

Aber sie lachte heute noch, als sie nun hereintrat bei der Großbäuerin im Möstelhof. Die Großbäuerin war eine Schulgenossin der Vefa, deshalb konnte sie wohl freundschaftlich fragen: „Daß Du die Zeit her nichts von Dir hast hören lassen, — wie soll ich mir denn Das auslegen?"

„Das könntest schier von Dir selber wissen", antwortete die Vefa lachend. „Wenn zwei jung verheirathete Leut nicht muckſen, nachher kannst Dirs eh denken."

„Wie gehts Dir denn mit ihm?"

„Grüne Rosen!" rief sie lachend. „Jetzt bin ich seine grüne Rose."

„Gehst nit?!" rief die Großbäuerin aus.

„Ja, mein Du!"

„Wär' er denn zum Mögen?"

„Ich dank' meinem Gott, daß sie sich an ihm verkannt haben, sonst wär' er kaum auf die arme Häusler-Vefa verfallen."

„Wenn er allemal nur grüne Rosen züchten will und sonst nichts!"

„Laß Dich nit auslachen, Bäuerin", sagte die Vefa. „Geh her, ich will Dir was sagen. Ganz gheim, — so!" Sie flüsterte der Großbäuerin Etwas ins Ohr.

„Gehst nit?!" rief diese und schlug die Hände zusammen.

Die Andere nickte mit dem Kopf, was so viel sagt wie: Ja, gewiß auch noch! Darauf haben sie alle Zwei hübsch heimlich getratscht.

„Gelt", sagte hernach die Vefa, „gelt, Bäuerin, ich kann mich verlassen auf Dich? Was Du mir zu Heiligdreikönig gesagt hast, unten bei der Kirchbrucken? Weißt es nit mehr? Weil wir alte Kameradinnen sind, Allzwei. Wenn ich einmal eine Gevatterin sollt' brauchen . . ."

„Jesseles ja, freilich, freilich! Na, aber daß Du Dir gar so leicht merken thust!" sagte die Bäuerin und setzte launig bei: „Soll ich mich für einen Buben oder für ein Mädel zusammenrichten?"

„Was denn? Freilich für einen Buben!" Dabei lachte die Vefa hell auf.

„Jetzt muß ich Dir aber doch gleich einen Kaffee machen gehen, weil Du eine so schöne Neuigkeit gebracht hast!" sagte die Bäuerin und schoß in die Küche.

So munter war es hergegangen vor fünfzehn Jahren. Seither hatte der Schneidermeister Viktor immer die grüne Rose gesucht und die blaue Blume gefunden. Ja, fast romantisch war die Liebe der beiden Eheleute zu einander, so ganz wie im Märchen, alle anderen Menschen ausschließend und einzig nur einander lebend. Aber mit der Großbäuerin im Möstelhof pflegte die Vefa noch die Freundschaft, denn die hatte sie blutnöthig. Also kam sie auch heute wieder in den Hof. Ihr Aussehen war nicht das beste. Die gelblich grauen Wangen eingefallen, um die Augen Schattenringe, um die Mundwinkel zwei halbrunde Runzeln, gleichsam die noch leidlich rothen Lippen einklammernd, als ob diese eigentlich gar nicht mehr dazu gehörten. Aber sie gehörten noch ganz kurios dazu, sie lachten auch noch so lebhaft wie vor fünfzehn Jahren, nur für

Hosted by Google

den Kenner ein ganz klein Wenig schrillend, wie ein Glöcklein, das irgendwo einen leichten Sprung hat ... Als sie jetzt über den Hof ging und ein Häuflein Kinder sich balgen sah auf dem Anger, rief sie ihnen zu: „Grüß Euch Gott, Kinder! Thuts schon wieder raufen? Ist die Mutter daheim?"

„Die Mutter ist in der Küche," antwortete ein fünfjähriges Dirndel und tollte mit den Knaben weiter.

Als die Vefa hernach vor der Bäuerin stand, hub sie merkwürdiger Weise nicht an zu lachen. Sie redete ein Wenig so herum, daß immer schlecht Wetter sei, — es war aber sehr schön und warm; daß die Berge steil wären, — sie war aber auf ebenem Wege daher gekommen; daß man die Kühe gut füttern müsse, wenn sie Milch geben sollten, — sie hatte aber gar keine Kuh, blos zwei Ziegen, wovon die eine auch dann keine Milch gab, wenn man sie gut fütterte, weil sie trächtig war. So voller Ungereimtheit war Alles und die Vefa lachte noch immer nicht. Und endlich, als sie gefragt wurde, wie es denn alleweil gehe, riß sie ihre blaue Schürze ans Gesicht und hub an zu weinen.

„Vefa!" sagte die Bäuerin. „Was ist denn Das? Was hast Du denn? Das ist man von Dir nicht gewohnt!"

Die Vefa hatte sich auf die Herdkante niedergesetzt, legte nun ihre Hände wie betend über den Schoß zusammen und sagte endlich ganz dämpfig: „Meine liebe Möstelhoferin, 's ist halt schon wieder was — bei mir ..."

„Gehst nit?!" wollte die Bäuerin ausrufen, allein der Schreck verschlug ihr die Stimme. Sie starrte auf die Schneiderin, sie schlug die Hände zusammen und ging über das Fletz hin.

„Verlaß mich nit, Johanna!" hauchte die Vefa unter fortwährendem Schluchzen.

Endlich erholte sich die Bäuerin und rief aus: „Das ist ein Kreuz! Das Neunte! ... Verlaß mich nit! Ist leicht gesagt. Könnts denn gar nit gescheiter sein? Seids ja doch nimmer so kindisch jung! Schamts Euch denn nit? Schier alle Jahr eins! Wenn unser Herrgott nit gescheiter wär' und nit ein Theil wieder zu sich genommen hätt'! Und wenn ich nicht die drei auf den Hof genommen hätt', — rein wie in einem Kniniglhasenkobrl thäts ausschauen bei Euch. Ihr könnt's ja die paar nit versorgen, die Euch verblieben sind. Und jetzt schon wieder!"

Antwortet die Vefa ganz ergeben: „Wenn sie unser Herrgott schickt, — was kann man machen!"

„Papperlapapp, unser Herrgott schickt!" begehrte die Bäuerin fast gröblich auf. „Den da oben zum Schuldaustragen brauchen, ist freilich kamodt. Selber thun, selber leiden!" ... Das wird in andern Häusern wohl auch sein und doch giebt der Obere nicht überall seinen Segen, so wollte die Vefa schon sagen. Gottlob, daß sie es glücklich hinabgewürgt hat. Die Großbäuerin hatte keine eigenen Kinder und möchte leicht auch die angenommenen der armen Häuslerin zurückschicken, wenn so ein ungutes Wort fiele. Die Vefa zog es also vor, ruhig weiter zu weinen. Und Das war auch das Beste. Nun trat die Bäuerin zu ihr hin, tastete nach ihrer Hand und sagte: „Richtig wahr, man muß recht greinen mit Euch. Weil's schon gar! Daß aber Er nicht gescheiter ist! Na freilich; ihn brennts nit. Das Mannsbild wirft die Kästen ins Feuer, herausholen kanns die Frau, — man weiß eh, wies geht."

„Da hätt' ich wohl keine Klag' mit meinem Viktor", sprach die Vefa.

Hosted by Google

„Tag und Nacht, darf ich sagen, thut er arbeiten und sorgen für uns, daß er mir gerad's blind wird. Hat eh nichts Gutes auf der Welt, der arme Lapp! Eine Freud' muß ihm doch vergunnt sein. Lieber Gott, was haben wir schon voriges Jahr geweint mit einander! Sind einmal die halbe Nacht auf der Hühnerstiege gesessen neben einander und haben geflennt. Und jetzt ists schon wieder!"

„Es ist wohl schlecht eingerichtet auf der Welt?"

„Gel' ja!"

„Zu viel und zu wenig, überall zu viel und zu wenig."

Der Knabe und die zwei Mägdlein jagten zur Thür herein: „Mutter, der Franzerl thut mich alleweil zupfen beim Krösel!"

„Nit wahr ists, die Lieserl giebt kein' Fried'. Mutterle, gieb mir was!"

Mit gutmüthigem Brummen schlichtete die Bäuerin den Streit und reichte den Kindern Butterbrot. Das größte Stück bekam aber die Schneiderin und nun saßen sie beisammen, die Vesa und ihre Kinder, und diese wußten es nicht, kümmerten sich gar nicht um sie, machten sich immer nur schmeichelnd mit der Anderen, mit dem „Mutterle", zu schaffen. Darob that der Vesa das Herz weh, — und doch dankte sie Gott und der braven Großbäuerin, daß die Hascherle hier bei ihrer Pathin ein so warmes Heim gefunden hatten.

Die Vesa ist nachher noch eine Weile am Herd gesessen und hat der Bäuerin zugeschaut beim Mittagsmahlkochen. Die Bäuerin legte die Scheiter über das Feuer, füllte die Wassertöpfe, speckte das Kraut, ballte und sott die Klöße und war wortkarg. So meinte endlich die Vesa betrübt, sie werde nun halt wieder gehen müssen, um ein Häusel weiter. Als die Klöße brodelten, sagte die Bäuerin: „Solls halt noch einmal sein, daß ich Dirs aus der Taufe hebe. Aber Du mußt mirs versprechen, daß es das allerletzte Mal ist!"

„Nein, Bäuerin, versprechen kann ich nichts!" gab die Schneidersfrau mit Eifer zurück. „Versprochen hab' ich Dirs in früheren Jahren oft genug. Das hilft nichts. Jetzt lass' ich alles Fürnehmen sein, lass' in Gottesnamen den Herrgott schütten, so lang' er will." Nach diesen Worten lachte sie laut in den Tag hinein.

„Na, weil Du nur wieder lachst!" rief die Bäuerin aus. „Ausschelten kunnt' ich Dich, Du Band, Du leichtsinniges! Und nachher thust mir doch wieder derbarmen, Du arme, gute Haut! Laßt mirs halt sagen. Wird wohl eh noch lang' dauern."

„Derwarten werden wirs leicht", lachte die Vesa.

„Und daß Du mir Achtung giebst, jetzt, auf Dich! Nit heben und nit tragen, weißt es ja so. Und wenn es Dir nach was gelustet und ich kann Dirs schaffen, so sag's. Müßt' nur sein, daß Du einen Bäcker in den Arm beißen wolltest, Den kunnt' ich Dir nit schaffen."

„So noble Passionen hab' ich wohl nit!" sagte die Vesa.

„Und daß Du sonst was zu beißen hast, werden wir halt schauen. Da, Alte, Gute, Dumme! Nimm für Deine kleinen Fratzen den Milchplutzer mit. Und Deinen Schneider, wenn er einmal Zeit hat, den schickst zu mir. Dem werd' ich einmal was sagen!"

„Vergelts Gott, Bäuerin, bis in den Himmel hinauf", flüsterte die Vesa und eilte mit dem Plutzer davon . . . Den Schneider hat sie aber nicht geschickt.

Graz. Peter Rosegger.

Hosted by Google

Die Gefahr Wagner.*)

Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Weise (die freilich nicht gerade die Weise guter und einsichtiger Menschen ist) die Kunst als eine wichtige und großartige Sache ins Gedächtniß brachte.

Wagner gegen die Klugen, die Kalten, die Zufriedenen — hier seine Größe — unzeitgemäß — gegen die Frivolen und Eleganten. Aber auch gegen die Gerechten, Mäßigen, an der Welt sich Freuenden (wie Goethe), gegen die Milden, Anmuthigen, die wissenschaftlichen Menschen — hier seine Kehrseite.

Unsere Jugend empörte sich gegen die Nüchternheit der Zeit. Sie warf sich auf den Kultus des Exzesses, der Leidenschaft, der Ekstasen, der schwärzesten, herbsten Auffassung der Welt.

Wagner rennt der einen Verrücktheit nach, die Zeit einer anderen; beide im selben Tempo, eben so blind und unbillig.

Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell, sehr Viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich eben so durch Gunst wie durch Abgunst.

Wagners Natur macht zum Dichter, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche gegen ihn zuletzt sich wendet. So muß jeder Mensch sich über sich erheben, die Einsicht *über* sein Können sich erheben: der Mensch wird zu einer Stufenfolge von Alpenthälern, immer höher hinauf.

Ich habe dabei das Loos der Idealisten getragen, welchen der Gegenstand, aus dem sie so viel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.

Nichts ist einer guten Einsicht in die Kultur schädlicher, als den Genius und sonst nichts gelten zu lassen. Das ist eine subversive Denkart, bei der alles Arbeiten für die Kultur aufhören muß.

So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existirt.

Es ist schwer, im Einzelnen Wagner anzugreifen und nicht Recht zu behalten; seine Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen: Alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen.

*) Diese Gedanken, die aus den Monaten Juni und Juli 1878 stammen, waren zu einer Schrift über Wagner und Schopenhauer bestimmt. Der elfte Band der Werke Nietzsches wird nächstens die Fragmente dieses Büchleins bringen.

Hosted by Google

Alle „Ideen" Wagners werden sofort zur Manie, er wird durch sie tyrannisirt. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisiren lassen kann Zum Beispiel durch seinen Judenhaß. Er macht seine Themata wie seine „Ideen" tot durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergroßen Breite und Länge, — er plagt uns durch sein Entzücken.

Wagner, dessen Ehrgeiz noch größer ist als seine Begabung, hat in zahllosen Fällen gewagt, was über seine Kraft geht, — aber es erweckt fast Schauder, Jemanden so unablässig gegen das Unbesiegbare — das Fatum in ihm selber — anstürmen zu sehen.

Der Satz: „gegen das Vortreffliche giebt es keine Rettung als die Liebe", recht wagnerisch. Tiefe Eifersucht gegen alles Große, dem er neue Seiten abgewinnen kann, — Haß gegen Das, wo er nicht heran kann: Renaissance, französische und griechische Kunst des Stils.

Eifersucht gegen alle Perioden des Maßes: er verdächtigt die Schönheit, die Grazie, er spricht dem „Deutschen" nur seine Tugenden zu und versteht auch alle seine Mängel darunter.

Wagner hat nicht die Kraft, die Menschen im Umgange frei und groß zu machen: Wagner ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaßend. Seine Kunst wirkt so auf Künstler, sie ist neidisch gegen Rivalen.

Ein Dramatiker spielt, wenn er von sich redet, eine Rolle, es ist unvermeidlich. Wagner, der von Bach und Beethoven redet, redet als Der, als welcher er gelten möchte. Aber er überredet nur die Ueberzeugten, seine Mimik und sein eigentliches Wesen streiten gar zu ingrimmig gegen einander.

Bei Goethe ist der größte Theil der Kunst in sein Wesen übergegangen. Anders unsere Theaterkünstler, die im Leben unkünstlerisch sind und nur Theatermaterial beschaffen. Tasso.

Was ist Frivolität? Ich verstehe sie nicht. Und doch ist Wagner im Widerspruch zu ihr erwachsen.

Wagner kämpft gegen die „Frivolität" in sich, zu der ihm, dem Unvornehmen (gegen Goethe), die Freude an der Welt wurde.

Wagner hat den Sinn der Laien, die eine Erklärung aus einer Ursache für besser halten. So die Juden: eine Schuld, so ein Erlöser. So vereinfacht er das Deutsche, die Kultur; falsch, aber kräftig.

Dies Alles hat sich Wagner oft genug im heimlichen Zwiegespräch selber eingestanden: ich wollte, er thäte es auch öffentlich. Denn worin besteht die Größe eines Charakters als darin, daß er, zu Gunsten der Wahrheit, im Stande ist, auch gegen sich Partei zu ergreifen?

Das Undeutsche an Wagner. Es fehlt die deutsche Anmuth und Grazie eines Beethoven, Mozart, Weber, das flüssige, heitere Feuer (Allegro con brio) Beethovens, Webers. Der ausgelassene Humor ohne Verzerrung.

Hosted by Google

Mangel an Bescheidenheit, die lärmende Glocke, Hang zum Luxus. Kein guter Beamter wie Bach. Gegen Nebenbuhler nicht goethisch ruhig.

Wer wollte Wagner auf den Gipfel seiner Eitelkeit folgen, den er immer dort erreicht, wenn er vom deutschen Wesen redet; übrigens der Gipfel seiner Unklugheit: denn wenn Friedrichs des Großen Gerechtigkeit, Goethes Vornehmheit und Neidlosigkeit, Beethovens edle Resignation, Bachs duftig verklärtes Innenleben, wenn Schaffen ohne Rücksicht auf Glanz und Erfolg, ohne Neid die eigentlich deutschen Eigenschaften sind, sollte Wagner nicht fast beweisen wollen, daß er kein Deutscher sei?

Anmuth und Innigkeit gesellt, sind auch deutsch.

Furchtbare Wildheit, das Zerknirschte, Vernichtete, der Freudenschauer, die Plötzlichkeit, kurz die Eigenschaften, welche den Semiten innewohnen! Ich glaube, semitische Rassen kommen der wagnerischen Kunst verständnißvoller entgegen als die arischen. Sollte Wagner ein Semite sein? Jetzt verstehen wir seine Abneigung gegen die Juden.

Zeit: elementarisch, nicht durch Schönheit verklärte Sinnlichkeit (wie die der Renaissance und der Griechen), Wüstheit und Kaltsinn sind die Voraussetzungen, gegen welche Wagner und Schopenhauer kämpfen, auf welche sie wirken: der Boden ihrer Kunst. Brand der Begierde, Kälte des Herzens. Wagner will Brand des Herzens, neben dem Brand der Begierde, Schopenhauer will Kühle der Begierde, neben der Kühle des Herzens (der Schopenhauer des Lebens, nicht der der Philosophie).

Es ist wirklich die Kunst der Gegenwart: ein ästhetisches Zeitalter würde sie ablehnen. Feinere Menschen lehnen sie auch jetzt ab. Vergröberung alles Aesthetischen. Gegen Goethes Ideal gehalten, tief zurückstehend. Der moralische Kontrast dieser hingebenden, glühend-treuen Naturen Wagners wirkt als Stachel, als Reizmittel: selbst diese Empfindung ist zur Wirkung benutzt.

Schopenhauer verherrlicht im Grunde doch den Willen (das Allmächtige, dem Alles dient), Wagner verklärt die Leidenschaft als Mutter alles Großen. Wagners Wirkung auf die Jugend.

Das kreatürliche Leben, das wild genießt, an sich reißt, an seinem Uebermaße satt wird und nach Verwandlung begehrt, — gleich bei Schopenhauer und Wagner. Der Zeit entsprechend bei Beiden, keine Lüge und Konvention, keine Sitte und Sittlichkeit mehr thatsächlich, ungeheures Eingeständniß, daß der wildeste Egoismus da ist, — Ehrlichkeit, Berauschung, nicht Milderung.

Was wirkt noch? Prinzip der Maler und Musiker und Dichter. Sie fragen sich selber zuerst, aus der Zeit, wo sie nicht produktiv waren.

An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hilfsmitteln soll gewirkt werden; nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehen.

Hosted by Google

Bei Wagner ehrgeizigste Kombination aller Mittel zur stärksten Wirkung, während die echten Musiker still die einzelnen Arten fortbildeten.

Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Charakter des Großen zu geben. Er stimmt sich selber an Anderen, er läßt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht.

Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Wagner ist Musik für eine überreife Musikperiode.

Barockstil, — es muß gesagt werden. Die selbe Summe von Talent und Fleiß, die den Klassiker macht, macht, eine Spanne Zeit zu spät, den Barockkünstler. Der griechische Dithyrambus ist der Barockstil der Dichtkunst. Die Verhäßlichung der menschlichen Seele erfolgt eben so nothwendig wie der Barockstil auf den klassischen, — in ganzen Zeitaltern.

Man höre den zweiten Akt der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich reden wollte. Dies Reden, ohne Etwas zu sagen, ist beängstigend. Das Drama ist die reine Erlösung. Ist Das ein Lob, daß diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen, absichtlich isolirten Stellen abgesehen), als Ganzes? Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Kommentars, der die innere freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt, — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit läßt: überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) eingelernt hat, dann sie mit dem Auge in Aktion verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat, — Der hat dann einen ungemeinen Genuß. Aber wie anspruchsvoll! Aber es ist unmöglich, außer für kurze Augenblicke, weil zu angreifend, diese zehnfache Gesammtaufmerksamkeit von Auge, Ohr, Verstand, Gefühl, höchste Thätigkeit des Aufnehmens, ohne jede productive Gegenwirkung! Dies thun die Wenigsten: woher doch die Wirkung auf so Viele? Weil man intermittirt mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Szene allein Acht giebt, also das Werk zerlegt. Damit ist aber über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat, oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat Acht hier zu geben! Nicht die Künste immer neben einander, — sondern die Mäßigung der Alten, die der menschlichen Natur gemäß ist.

Hosted by Google

Mehrere Wege zur Musik stehen noch offen (oder standen noch offen, ohne Wagners Einfluß). Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benutzt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chormusik, Dithyrambus. Wirkung des Unisono. Musik aus geschlossenen Räumen ins Gebirge und Waldgehege. Wagner hat den Gang unterbrochen, unheilvoll, nicht wieder die Bahn zu gewinnen. Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd. Aber die Oper, der Effekt, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung.

Beethoven hat es besser gemacht als Schiller, Bach besser als Klopstock, Mozart besser als Wieland, Wagner besser als Kleist.

Richard Wagner *sieht* die Musik zu den Empfindungen, welche er beim Anblicken dramatischer Szenen hat; nach dieser Musik zu schließen, ist er der ideale Zuschauer eines Dramas. Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so, wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton, Rhythmus, Geberdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art *erlernter* Sprache mit mäßigem Vorrath von Worten und einer anderen Syntax.

Ich vergleiche mit Wagners Musik, die als Rede wirken will, die Relief-Skulptur, die als Malerei wirken will. Die höchsten Stilgesetze sind versetzt, das Edelste kann nicht mehr erreicht werden.

Wagners Musik interessirt immer durch irgend Etwas: und so kann bald die Empfindung, bald der Verstand ausruhen. Diese gesammte Anspannung und Erregung unseres Wesens ist es, wofür wir so dankbar sind. Man ist schließlich geneigt, ihm seine Fehler und Mängel zum Lobe zu rechnen, weil sie uns selber produktiv machen.

Bei Wagners Verwerfung der Formen fällt Einem Eckermann ein: „Es ist keine Kunst, geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Seine Werke erscheinen wie gehäufte Massen großer Einfälle, man wünscht einen größeren Künstler herbei, sie zu behandeln.

Seiner Musik fehlt, was seinen Schriften fehlt: Dialektik. Dagegen Kunst der Amplifikation sehr groß.

Nach einem Thema ist Wagner immer in Verlegenheit, wie weiter. Deshalb lange Vorbereitung, Spannung. Eigene Verschlagenheit, seine Schwächen als Tugenden umzudeuten, so das Improvisatorische.

Wagner kann mit seiner Musik nicht erzählen, nicht beweisen, sondern überfallen, umwerfen, quälen, spannen, entsetzen; — was seiner Ausbildung

Hosted by Google

fehlt, hat er in sein Prinzip genommen. Die Stimmung ersetzt die Komposition: er geht zu direkt zu Wege.

Armuth an Melodie und in der Melodie bei Wagner. Die Melodie ist ein Ganzes mit vielen schönen Proportionen, Spiegelbild der geordneten Seele. Er strebt danach: hat er eine Melodie, so erdrückt er sie fast in seiner Umarmung.

Problem: der Musiker, dem der Sinn für Rhythmus abgeht. Hebräischer Rhythmus (Parallelismus), Ueberreife des rhythmischen Gefühls, auf primitive Stufen zurückgreifend. Mitte der Kunst vorüber.

Wie Meister Erwin von Steinbach von seinen französischen Mustern und Meistern abhängig ist, frei und sie überragend, so Wagner von den Franzosen und Italienern. Die Große Oper aus französischen und italienischen Anfängen. Spontini, als er die Vestalin schuf, hatte wohl noch keine Note eigentlich deutsche Musik gehört. Tannhäuser und Lohengrin: für sie hat es noch keinen Beethoven, allerdings einen Weber gegeben. Bellini, Spontini, Auber gaben den dramatischen Effekt; von Berlioz lernte er die Orchestersprache; von Weber das romantische Kolorit.

Wagner ahmt sich vielfach selber nach — Manier. Deshalb ist er auch am Schnellsten unter Musikern nachgeahmt worden. Es ist leicht.

Liszt, der erste Repräsentant aller Musiker, kein Musiker: der Fürst, nicht der Staatsmann. Hundert Musikerseelen zusammen, aber nicht genug eigene Person, einen eigenen Schatten zu haben.

Heilsamste Erscheinung ist Brahms, in dessen Musik mehr deutsches Blut fließt als in der Wagners, — womit ich viel Gutes, jedoch keineswegs allein Gutes gesagt haben möchte.

Wagner hat in seinen Schriften nicht Größe, Ruhe, sondern Anmaßung. Warum? Die allzu zeitige Gewöhnung, über die wichtigsten Gegenstände ohne genügende Kenntnisse mitzureden, hat ihn so unbestimmt und unfaßbar gemacht: dazu der Ehrgeiz, es dem witzigen Feuilleton gleich zu thun, — und zuletzt die Anmaßung, die sich gern mit Nachlässigkeit paart: „Siehe, Alles war sehr gut."

Statt ins Leben überzuströmen, fördert die wagnerische Kunst bei den Wagnerianern nur die Tendenzen, zum Beispiel religiöse, nationale.

Wagners Kunst für Solche, welche sich eines wesentlichen Fehlers in ihrer Lebens-Führung bewußt sind: entweder eine große Natur durch niedrige Thätigkeit eingeklemmt zu haben oder durch Müssiggang vergeudet oder durch Konvention-Ehen u. s. w. Weltflüchtig ist hier = Ich-flüchtig.

Wagnerianer wollen nichts an sich ändern, leben im Verdruß über Fades, Konventionelles, Brutales — die Kunst soll zeitweilig magisch sie darüber hinausheben. Willensschwäche.

Hosted by Google

Wir müssen der falschen Nachwirkung Wagners widerstreben. Wenn er, um den Parsifal schaffen zu können, genöthigt ist, aus den religiösen Quellen her neue Kräfte zu pumpen, so ist Dies kein Vorbild, sondern eine Gefahr ... Ich habe die Besorgniß, daß Wagners Wirkungen zuletzt in den Strom einmünden, der jenseits der Berge entspringt und der auch über Berge zu fließen versteht.

Der schopenhauerische Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntniß. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe, mit den frischesten Winden. Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. Dort ging mir die Unnöthigkeit von Bayreuth für mich auf.

Mein Fehler war der, daß ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so mußte ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Ueberfülle des Häßlichen, Verzerrten, Ueberwürzten stieß mich heftig zurück.

Wagners Nibelungenring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen.

Am Wenigsten stimme ich Denen bei, welche mit Dekorationen, Szene, Maschinerie in Bayreuth unzufrieden waren. Viel zu viel Fleiß und Erfindung war darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Geberde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!

Mein Gemälde Wagners ging über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstiches auf geringem Papier. Mein Bedürfniß, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.

Dies sah ich ein, mit Betrübniß, Manches sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich, daß ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehmen würde; — ein viel größeres Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte.

Ich war verliebt in die Kunst, mit wahrer Leidenschaft, und sah zuletzt in allem Seienden nichts als Kunst — im Alter, wo sonst vernünftigermaßen andere Leidenschaften die Seele ausfüllen.

Ich habe das Talent nicht, treu zu sein, und, was schlimmer ist, nicht einmal die Eitelkeit, es zu scheinen.

Wozu sind Wagners Thorheiten und Ausschweifungen und die seiner

Hosted by Google

Partei nutz? Oder sind sie nützlich zu machen? Er trägt eine lärmende Glocke durch sie mit herum. Ich wünsche ihn nicht anders.

Ich sah in Wagner den Gegner der Zeit, auch in Dem, wo diese Zeit Größe hat und wo ich selber in mir Kraft fühlte. Eine Kaltwasserkur schien mir nöthig. Ich knüpfte an die Verdächtigung des Menschen an, an seine Verächtlichkeit, die ich früher benützte, um mich in jene übermüthigen metaphysischen Träume zu heben. Ich kannte den Menschen gut genug, aber ich hatte ihn falsch gemessen und beurtheilt: der Grund zum Verwerfen fehlte.

Die Wirkungen der wagnerischen Rhetorik sind so heftig, daß unser Verstand hinterdrein Rache übt, — es ist wie beim Taschenspieler. Man kritisirt Wagners Mittel der Werke strenger.

Ich rathe Jedem, sich vor gleichen Pfaden (Wagner und Schopenhauer) nicht zu fürchten. Das ganz eigentlich unphilosophische Gefühl, die Reue, ist mir ganz fremd geworden.

Mir ist zu Muthe, als ob ich von einer Krankheit genesen sei: ich denke mit unaussprechlicher Süßigkeit an Mozarts Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder.

Das „Lied an die Freude" (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. — „Frei, wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder Eure Bahn!" — Was für ein gedrücktes und falsches Fest war das von 1876. Und jetzt qualmt aus den „Bayreuther Blättern" Alles gegen das Lied an die Freude.

Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit.

Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethes Einsicht der großen Kunst: und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, daß kein vergiftender Pessimismus draus wurde. Schopenhauer wurde „historisch", nicht als Menschenkenner.

Ich freue mich, daß die Natur nicht romantisch ist: die Unwahrheit ist allein menschlich: sich so weit als möglich von ihr lösen, heißt, erkennen, den Menschen in die Natur und ihre Wahrheit zurückübersetzen. Was liegt mir da an der Kunst! Aber kräftige Luft, Schutz vor der Sonne und der Nässe, Abwesenheit der Menschen —: Das ist meine Natur.

Ein Zeichen von der Gesundheit der Alten, daß auch ihre Moral-Philosophie diesseits der Grenze des Glückes blieb. Unsere Wahrheit-Forschung ist ein Exzeß: Dies muß man einsehen.

Die höchste Aufgabe am Schluß, Wagner und Schopenhauer öffentlich zu danken und sie gleichsam gegen sich Partei nehmen zu machen.

Friedrich Nietzsche.

Hosted by Google

Abwehr agrarischer Uebergriffe.

Unter diesem Titel veröffentlichte Herr Edmund Klapper vor einiger Zeit in der „Zukunft" einen Artikel, in dem er angeblich bestehende Mißstände des Roggenimporthandels und der Roggenmühlenindustrie scharf geißelte.*) Er behauptete: „Erstens: Der Roggenimporthandel bringt große Quantitäten Schundroggen, von gesundheitschädlicher Beschaffenheit, ins Land. Zweitens: Die Mühlenindustrie verarbeitet diesen gesundheitschädlichen Roggen zur Nahrung für Menschen und Vieh. Drittens: Das geschieht wissentlich und, wie man annehmen muß, aus Gewinnsucht." Der Vorstand des Verbandes Deutscher Müller steht zwar durchaus nicht auf dem Standpunkte des Vereines zur Abwehr agrarischer Uebergriffe, bemüht sich vielmehr von je her, die guten Beziehungen zwischen Müllerei und Landwirthschaft wiederherzustellen. Die Behauptungen Klappers sind aber so ungeheuerlich, daß sie nicht unwiderlegt bleiben dürfen.

Zunächst ist schon durchaus nicht zutreffend, daß aller an der berliner Börse für nicht lieferbar erklärte Roggen gesundheitschädliche Schundwaare aus dem Auslande sei. Lieferbar ist bekanntlich nach den Schlußscheinbedingungen Roggen, der „gut, gesund, trocken und frei von Darrgeruch ist und durchschnittlich 712 Gramm pro Liter wiegt." Danach muß also Roggen, der geringeres Gewicht hat oder nicht trocken ist oder riecht, von der Lieferung ausgeschlossen werden, wenn er auch sonst gut und gesund ist. Roggen minderen Gewichtes ist aber nur deshalb minderwerthig und wird nur deshalb unter der Notiz bezahlt, weil er kleinere Körner hat und daher weniger Mehl giebt; die daraus gewonnenen Mehl- und Kleiefabrikate sind aber an Qualität denen aus schwerem Roggen durchaus gleich. Eben so ist feuchter Roggen, der übrigens weniger aus dem Auslande als vielmehr gerade aus dem Inlande auf den Markt gebracht wird, sehr wohl verwerthbar und unschädlich, wenn er mit sehr trockener Waare vermischt wird. Es kann also nicht als eine unsaubere Manipulation hingestellt werden, wenn Mühlen leichten oder feuchten Roggen zu billigerem Preise aufkaufen und unter Mischung mit schwerer und trockener Waare verarbeiten. Vollends ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Roggen, der wegen zu großen Gehaltes an Sand, Unkraut u. s. w. für nicht lieferbar erklärt worden ist, durch sorgfältige Reinigung in der Qualität gehoben wird. Verdorbenes Getreide ist natürlich weder durch Mischung noch durch Bearbeitung zu brauchbarer Waare zu machen.

Wollte man aber mit Klapper allen für nicht lieferbar erklärten Roggen für Schundwaare, die eine Mühle nicht verarbeiten dürfe, erklären, so würde gerade die deutsche Landwirthschaft am Empfindlichsten die Ungerechtigkeit dieses Verlangens zu spüren haben. Denn mit Ausnahme der östlichen Provinzen Preußens, wo die Ernte bei günstigem Wetter eingebracht werden konnte, ließ die Quantität des deutschen Roggens im letzten Jahre sehr viel zu wünschen

*) Der Artikel des Herrn Klapper erschien hier am zwölften September 1896. Aber gerade jetzt, während der Streit über das Produktengeschäft an den Börsen meistens mit mehr Pathos als Einsicht geführt wird, kann diese Auseinandersetzung, da beiden Parteien Lauterkeit und Sachkenntniß nicht abzusprechen ist, vielleicht zur Klärung der Sachlage und zur Charakteristik wichtiger Börsenusancen beitragen. M. H.

Hosted by Google

übrig; der Roggen ist vielfach feucht und ohne Zusatz trockenen Auslandsgetreides gar nicht verwerthbar, er würde mindestens ein nicht haltbares, gesundheitschädliches Mehl ergeben, während das Auslandsgetreide zwar vielfach zu leicht, aber wenigstens trocken, auswuchs- und geruchfrei ist.

Klapper behauptet aber, dieser ausländische Roggen sei gesundheitschädlich, und stützt sich dabei auf ein Gutachten des Professors Heinrich in Rostock, wonach beispielsweise in einem Gramm Winterroggen 635 800 Bakterien enthalten gewesen seien, darunter 11 600 Bakterien, die Nährgelatine verflüssigten, während der untersuchte inländische Roggen nicht eine einzige Bakterie, die Nährgelatine verflüssigte, enthalten hatte. Diesem Urtheil einer Kontrolstation steht das von Klapper auch erwähnte Gutachten des unparteiischen Reichsgesundheitamtes entgegen, wonach die meisten gefundenen Bakterien unschädlich seien, — und die Autorität dieses Reichsamtes steht wohl höher als die einer landwirthschaftlichen Kontrolstation. Auch darf man annehmen, daß der Untersuchung des Professors Heinrich ausgesucht schlechter Auslandsroggen und ausgesucht guter Inlandsroggen zu Grunde gelegen hat; wenigstens kommen nach dem Gutachten des Reichsgesundheitamtes auch in inländischem Getreide schädliche Bakterien vor.

Damit ist wohl die Behauptung Klappers, der Roggenimporthandel bringe große Quantitäten gesundheitschädlichen Schundroggens ins Land, widerlegt.

Klapper bringt dann einige Urtheile landwirthschaftlicher Kontrolstationen über Kleie und Futtermehle, um deren Schädlichkeit nachzuweisen. Sie sind theilweise eines Eingehens kaum werth. Denn wenn in Tharandt und Möckern Zusätze von 27 und 28 Prozent an Sand, Staub, Unkrautsamen festgestellt worden sind, so kann man sich nur fragen, ob der Einsender der Probe wirklich Kleie oder ob er nicht vielmehr nur Mühlenabfälle gekauft hat. Und hat er wirklich Kleie haben wollen, warum hat er dann nicht die Anzeige wegen Betruges erstattet? Auch ohne besonderes Futtermittelgesetz und ohne mikroskopische Untersuchungen lassen sich derartige Verfälschungen verfolgen. Den anderen Urtheilen ist entgegenzuhalten, daß in der Regel nur verdächtige Lieferungen zur Untersuchung gelangen, und vor Allem, daß die landwirthschaftlichen Untersuchungstationen seit einigen Jahren jede Kleieprobe für gefälscht erklären, in der sich Theile fremder Sämereien auch nur in der selben Menge wie im Durchschnittsrohprodukt befinden. Die Mühlenindustrie hat aber, wie Klapper selbst berichtet, nie die Forderung der Landwirthe acceptirt, wonach Kleie „bestgereinigtes, mahlfähiges Getreide minus Mehl“ sei; sie hat vielmehr stets dieser Forderung gegenüber Kleie als „ungereinigtes Getreide minus Mehl“ definirt. Wie kann man daher von einer Fälschung sprechen, wenn die Müllerei nach diesem stets offen ausgesprochenen Grundsatze verfährt? Und sie kann nicht anders verfahren, da die ausländische Kleie nach dem selben Prinzip hergestellt und, wie ja auch das von Klapper angeführte Beispiel des Mühlenbesitzers Bienert zeigt, reine Kleie nicht entsprechend höher bezahlt wird. Bei der Reinigung des Getreides entstehen etwa fünf bis zehn Prozent Abfälle von Staub, grobem Unrath, Spelzen, geringen Körnern, zerbrochenen Körnern, Unkrautsamen, Spitzkleie, Keimen u. s. w. Staub, grober Unrath und Mutterkorn werden nicht wieder beigemischt; dagegen ist es üblich, die übrigen Abfälle pflanzlichen Ursprunges der Kleie wieder zuzusetzen. Sollten auch diese Abfälle unverwerthet gelassen werden, so würde ihr

Hosted by Google

Werth den Mehl- und Kleiepreisen zugeschlagen werden müssen und die deutsche Mühlenindustrie wäre der ausländischen gegenüber konkurrenzunfähig.

Der Gehalt an — giftiger — Kornrade, worauf die Landwirthe ihren Angriff hauptsächlich stützen, ist so gering, daß er als schädlich nicht bezeichnet werden kann. So hat z. B. eine sächsische Mühle von den während eines Vierteljahres in ihrem Betriebe gewonnenen Trieurabfällen ein Durchschnittsmuster zur botanischen Analyse an die pflanzen-physiologische Untersuchungstation nach Tharandt gesandt. Die Trieurabfälle von Weizen enthielten: 65,2 Prozent zerbrochene Weizenkörner, 12,19 Prozent Kornrade, 1,81 Prozent Wicke, 16,03 Prozent andere — nicht giftige — Unkrautsamen, 4,95 Prozent Spreu, Steinchen u. s. w.; da die Trieurabfälle im Jahresdurchschnitt 0,91 Prozent des vermahlenen Weizens betrugen, so ergiebt sich für den Weizen ein Durchschnittsgehalt an Kornrade von 0,11 Prozent oder nicht ganz $^1/_9$ Prozent. Die Roggentrieurabfälle enthielten 63,36 Prozent zerbrochene Roggenkörner, 5,75 Prozent Kornrade, 1,41 Prozent Wicke, 22,09 Prozent andere — nicht giftige — Unkrautsamen, 7,37 Prozent Spreu, Steinchen u. s. w.; da die Trieurabfälle im Jahresdurchschnitt 1,80 Prozent des Roggens betrugen, so war der durchschnittliche Radegehalt des Roggens 0,10 Prozent. Daß dieser geringe Bruchtheil an Radebeimischung, wie er in normaler Kleie vorkommen kann, dem Vieh schadet, ist nicht bewiesen. Nach Mittheilungen des Professors Fresenius ist vielmehr Futter, das bis zu 40 Prozent aus Kornrade bestand, an Schweine ohne irgend welchen schädlichen Einfluß verabreicht worden und bei allmählicher Steigerung haben sich die Thiere sogar an einen Radegehalt von 60 bis 70 Prozent gewöhnt. Wie kann also der geringe Gehalt der Rade in der Kleie schaden?

In den seltensten Fällen wird auch Kleie allein verfüttert. Die Abfälle aus der eigenen Wirthschaft des Landwirthes, vor Allem die geringen Körner und die Unkrautsamen, die aus dem Getreide, besonders dem Saatkorn, herausgeputzt werden, werden beigemischt, obwohl bedeutend mehr Rade in ihnen enthalten ist als in den Mühlenfabrikaten. Welche Unmassen von Sand und Schmutz kommen nicht bei Verfütterung von Kraut- und Rübenabfällen mit in den Thiermagen! Es braucht also durchaus nicht die Kleie die Ursache des Krepirens zu sein, wenn auch bei der Untersuchung ein geringer Prozentsatz von giftiger Rade darin gefunden wird. Sie aus den sonstigen pflanzlichen Abfällen auszusondern, ist leider nicht möglich.

Also auch diese Behauptung, daß die deutsche Müllerei gesundheitschädliche Nahrung für Menschen und Vieh fabrizire, entspricht nicht den Thatsachen; der Vorwurf, Dies geschehe wissentlich und aus Gewinnsucht, muß als völlig unbegründet zurückgewiesen werden. Auf die persönliche Bemerkung gegen die berliner Mühlenfirma F. W. Schütt einzugehen, liegt hier kein Grund vor.

Der Zweck des Artikels zeigt sich in seinem letzten Abschnitte; er soll Propaganda für den Entwurf des Futtermittelgesetzes machen. Welchen Standpunkt aber die deutschen Müller diesem Entwurfe gegenüber einnehmen, geht aus der in der Generalversammlung des Verbandes Deutscher Müller vom fünften Juni 1896 einstimmig gefaßten Resolution hervor; sie lautet: „Der Verband Deutscher Müller erklärt den vorliegenden Gesetzentwurf, betreffend die Regelung des Verkehres mit Handelsdünger, Kraftfuttermitteln und Saatgut, so weit er sich auf

Hosted by Google

die von der Mühlenindustrie hergestellten Futtermittel bezieht, für durchweg unannehmbar; erstens, weil der Vorwurf herrschender Unredlichkeit im Verkehr mit Kraftfuttermitteln, der in der Begründung zum Entwurf ausgesprochen wird, unerwiesen und unrichtig ist und das Bedürfniß zur Einführung dieses Gesetzes durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht begründet ist; zweitens, weil dadurch der Verkehr in Mühlenfutter theils an ganz unausführbare Bedingungen geknüpft, theils unnöthige Erschwerungen und Belästigungen erfahren würde, die in einer unnöthigen Vertheuerung der Waare ihren Ausdruck finden müßten; drittens, weil dadurch die Müller den vielseitigsten Chicanen und der Gefahr ausgesetzt würden, schon aus den unbedeutendsten Ursachen Verluste an Geld und Ehre zu erleiden; viertens, weil das Gesetz einseitig den Müllern alle Pflichten und Lasten, der Landwirthschaft aber alle Rechte beimißt; fünftens, weil die Müller sowohl den Standpunkt, von dem aus die landwirthschaftlichen Versuchsanstalten die Kleie beurtheilen, als auch die Art der Untersuchung für falsch halten und deshalb dagegen protestiren müssen, daß diesen Instituten ausschließlich die Begutachtung überlassen werde."

Der Verband Deutscher Müller.
Josef J. van den Wyngaert

Erwiderung.

Ich beginne mit der Bitte an den Leser, das früher von mir Gesagte nochmals durchzusehen und mit der vorstehenden Abwehr zu vergleichen; ich kann nicht sechs Seiten Details nochmals abdrucken lassen.

Nur generell: ich hatte ausdrücklich aus den amtlichen Protokollen citirt wie vor der Börsenenquetekommission von den Inhabern erster deutscher Handelsfirmen über die Beschaffenheit Dessen geurtheilt worden ist, was an der berliner Börse zeitweilig noch als „lieferfähig" gelten kann. Und ich habe damals gefolgert: wenn hiernach „dänischer, holländischer, türkischer Roggen voll Unkraut und Dreck, der überhaupt nicht zu vermahlen war", doch zuweilen noch als „lieferfähig" erklärt werden kann, daß dann der Rückschluß auf die Qualität der „nicht lieferfähigen", unter der Hand an die Mühlenindustrie gewanderten großen Getreidemengen jedem objektiven Beurtheiler wohl von selbst sich ergäbe.

In den Monaten, die seit der Veröffentlichung meines Aufsatzes verstrichen sind, vergißt auch ein aufmerksamer Leser die Einzelnheiten des Streites und darum mag es ferner gestattet sein, an meine früher gegebenen, von meinem Herrn Gegner heute nicht widerlegten Zahlen zu erinnern, wonach speziell bei der letzten berüchtigten Ueberschwemmung des berliner Marktes, im Herbst 1895, mehr als die Hälfte des überhaupt von den Gutachtern beurtheilten Roggens für „nicht lieferbar" erklärt worden war. Ob aber die 372 000 Centner allein in den zwei Monaten September und Oktober geächteten Roggens als „große Quantitäten" anzusprechen sind, gegenüber einem überhaupt nur rund 200 000 Cent-

Hosted by Google

ner monatlich betragenden Gesammtbedarf der berliner Mühlen: Das darf ich dem Urtheil des Lesers überlassen.

Meine erste Behauptung: „Der Roggenimporthandel bringt große Quantitäten gesundheitschädlichen Schundroggens ins Land", kann mein Herr Gegner also nicht damit widerlegen, daß er die etwas wunderliche Logik eines preußischen Ministers sich zu eigen macht: die Geschichte habe nichts zu bedeuten, denn die vom Professor Heinrich im russischen Roggen festgestellten 11 600 schädlichen Bakterienarten seien nach dem Urtheil des Kaiserlichen Reichsgesundheitamtes „nur zum Theil" schädlich und ferner seien einige schädliche Bakterienarten „auch am inländischen Getreide" von dieser Behörde entdeckt worden. Ich habe diese Darstellung im früheren Aufsatz schon gewürdigt und verstehe wirklich nicht, wie man, ohne zu verletzen, noch deutlicher werden könnte.

Mein Gegner beruft sich dann weiter auf die formellen Lieferung-Vorschriften an der berliner Börse. Da ist nun zu erwidern: die Vorschrift bei Roggen „712 Gramm pro Liter schwer", bezeichnet, was jedem landwirthschaftlichen Sachverständigen bekannt ist, an sich bereits ein sehr niedriges Qualitätmaß. Inländischer Roggen, wie er von den meisten deutschen Landgütern in normalen Erntejahren als Verkaufswaare abgegeben wird, wiegt 72—73 Pfund pro Neuscheffel; Das sind 720—730 Gramm pro Liter. Roggen also, der noch leichter als 712 Gramm wiegt, ist entweder mit zweiter Sorte (Hungerkorn, Rost- und Pilzbesatz u. s. w.) stark vermischt oder er ist an sich ursprünglich gut und vollkörnig, aber feucht. Dann erweckt seine gesundheitliche Beschaffenheit um so schwerere Bedenken, je längere Zeit zwischen Ernte (Drusch) und Verbrauch des Getreides liegt: bei ausländischem Getreide also in weit höherem Maße als bei inländischem. Wird feuchtes Getreide, wie es unter der Ungunst der Witterung 1896 allerdings auch in Deutschland vielfach geerntet wurde, bald nach dem Drusch im Speicher gehörig bearbeitet, dann läßt sich die Dumpfgährung und die in ihrem Gefolge auftretende Schimmel- und Bakterienbildung vollkommen vermeiden. Handelt es sich aber um feuchtes Getreide, das nach weitem Transport und Wochen oder Monate langem Lagern in Standkähnen erst durch eine nachträgliche „Bearbeitung und Lüftung" wieder auf das erforderliche Mindestgewicht gebracht werden soll, dann würde, selbst wenn Das gelingt, die Waare in ihrer übrigen qualitativen Beschaffenheit doch bereits als nahezu verdorben zu bezeichnen sein. Darum wird auch diese einmal von den Sachverständigen abgewiesene Waare nur selten, nach Mischung und Bearbeitung, wieder vor die Gutachter gebracht, sondern sie wird, der Regel nach, unter Minderwerthberechnung an die Mühlen gegeben. Das beweisen die statistischen Zahlen über die Gesammtzufuhr, die Ankündigungen, die Beurtheilungresultate und der Verbleib im Getreideverkehr am berliner Platz, aus Denen ersichtlich ist, daß die enormen Mengen der in den einzelnen Monaten als schlecht qualifizirten Roggenzufuhren, nachdem sie ihren Zweck, die offizielle Preisnotirung zu senken, erfüllt haben, in den folgenden Monaten nicht wieder im offiziellen Verkehr auftauchen, sondern in ihrer weitaus größten Menge spurlos verschwinden . . . vermuthlich aber nicht in der Spree.

Es läßt sich beim hier beschränkten Raum eine umfangreiche Statistik nicht wiedergeben. Aber einige Zahlen mögen das Behauptete doch beweisen.

Hosted by Google

Es wurden bei Roggen

	überhaupt gekündigt	davon beurtheilt	davon lieferbar befunden	davon als schlecht erklärt
im September-Oktober 1895	1 269 000 Ctr.	660 000 Ctr.	288 000 Ctr.	372 000 Ctr.
„ November 1895	166 000 „	34 000 „	25 000 „	9 000 „

Man beachte nun: selbst wenn man die nahezu unmögliche Voraussetzung machen soll, daß von den im November überhaupt neu angekündigten 166 000 Centnern nicht ein Korn aus der regulären neuen Marktzufuhr dieses Monats und aus den noch unberührten Lagerbeständen — diese betrugen nach der Statistik eine Million Centner! — genommen worden sei, sondern daß diese Neuankündigung vollständig den vorher zurückgewiesenen Qualitäten entstamme: so bleiben davon noch immer 206 000 Centner, die unter der Hand einen freundlichen Nehmer gefunden hatten, denn die weitere Verfolgung der Statistik ergiebt unter Berücksichtigung der neuen Zufuhren und der daraus resultirenden neuen Beanstandungen immer die gleiche Schlußrechnung. Daß nun diese unter der Hand in die Mühlen gewanderte Waare dort nur nach schärfster Bearbeitung und starker Mischung mit guter, trockener Waare überhaupt erst mahlfähig wird, Das habe ich in meinem ersten Artikel selbst bereits ausgesprochen, — aber ich habe dort auch betont, daß damit die qualitativen Mängel der einmal schlecht gewordenen Waare nicht von den Endprodukten: Mehl und Kleie, ferngehalten werden können.

Nun sagt allerdings mein Gegner: die qualitativ mangelhafte Waare komme weniger aus dem Auslande als vielmehr gerade aus dem Inlande an den berliner Markt. Das ist, mit Verlaub, nicht richtig. Die von der brandenburgischen Landwirthschaftkammer aufgestellte, sehr sorgfältige Statistik hat erwiesen, daß inländisches Getreide in nennenswerther Menge überhaupt nicht mehr an den berliner Markt geführt wird. Es konnte eben der dolosen Konkurrenz der von manchen berliner Importhäusern hereingebrachten Schundwaare längst nicht mehr Stand halten. Und daß diese, an einigen zwanzig Provinzialplätzen erhobenen Ermittelungen zutreffen, ergiebt die berliner Zufuhrstatistik, wonach beispielsweise 1895 dem berliner Platz

überhaupt zugeführt wurden 1 931 000 Dopp.-Ctr. Roggen,
davon mit der Bahn . . . 107 000 „ „
und auf dem Wasserwege . 1 824 000 „ „

Daß aber Bahnzufuhr mit Inlandszufuhr und Wasserzufuhr mit Auslandszufuhr für Berlin im Ganzen identisch sind: Das wird auch mein Herr Gegner wissen.

In dem unserer Kontroverse zu Grunde liegenden Flugblatt des „Schutzverbandes" sagt Herr Kommerzienrath Schütt: „Von Schundroggen kann keine Rede sein, den bringt kein vernünftiger Mensch nach Berlin, er müßte denn Freude daran haben, sein Geld los zu werden." Und auf dieser Voraussetzung fußt auch mein Gegner in seiner Abwehr. Da giebt es nur zwei Erklärungmöglichkeiten. Entweder Herr Schütt, der seit Jahren als Mitglied der Kaufmannschaft im Vorstande der berliner Produktenbörse amtirt, weiß thatsächlich noch nicht, was nachgerade Jedermann weiß: daß die Thätigkeit der Importeure, wie Cohn & Rosenberg, nicht auf die Waare als Selbstzweck, sondern nur auf die Waare als Mittel zum Zweck des künstlichen Preisdruckes bei Auslösung der Papierkornverkäufe gerichtet ist und daß diesem Endzwecke die herangeschleppte ausländische Waare um so besser dient, je geringer ihre Qualität ist, —

Hosted by Google

innerhalb einer Grenze allerdings, die die Waare überhaupt noch als „Roggen" erkennbar macht. Reinkulturen von Pilzen, ohne noch anhaftende Körner, sind gewiß dafür nicht brauchbar. Endlich: daß es diesen Importeuren in der That um so lieber ist, je mehr Geld sie bei der Weitergabe ihrer „effektiven Waare" verlieren, weil eben nach der Technik des modernen Börsenspielgeschäftes ihr Gewinn an Papierkorn immer das Mehrfache jenes Verlustes betragen muß. Wenn aber der Börsen-Aelteste Schütt all Das noch nicht weiß, dann kann eine bessere Rechtfertigung der agrarischen Bestrebungen auf Theilnahme an der Börsenaufsicht schlechterdings nicht erdacht werden. Die andere Möglichkeit ist: Herr Schütt weiß diese Dinge und kennt die Vorgänge an der Börse, weiß dann auch, daß es ein Theil der Großmühlenindustrie ist, der materiellen Vortheil aus solchen Zuständen zieht. Wer nun die Großmühlenfirma F. W. Schütt nicht kennt, müßte dann folgern, daß es ein eigenes, materielles Interesse sei, was den Herrn veranlaßt, offen daliegende Thatsachen zu übersehen, die Produktenbörse rundweg in Schutz zu nehmen und sogar, als Verfasser der bekannten Resolution, an der Spitze der Kinder des modernen Verkehres nach dem Feenpalast auszuwandern. Aber ich halte trotz diesem neuesten, sehr überraschenden Vorgange an dem früher hier bereits geäußerten Urtheil durchaus fest, weise die Unterstellung eines eigenen materiellen Vortheiles für die Erklärung des Verhaltens des Herrn Schütt nach wie vor ab und betone hiermit, daß im vorliegenden Streit noch Niemand, weder ich noch der erste Urheber, gegen Herrn Schütt persönlich oder gegen dessen Mühlenfirma sich gewandt hat, daß vielmehr für die Träger der nicht sauberen Manipulationen in Berlins Getreidehandel und Mühlenindustrie, die bekanntlich bis Tegel reicht, die ganz ausdrücklichen Namensbezeichnungen immer gegeben worden sind.

Wenn nun einwandfrei anständige Persönlichkeiten, unter dem Druck des Terrorismus der Börsenjobber und ihrer Presse, neuerdings mit diesen Herren sich solidarisch erklären und sich zu Sachwaltern solcher Zustände machen, so empfinden wir Agrarier darüber eben nur ein sehr herzliches Bedauern, staunen über das Maß des Einflusses, den solcher Terrorismus auf ehrbare Kaufleute zu üben vermag, geben indessen diesen Persönlichkeiten gegenüber die Hoffnung auf die Einkehr besserer Erkenntniß durchaus nicht auf. Es ist uns aber verständlich, warum in ihrem leipziger Fachorgan „Deutscher Müller" die Klein- und Mittelmüller erstens aufs Heftigste dagegen protestiren, daß der Vorstand des Deutschen Müllerverbandes etwa die Versuche begünstige, die der Börsenhandel anstellt, um die Produktenbörsenreform zu umgehen oder abzuschwächen; zweitens dringend fordern, daß der Import ausländischen Getreides nach Möglichkeit beschränkt werde; drittens die Vertretung des Müllereigewerbes im Börsenvorstande durch lediglich der Großindustrie entnommene Vertreter scharf bekämpfen und dafür Vertreter aus der Mittel- und Klein-Industrie fordern.

Damit kann ich den ersten Punkt unserer Kontroverse verlassen und zum zweiten und dritten mich wenden. Hier betone ich vorweg: ich habe es in meiner früheren Abhandlung ausdrücklich ausgesprochen, daß wir, abgesehen von den nach der heutigen Gesetzgebung ja schon strafrechtlich verfolgbaren direkten Betrugsfällen, gegen keinen Müller den Vorwurf persönlicher Unehrenhaftigkeit daraus herleiten, daß er, gemäß den im Mühlengewerbe ganz allgemein geübten „Usancen",

Hosted by Google

den Landwirthen theils werthlose, theils direkt gesundschädliche Stoffe für gutes Geld als „Futterstoffe" abliefert. Der einzelne Müller ist hierbei vollkommen durch den offiziellen Beschluß des Deutschen Müllerverbandes gedeckt, der klipp und klar es ausspricht: „Kleie ist ungereinigtes Getreide minus Mehl", und der es ausdrücklich abgelehnt hat, die landwirthschaftliche Forderung zu acceptiren: „Kleie ist bestgereinigtes, mahlfähiges Getreide minus Mehl". Man wird aber gestatten müssen, daß wir Landwirthe uns diese Müller-Usance nicht länger gefallen lassen und daß wir, nachdem gütliche Verhandlungen nicht zum Ziele führten, nun die Gesetzgebung anrufen. Und dafür machen wir geltend: es ist nicht wahr, was die Müller behaupten, daß sie den im unvermahlenen Getreide beim Ankauf enthaltenen Unrath als Fruchtkorn mitbezahlen müssen. Jeder weiß, daß ein Centner Korn gegenüber dem Normal-Marktpreis für gute Waare um so billiger vom Händler oder Müller erkauft wird, je mehr Unrath in der Frucht sich findet, und zwar sinkt der Preis nicht einfach proportional dem Unkrautbesatz, sondern in steigendem Verhältniß. Bedingen 5 Prozent Besatz 5 Prozent Preisabzug, dann bedingen 10 Prozent Besatz schon 15 bis 20 Prozent Preisabschlag. Wenn also der Müller den nicht bezahlten Unrath, nachdem er ihn zur Vornahme des Mahlprozesses aus dem Getreide entfernt hatte, hinterher der Kleie absichtlich wieder zumischt und uns als Viehfutter verkauft, so wäre Das selbst dann schon ungerecht, wenn jeder Landwirth im Kleinhandel nur genau den Unrath aus dem von ihm selber zum Verkaufe gebrachten Getreide zurückempfinge. Um so ungerechter aber ist es, wenn Hinz als Futterkleie bezahlen soll, was Kunz dem Müller als Unrath umsonst ins Haus brachte; oder wenn Hinz und Kunz zusammen das Zeug bezahlen sollen, das Cohn & Rosenberg im Lieferroggen aus Rußland und aus der Türkei hereingebracht hatten. Wenn die Mühlen an ihrer Usance festhalten, weil sie auf die Geldverwerthung dieser umsonst ihnen gewordenen Abfallstoffe nicht verzichten wollen, so nannte ich Das eben knapper und klarer: Gewinnsucht. Und wenn mein Herr Gegner sagt, ohne diese Usance könne die deutsche Müllerei die Konkurrenz mit der nach den selben schlimmen Grundsätzen handelnden ausländischen Müllerei nicht aushalten, — so ziehen wir Agrarier daraus nur die Folgerung, daß man die ausländische Waare einfach nach den gleichen Grundsätzen an den Grenzen zu prüfen und bei Mangel an Güte schlankweg zurückzuweisen haben würde.

Was gegenüber dem gezahlten Kornpreise in gerechter Relation auf den Mehlpreis und auf den Preis einer gesunden, unverfälschten Futterkleie dann entfällt, Das wird die Landwirthschaft gern bezahlen, denn sie weiß dann, daß sie nur bezahlt, was wirklichen Werth für sie hat. Möchten doch die Müller wenigstens aufhören, ihren Widerstand damit zu begründen, daß sie uns Landwirthen einreden, es läge in unserem eigenen Interesse, im besten Falle werthlosen, oft aber direkt schädlichen Unrath um gutes Geld bei ihnen einzutauschen!

Zu den abschwächenden Ziffern des Verbandes Deutscher Müller bemerke ich noch: Es giebt weder Landwirthe noch landwirthschaftliche Kontrolstationen, die eine Futterkleie beanstanden werden, wenn sie, entsprechend dem Resultat in jener sächsischen Mühle, nur wenige Zehntelprozente fremden Besatzes enthält. Nicht die — selbst bei der heute so hoch entwickelten Mühlentechnik noch nicht erzielbare — absolute Reinheit der Kleie steht bei unserer Forderung in Frage,

Hosted by Google

sondern es handelt sich darum, daß man den beim Reinigungprozeß thatsächlich bereits — so gut oder so schlecht es eben gelang — aus dem Getreide entfernten Unrath hinterher nicht wieder zusetzen soll. Ob Das aber geschehen ist, dafür bieten die mikroskopische Untersuchung und der Prozentsatz des Besatzes sichere Kennzeichen; und nicht um Zehntelprozente, sondern um Vollprozente handelt es sich hierbei. Wenn man aber von den „sehr vereinzelten" Fällen spricht, die zu gerechter Beanstandung nur Anlaß gäben, so füge ich dem früher gegebenen Beweismaterial hier nur die Resultate aus vier deutschen Kontrolstationen aus den Jahren 1893 bis 1896 noch an.

Es sind Roggenkleieproben:

		überhaupt untersucht:	davon beanstandet:	davon waren stark verunreinigt bezw. direkt verfälscht:
in der Kontrolstation	Möckern	867	427	256
" " "	Jena	124	39	21
" " "	Halle	421	318	198
" " "	Pommritz	321	158	68
	Summa	1733	942	543
			= 54 Prozent	31 Prozent.

Wenn es in der Landwirthschaft noch einige Tröpfe giebt, die den in der eigenen Wirthschaft erzeugten Unrath als „Futtermittel" benutzen — und daß es so ist, gebe ich gern zu —, so folgt daraus doch noch nicht, daß nun auch alle anderen Landwirthe sich solchen Unrath von den Müllern einhandeln müßten. Und ob solcher Unrath, ob insbesondere Rade, Mutterkorn, Rost- und Brandpilzkörner nicht nur werthlos, sondern direkt gesundheitgefährlich seien: dafür verweise ich auf die in der einschlägigen Literatur veröffentlichten Urtheile der Professoren Pott, Nobbe, König, Holdefleiß, Möller und Anderer.

Ein Schlußwort, das vielleicht Versöhnung anbahnen kann. Wir wünschen keineswegs, daß die von uns geforderte gesetzliche Wiederherstellung reeller Grundsätze im Dünger- und Futtermittelhandel bei der gesetzgeberischen Ausführung in ungeschickte Formen gekleidet werde, die eine Drangsalirung des reellen Handels bewirken und auch den Wohlmeinenden dem Gefängniß aussetzen. Und daß der vorliegende Gesetzentwurf der Regirung in nahezu allen Stücken berechtigten Einwendungen nach dieser Richtung hin unterliegt, daß darum die von der Müllerei, der Kunstdüngerindustrie und dem Zwischenhandel gegen diesen Gesetzentwurf erhobenen Einwendungen zu einem sehr großen Theil berechtigt sind: Das habe ich schon vor einem halben Jahre in einer Monographie über diesen Gegenstand in dem von mir herausgegebenen Blatte, in „Fühlings Landwirthschaftlicher Zeitschrift"*), ausführlich nachzuweisen gesucht. Wenn das selbe Maß von Objektivität, das wir, trotz der Vergiftung der Diskussion durch eine nichtswürdige Presse, dem soliden Handel gegenüber immer anzuwenden uns bestreben, dort auch gegen uns beobachtet würde, dann könnte es, nach menschlicher Vernunft, eigentlich immer nur zwei Parteien auch im wirthschaftlichen Streit geben: die aller Anständigen gegen die der Anderen.

*) Heft 16, Jahrgang 1896. Leipzig bei Hugo Voigt.

Steglitz. Edmund Klapper.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Stuttgart, F. Enke. 1896.

Für unsere Zeit ist es mehr als je nöthig, in der Begründung von Theorien und ganzen Disziplinen lediglich induktiv zu verfahren und nicht den trügerischen Einflüsterungen einer gestaltungskräftigen, phantastischen Spekulation zu folgen. Dieser empirische Grundsatz ist auch in der vorliegenden Darstellung streng festgehalten worden; nur der Einblick in die Geschichte der Ethnologie und damit in die verschiedenen Faktoren, die hierfür in Betracht kommen, kann uns ein vorurtheilfreies Verständniß für die vielseitigen und großen Ziele erschließen, die diese Wissenschaft verfolgt. Wenn ich bei dieser kritischen Analyse außer Lafitau und Loskiel in der Hauptsache mich auf die Mitte und das Ende des vorigen Jahrhunderts beschränkt habe (betreffs der ethnographischen Voruntersuchung), so geschah Das mit gutem Bedacht, weil uns jetzt erst der umfassende Rundblick über die Oekumene (um einen Ausdruck von Ratzel zu gebrauchen) eröffnet wurde und weil, bei aller thränenreichen Sentimentalität, doch das vorige Jahrhundert reich an epochemachenden Leistungen ist, deren Nachwirkungen noch wir verspüren. Man denke nur an die eine Gestalt des Jean Jacques Rousseau! Daß deshalb hier die kulturgeschichtliche Perspektive sehr ausführlich gewürdigt ist, versteht sich von selbst; enthält sie doch viele der fruchtbarsten Keime, aus denen unsere heutige Völkerkunde erwachsen ist. Nicht minder bedurfte die philosophische Beleuchtung der Probleme durch Herder und Schiller einer nachdrücklichen Betonung. Maßgebend war aber für mich die große sozialpsychologische Auffassung, wie sie zuerst durch den einsamen Denker Giambattista Vigo in seinen aus dem Jahre 1725 stammenden Grundzügen einer neuen Wissenschaft über die Natur der Nationen versucht ist. Bei aller Weitschweifigkeit und Unbehilflichkeit des Ausdruckes finden wir hier die elementaren Ansätze, die Comte dann weiter entwickelte und die Schaeffle und viele Andere nach ihm auf Nationalökonomie und Staatsrecht übertragen haben. Von diesem Standpunkte aus erfolgt dann die Einführung in die eigentliche Völkerkunde, deren Vertreter (von Waitz und dem Altmeister Bastian an) der Reihe nach geschildert werden. Damit habe ich mir erst das Recht gesichert für den zweiten Theil meiner Untersuchung, für den Versuch, den Begriff und die Aufgabe der Völkerkunde streng induktiv zu entwickeln (Einheit des Menschengeschlechtes, nach physischer und psychischer Seite hin, die materielle und geistige Kultur in ihrem ganzen Aufbau u. s. w.); endlich der dritte Abschnitt entwirft in großen Zügen die Beziehungen der Völkerkunde zu anderen, verwandten Wissenschaften, die für ihre Entwickelung mehr oder minder bedeutsam geworden sind. Gerade dies Moment ist nicht scharf genug ins Auge zu fassen, da die gewöhnliche Gleichgiltigkeit, die dem gesunden, auf gegenseitige Wechselwirkung der Wissenschaften basirenden Fortschritt hemmend gegenübersteht, Dies übersieht und damit den alten Schlendrian bestehen läßt. Vielleicht trägt auch die vorliegende Darstellung, die sich, über den Kreis der eigentlichen Fachgenossen

Hosted by Google

hinaus, an die weiten Kreise der Gebildeten wendet, dazu bei, diesen Uebelstand, der mit einer gewissen akademischen Verzopfung zusammenhängt, zu beseitigen.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Shakespeare in seinen Sonetten. Verlag von Hermann Haacke. Leipzig.

Will sich Jemand recht amusiren, so rathe ich ihm, einmal die verschiedenen Hypothesen über die Sonette des großen Briten, z. B. von Goedeke, Krauß und neuerdings die des vom Bacon-Bacillus schrecklich vergifteten Herrn Häfker zu lesen. Eigentlich sind alle diese Hypothesen keiner ernsten Wiederlegung werth. Anders steht es mit den bedeutenden Shakespeareforschern Delius, Gildemeister und Bodenstedt. Diese Männer verdienen entschieden Beachtung. Ich habe mich daher bemüht, sie gründlich zu wiederlegen, wobei ich zu meinem Bedauern öfter nicht umhin konnte, einen schärferen Ton anzuschlagen, als mir selbst lieb war. Doch die Wahrheit forderte es. Etwas besonders Neues in meiner Arbeit gebracht zu haben, schmeichele ich mir nicht. Was ich sage, haben schon Gervinus u. A. verkündet. Meine Absicht war nur, der autobiographischen Theorie in der Sonettenfrage neue Anhänger zu gewinnen und zur Klärung dieser Frage beizutragen.

Jena. Eberhard Freiherr von Dankelmann.

Kant als Mystiker?! Verlag von Hermann Haacke. Leipzig.

Ich habe mir in meiner kleinen Schrift die Aufgabe gestellt, einen Hauptvertreter des Spiritismus, Herrn Dr. du Prel, der in der „Zukunft" behauptet hat, Kant habe mit dem Geisterseher Swedenborg harmonirt und die Weltanschauung des großen Philosophen sei eine mystische gewesen, aus Kants „Träumen eines Geistersehers" selbst zu wiederlegen, — was mir nicht allzu schwer geworden ist. Um Herrn Dr. du Prel einen Gefallen zu thun, habe ich von Kants „Träumen eines Geistersehers" den zweiten Theil, der historisch ist, nicht erwähnt, da ich glaube, daß die Interpretation des dogmatischen Abschnittes genügt, um die Verkehrtheit der Behauptung des Herrn Dr. du Prel, Kants Schrift über Swedenborg sei ernsthaft gemeint, nachzuweisen. Den Brief Kants an Fräulein von Knobloch habe ich, als für die Wissenschaft von gar keiner Bedeutung, übergangen.

Jena. Eberhard Freiherr von Dankelmann.

Westfälische Gedichte. Zweite Auflage. Albert Ahn, Berlin, Köln, Leipzig.

Aehnlich den verwandten alemannischen Gedichten von Hebel haben auch diese im westfälischen Dialekt geschriebenen Dichtungen das ländliche Leben und die ländliche Natur zum Gegenstande. Da wird z. B. vom Hirten der säumige Mai aufgefordert, doch endlich vom Schlaf aufzuerwachen, weil schon längst der Kukuk geschrieen und das Veilchen längst am Blühen; er soll keine Angst haben und nur mal aus der Erde hervorgucken: keine Kälte thäte ihm was, kein April-

Hosted by Google

schauer gösse ihn naß; und da kommt er denn auch schon, der Wundermann, mit dem grünen Höschen an und dem bunten Blumenrock und bekränzet Hut und Stock. Oder der Mond, der alte Gneesepott, wird ob seines Hagestolzenthumes verspottet, daß er nicht wagt, an sein Abendsternchen sich heran zu machen und ihm ein Mäulchen zu geben, aus Angst, Mutter Sonne möge kommen und ihm eins drüberziehen; da wird denn dem lieben Himmelsdirnchen das Warten zu viel; es läßt ihn allein, allein zu frein, beim Eulenschrein. Da ist weiter die Rede von des Windes vielfacher Bethätigung im Haushalte der Natur, gleich dem Oberknechte auf westfälischem Schulzenhof; vom Mai als des Herrgottes himmlischem Gärtner auf Erden; vom Teufel als Gewittermacher, der vom Herrgott gehörige Prügel kriegt u. s. w. Und eine Reihe von Lebensbildern heiteren und ernsten, komischen und tragischen Inhaltes giebt in Lied, Parabel und Ballade Kunde vom Leben und Weben der Leute auf dem Lande. Mögen zwei kleine Proben zeigen, wie gut der Dialekt meiner Heimath geeignet ist, aus poetischem Naturgeist zu mythischen Anschauungen naiv sich verkörpernde Gebilde plastisch darzustellen und damit zugleich die Charakterart des westfälischen Volkes wiederzugeben.

De Wolken.

Wat se jaget, wat se driwet,
Wat se rennt in Sus un Brus,
Wat se fleigt, de Water-Pärde,[1])
Dat se ilig kumt na Hus!

Sturmwind driff se met de Pitske
An den Hiemel vär sik hen,
Driff se na dat graute Water,
Wo de swatten Pärde den.[2])

Mönken krigg en hellsken Schrecken,
Löpt so hennig[3]) as[4]) he kann:
Wenn de Dirs em öwerränunten,
Wör he jä'n verlornen Mann!

Bur holl stur!

Min Fell is grof,
Min Härt is fin,
Ik mögg üm Alls
Nich anners sin!

Ik sin en Bur
Vom platten Land,
Dräg Hansken[5]) nich
An mine Hand.

Doch Holsken[6]) dräg
Ik an min Föt.
Den Härgott dräg
Ik int Gemöt.

O wahr Di, Här,
Vör'n growen Bur:
Wo de Di päck,
Da hält he stur!

[1]) Wasser-Pferde. [2]) her. [3]) eilig. [4]) als. [5]) Handschuh. [6]) Holzschuh.

Köln. Dr. Herman Wette.

Quartett für Klavier, Geige, Bratsche und Violoncell von Anton Beer, opus 8, bei Schmid Nachfolger (N. Hensel), München.

Von allen schaffenden Künstlern ist dem Komponisten das härteste Loos beschieden. Dem Maler, dem ein Bild gelungen ist, fällt es meistens nicht gar so

Hosted by Google

schwer, sein Werk irgendwo ausgestellt und vor Kenner gebracht zu sehen. Auch dem Dichter ist, wenn er nicht allzu entlegene Wege betritt, bei der großen Nachfrage nach erzählenden und dramatischen Werken immerhin häufig die Möglichkeit geboten, gedruckt und gelesen zu werden. Wir armen Komponisten müssen nicht nur gedruckt, wir müssen auch aufgeführt, gut aufgeführt werden. Was Das bedeuten will, kann nur Der ermessen, der als Musiker ohne Protektion und ohne Verbindung mit „maßgebenden Kreisen" seinen Weg machen mußte. Ich selbst genoß ja den Vorzug, durch Freunde und Anhänger in der Presse der öffentlichen Aufmerksamkeit nachdrücklich und wiederholt empfohlen zu werden. Das ist aber nicht ganz das Richtige und wirkt manchmal, trotz bestem Willen, geradezu schädlich. Der normale Weg führt in entgegengesetzter Richtung. Normaler Weise wird der Musiker erst aufgeführt und dann gelobt, — vorausgesetzt, daß sein Werk überhaupt der Anerkennung würdig ist. Ich wurde gelobt, zu sehr gelobt, und harre nun der Aufführung. Die ostentative Huldigung der Anhänger und Freunde, so gut sie gemeint ist, hat auch ihr Mißliches. Die Erwartungen der ferner Stehenden werden überspannt und die Unbefangenheit schwindet.

Jetz ist eine meiner Arbeiten im Druck erschienen: ein Quartett für Klavier, Geige, Bratsche und Cello. Das Werk entstand vor vier Jahren, in einer Zeit, wo ich eben anfing, den Klassizismus in mir zu überwinden. Dem kundigen Hörer wird nicht entgehen, daß ein kleiner Rest von Schulweisheit noch zurückblieb. Wenn meine Meinung in diesem Falle überhaupt in Betracht kommt und meine Objektivität dem eigenen Werke gegenüber durch die inzwischen vergangenen Jahre genügend verbürgt erscheint, so möchte ich glauben, daß der erste Satz der am Wenigsten gelungene ist. Die Arbeit tritt in ihm noch zu sehr hervor und giebt ihm zuweilen ein abstraktes Gepräge (abgesehen vom zweiten Thema und einem dritten, heiteren Schlußthema, das sich bis zu hellem Jubel steigert). Vielleicht ist es mir aber gelungen, in das Adagio Etwas von eigener melodischer Erfindung hineinzulegen. Ich bin mir wohl bewußt, daß dem fugirten Intermezzo eben dieses Satzes noch ein kleines Zöpfchen anhängt. Auch der trioartige weiche Gesang, der den dritten Satz, ein Presto scherzando, unterbricht, ist nicht frei von eklektischen Bestandtheilen. Er zeigt eine Hinneigung zu Schumanns Lyrik. Ich hoffe aber, daß das Eigene überwiegt und daß vor Allem die heitere, in ununterbrochenem Flusse sich ergehende Stimmung des letzten Satzes ein Bischen zu meinen Gunsten spricht. Zum Schluß wird ein gravitätischer, humoristisch gemeinter Marsch eingeführt, dessen Melodie sich aus dem Hauptthema herleitet und der mir selbst besonders ans Herz gewachsen ist. Als Ideal schwebte mir bei der Konzeption dieses und aller späteren Werke vor, Süßlichkeit und Ueberspanntheit gleichmäßig zu vermeiden, die Errungenschaften Wagners selbständig in mir zu verarbeiten und nach Kräften eigenen Charakter zu wahren. In diesem Sinne darf ich das Quartett wohl als eine Vorstufe zu der Oper „Don Quixote" bezeichnen, an der ich jetzt arbeite und mit der ich ein umfassendes künstlerisches Glaubensbekenntniß ablegen möchte.

München. Anton Beer.

Hosted by Google

Spekulation und Industrie.

Ueber Lebhaftigkeit oder Stille des Effektenverkehres kann man jetzt die verschiedensten Aeußerungen hören. In Berlin haben die Banken recht reichlich zu thun, wenn auch ihr Aktienkurs je nach dem täglichen Gründungsgerücht poussirt oder gehalten wird. Die ersten Bankiers, wie z. B. Bleichröder, werden wegen eines höchst klugen Cirkulars an die Kundschaft gerühmt, das aber nach älterem Muster aus nichtpreußischen Gegenden angefertigt ist. Die Mittelfirmen zeigen, daß sie sich das nöthige Geld zur Lombardirung ihrer Kommissionkäufe wohl oder übel noch immer zu verschaffen wissen. Aber da sind die Kleinen, die nicht vorsichtig genug in der Wahl ihrer Väter waren. Wo sie es zu selbständigen Häusern gebracht haben, verfallen sie in eine Art Starre, und wo sie Makler sind, wandern sie von der Börse aus. Ein ähnliches Verhältniß wie in Berlin, nur nicht in so großem Stil, wird für Frankfurt konstatirt. Allerdings haben da die Bankleute schon lange die Gewohnheit, zu klagen und neidvoll auf Berlin zu verweisen, als den einzigen Platz, dem die neuen Einschränkungen schließlich nichts schaden würden.

An sich hat das rasche Verschwinden des sehr regsamen Neujahrsgeschäftes mit dem Beginn der Aera des Börsengesetzes wenig zu thun. Um diese Zeit ist es selten lebhaft gewesen, wie auch die Inseratenerfahrungen der auf den Handel angewiesenen Blätter seit vielen Jahren bezeugen können. Da, wo wirklich große Umsätze stattfinden, läßt es sich für den außen Stehenden schwer feststellen, ob die Käufe von $3^1/_2$ prozentigen Konsols neue Anlagen oder nur den Ersatz für die konvertirten vierprozentigen betreffen. Herr Miquel hat diese Konversion so geschickt durchgeführt, daß fast jede Bankenprovision dabei erspart werden konnte. In der spekulativen Abtheilung der Börse machten sich einige Baissseengagements bemerkbar; auch die starke Steigerung von Veloce-Aktien dürfte mit auf Deckungskäufe zurückzuführen sein. Im Uebrigen haben es die Fixer schon wieder zu einer solchen Legendenbildung gebracht, daß man sich scherzhaft von dem neuen Börsen-Kommissar erzählt, seine erste Frage beim Eintritt in die berliner Börse sei gewesen, wo denn hier die Contremine stehe. Es ist immerhin beachtenswerth, daß Diskonto-Kommandit nicht recht ins Steigen kommen wollten; als ob die Weigerung einzelner Unbetheiligter, weitere Einzahlungen auf das pariser Popp-Unternehmen zu leisten, so tragisch zu nehmen wäre. Die übrigen Bankaktien scheinen sich, wie einzelne Industriepapiere, zu Spezialitäten herauszubilden. Heißt es von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, sie erhöhe ihr Kapital — was eben so räthselhaft wäre wie die rasche Verschmelzung mit Siemens & Halske, von der jetzt gemurmelt wird —, so kauft alle Welt Deutsche Bank, der aus der Reorganisation der Northern-Pacificbahn ein Gewinn von fünf Millionen nachgerechnet wird. Wird irgend ein neues Expansiongelüsten von Loewe oder der Union gemeldet, so kauft man Darmstädter Bank oder Handelsgesellschaft. Diese Gesellschaft scheint mit elektrotechnischen Projekten ganz besonders beschäftigt zu sein, trotzdem dort neben Herrn Fürstenberg als Direktor auch Herr Emil Rathenau als Verwaltungrath sitzt. Vielleicht gehen die neuen Umwandlungen auf diesem Gebiete überhaupt mehr von der Agioneigung der Finanzleute als von dem Gründungbedürfniß der technischen Firmen aus. Denn der Elektriker weiß nur zu gut, daß ihm wenige Millionen im Wettbewerb heute nicht mehr nützen können. Mir scheint, daß bei manchen dieser Bestre-

Hosted by Google

bungen eine bisher noch nicht große Gesellschaft thätig ist, die durch ihre Rührigkeit zwar schon einige wichtige städtische Centralen in letzter Zeit erhalten hat, aber sich doch wohl schwach genug fühlt, um es noch mit einer Reihe von Anlehnungen zu versuchen. Uebrigens wird mit den elektrischen Bahnen keineswegs immer ein Beschleunigungverfahren verbunden. Oft giebt es in den allermodernsten Großstädten einen Polizeipräsidenten, der nicht nur eine Ehre darein setzt, jedes neue Stück von Ibsen strengstens zu prüfen, sondern der auch über die Gestattung von Accumulatorenwagen gründlich nachzudenken pflegt. Wir haben ferner lebhafte Verkehrscentren, wie z. B. Gladbach, in denen trotz ausgesprochenem Verlangen der Bürgerschaft die Einrichtung des elektrischen Betriebes dennoch nicht vom Fleck kommt. Bemerkenswerth dürfte endlich die auswärtige Konkurrenz sein. So nimmt man z. B. für die elektrische Umwandlung der frankfurter Trambahnen ihren brüsseler Aufsichtrath in Aussicht und bei Lieferung von vielen tausendpferdigen Dampfmaschinen bezahlt man sogar eine schweizer Firma bedeutend besser als heimische, — unter der Bedingung der rascheren Fertigstellung.

Damit langen wir bei dem bedeutsamsten Umstande der heutigen Industriebewegung an: ihrer Ueberhäufung mit Aufträgen. So sagte mir dieser Tage der deutsche Vertreter eines der größten auswärtigen Eisenwerke, er habe in diesem Januar bereits mehr Abschlüsse — oder zunächst Anfragen — erhalten als im ganzen vergangenen Halbjahr, das doch schon ungewöhnlich gut war. Alles will Dampfkessel oder neue Anlagen haben, — und die Fabriken können nicht mehr. Eben ist es vorgekommen, daß eine städtische Centrale eine 1500pferdige Maschine bis Ende dieses Jahres neu einzustellen wünschte und daß z. B. die augsburger Maschinenfabrik wegen Beschäftigung für die nächsten achtzehn Monate ablehnen mußte. Als interessanter Kartell-Umstand sei noch erwähnt, daß dieses große Unternehmen gegen eine Firma in Stuttgart-Berg nicht submittiren wollte, was also umgekehrt wohl gleichfalls eingehalten wird. Vor Allem in der Textilindustrie zeigt sich das Bestellungfieber. In den Spinnereien setzt man die Spindeln auf doppelte Touren oder kauft neue Spindeln; in jedem der beiden Fälle braucht man neue Kraft-Turbinen oder Dampfkessel. Dabei nimmt die Zahl der Spinnereien selbst beträchtlich zu; keineswegs wegen des drängenden Bedarfes, sondern wegen des glatten Betriebes. Sein Garn setzt man doch an die Webereien ab und erst diese haben dann die Mühe, die Manufakturwaarenhändler des In- und Auslandes bereisen zu lassen. Recht häufig machen die Söhne der Webereibesitzer sich selbständig, damit nicht ein Fremder ein Konkurrenzunternehmen schaffe, und dann drückt wieder ein Geschäft mehr auf den Markt. Gern giebt man jetzt auch 15 000 bis 20 000 Mark für Spannrahmen aus, die nur den Zweck haben, den billigen Wollen- und Baumwollenwaaren durch Beschwerung mit Chemikalien einen anderen Charakter zu geben und sie länger zu recken. In Wirklichkeit verliert dadurch die Waare allen Halt, aber sie ist sonst kaum zu verkaufen, während bis vor wenigen Jahren dieses ganze Appreturverfahren als schwindelhaft galt.

Man hört mitunter, die Ueberproduktion sei nicht zu fürchten, denn der Arbeiter könne, wenn es ihm gut geht, ja auch viel kaufen. Aber von wesentlich verbesserten Lebensbedingungen der Arbeiter merkt man einstweilen noch nichts. Lohnerhöhungen von erheblicherem Umfange sind sogar bei den Grubenleuten noch nicht eingetreten. Ich glaubte eigentlich, die Zechen würden jeder Ansammlung von

Hosted by Google

Unzufriedenheit vorbeugen, — durch eine Reihe kleiner Hinaufsetzungen, die als Ganzes aber nicht zu verachten wären. Möglich würde Das freilich nur durch die einheitliche Handhabung der Angelegenheit und durch das Syndikat, das dem einzelnen Betrieb solche Beschlüsse gewissermaßen diktiren könnte. Wenn wir z. B. jetzt in Hamburg gerade bei dem Rhederei-Verbande das Gegentheil erleben, so wird behauptet, daß dort die großen Schiffsbesitzer die kleinen erst „unterkriegen" möchten. Es fehlt also noch eine streng solidarische Interessengemeinschaft. Inwieweit sich die Lohnfrage jetzt auch im Eisen- und Stahlgewerbe stärker geltend macht, ist noch nicht zu ersehen; aber selbst Herr von Stumm würde bei der glänzenden Konjunktur von heute wahrscheinlich lieber an der Elbe scharf machen als in den eigenen Fabriken irgend einen Stillstand riskiren. Die verschiedenen Verbände, denen sich vielleicht auch recht bald ein Deutscher Walzdrahtverband anschließen wird, sind mit dem Hinaufsetzen der Preise noch nicht zu Ende. So soll z. B. das Roheisensyndikat von Luxemburg und Lothringen für die nächsten drei Quartale bereits ausverkauft haben. Wer diese Gegenden befährt, wird beängstigt endlose Züge mit Cokeswagen erblicken. Zur Entlastung der wichtigen Strecke Ettelbrück-Luxemburg wird jetzt die Linie Koblenz-Trier herangezogen. Eigentlich hätte die Reichseisenbahnverwaltung längst die Verpflichtung, die Strecke Ettelbrück-Luxemburg, deren Einnahmen die vorgesehene Summe weit überschritten haben, mit einem zweiten Gleise zu versehen, allein gegen Herrn Miquel kann ein Kleinstaat mit seinen Wünschen nicht aufkommen ... Kluge Börsenleute kaufen heute übrigens fast gar keine Industriepapiere mehr, sondern lieber Eisen- und Kohlenaktien, die von den theuer gewordenen Rohmaterialien profitiren. Die Industriepapiere haben ja auch vielleicht die Zeit ihrer höchsten Dividende hinter sich.

Dem ganzen Verkehr in Bergwerksaktien ist der Uebergang vom Ultimohandel zum Kassageschäft kaum anzumerken. Es ist und bleibt das weitaus regste Börsengebiet, — um so mehr, als man künftig, statt per Ende des Monats auf Grund der börsenmäßigen Usancen abzuschließen, einfach per Acht- oder Neunundzwanzigsten auf Grund der handelsgesetzlichen Bestimmungen Geschäfte macht. Nur die Kursmakler dürfen Das nicht, wie die Börsen-Kommissare, die man natürlich über solche Dinge befragt, in einer Art von Bibelauslegung versichern. Schon sind sogar Zweifel darüber aufgetaucht, ob nicht registrirte Firmen ihre Abschlüsse stempeln lassen müssen, da ja das Gericht derartige Besitzwechsel von Papieren absolut nicht anerkennt. Je mehr man sich in die neue Reform hineinlebt, desto deutlicher erkennt man eben die Schlingpfade und Umwege.

Auswärtige Fonds sind nicht unbelebt. Italiener werden von Paris gekauft. Mexikaner — Siemens & Halske haben jetzt in Mexiko unserer Maschinenindustrie den Weg gebahnt — liegen von London und Berlin aus fest. Spanier können aus keiner neuen Anleihe Nutzen ziehen, da die Hochfinanz, so weit eine neue Verpflichtung Kubas in Betracht kommt, kein Geld mehr hergiebt. Für Türken scheinen die Franzosen überaus hoffnungvoll gestimmt zu sein, während, im Gegensatz zur Ottomanbank, die Kreise der Deutschen Bank noch immer kein Vertrauen zum Gelingen der Mission des Herrn Nelidow zeigen. Die neuesten russischen Erlasse über die Valutaregulirung haben die unterrichtete Hochfinanz kalt gelassen, da sie die Schwierigkeiten der ganzen Angelegenheit nur zu genau kennt und weiß, daß zunächst der Reichsrath und dann der Zar in Betracht kommt. Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Der neunzehnte Januar 1897 wird in der Geschichte des preußischen Staates stets als ein Datum von ungeheurer Bedeutung gepriesen werden. Denn an diesem denkwürdigen Tage hat der Ministerpräsident Fürst Chlodwig zu Hohenlohe im Abgeordnetenhause feierlich verkündet, in allen politischen Fragen herrsche im preußischen Staatsministerium vollste Einheitlichkeit. Der alte Herr hat, wenn er solche kümmerlich stilisirten Erklärungen von kleinen Zetteln abliest, immer ein sehr liebenswürdig ironisches Lächeln, der feine Kopf, der sonst so schwer auf den kurzen Rumpf herabhängt, reckt sich dann für ein paar Sekunden höher, die müden Lider heben sich und lassen ein schräges Eckchen der Augen frei und ein schmunzelndes Zwinkern scheint zu sagen: Kinder, quält mich alten Mann doch nicht mit diesen dummen Geschichten; Ihr wißt ja Alle, wie die Sachen stehen, und könntet mir wirklich mein Bischen Ruhe gönnen. Ein beinahe rührendes Schauspiel, das die Wirkung niemals verfehlt und auch diesmal in gebührend ernster Ergriffenheit genossen wurde. Nun wissen wirs also: die Herren Miquel und Boetticher, Hammerstein-Loxten und Marschall verbindet die herrlichste Einheitlichkeit, sie werden allen Fragen nach ihrer Ueberzeugung die selbe Antwort finden und nur ein gänzlich verworfener Wicht kann sich fürder noch unterfangen, von den bekannten „verschiedenen Strömungen" zu reden. Neben der unabsehbaren Wichtigkeit dieser Feststellung verblaßt alles Andere, was der Ministerpräsident sonst noch vorlas. Er sprach vom Prozeß Tausch, so behutsam und unverbindlich, wie es nur irgend ging, erklärte, Herr von Marschall habe auch in diesem Falle natürlich in voller Uebereinstimmung mit seinen Kollegen gehandelt, und meinte, über den Kriminalkommissar müsse er sein Urtheil vertagen, bis das Gericht gesprochen habe. Diesen verständigen Standpunkt haben auch die Leute eingenommen, die das Geheul nicht mitmachen wollten und deshalb als Hintermänner und Schuldgenossen des Herrn von Tausch vom Gesindel mit duftenden Kothklümpchen beworfen wurden. Leider scheint der Staatssekretär im Auswärtigen Amt sich nicht zu dieser Auffassung bekannt zu haben und in dem offiziösen Norddeutschen Guanoblatte wurde der Kriminalkommissar, über dessen Schuld oder Unschuld die Geschworenen zu urtheilen haben werden, kurz und bündig der „Anstifter der im Prozeß zur Sprache gekommenen Niederträchtigkeiten" genannt, der „eine in den Annalen des Gerichtes unerhörte Frechheit" gezeigt habe. Aber vielleicht gehört diese winzige und für das Ansehen des Staates höchst erfreuliche Episode nicht zu den politischen Fragen, denn in denen, seit dem neunzehnten Januar 1897 darf man nicht mehr daran zweifeln, herrscht im preußischen Staatsministerium vollste Einheitlichkeit.

* * *

Für Herrn Arno Holz sind im neuen Jahr noch folgende Beiträge eingegangen: W. B. 3, Dr. L. Beer 20, Frau Amtsrath L. 20, L. N. in Hamburg 6, O. M. in Danzig 50, R. und Sch. 1,50, Ungenannt 1, W. Busch 12, Leipziger Auguren-Kolleg (dritte Rate) 56, v. F. 10, Fräulein B. 20, Osterloh 10, aus Hamburg 20, Dr. J. Z. 10, J. E. 5, M. Sch. 20, L. L. 10, N. N. 6, M. S. 10, Fr. Sp. 20, münchener Studenten 22, L. in Straßburg 5, Frau Y. 10, F. S. in Colmar 10, Dr. G. in Frankfurt 60, Gr. 5, Frau T. 3, W. Bischheim 3, aus Kopenhagen 40 Mark. Im Ganzen hat Herr Holz 4024 Mark empfangen; er bittet alle Geber, seiner herzlichen Dankbarkeit sicher zu sein.

* * *

Hosted by Google

Das Reichsfrühstückslokal am Königsplatz ist plötzlich von einem Unfall betroffen worden, den selbst der ärgste Feind der sogenannten Volksvertretnng nicht für möglich gehalten hätte: der Restaurateur hat erklärt, er könne bei der unentwegt mangelhaften Besetzung des Hauses die Kosten der Kneipe nicht mehr decken und müsse den Betrieb einstellen. Die Nachricht wirkte wie ein Blitzstrahl aus heiterer Himmelshöhe; lange hatte man sich über manches Ungemach mit der süßen Gewißheit hinweggetröstet, daß im Deutschen Reichstag nicht nur viel öfter Ausbrüche kindlicher Heiterkeit zu verzeichnen sind, sondern auch der Bierkonsum sehr viel höher ist als in allen anderen Parlamenten, — und nun mußte man auch von dieser letzten Illusion jäh scheiden und seufzend bekennen, daß der edle Parlamentarismus endgiltig abgewirthschaftet hat. Den Abgeordneten ist es zwar eigentlich nicht allzu sehr zu verdenken, daß sie lieber zu Hause bleiben, denn die Langeweile, die lastend über dem Sitzungssaale liegt, ist kaum noch zu überbieten und der unvorsichtige Zuschauer, der sich, um ein halbes Stündchen in trockener Wärme zu weilen, auf die Galerie wagt, gewinnt den Eindruck, daß die beiden noch immer hohen Körperschaften, die da unten ihre Turniere abhalten, mit einander gewettet haben, wer von ihnen das unbeträchtlichste Zeug vorzubringen vermag. Auch ist es nicht Jedermanns Sache, stockernst und würdevoll dazusitzen, wenn Herr Nieberding ohne Augurenlächeln erzählt, warum Herr Paul Kayser zum Senatspräsidenten am Reichsgericht ernannt werden mußte, und mancher Mann denkt bei sich, daß solches sinnlose Spielen mit Frage und Antwort am Ende doch billiger und stiller abzumachen wäre. Aber der Aufenthalt in der Restauration war sehr gemüthlich, man konnte sich in Tuchers Nürnbergerheim hineinträumen und durfte von dem patriotischen Gefühl der in den Wahlen Geweihten erwarten, daß sie in ansehnlicher Zahl stets die prangende Halle bevölkern und nicht tückisch in anderen Lokalen frühstücken würden. Auch diese bescheidene Hoffnung trog und nun entsteht die bängliche Frage, was künftig wohl werden soll. Wenn Herr Alexander Meyer noch Mitglied des Reichstages wäre, hätte die Vossische Zeitung schon in einem Knüppeldammleitartikel verkündet, nur die Bewilligung von Diäten könne Rettung bringen; aber Herr Meyer hat an der Sache offenbar das Interesse verloren und so muß flink ein anderes Heilmittel ersonnen werden. Dem Seniorenkonvent, der doch auch für angemessene Ernährung der Vertreter der Volkheit zu sorgen hat, sind schon allerlei Vorschläge unterbreitet worden. Der Gedanke, den Sitzungsaal an den Verein der berliner Produktenhändler zu vermiethen und die Sitzungen im Kneipzimmer abzuhalten, fand einstweilen noch keinen Anklang. Allgemein aber wurde die Ansicht ausgesprochen, man müsse für die Kneipräume irgend eine attraction zu gewinnen suchen; und da die Zigeunerkapellen aus den Ballsälen für ältere M. d. R. den Reiz der Neuheit längst verloren haben, wurde Herr von Schirp beauftragt, mit Herrn Rigo und der Fürstin von Chimay über ein Gastspiel zu unterhandeln. Sollte das traute Paar nicht gleich zu haben sein, dann wird man sich bemühen, die Otero, die Cavalieri oder Nahila, die indische Bauchtänzerin aus dem Coursaal, zu engagiren. Auch Marmorgruppen aus Mädchenfleisch wären nicht zu verachten. Wenn zwischen zwei und fünf Uhr nachmittags solche künstlerischen Anregungen geboten werden, wird der Bierwirth wieder auf seine Kosten kommen und das Reichsfrühstückslokal wird dann sogar an den Tagen stattlich besucht sein, wo über den Zeugnißzwang und die lex Heinze sich der Strom der Rede ergießt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Januar 1897.

Der Schwarze Tod.

In die hektische Heiterkeit, die im kalten, lichtlosen Norden Karnevalsstimmung heuchelt, klingt plötzlich ein fremder, ein seltsamer Ton. Es ist, als ob über den Häuptern ein dunkler Fabelvogel aus fernem Land mit gespreiteten Schwingen die Luft durchschwirrt und in die Schneeregion einen schwülen Hauch aus des Südens sonniger Pracht herweht. Keinen belebenden Hauch freilich, der die Erkälteten mit warmem Wehen daran mahnt, daß irgendwo leuchtend doch das Gestirn des Tages noch strahlt, — nein: den heißen, dumpfen Dunst von der kahlen Fieberküste, der das geängstete Herz des Nordländers schneller schlagen läßt und dem Fröstelnden matten Schweiß aus den Poren treibt. Noch verstummt der festliche Lärm nicht; aber das räthselhafte Schwirren wird stärker und da oder dort wendet unruhig schon Einer den Kopf, um dem seltsamen Ton nachzuspähen, den er unter dem nordischen Himmel vorher niemals vernahm. Kein Tropenvogel regt in dem bleiernen Grau die Schwingen, nur ein paar hungrige Spatzen durchstöbern mit spitzem Schnabel den Schnee; und dennoch schwillt das Geräusch zu immer lauterem Tönen an und schreckt die Menschheit da unten aus Zerstreuung, Geschäften und Ruhe. Zuerst packt den rechnenden Händler die Angst: er hat für lange Zeiträume Pflichten und Lasten auf sich genommen, weil er auf helle Tage ungestörten Wohlstandes hoffen zu dürfen glaubte, und fürchtet nun, ein geheimnißvolles Ungemach könne seine Pläne vereiteln. Doch auch die Anderen werden nach und nach von dem Rauschen und Raunen ringsum aus ihrem gewöhnlichen Wandel gescheucht; sie stecken die Köpfe zusammen und flüstern

Hosted by Google

mit bleicher Lippe: Die Pest! ... In Indien wüthet die Pest und sie kann bald bei uns sein, denn wir leben im Zeichen des Verkehrs und jeder Dampfer kann den unheimlichen Gast an unsere Küste führen. Der erste jähe Schreck währt aber nicht allzu lange; in den stillen Lüften regt sich nichts mehr, das Schwirren verhallt, die klare Kälte belebt den Muth, — und die Regirung, die schon Konferenzen veranstaltet und neue Gesetze plant, wird gewiß weislich für Alles sorgen. Die Skepsis meldet sich lächelnd: Ihr zittert vor dem Nahen der Pest? Mahnt nicht der Name Euch schon an alte Romantik, die dem Modernen nur Spuk ist, und wollt Ihr von Schemen Euch die Karnevalslustigkeit stören lassen? Die Zeiten des Sokrates und der Theodora sind für immer dahin, was den düsteren Meister Eckart und den sinnlich frohen Sänger des Dekamerone mit Entsetzen umfing, braucht uns nicht mehr zu schrecken, und wenn die Pest kommen will, wird sie uns zur Abwehr gerüstet finden. Kitasato hat den Pestbacillus entdeckt, Yersin hat uns das schützende Pestserum bereitet, wir kennen die besten Methoden der Desinfektion, wissen mit Kochsalzinfusionen Bescheid und sind stolz auf unser reinlich geleitetes Wasser. Und wir sollten, da wirs nun so herrlich weit gebracht haben, schlotternd vor dem gelben Schrecken erbeben, weil im fernsten Osten eine Hungersnoth die glimmende Seuche aufflackern ließ, — die selbe Hungersnoth, der wir Bryans Fall und den Sieg des gebenedeiten Goldmannes danken?

Vielleicht sprachen einst auch im Oströmerreich die Spötter ungefähr so, ehe die Beulenpest ihren Einzug hielt. Von Bacillen und Serumtherapie wußte man damals noch nichts, aber man wähnte trotzdem, die Wahrheit, die ganze, heilende Wahrheit, in starken Händen zu halten und gegen die Wuth der Seuche gewappnet zu sein. Heute, nachdem seit der justinianischen Pest fast vierzehn Jahrhunderte verstrichen sind und die Heilkunst von Prokopius zu Pasteur und Robert Koch vorgeschritten ist, sind dem Forscher durchaus noch nicht alle Zweifel über das Wesen des Schwarzen Todes geschwunden, der in heißer Umarmung blühende Leiber eitern und verröcheln läßt; aber die byzantinischen Medizinmänner glaubten, ihrer Sache ganz sicher zu sein und Entstehung und Art der Epidemie gründlich zu kennen. Gibbon, der aus den alten Quellen schöpft, nennt mit ruhiger Bestimmtheit Aethiopien und Egypten die Heimathländer der Pest und fügt, als handle sichs um eine Sache, über die ein ernster Zweifel gar nicht aufkommen kann, die Sätze hinzu: „In einer feuchten, heißen und stillen Luft wird dieses afrikanische Fieber aus der Verfaulung thierischer

Hosted by Google

Substanzen, insbesondere der Heuschreckenschwärme, erzeugt, die dem Menschengeschlecht tot nicht minder verderblich als lebend sind. Die Winde mochten das feine Gift dann verbreiten; wenn jedoch die Luft zu dessen Aufnahme nicht schon vorher bereitet ist, muß die Pest in den kalten und gemäßigten Zonen der Erde bald wieder verschwinden. So groß war damals aber die allgemeine Verdorbenheit der Luft, daß die Seuche, die im fünfzehnten Jahre der Regirung Justinians ausbrach, durch keinerlei Wechsel der Jahreszeit gehemmt oder gemildert wurde." Von der Aetiologie sagt er sonst nichts; aber er verzeichnet sorglich, daß die Krankheit mit einer Drüsenanschwellung begann, daß man in den Eiterbeulen „eine Kohle oder schwarze Substanz von der Größe einer Linse fand" und daß „die Ansteckung gewöhnlich durch den Athem des Erkrankten bewirkt wurde." Er schilt die Thorheit und den Leichtsinn des Volkes, das vor eingebildeten Schrecknissen zitterte, vor der wirklich drohenden Gefahr aber in träger, gleichgiltiger Ruhe verharrte und so selbst die Schuld daran trug, daß die „heilsamen Maßregeln, denen Europa seine Rettung verdankt", von der Regirung nicht vorgeschrieben wurden: „Dem freien und häufigen Verkehr der römischen Provinzen wurden keine Schranken gesetzt; von Persien bis nach Frankreich wirbelten Kriege und Wanderungen die Völker durcheinander und steckten sie an; und der Peststoff, der Jahre lang in einem Baumwollenballen lauert, wurde durch den Mißbrauch des Handels den fernsten Ländern mitgetheilt." An den Jahre lang tückisch in Baumwollenballen lauernden Peststoff glauben wir zwar heute nicht mehr gern; aber auch in unseren modernsten Seuchenkommissionen sitzen noch Gibbons, die nur von der Absperrung das Heil erhoffen und sich hüten, dem Einzelnen ins Gewissen zu reden. Ist es da gar so wunderbar, wenn auch heute die Menge noch träg und stumpf bleibt und Alles der weisen Voraussicht der Regirung überläßt? ... Im sinkenden Oströmerreich der schönen Sünderin Theodora lebte sichs gewiß recht behaglich; da wurden Kirchen gebaut und glänzende Feste gefeiert, da konnten die lungernden Massen sich an dem heißen Streit der Grünen und Blauen im Cirkus erfreuen, den Patriotenstolz an dem großen Werk des Bürgerlichen Gesetzbuches weiden und neugierig auf das wechselvolle Schicksal Belisars blicken, der dem Monarchen den Thron gesichert hatte und, weil der launische Herrscher die Last der Dankbarkeit bald unerträglich fand, sein siegreiches Vollbringen in der Gefangenschaft büßen mußte. In Justinians Hauptstadt gab es für die Gaffer stets Zeitvertreib und

Hosted by Google

die Gemüther waren zu ernster Einkehr und strenger Läuterung wohl kaum für kurze Stunden gestimmt. Und wenn das Volk das Nahen der Seuche in bangem Entsetzen erwartet hätte, dann wären, damals wie heute, die Spötter von ihrer Bank aufgestanden und hätten mit skeptischem Lächeln gesagt: Totila und Chosroes, der Gothe und der Perser, mögen die Pest fürchten, aber nicht wir; denn wir stehen auf der Höhe der Civilisation, unsere Aerzte sind wissenschaftlich geschult und wir brauchen nicht vor einem Gespenst zu zittern, das den athenischen Barbaren einst verhängnißvoll wurde und mit uns jetzt die wilden Horden bekämpft.

Solches Empfinden, das dem Feinde das Schlimmste gönnt und die eigene Schuld des Inneren übermüthig vergißt, wäre nicht gerade christlich zu nennen gewesen. Aber das Christengefühl hatte, trotz den Kirchenbauten, im Oströmerreich damals auch keine festen Wurzeln und konnte in den finsteren Tagen der Heimsuchung deshalb den brechenden Blick nicht mit frischem Frühlingstrieb trösten. Die große Kunst der Alten, mit Anstand zu sterben, war den Vielen, in deren dumpfem Sinn wohl noch ein Rest heidnischer Heiterkeit nachklang, verloren und die Weihe der neuen Metaphysik, der die kurze Spanne der Zeitlichkeit nur die Vorbereitung zu höherem, reinerem Sein bedeutet, war erst den Wenigsten ins Bewußtsein gedrungen. Dem guten Bürger von Konstantinopel, der staunend vor der Märchenpracht der Sophienkirche stand, war das Leben schließlich doch das höchste der Güter und er haderte, wie mit einer ungerechten und harten Behörde, mit der Vorsehung, die ihm dieses kostbarste und sicherste Gut allzu früh ohne Warnung entzog; der Gedanke, ein zürnender Gott könne die Pestilenz als Strafe über die Häupter der sündigen Menschheit verhängt haben, scheint den Massen fremd geblieben zu sein und so hören wir nichts von Märtyrerwonnen und flammendem Fanatismus und Gibbon meldet mit einem Seufzer, daß nur die „Naturkundigen" in ernster Ergriffenheit bebten. Sehr viel später erst, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der Schwarze Tod wieder verheerend durch die Lande strich, konnte die Seuchengefahr befruchtend auf den Kreis der christlichen Vorstellungen wirken. Die Zeitstimmung war besonders in Deutschland solcher Wirksamkeit günstig: der nationale Körper war morsch geworden und siechte, weil der Centralmacht die Herzthätigkeit erlahmte, entkräftet dahin; Adel und Patriziat, Bürger und Bauern empfanden am eigenen Leibe die gehäuften Uebel der Zeit, und da Niemand sich recht behaglich fühlte, mußte die Sehnsucht nach himmlischem Trost sich von

Hosted by Google

selbst einstellen. In einem Reich, das von Pest und Hungersnoth, Ueberschwemmung und Friedlosigkeit bis zur völligen Erschöpfung heimgesucht wurde, war dem demüthigen Ideal der humilitas, caritas, oboedientia eine große Schaar von Gläubigen sicher; der geplagten, bresthaften, ausgemergelten Menschheit blieb in ihrem irren Jammer als letzte Erquickung nichts als der fromme Wahn, die Qual der Kreatur müsse dem Schöpfer ein wohlgefälliger Anblick sein. Während Giovanni Boccaccio um verwesende Leichen den üppig blühenden Kranz seiner Novellen schlang und den unheimlichen Klang der Totenglocken mit Pfaffentrutzliedern und dem frechen Lockruf eines geilen Freiers zu übertönen suchte, war in den verödeten germanischen Gauen der Widerhall ernsterer Weisen zu hören. Die Geißelbrüder zogen unter schauerlichen Gesängen von Ort zu Ort, „und wo sie einer Kirche nahten, da sangen sie ihre Lieder und geißelten sich und fielen zu Kreuze und lagen auf dem Erdreich, bis daß man fünf Vaterunser mochte gesprochen haben; dann nahten sich ihre Meister und gaben Jeglichem einen Streich mit der Geißel und sprachen: Steh auf, daß Gott Dir alle Deine Sünden vergebe!" Und so furchtbar war ihre suggestive Macht, daß die Menge, die in hellen Haufen dem gräßlichen Schauspiel zuströmte, in hysterisches Heulen und Schluchzen ausbrach und wie die höchste Gnade harte Geißelhiebe erbat. Solche Ekstasen hatte die Pest Justinians auf ihrem Wege durch das Oströmerreich niemals gesehen. Die Zeit der ersten Christen schien wiedergekehrt, die mit brünstigem Jauchzen den Märtyrertod herbeigesehnt hatten. Wovor sollte der wahrhaft Fromme auch zittern? Je schlimmer hienieden die Qual, desto herrlicher im Jenseits die Seligkeit; ein starker Glaube, dem das irdische Leben nur eine läuternde Prüfungzeit ist, muß im bittersten Leid schon die künftigen Wonnen empfinden. An der Himmelspforte enden die Plagen und das dunkle Heer der Dämonen entweicht; doch nur durch Buße, durch Entbehrung und geduldig ertragenes Weh erwirbt das Kind Gottes ein Recht auf himmlische Lust, den reichen Ersatz nach den bangen Tagen des Stöhnens; und wenn der Allgütige Seuchen sendet, soll die Heimsuchung warnend das Menschengewimmel mahnen: Reiniget Euch, auf daß der Erdenrest von Euch genommen werde!

Der alte Ruf ist verhallt und andere Vorstellungen beherrschen und lenken heute den wachen Geist. Der moderne Mensch mag, auch wenn er an jedem Sonntag zweimal in die Kirche geht, nicht mehr daran glauben, daß ein allgütiger Vater ihm vom Himmel her die Seuchen schickt, und er verläßt sich nicht mehr allein auf die Heilkraft

Hosted by Google

des Gebetes. Er spricht von Prophylaxe und Therapie, meint, sehr gebildet, daß jede kontagiöse Krankheit ein wichtiger Faktor der natürlichen Auslese ist, die nur zum Kampf ums Dasein taugliche Geschöpfe überleben läßt, oder zerdrückt, als ein Bekenner des ökonomischen Determinismus, mitleidig eine Thräne, weil die Aermsten, denen reichliche Ernährung, Pflege und Schonung fehlt, auch dieses fahle Schlachtfeld mit der größten Zahl der Opfer bevölkern. Aber er hat den alten durch einen neuen Glauben ersetzt: er glaubt an die Allmacht und Allgegenwart des Staates, der ihn mit Götterkraft schützen wird. Der Staat wird die Grenzen sperren, jede nur halbwegs verdächtige Person und jeden nicht ganz unverfänglichen Fetzen desinfiziren, mit heißen Wasserdämpfen oder mit schwefliger Säure in Gasform, und allen Schiffen, die aus Pestgegenden kommen, streng die heimischen Häfen verschließen. Ist dieser Glaube wirklich so neu, daß ein Moderner ihn stolz bekennen darf? Als vor achtzig Jahren in dem italienischen Städtchen Noja ein paar Pestfälle vorgekommen waren, wurden sofort Truppen abgeschickt, die den Ort mit einem lückenlosen Kordon umgeben mußten; Schönberg hat ausführlich berichtet, was dann weiter geschah: „Die Stadt wurde mit zwei tiefen Gräben umzogen, die nur, den Stadtthoren entsprechend, eine Art von Zugbrücken hatten, die zur Zufuhr von Lebensmitteln für die Stadt dienten, aber keine andere Kommunikation gestatteten. Aus der Stadt wurden nur Briefe durchgelassen, die man vorher in Essig getaucht hatte. Auf die Stadtthore waren Kanonen gerichtet. Die Gräben waren mit Schildwachen besetzt, die den Befehl hatten, jeden sich Nähernden, wenn er nicht auf Anrufen stehe, sofort niederzuschießen. Wirklich wurde ein Pestkranker, der im Delirium entsprungen war und die Linie zu passiren versuchte, erschossen. Außer diesem strengen Kordon wurden in größerer Entfernung zwei weitere gezogen. Gegen Uebertreter der Verordnungen wurde die äußerste Strenge angewendet. So wurde ein Einwohner von Noja, der den Soldaten ein Kartenspiel zugeworfen hatte, nebst dem Soldaten, der es aufzuheben wagte, kriegsrechtlich verurtheilt und erschossen." Das klingt ganz modern. Und der tübinger Professor Liebermeister, der 1874 in Ziemssens Handbuch der Infektion-Krankheiten die Heldenthaten von Noja rühmte, fügte den ermunternden Satz hinzu: „Wenn man in unserer Zeit nur einen Theil der Energie anwenden würde, mit der man früher die Pest bekämpft hat, so ließe sich noch manche Krankheit, die jetzt

Hosted by Google

häufige Epidemien macht, vom europäischen Boden verdrängen." Ganz so neu, wie er auf den ersten Blick scheint, ist der Glaube also doch nicht und ganz so weit wie die guten Leute von Noja werden wirs heutzutage beim besten Willen nicht bringen können. Das Seuchengesetz kann aus der Rumpelkammer des Bundesrathes hervorgeholt werden; jedes Schiff, das aus einem verdächtigen Hafen kommt, kann vier oder sechs Wochen unter der gelben Flagge liegen und, wenn es Pestkranke an Bord hat, mit der Ladung zu Asche verbrannt werden; ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährliche Kontagion der Beulenpest kann bestimmen, daß jedes im Deutschen Reich lebende menschenähnliche Wesen mit Yersins Serum behandelt wird —: die Gefahr der Einschleppung wird auch dann noch nicht völlig beseitigt sein und man wird immer wieder an Pettenkofers Wort denken müssen, daß die absolute Pilzdichtigkeit niemals zu erreichen ist. Die Engländer wissen sehr gut, warum sie, die mit Indien den weitaus stärksten Verkehr unterhalten, sich gegen allzu strenge Quarantainemaßregeln sträuben; und auch auf dem europäischen Festlande sollte man, ohne die nöthige Vorsicht zu versäumen, nachgerade doch nüchtern erwägen, ob es nicht ein Bischen beschämend für unsere stolze Modernität sein müßte, wenn wir jetzt, da wir den Pestbacillus und das untrügliche Pestserum kennen, zu den alten Mitteln zurückkehren würden, die von der Polizei und den Droguenhändlern geliefert werden. Vielleicht wäre dieser Versuch noch unnützlicher als der mahnende Ruf der Geißelbrüder: Reiniget Euch von dem irdischen Schmutz!

In die mittelalterliche Frömmigkeit wehte ein wärmender Hauch selbstloser Nächstenliebe hinein; dem Niedrigsten zu dienen, ward wieder höchstes Glück und die Gläubigen, die aus dem irdischen Jammerthal sich in ekstatische Inbrunst geflüchtet hatten, machten sich, ohne Furcht und Ekel, auf den schweren Weg, den Aermsten und Elendesten Heil und Hilfe zu bringen. Die selbe Straße zogen die tapferen englischen Soldaten, die sich vor drei Jahren in Hongkong freiwillig erboten, die Pesthöhlen der untersten Chinesenschicht zu reinigen; Mancher von ihnen erlag, aber kaum ein Einziger hätte die grüne Heimath wiedergesehen, wenn sie sich zager Furcht überlassen hätten. Bei uns wird, sobald die erste Kunde von einer drohenden Epidemie kommt, die Furcht künstlich gezüchtet und die Hilfe dann von der allweisen Regirung erwartet, die dafür sorgen soll, daß jeder klappernde Mensch ausgekocht und jeder ungeduldige Darm säuberlich desinfizirt wird. Die Regirung kann

Hosted by Google

aber weder dem Wind und dem Wetter gebieten noch das Rattenheer, den hurtigsten Träger des Pestgiftes, unter ein Quarantainegesetz zwingen. Auch der Wissenschaft, die das sichere Siegerbewußtsein aus der Strömerzeit längst verloren hat, gelingen nicht alle Wunder und sie tappt sich mit ihren neuen Methoden mühsam erst in der dunklen Aetiologie der Beulenpest zurecht, die, von Rufus bis auf Roux, schon manchen Forscher beschäftigt hat. Schließlich muß Jeder den Kampf mit der Seuche allein bestehen, Kraft gegen Kraft, der Einzelne und die Gemeinschaft, — und Der bekämpft sie mit den wirksamsten Waffen, der die Städte assanirt, die Durchfaulung des Bodens hindert und Elend, Unsauberkeit und Völlerei nach bestem Vermögen zu mindern sucht. Die Schuld der Engländer besteht darin, daß sie die Kinder des Landes, dem sie unerschöpfliche Schätze danken, in Schmutz und Noth schmählich verkommen lassen, und diese Schuld wiegt schwerer als die Abneigung gegen Quarantainemaßregeln, die am Ende zu entbehren wären, wenn der Einzelne und die Gemeinschaft sich zum Widerstand fähiger zu machen versuchten. Sokrates wurde, wie Aulus Gellius berichtet, durch seine Mäßigkeit vor dem schlimmsten Wüthen der Pest bewahrt und Justinian entging dem Schwarzen Tod, weil er verständig lebte und, selbst in Theodoras weichen Armen, enthaltsam war. Das geschah in Athen und Byzanz, — ohne Absperrung und Serumtherapie.

... Der dunkle Fabelvogel aus fernem Land wird gewiß, ohne Schaden zu stiften, hoch über unseren Häuptern seine Straße ziehen. Aber nicht der bequeme Trost der Spötter wird uns retten und Kitasatos und Yersins Entdeckung wird unwirksam bleiben, wenn wir den Geißlerruf überhören, der die Pflicht zur Reinigung ins Gedächtniß kreischt. . . Das gelbe Gespenst wollte den Stolz der weißen Menschheit wohl nur aus der Ruhe schrecken und prüfend erkennen, ob sie in der Stunde der Heimsuchung sieghaft bestehen werde. Die Warnung war nöthig; denn die bürgerliche Gesellschaft, die bei Tag und bei Nacht nur an Handel und Wandel und Profitmöglichkeiten denkt, vergißt allzu leicht, welche Bedeutung in solchen Stunden Muth und Nächstenliebe gewinnen können, und sie muß von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß viel wichtiger als alle Symptomkurpfuscherei die Aufgabe ist, mit hartem Besen, ehe die Gefahr noch erscheint, den stinkenden Unrath aus dem Hause zu fegen.

Hosted by Google

Geisteskrankheiten in Gefängnissen.

Der Aufforderung des Herausgebers der „Zukunft", über Geisteskrankheiten in Gefängnissen zu schreiben, bin ich um so lieber nachgekommen, als es mir dadurch ermöglicht wird, gewisse Schäden unserer Institutionen, die den Fachleuten wohl offenkundig, aber dem großen Publikum noch wenig geläufig sind, aufzudecken.

Die Klagen über Niederträchtigkeit, Widersetzlichkeit, Skandalsucht u. s. w. der Insassen von Gefängnissen waren schon lange laut geworden und gefürchtet und immer schärfere Maßregeln wurden dagegen ergriffen. Trotz Alledem war der Effekt aber kein durchschlagender, was man nicht recht begreifen konnte, da man alle Exzesse einfach als Ausfluß des verbrecherischen Lebens auffaßte. Da wiesen wohl zuerst denkende Strafanstaltärzte darauf hin, daß alle diese im Strafhause sich abspielenden widrigen Szenen nur zum Theil dem verbrecherischen Vorleben als solchem aufzubürden, vielmehr ein gutes Theil davon auf Rechnung geistiger Störung zu setzen sei. Sehr bald traten dann auch Irrenärzte der Sache näher und die seit einer Reihe von Jahren schwunghaft betriebenen kriminalanthropologischen Studien wiesen immer mehr die Richtigkeit dieser Auffassung nach. Heutzutage steht es nun absolut fest, daß im Gefängniß eine nicht unbeträchtliche Menge von Geisteskranken aller Art sitzt, — was selbst die Juristen und Gefängnißdirektoren immer mehr einsehen lernen, wenn sie auch meist weit davon entfernt sind, den wahren Sachverhalt zu kennen.

Hier sind nun zunächst zwei Gruppen streng von einander zu trennen: erstens Gefangene, die schon vor der Verurtheilung geisteskrank oder geistesschwach waren, aber als solche nicht erkannt wurden und daher ihre Strafe antreten mußten; und zweitens Personen, die vor Antritt der Strafe geistig gesund waren, jedoch im Verlaufe der Abbüßung psychisch erkrankten. Werfen wir nun kurz auf beide Kategorien einen Blick, der ja nur orientiren, nicht aber die Sache erschöpfen soll, und betrachten wir vorläufig die erste Gruppe.

Da finden wir denn zunächst eine ganze Reihe von wirklich Schwachsinnigen aller Art, deren Intellekt oft sogar erheblich gestört ist, ohne daß es dem Richter auffiel. Man kennt selbst Fälle von wahrer Idiotie, die unerkannt blieben. Unter den Bettlern, Vagabunden, Dieben, besonders aber unter den Brandstiftern und Sittlichkeitverbrechern kommen sie in Masse vor. Außer diesen primär Imbezillen giebt es aber auch ziemlich viele sekundär Verblödete, deren Zustand namentlich durch das Greisenalter bedingt war (hier dann gern Sittlichkeitattentate) oder durch Alkohol, Epilepsie oder

Hosted by Google

nach Geisteskrankheit sich eingestellt hatte. Weiter fanden sich unter den Verbrechern ziemlich häufig Epileptiker, bei denen der Intellekt noch leidlich gut ist, der Charakter sich dagegen mehr oder weniger verschlechtert hat. Kommen die Anfälle selten oder nur ganz leicht oder nur nachts, treten sie gar in der sogenannten „larvirten" Form auf, d. h. indem sie statt des eigentlichen Krampfanfalles mit mehr minder aufgehobenem Bewußtsein irgend ein zeitweise sich zeigendes, geistig oder körperlich abnormes Symptom darbieten, so wird die Epilepsie nur zu leicht übersehen; und gerade Epileptiker sind es, die gern gewaltthätige, grausige Thaten vollführen.

Weiter ist hier noch einer Sorte von Menschen kurz zu gedenken, die vorwiegend, wie es scheint, in den besseren Ständen vorkommt, immerhin jedoch sehr selten ist: die Fälle nämlich der moral insanity, die früher eine große Rolle spielte, meist als eine eigne Form der Psychosen hingestellt und als sehr häufig bezeichnet ward. Sie zeichnet sich durch angeborene Abstumpfung oder Fehlen der sittlichen Gefühle und Empfindungen aus, durch verbrecherische Triebe, Drang zum Bösen, endlich aber durch erhaltenen Intelligenz. Man entdeckte indessen allmählich, daß solche reinen Fälle außerordentlich selten sind, daß die Meisten der moralisch Irren oder Blödsinnigen verschiedenen Psychosen angehören, häufig Hysteriker, Epileptische, Säufer u. s. w., besonders aber Schwachsinnige aller Art sind, der Intellekt dabei mehr minder beschädigt erscheint und daneben noch manche andere psychische Abnormität auftritt. Die meisten Irrenärzte — wenigstens bei uns — fassen daher mit Recht die moral insanity nur als Symptom, nicht als eigene Krankheitform auf, und verlangen daher gänzliche Streichung dieses Namens, da er bereits viel Unheil stiftete und in foro fast alle solche Fälle unter andere Krankheitrubriken sich bringen lassen. Wenn die Italiener, obenan Lombroso, unter den Gewohnheitverbrechern so viele moralisch Irre finden wollen, so ist Das gewiß viel zu weit gegangen; es handelt sich hier meist um Schwachsinnige oder vorwiegend durch das traurige Milieu verlotterte Elemente, nicht um wirklich von Geburt an moralisch Blöde, wie ich sie vorhin kurz geschildert habe.

Unter die zur Zeit der That geistig nicht Intakten gehören endlich auch wirkliche Geisteskranke in verschiedenen Stadien ihrer Erkrankung: im Beginn oder am Ende der Manie, Melancholie, Verrücktheit oder Gehirnlähmung, seltener auf deren voller Höhe. Nicht immer etwa handelt es sich dabei um schwach ausgeprägte Fälle, die den Laien wohl täuschen können; im Gegentheil sind leider genug solcher Fälle bekannt, wo schon der erste Blick dem Aufmerksamen die Psychose verrathen hätte; und doch hatte sie der Richter übersehen!

Neben den eben genannten kranken Elementen kommt nun noch eine

Hosted by Google

Menge „minderwerthiger" Personen vor, Degenerirte, die auf dem Grenzgebiete geistiger Gesundheit und Krankheit stehen, das dann ja die meisten Kandidaten der später im Gefängniß ausbrechenden Psychose zuführt.

Man begreift, daß der Gedanke, einen zur Zeit der That schon geistig kranken Menschen nicht als solchen erkannt und doch eingesperrt zu haben, schrecklich ist. Und wie oft kommt Das leider vor! Nach Langrenter war 1884/85 in Preußen unter 1200 Geisteskranken in Strafanstalten mindestens ein Drittel schon zur Zeit der That geisteskrank gewesen; Mendel schätzt ihre Zahl sogar auf drei Viertel. Sommer fand unter seinen irren Verbrechern nur sehr Wenige, die wahrscheinlich vor der That völlig geistig intakt waren. Kirn konnte unter 129 nur 15 als vorher absolut geistig gesund bezeichnen; Garnier fand allein in den Gefängnissen der Seine in fünf Jahren (1886 bis 1890) 225 unschuldig Verurtheilte, also durchschnittlich 50 im Jahre, darunter 40 Prozent Paralytiker! Unter den von mir in meinem Buche*) beschriebenen 53 geisteskranken Verbrecherinnen konnte ich als zur Zeit der letzten That sicher schon geisteskrank 15,1 Prozent, höchst wahrscheinlich krank 20,4 Prozent bezeichnen, so daß von den 53 Inhaftirten wenigstens ein Fünftel bis ein Viertel unschuldig verurtheilt war und die Strafe doch antrat!

Gehen wir nun zur zweiten Kategorie über, zu Jenen, die erst während der Strafabbüßung erkrankten. Ihre Zahl könnte natürlich nur erst nach Abzug der ersten Kategorie rein dargestellt werden, was aber wohl nur selten geschehen ist. Daher enthält die in den Statistiken gegebene Zahl von Geisteskranken in Gefängnissen meist beide Gruppen zusammen; und diese Zahl ist keine unbedeutende. In England zählt man 6,4 Prozent, in Italien (Rossi) 5,2 Prozent, (in Turin allein fast 32 Prozent!), bei uns durchschnittlich etwa 5 Prozent. In Korrektion- und Besserung-Anstalten steigt die Ziffer aber oft noch höher, da es hier besonders von Imbezillen aller Art wimmelt. Dabei muß man noch bedenken, daß diese Zahlen meist nur annähernde, minimale sind; denn die meisten Strafanstaltärzte sind noch nicht psychiatrisch vorgebildet, können also selbstverständlich nicht so viele Kranke erkennen wie geschulte Irrenärzte.

Beim ersten Bekanntwerden dieser Zahlen, von denen man vorher nichts geahnt hatte, war man gar leicht bei der Hand, das Gefängniß als solches dafür verantwortlich zu machen, insbesondere aber die Inhaftirung, die Hygiene und die Kost als Hauptschuldige zu bezeichnen. Sicher waren diese Momente von großem Belang und mit Recht suchte man sie nach Kräften zu beseitigen. Heutzutage sind aber die neuen Gefängnisse zum Theil wahre Paläste, Kost und Hygiene ist so, wie sie der Arme meist nicht kennt; deshalb

*) Näcke: Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe, mit Ausblicken auf die Kriminalanthropologie überhaupt. Wien und Leipzig 1894, Braumüller.

Hosted by Google

erscheint auch die Sehnsucht vieler Gewohnheitverbrecher, wieder dahin zu kommen, sehr natürlich. Und doch gelang es noch nicht und wird wohl auch nie gelingen, den Ausbruch von Geisteskrankheiten ganz zu verhindern, eben so wenig wie die Tuberkulose, Darmleiden u. s. w., die meist oder sehr oft schon eingebracht sind. Woran liegt Das nun? An zwei Ursachen: erstens daran, daß, wie wir bereits sahen, ein großer Theil der Irren schon vorher psychisch krank oder wenigstens geistig defekt, minderwerthig war; und daß zweitens ein großer Theil der Verbrecher, besonders die Rezidivisten, durch Vererbung, schlechte Kost, unregelmäßiges Leben, Alkohol, Lüderlichkeit, frühere Krankheiten u. s. w. körperlich herabgekommen in das Gefängniß eintraten, also leichter als Rüstige, mithin auch durch geringe Anlässe geistigen Schiffbruch erleiden müssen. Erblich belastet ist die Hälfte, ja mehr noch; und eben so Viele sind der Trunksucht ergeben.

Die Freiheitberaubung als solche wirkt deletär nur auf Leidenschaft- und Gelegenheitverbrecher ein und auf Solche, die noch eine Spur von Scham und Ehrgefühl besitzen, während diese dem Gros der Verbrecherwelt abgehen. Der beste Beweis dafür ist, daß die Psychosen meist im ersten Jahr des Aufenthaltes sich zeigen, selten noch nach dem zweiten Jahr, hauptsächlich aber erst nach wiederholten Inhaftirungen auftreten. Der wahre Verbrecher richtet sich bald häuslich ein, findet sich auch schnell mit der strengen Zucht und Arbeit ab, schließt Freundschaften und fühlt sich meist so wohl, daß er sich später sogar nach Alledem sehnen kann. Nur in scheinbarem Widerspruche damit steht die Thatsache, daß, wie Viele angeben, bei längerer Strafzeit die Zahl der Erkrankten ansteigt; Das geschieht aus mehrfachen Gründen, ohne daß jedoch deshalb die Psychose eher ausbricht als bei kurzer Strafzeit.

Ein Wort der Besprechung verdient hierbei noch die so oft als Sündenbock beschuldigte Isolirzelle. Es muß freilich zugegeben werden, daß akutes Irresein und Sinnestäuschungen hier häufiger als in der gemeinsameu Haft auftreten. Von Haus aus rüstige Gehirne werden aber hier kaum öfter erkranken als dort; und für Viele, besonders für Leidenschaftverbrecher und Gebildete, ist die Zelle geradezu eine Wohlthat. Man kann also heute wohl behaupten, daß die Isolirhaft, wenn sie nicht zu lange ausgedehnt und nicht an unrechter Stelle angewandt wird (hauptsächlich also nicht bei Disponirten!), kaum mehr Gefahr für die geistige Gesundheit darbietet als die gemeinsame Haft,

Was die Hygiene und die Kost in den modernen Gefangenenanstalten betrifft, so müssen sie im Allgemeinen als genügend bezeichnet werden. Wir können also füglich behaupten, daß die jetzigen Gefängnisse an sich, wenn das Gehirn rüstig ist, kaum erhebliche Gefahren für geistiges Erkranken darbieten, — mehr natürlich für Disponirte. Wo eine Psychose schon im Anzuge war, wird sie leichter hier aus sich heraustreten, wo im Abnehmen begriffen, leichter

Hosted by Google

wieder aufflackern können. In concreto wird man aber kaum je sicher sagen dürfen, was die alleinige oder vorwiegende Ursache des Ausbruches war, da die Ursachen meist kombinirte sind. Erwägt man Alles, so kann man sogar sagen, daß ein modernes Strafhaus dem Verbrecher im Allgemeinen mehr Schutz gegen Irresein bietet als das Leben draußen mit den tausenderlei Unbilden, die hier wegfallen. Verstehen wird man aber auch andererseits, daß Leidenschaft- und Gelegenheitverbrecher im Gefängniß eher erkranken als hartgesottene Sünder, weil Jene der ganze Jammer des Daseins und der innere Gram mehr drückt als Diese, so daß, mag der Gewohnheitverbrecher auch mehr erblich belastet und degenerirter sein als der Gelegenheitverbrecher, er doch weniger leicht zusammenbricht.

Man hat nun vielfach davon gesprochen, daß es eine spezifische „Gefängnißpsychose" gäbe. Das ist entschieden zu weit gegangen. Alle Formen von Geisteskrankheiten kommen in Gefängnissen vor, und zwar in der gewöhnlichen Symptomatik, wenn auch oft mit kleinen Eigenthümlichkeiten behaftet, die aber nie so besonders charakteristisch sind, daß man in einem bestimmten Falle, wenn man die Vorgeschichte nicht kennt, sagen könnte: Dieser Irre ist ein Verbrecher. Sind ja schon viele Psychosen, wie wir sahen, vor dem Eintritt in das Gefängniß entstanden. Eben so wenig sicher kann man von der Art einer Psychose auf die Art des Verbrechens schließen. Nach dem Geschlechte, der Art der Insassen, Art des Gefängnisses (namentlich, ob reines Zellensystem da ist oder nicht), nach dem Lande u. s. w. wird die Häufigkeit der einzelnen Formen sich ändern, so daß die Statistiken hierüber oft sehr verschieden lauten. Der Hauptgrund davon ist aber, daß bezüglich der Benennung der einzelnen Psychosen eine wahre Anarchie herrscht, so daß die verschiedenen Zahlen nur geringen wissenschaftlichen Werth besitzen und sich schwer mit einander vergleichen lassen, zumal sie zum erheblichen Theil leider von nicht geschulten Psychiatern herrühren.

Unter den Geisteskranken im engeren Sinne scheinen die Verrückten die Mehrzahl zu bilden; bei reiner Anwendung der Isolirzelle die akuten Formen. Epileptiker giebt es ziemlich viele, dagegen merkwürdiger Weise relativ wenige Paralytische, obgleich Syphilis häufig vorhanden ist und unter den Frauen Dirnen nicht selten sind. Unter den Verückten selbst, die wir hier allein näher kurz betrachten wollen, giebt es verschiedene Unterarten; dahin gehören auch viele der in den Statistiken als Maniakalische und Melancholische angeführten Personen. Die interessanteste und sehr häufig besonders in der Zelle auftretende Varietät ist aber die akute Verwirrtheit. In diesem Zustande fängt ein bis dahin Ruhiger scheinbar plötzlich an zu toben, zu zerstören, verwirrt zu reden; oder eine plötzliche Angst überfällt ihn, er verstummt, wird von den mannichfachsten, meist feindsäligen Sinnestäuschungen gepeinigt, die ihn auch

Hosted by Google

zu Wuthausbrüchen, ja zum Selbstmorde bringen können. Diese akuten Zustände, die oft sehr kurze Zeit andauern, freilich gern wiederkehren, bilden den gefürchteten sogenannten „Zuchthausknall" und wurden früher als Ausfluß äußerster Bosheit aufgefaßt und schwer geahndet. Dort, wo es nicht zu diesen unliebsamen Szenen kommt, sieht man, wie der Gefangene sein Benehmen ändert, die Arbeit ohne Grund einstellt oder lüderlich arbeitet, beim Arzt oder Direktor sich über allerlei imaginäre Belästigungen beklagt, seine Entlassung als Unschuldiger kategorisch verlangt, auch wohl aggressiv wird. Gewöhnlich wird er erst gemaßregelt, bis allmählich immer deutlicher Verfolgungwahn und später wohl auch Größenwahn sich entwickelt und die Diagnose „Verrücktheit" somit feststeht. Fast alle Verrückten haben mehr oder weniger Sinnestäuschungen, besonders des Gehörs und feindsäliger Art, auf die sie reagiren; zwischen diesen Anfällen können akute Zustände von Verirrtheit auftreten. Die selbständigen Formen des akuten Irreseins sind für die Heilung die günstigeren, die chronischen bieten wenig Hoffnung dar und scheinen eher als sonst zum Blödsinn zu führen.

Nach diesem Ueberblick wollen wir die Behandlung dieser Psychosen, besonders aber die Möglichkeit ihrer Verhütung besprechen.

Als Erstes ist zu verlangen, daß der Gefängnißarzt ein Psychiater*) sei, um möglichst bald die Geisteskranken erkennen und sachgemäß behandeln zu können, denn es ist klar, daß mit der schnelleren Diagnose auch die Heilerfolge besser werden müssen, — abgesehen davon, daß es grausam wäre, Kranke als boshaft und renitent mit Zwangsmaßregeln aller Art behandelt zu sehen, weil sie nicht rechtzeitig als Kranke erkannt wurden. Es genügt also jedenfalls nicht, daß der Arzt nur so nebenbei Etwas von Psychiatrie verstehe. Er muß vielmehr ein sehr gewiegter Irrenarzt sein, da gerade die Anfänge der Psychosen und viele nur halbausgebildete und verzerrte Formen, manche Fälle von Epilepsie (wie wir eben sahen), ferner von Simulation und Dissimulation, endlich ganz besonders die vielen Defektzustände und geistigen Minderwerthigkeiten richtig und frühzeitig zu erkennen, wahrlich keine leichte Aufgabe ist. Für die Degenerationzustände speziell wird eine nähere Kenntniß der Kriminalanthropologie von großem Nutzen sein.

Es ist nun klar, daß die als krank Erkannten von den übrigen Gefangenen getrennt werden müssen; aber wohin damit?

Sie sollen zunächst in einem Nebengebäude der Strafanstalt, einer Irren-

*) Eben so wäre es auch sehr wünschenswerth, daß die Militärärzte von Psychiatrie mehr als bisher verständen. Dann kämen relativ nicht so viele Psychosen und Selbstmorde im Heere vor, weil die minderwerthigen oder gar schon kranken Elemente, die gerade durch den Militärdienst so oft psychisch erkranken, nicht so leicht eingestellt oder wenigstens als solche bald erkannt würden.

Hosted by Google

station, wo also nur Irre sich befinden, untergebracht werden. Hier werden sie nach modernen Grundsätzen behandelt und zu Beobachtende eventuell als Simulanten entlarvt. Die geheilten Kranken werden gewöhnlich wieder in das Gefängniß zurückversetzt, wenn ihre Strafzeit noch nicht abgelaufen ist; es wäre freilich besser, sie zu entlassen, da sie im Strafvollzuge leicht wieder erkranken. Die schwierige Frage ist nun aber die: was soll man mit den chronischen Fällen beginnen? Sie werden sich nämlich bald so anhäufen, daß die Irrenstation zu ihrer Aufnahme nicht mehr ausreicht. Hier giebt es nun hauptsächlich drei Möglichkeiten: erstens Erweiterung der Irrenstation an dem Strafhause zu einer wahren kleinen Irrenanstalt; zweitens Schaffung von Centralanstalten für irre Verbrecher, nach englisch-amerikanischem Muster; und endlich Abgabe der überzähligen irren Verbrecher an die Irrenanstalten.

Bisher war der dritte Modus meist in Anwendung, doch wurde vielfach Klage darüber geführt. Durch Anhäufung gefährlicher verbrecherischer Elemente war die Ruhe und Disziplin der Anstalt nur zu oft gestört und die Behandlung der Kranken erschwert; weiter wurde es von Vielen, namentlich den Angehörigen der übrigen Patienten, als empörend empfunden, daß ehrliche Kranke mit Bestraften zusammen sein sollten. Dieses Moment ist aber, glaube ich, ein mehr sentimentales als gerechtfertigtes Bedenken. Sobald ein Verbrecher geisteskrank wird, ist er Kranker und nicht mehr Verbrecher. In jedem Krankenhause liegen neben Unbestraften genug Solche, die früher mit dem Strafgesetze in Konflikt waren, und beide Kategorien werden nicht geschieden. Wir sahen aber, und Das ist ganz wesentlich, daß ein sehr großer Theil der irren Verbrecher schon zur Zeit der That geisteskrank gewesen, also zu Unrecht bestraft worden war. So Manche unter den Insassen des gewöhnlichen Irrenhauses sind ferner vorbestraft; die Kranken klagen auch nur selten, daß sie mit irren Verbrechern zusammenleben, wenn sie es überhaupt wissen. Endlich kann ich aus langer Erfahrung als Irrenarzt nur sagen, daß es sehr viele Irre giebt, die eben so unangenehm, oft noch unangenehmer sind als die irren Verbrecher. Die Schaffung von Centralanstalten kann nur für große Länder in Frage kommen, ist sehr kostspielig, verlangt weiten Transport der Kranken und ist durchaus nicht frei von noch anderen Schattenseiten. Namentlich ist bei einer so großen Anhäufung von verbrecherischen Elementen die Disziplin schwer aufrecht zu erhalten, noch schwerer aber der Charakter einer wirklichen Irrenanstalt zu wahren. Endlich — last not least — sind solche Centralanstalten eine Hölle für Aerzte und Wärter; man kann sich daher mit Recht bei uns für sie nicht sehr erwärmen.

Am Besten erscheint der erste Vorschlag, wo er ausführbar ist. Die zu einer kleinen Irrenanstalt ausgewachsene Irrenstation, die freilich fester als gewöhnliche Anstalten gebaut sein müßte, böte alle Garantien für eine

Hosted by Google

zweckmäßige Vertheilung und Behandlung der Kranken dar, besonders dann, wenn etwas Garten- und Feldwirthschaft sich damit vereinigen ließe. Die wirthschaftliche Verbindung mit der Strafanstalt brächte manchen Nutzen; man könnte auch etwas strengere Zucht walten lassen als in gewöhnlichen Irrenanstalten, ohne daß deshalb der Charakter des Zuchthauses angenommen würde. Endlich hätten die Gefängnißbeamten die beste Gelegenheit, Kranke zu studiren und sich so allmählich psychologisch-psychiatrische Kenntnisse anzueignen, die zur frühzeitigen Erkennung der beginnenden Psychosen nur beitragen könnten. Wo aber eine solche Erweiterung der Irrenstation unmöglich ist, bleibt nur übrig, hier die gefährlichsten Elemente sowie die heilbaren, die akuten, zurückzubehalten, die chronischen Fälle dagegen, so weit sie harmlos oder nur wenig störend sind, an die Provinzial-Irrenanstalten abzugeben, wo sie, wie ich behaupten darf, richtig vertheilt und nicht in allzu großer Menge vorhanden, kaum irgendwie stören. Sollen aber auch gefährliche Kranke mit übernommen werden, so bleibt nichts übrig, als sie in einem besonderen, fest gebauten Pavillon unterzubringen. Bemerken will ich endlich noch, daß verschiedene andere Gesichtspunkte bei der Unterbringung der irren Verbrecher in Betracht kommen können, so daß man nicht von vorn herein in diesen Dingen Prinzipienreiter sein sollte,

Bei der Entlassung geheilter oder harmlos gewordener Kranken hat man nicht anders als sonst zu verfahren, nur wird man natürlich vorsichtiger sein müssen. Einen Menschen aber, der geheilt oder ganz harmlos geworden ist, a priori nicht zu entlassen, weil er ein Verbrecher war und vielleicht später wieder einmal ein Delikt begehen könnte, Das halte ich für hart, da die Irrenanstalt nur Kranken-, nicht aber Detentionanstalt ist. Weil die Anstaltdirektoren aus naheliegenden Gründen sich meist scheuen, solche Kranken bald zu entlassen, hört man oft genug die Patienten bitten, sie doch in das Zuchthaus zurückzuversetzen, weil sie dann wissen, daß sie dort nach der Strafabbüßung sicher entlassen werden, — und gar oft eher, als wenn sie in der Irrenanstalt sind. Hier allen Anforderungen gerecht zu werden, ist gewiß nicht leicht, aber doch wohl möglich.

Der Strafanstaltarzt wird aber natürlich nicht blos die Kranken behandeln, sondern jeden neu aufgenommenen Gefangenen geistig untersuchen müssen, je nach der Labilität seiner Psyche den Strafvollzug milder oder strenger anwenden lassen und auch weiterhin die Einzelnen im Auge zu behalten haben.

Alle diese Schwierigkeiten der Behandlung würden aber zum großen Theil durch geeignete Verhütungmaßregeln beseitigt werden.

Hier ist an erster Stelle das Verlangen zu stellen, daß der Jurist mehr als bisher von Psychiatrie, Anthropologie und Soziologie wissen

Hosted by Google

muß, was einsichtige Juristen durchaus anerkennen und worüber sie nur bezüglich des Wie und Was verschiedener Ansicht sind. Er muß mehr als bisher in dem Verbrecher den Menschen und nicht das Verbrechen sehen. Daher hat ein berühmter Autor sehr Recht, wenn er drastisch sagt, es sei für den Juristen besser, den menschlichen Körper als das Corpus juris kennen zu lernen. Der künftige Richter muß theoretisch und praktisch von den Geisteskrankheiten wenigstens so viel verstehen, daß er weiß, wann eine ärztliche Expertise einzutreten hat. Er wird dann auch besser den Ausführungen des Sachverständigen folgen und beipflichten können. Vor Allem aber sollte das Gutachten des Experten bindend sein und seine Annahme nicht im Belieben des Richters liegen, da es ein Unsinn ist, eine Anmaßung sogar, seine eigene laienhafte Ansicht in Bezug auf komplizirte Geistesabnormitäten über die des Sachverständigen zu stellen. Eventuell könnte man noch ein Obergutachten einholen. Daß in besonders schwierigen Fällen die Experten oft verschiedener Meinung sein werden, ist ganz natürlich und für sie durchaus nicht beschämend. Erleben wir doch täglich ein Gleiches bei den Juristen! Der Jurist soll also auch Geisteskranke sehen, daneben womöglich in „Verbrecher-Kliniken" das Leben und Treiben von Gefangenen, besonders aber die Kriminalanthropologie studiren, die ihm hauptsächlich zum Erkennen degenerativer Zustände nützlich sein kann und seinen Blick erweitert. Wenn aber vorgeschlagen wird, medizinische gesetzeskundige Sachverständige heranzubilden, so ist Das undurchführbar, wie auch die These, jeden Angeklagten psychiatrisch exploriren zu lassen. Wohl aber ist es möglich und sehr wünschenswerth, Das in allen Rezidivfällen und bei allen schweren Verbrechen, eventuell für gewisse Altersklassen oder bestimmte Verbrechen, zu thun. Dadurch würde die Zahl der zur Zeit der That schon Geisteskranken und Verkannten auf ein Minimum sinken und wir hätten dann fast nur reine, nicht im Gefängniß entstandene Psychosen übrig, die sich in mäßigen Grenzen bewegen würden und gewiß auch durch weitere Veränderungen des Strafvollzuges, der Gefängnißeinrichtungen — besonders Einschränkung der Isolirhaft u. s. w. — noch mehr sich reduziren ließen. Namentlich ist auch eine Abkürzung der Untersuchunghaft anzustreben.

Hier konnten selbstverständlich nur die wichtigsten Reformen berührt werden. Am Meisten würden freilich die Psychosen zurückgehen, wenn es gelänge, der Noth der niederen Schichten, die beständig wahre Brutstätten für Verbrechen und Geisteskrankheiten bilden, zu steuern, denn die soziale Noth ist es im letzten Grunde, die die Vererbung körperlicher und geistiger Gebrechen und damit die Degeneration erzeugt, — die Unterlage für den physischen, psychischen und moralischen Untergang.

Hubertusburg. Dr. Paul Näcke.

Hosted by Google

Kolleg und Honorar.

Zu den mancherlei reformatorischen Aufgaben, mit denen unser Staatswesen heute gesegnet ist, gesellt sich neuerdings die Reformirung der Professorengehälter an den Universitäten. Sie hat besondere Schwierigkeiten, weil die Universitäten ein Mittelding zwischen freier Korporation und Staatsanstalt sein sollen und im Munde ihrer Wortführer bleiben wollen. Die Herren, die sich wohl dabei befinden, nennen den jeweiligen Zustand ganz glücklich und wollen den Staat, dessen bureaukratischen Schematismus sie nicht lieben, möglichst wenig hineinreden lassen; Andere dagegen, denen das Avancement zu lange dauert, würden ein gutes Stück des korporativen Zopfes, so weit nach ihren Anschauungen ein solcher vorhanden ist, darangeben, wenn nur der Staat für ihre Lebenshaltung sorgen und ihre Arbeit überhaupt vergüten wollte. Die Zufriedenen rufen: quieta non movere, sonst sinkt die Wissenschaft dahin! Die Hungrigen aber sind rerum novarum studiosi und warten des Heiles, das vom Staate kommen soll. Es giebt aber auch Einzelne, die die Sachlage unbefangen, historisch korrekt und gerecht beurtheilen.

Es hat nun zunächst keine Noth damit, daß die Universitäten ihren Rector Magnificus, ihre Fakultäten, ihren Senat mit Allem, was drum und dran hängt, einbüßen werden. Den Staatsmann sehen wir nicht kommen, der eine völlig neue Idee der Universitäten im Kopfe trüge und eine plötzliche Umwälzung ihrer historisch gewordenen Verfassung herbeiführen würde. Die allmähliche Weiterführung und Umbildung des Gegebenen aber werden wir erleben. Daß diese einzig und allein in der Hand des Staates liegt, wie sie von je her darin gelegen hat,*) kann keinem Zweifel ausgesetzt sein, und wenn nur der Staat nicht schüchtern ist und, wo sich Mangel erfindet, eingreift, dann wird die Praxis das Adiaphoron der Universitäten von selbst antiquiren. Was dabei schließlich herauskommt, ob etwa reine Staatsanstalten neben neu entstehenden freien Universitäten die Kultur tragen werden, mag ruhig dahingestellt bleiben.

Daß die Regelung der Professorengehälter, d. h. ihre auskömmliche Gestaltung, in die überkommene Universitätverfassung tief einschneiden muß, kann keinem Kenner der Verhältnisse entgehen. Man muß sich da zunächst auf die verschiedenen Kategorien der Universitätlehrer besinnen, dann ihre

*) „Es werd aber unsern halben geacht wie es woll, so halten wir uns selbs dannocht, wie wir sin, das auch unser studium uns dermaßen nit außer handen gewachsen, sundern noch hüt bi tag unser studium si, das wir auch nit mer zusehen, und, wo geirrt oder mangel were, reformire, und das regiment der universitet zur besserung endere . . .“ Kurfürst Philipp 1498 an die Universität Heidelberg.

Hosted by Google

Kolleg und Honorar.

Zu den mancherlei reformatorischen Aufgaben, mit denen unser Staatswesen heute gesegnet ist, gesellt sich neuerdings die Reformirung der Professorengehälter an den Universitäten. Sie hat besondere Schwierigkeiten, weil die Universitäten ein Mittelding zwischen freier Korporation und Staatsanstalt sein sollen und im Munde ihrer Wortführer bleiben wollen. Die Herren, die sich wohl dabei befinden, nennen den jeweiligen Zustand ganz glücklich und wollen den Staat, dessen bureaukratischen Schematismus sie nicht lieben, möglichst wenig hineinreden lassen; Andere dagegen, denen das Avancement zu lange dauert, würden ein gutes Stück des korporativen Zopfes, so weit nach ihren Anschauungen ein solcher vorhanden ist, darangeben, wenn nur der Staat für ihre Lebenshaltung sorgen und ihre Arbeit überhaupt vergüten wollte. Die Zufriedenen rufen: quieta non movere, sonst sinkt die Wissenschaft dahin! Die Hungrigen aber sind rerum novarum studiosi und warten des Heiles, das vom Staate kommen soll. Es giebt aber auch Einzelne, die die Sachlage unbefangen, historisch korrekt und gerecht beurtheilen.

Es hat nun zunächst keine Noth damit, daß die Universitäten ihren Rector Magnificus, ihre Fakultäten, ihren Senat mit Allem, was drum und dran hängt, einbüßen werden. Den Staatsmann sehen wir nicht kommen, der eine völlig neue Idee der Universitäten im Kopfe trüge und eine plötzliche Umwälzung ihrer historisch gewordenen Verfassung herbeiführen würde. Die allmähliche Weiterführung und Umbildung des Gegebenen aber werden wir erleben. Daß diese einzig und allein in der Hand des Staates liegt, wie sie von je her darin gelegen hat,*) kann keinem Zweifel ausgesetzt sein, und wenn nur der Staat nicht schüchtern ist und, wo sich Mangel erfindet, eingreift, dann wird die Praxis das Adiaphoron der Universitäten von selbst antiquiren. Was dabei schließlich herauskommt, ob etwa reine Staatsanstalten neben neu entstehenden freien Universitäten die Kultur tragen werden, mag ruhig dahingestellt bleiben.

Daß die Regelung der Professorengehälter, d. h. ihre auskömmliche Gestaltung, in die überkommene Universitätverfassung tief einschneiden muß, kann keinem Kenner der Verhältnisse entgehen. Man muß sich da zunächst auf die verschiedenen Kategorien der Universitätlehrer besinnen, dann ihre

*) „Es werd aber unsern halben geacht wie es woll, so halten wir uns selbs dannocht, wie wir sin, das auch unser studium uns dermaßen nit außer handen gewachsen, sundern noch hüt bi tag unser studium si, das wir auch nit mer zusehen, und, wo geirrt oder mangel were, reformire, und das regiment der universitet zur besserung endere . . .“ Kurfürst Philipp 1498 an die Universität Heidelberg.

Hosted by Google

praktische Seite. Beide umfaßten die anerkannten Hauptdisziplinen der Fakultätwissenschaften. Jedes Jahr im Herbst, bisweilen auch mit dem Kalenderjahr, begann der Kursus und ward der Stundenplan festgesetzt für die sogenannten ordentlichen Lektionen und Disputationen. Daneben war es den Professoren erlaubt, nicht befohlen, extraordinarie Etwas zu lesen, und zwar sowohl öffentlich in den Hörsälen der Universität als privatim bei sich zu Hause, im letzten Falle gegen Honorar. Solcher Privatunterricht durfte aber dem öffentlichen ordentlichen keine Konkurrenz machen, d. h. weder in die selben Stunden fallen, noch über den selben Gegenstand lauten. Er wurde im sechzehnten Jahrhundert, nachdem der Bursenunterricht aufgehört hatte, in der philosophischen Fakultät ziemlich reichlich ertheilt und war nöthig, so lange nicht die Gymnasien hinreichend vorbereitete Hochschüler lieferten. Dieser subsidiäre Unterricht aber war ein reines Privatgeschäft der Lehrer, aus dem sie Gewinn zogen, mit dem die Universität als solche jedoch direkt nichts zu schaffen hatte.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam nun ein neues Element in den Lehrbetrieb der Universitäten: die sogenannten collegia. Sie waren ursprünglich freie Vereinigungen von Studirenden zum Zwecke der disputatorischen Einübung des von den Professoren in den öffentlichen Lektionen behandelten Wissensstoffes, wurden aber dann mehr und mehr Privatunternehmungen der Universitätlehrer selbst. Sie ersetzten sogar hier und da während der Stürme des Dreißigjährigen Krieges den Unterricht der verfallenen Universitäten überhaupt und waren nun nicht mehr blos collegia repetitoria, sondern auch lectoria. So schoß denn im siebenzehnten Jahrhundert der Honorarunterricht in den Privatkollegien ins Kraut, und als die Universitäten sich wieder aus Schutt und Asche erhoben, als neue Universitäten gegründet wurden, da standen neben den alten Lectiones und Disputationes die Collegia privata als nicht mehr zu ignorirender akademischer Brauch. Zwar ließen sichs die Aufsichtbehörden noch angelegen sein, den Vorlesungen ihre Oeffentlichkeit und Unentgeltlichkeit zu wahren, und Friedrich Wilhelm der Erste griff 1732 in Halle noch einmal scharf durch; aber erstens erheischte der Fortschritt der Wissenschaften seit dem Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts eine weit umfangreichere und intensivere Pflege, als sie der statutenmäßige öffentliche Unterricht mit seinen vier Wochenstunden, zu denen jeder angestellte Professor verpflichtet war, bieten konnte, und andererseits fehlten den Staaten die Mittel, ausreichende Lehrkräfte anzustellen und sie angemessen zu besolden. Die Folge war, daß man sich im achtzehnten Jahrhundert erst stillschweigend, im neunzehnten Jahrhundert aber offiziell zum System der Honorarvorlesungen bekannte. Hierin ist nun das Beispiel Göttingens von großem Einfluß gewesen. Münchhausen, der Vater der Georgia Augusta, setzte seine Ehre darein, Göttingen zur Königin der deutschen Universitäten zu machen; er verschaffte den

Hosted by Google

Professoren anständige Gehälter und ließ sie nach Herzenslust privatim und gegen Honorar lesen, da er auf die Haltung der zwar statutenmäßig nach alter Sitte auch noch eingeführten öffentlichen Vorlesungen keinen Werth legte. Er rechnete eben mit den bestehenden Verhältnissen. Denn es war im Uebergange vom siebenzehnten zum achtzehnten Jahrhundert dahin gekommen, daß die öffentlichen Lektionen vernachlässigt wurden und das Schwergewicht des akademischen Unterrichtes in den Privatkollegien lag, die die Professoren „ordentlicherweise", wie der große Pütter in Göttingen schrieb, in ihrem Hause, in ihren Privatauditoriis abhielten. Seitdem ist das Wort collegium, das ursprünglich eine Gesellschaft von Studirenden bezeichnete, der Name geworden für die akademischen Vorträge, ob sie nun publice oder privatim gehalten werden. Der Aufschwung Göttingens reizte andere Universitäten zur Nacheiferung. Marburg, Greifswald, Tübingen, Heidelberg, ja selbst die katholischen Universitäten Mainz und Trier erfuhren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Reformationen, die die sogenannten Privatkollegien ganz wesentlich mit zu Grunde legten. Auch in Preußen (Frankfurt und Halle) fing man schon unter Friedrich dem Großen an, damit zu rechnen, ausdrücklich bekannte man sich aber zum System der Honorarvorlesungen bei der Reorganisation der Universität Halle im Jahre 1804. Zu gleicher Zeit wurden sie in Bayern für Landshut und Würzburg eingeführt; und seitdem ist es in Deutschland dabei verblieben.

Man kann nun fragen, wie kam es denn, daß die Universitäten das ursprüngliche Verhältniß des öffentlichen und des privaten Unterrichtes umkehrten und daß die Regirungen von dem Grundsatz, den Universitätunterricht öffentlich und unentgeltlich von besoldeten Lehrern ertheilen zu lassen, abkamen? Der Hauptgrund war, wie gesagt, der, daß es den Staaten an Mitteln fehlte, die Universitäten zu versorgen. Der Dreißigjährige Krieg hatte den Wohlstand Deutschlands zerrüttet, die Kriege hörten aber in der Folgezeit nicht auf und machten immer mehr Aufwendungen für die stehenden Heere nothwendig. Mancherlei andere Kulturaufgaben drängten. Die Kleinstaaterei, der die weit über den Bedarf hinausgehende Menge deutscher Universitäten ihre Entstehung verdankte, zersplitterte die ökonomischen Kräfte erst recht. Die Universitäten erhielten also häufig nicht, was auch nur zur Subsistenz der Professoren genügte, die akademischen Gebäude waren vielfach baufällig, kurz es herrschte Mangel an Ecken und Enden.

Wie liegt nun die Sache heutzutage?

Noch immer wird von öffentlichen und privaten Vorlesungen gesprochen. Daß die Bezeichnung geradezu sinnwidrig ist, liegt auf der Hand. Der Unterschied ist der: die einen — und zwar weniger wichtigen — hat der Student umsonst, die anderen — und zwar die Hauptkollegien — muß er bezahlen.

Hosted by Google

Oeffentlich sind die einen so gut wie die anderen, insofern sie wieder, wie in früheren Jahrhunderten, in den staatlichen Auditorien und nicht von Privatlehrern, sondern von öffentlichen Professoren gehalten werden. Man würde also richtiger von freien und von Honorarvorträgen sprechen. Aber, kann man einwerfen, Das sind ja nur Namen, die thun nichts zur Sache. Darauf ist zu entgegnen, daß gerade die Bezeichnung von öffentlichen und privaten Vorlesungen eine Quelle des Irrthumes ist für die Auffassung der staatlichen Stellung der Universitätlehrer, weil sich damit die Vorstellung verknüpft, daß das öffentliche Lehramt der Professoren bis zu einem gewissen, freilich ganz unbestimmten Grade privater Gewerbebetrieb wäre. Man ist der Meinung, daß diese Doppelseitigkeit mit dem Wesen der Universitäten von je her unlösbar verknüpft war. Ich habe in meinem Buche nachgewiesen, daß es keineswegs so ist und daß sich die Verfechter des heutigen Standes der Dinge nicht auf ein historisches Recht berufen können. Erst seit dem vorigen Jahrhundert haben die Staaten, durch Göttingens Glanz bestochen und aus Mangel an Geld, das Honorarwesen offiziell eingeführt und damit das Prinzip des unentgeltlichen Unterrichtes, allerdings zu Gunsten der Professoren, geopfert. Sie haben dann auch Honorarienordnungen erlassen und vielfach, abweichend vom göttinger Usus, die Taxen festgesetzt. Damit ist entschieden, daß die Honorare für die Vorlesungen nichts Privatrechtliches mehr an sich haben, sondern als eine Gebühr öffentlich-rechtlichen Charakters zu betrachten sind. So hat sie schon 1764 Friedrich der Große angesehen, als er verordnete, daß die den armen Theologie Studirenden gestundeten Honorare später im Verwaltungwege eventuell durch Gehaltsabzüge oder Exekution eingezogen werden sollten. Von einer Privatsache ist also bei den Kollegienhonoraren absolut nicht mehr zu reden. Ganz irrig ist die Berufung auf das Allgemeine Landrecht; dieses garantirt den Professoren nirgends den Bezug von Kollegienhonoraren, es regulirt nur die Kreditverhältnisse der noch unter väterlicher Gewalt stehenden Studirenden und zählt die Posten auf, die ihnen rechtmäßig zu kreditiren seien. Da werden denn die Kollegiengelder neben Stubenmiethe, Tischgeld, Arztlohn u. s. w. genannt. Sache der Universitäten war es, den Gläubigern zu ihrem Gelde zu verhelfen. Gelang Das im einzelnen Falle einmal nicht, dann konnte der betroffene Professor allerdings die Privatklage versuchen. Ob es jemals geschehen ist, bleibe dahingestellt. In das Allgemeine Landrecht ist aber der ganze Passus übernommen aus dem für die Universität Halle 1759 erlassenen Kredit-Reglement Friedrichs des Großen, des selben Friedrichs, der 1764 die Einziehung der theologischen Kollegienhonorare im Verwaltungwege anordnete und damit seiner Anschauung von ihrem öffentlich-rechtlichen Charakter Ausdruck verlieh. Uebrigens ist, wie ich in meinem Buch zeige, in der bayerischen Gesetzgebung das Kollegienhonorar immer als eine Gebühr angesehen worden.

Hosted by Google

Nun fragt man sich: was bedeutet denn sachlich für den Wissenschaftbetrieb an Universitäten noch diese Unterscheidung der zwei Arten von Vorträgen? Weshalb muß um der Sache willen der Unterricht zum kleinsten Theil gratis, zum größten Theil gegen Honorar gegeben werden? Weshalb schenkt man den Studenten überhaupt Etwas? Weshalb schenkt man ihnen nicht Alles? So viele „Gutachten" und Meinungen ich auch über die Kollegiengelder gelesen und gehört habe, noch nirgends habe ich diesen Punkt erörtert gefunden. Die ganze durch dieses Jahrhundert hindurchgezogene Institution der Duplizität der Vorlesungen, die aber gerade nach der Seite der „öffentlichen" — oder besser freien — Vorlesungen hin sehr gering geschätzt wird, ist nur ein Zopf, ein Rudiment vom vorigen Jahrhundert. Man wird also, um Klarheit zu schaffen, zuerst einmal die Einheitlichkeit oder Eindeutigkeit des Universitätunterrichtes, wie sie den deutschen Universitäten von Hause aus eigen war, wiederherstellen müssen. Daß dieser Unterricht autoritate publica ertheilt wird, also öffentlich ist, steht unzweifelhaft fest. Ob und in welchem Umfange der Staat daneben auch noch Privatunterricht, aber wirklichen privaten Unterricht, zulassen will, ist eine ganz untergeordnete Frage, die den Organismus des öffentlichen Universitätunterrichtes, für den der Staat sorgt, nicht berührt.

Die Regulirung der Professorengehälter hat anzuknüpfen an die öffentliche Lehrthätigkeit der Professoren. Ich weiß wohl, daß diese noch mehr zu thun haben, als zu lehren. Sie sollen auch forschen, die Wissenschaft fördern. Doch Das ist nicht ihr Monopol, Das thun auch die Akademien, Das geschieht auch an anderen Schulen und von vielen Privaten; die Wissenschaft gedeiht auch außerhalb der Universitäten und Der, den der Geist nicht treibt, fördert sie weder an Universitäten noch sonstwo. Für den Staat sowohl wie für die Studirenden sind die Universitäten in erster Linie Unterrichtanstalten; und nun handelt sichs darum: wer bezahlt den Unterricht und wer läßt ihn sich bezahlen? Als Zahlende sind zu denken der Student und der Staat, als Empfangende der Dozent und der Staat. Da die Universitäten ohne allen Zweifel Veranstaltungen des Staates sind, so trägt er in erster Linie die Kosten: er unterhält die Gebäude, die Sammlungen, er besoldet die Lehrer und das Verwaltungpersonal. Die Benutzer dieser Staatsanstalten sind die Studirenden; die Frage ist, ob ihnen der Staat das Studium freigeben oder sie zur Bezahlung heranziehen soll. Den Gymnasialunterricht, den fast ausschließlich nur Inländer genießen, läßt sich der Staat bezahlen. Den weit kostspieligeren Universitätunterricht aber, zu dem sich auch zahlreiche Ausländer drängen, sollte er freigeben? Ich bin vom nationalen Standpunkt aus der Meinung, daß wir den Ausländern gegenüber mit unseren Universitäteinrichtungen viel zu liberal verfahren. Wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, das studentische Milieu zu beobachten, das in

Hosted by Google

den berliner Bibliotheken zu erblicken ist, Der hat den Wunsch nicht unterdrücken können, daß etwas nationale Strenge geübt werden möchte. So schön das „Germania docet“ klingen mag, so bin ich doch kein Freund von sogenannten „Weltuniversitäten“. Wir sind schon dahin gekommen, Ausländern, die hier studirt haben, mit besoldeten Stellungen, wenn auch vorübergehend nur, bei unseren Universitäten unter die Arme zu greifen, gerade als ob es nicht in Deutschland eine hinlängliche Menge von bedürftigen und qualifizirten Bewerbern gäbe. Und was hat Deutschland davon, daß es seine Hochschulen so bereitwillig den Ausländern öffnet? Nichts als den sogenannten Ruhm, von dem wir aber im wirthschaftlichen Konkurrenzkampfe nicht fett werden. Aber der nationale Gesichtspunkt ist nicht der einzige, von dem aus der Staat Anspruch darauf machen kann und muß, für den Universitätunterricht eine Gebühr zu erheben. So lange nicht das ganze Unterrichtwesen von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe frei ist für Jedermann, wird auch das Studium auf Universitäten Geld kosten müssen. Der Staat ist also in erster Linie berechtigt, von den Studirenden je nach dem Maße, in dem sie von seinen Einrichtungen (Vorlesungen, Uebungen, Sammlungen u. s. w.) Gebrauch machen, ein Geldäquivalent zu fordern. Er ist der Empfänger, wie er der Geber ist. Fiskalischen Profit wird er dabei nicht herausschlagen; immerhin wird, was er durch die Universitäten einnimmt, auch den Universitäten wieder zu Gute kommen.

Geber und Empfänger ist aber auch der Professor; er giebt sein Bestes, was er hat, sein Wissen, den Studenten und er empfängt dafür materielle Belohnung, — vom Staate, in dessen Auftrage er lehrt, als Professor publicus. Wollte er in eigenem Auftrage, d. h. privatim, lehren, so würde er sich an seinen Schülern schadlos halten. Beide Einnahmequellen sind, wie wir gesehen haben, seit dem vorigen Jahrhundert mit einander verquickt worden. Die Professoren lehrten zwar im Auftrage des Staates, doch hatte der nicht Mittel, die Professoren gebührend zu besolden, er gab ihnen ein Weniges und hieß sie, das Uebrige als Honorar von den Studenten fordern. Dafür verlangte er selbst für sich von diesen nichts. Dies Verfahren war praktisch, so lange der sachliche Fonds der Universitäten gegenüber dem persönlichen bedeutunglos war; die kostspieligen medizinisch-naturwissenschaftlichen Institute gehören erst der Neuzeit an.

Heute liegen die Verhältnisse einfacher und zugleich verwickelter als früher. Einfacher insofern, als der Staat die Mittel hat, die Professoren als Beauftragte des Staates angemessen zu bezahlen, verwickelter insofern, als der wissenschaftliche Ausbau der Universitäten Honorarbezüge von 0 bis 100 000 Mark hat entstehen lassen. Die doppelte Einnahmequelle für die im Auftrage des Staates geübte Lehrthätigkeit ist also nicht mehr nothwendig, aber noch

Hosted by Google

immer sind die Bezüge theils unzulänglich, theils — bei manchen Mode-Wissenschaften und Katheder-Monopolen — überreichlich strömend.

Aus diesem Grunde ist das Bedürfniß der Gehälterregulirung entstanden. Wie man sie nun nach gerechten Grundsätzen durchführen will, ohne an das Honorarwesen zu rühren, ist nicht einzusehen. Niemand darf nach der geschichtlichen Entstehung und Einführung der Kollegienhonorare bezweifeln, daß die Regirung darin völlig souverain ist und die Gesetzgebungmaschine für eine Modifizirung oder Abschaffung des Honorarsystemes gar nicht in Anspruch zu nehmen braucht. Anders ist es mit einer aus Staatsmitteln zu besorgenden Festsetzung der Professorengehälter. Hierzu wird ein Gesetz erforderlich sein; man würde aber einen Fehler begehen, wenn man dabei nicht vollständig von dem Vorhandensein von Kollegienhonoraren absehen, sondern sie mit in das Gesetz aufnehmen und wohl gar einen willkürlich angenommenen Durchschnittssatz als Gehaltsquote mitverrechnen wollte. Damit würde man dem Kollegienhonorar, das bis jetzt nur auf Verordnung oder stillschweigender Duldung beruht, gesetzliche Anerkennung verschaffen und seine wünschenswerthe und sicher kommende Abschaffung erschweren. Man kann die Gehälter reguliren und die Professoren als Staatsdiener anständig bezahlen, wie jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, und dabei die Honorare stillschweigend unter den Tisch fallen lassen. Alles Andere, wie etwa ein Beschneiden der großen Honorareinnahmen Einzelner und die Vertheilung des Konfiszirten an die schlechter gestellten Lehrer, ist Flickwerk und vermehrt nur die Unzufriedenheit; da ist es schon besser, Alles beim Alten zu lassen.

Die Zuschriften einzelner Professoren an die Münchener Neuesten Nachrichten lauten in der Mehrheit gegen die Abschaffung der Kollegiengelder. Die Gründe stehen freilich auf schwachen Füßen, sie sind zum großen Theil nur Gefühlsäußerungen. Abgesehen von Paulsens Gutachten verrathen die übrigen wenig geschichtliche Kenntniß. Paulsen verhindert seine alte Abneigung gegen die Bureaukratie und sein mir sonst sympathischer kräftiger Individualismus, sich für die Aufhebung der Kollegienhonorare, die meiner Auffassung nach in der Richtung der geschichtlichen Entwickelung liegt, auszusprechen. Er gehört eigentlich an eine „freie" Universität. Das kann ich ihm nicht zugeben, daß die sogenannte akademische Freiheit durch die Kollegienhonorare mit bedingt sei. Im Uebrigen muß doch hervorgehoben werden, daß, so lange wir im „Staate" leben, alle partikulare Freiheit nur ein Zugeständniß der souverainen Staatsgewalt ist. Mit der akademischen Lehr- und Lernfreiheit argumentiren die Verfechter der heutigen Universitätzustände überhaupt gern, selbst die Sozialdemokraten wollten Etwas von der Sache verstehen, als der Minister ihrem Arons aufs Dach zu steigen gedachte. Nun hat aber die sogenannte akademische Freiheit auch ihren Haken, — wenn man

Hosted by Google

sie nämlich auf ihre Geschichte hin untersucht. Was speziell die Lehrfreiheit der Privatdozenten anlangt, so ist ihnen zwar die venia privatim docendi et collegia aperiendi von ihrer Fakultät ertheilt worden, aber die Katheder der Universität sind ihnen bis zum achtzehnten Jahrhundert dazu nicht zur Verfügung gestellt worden. Auf diesen lehrte nur der Professor publicus, der Beauftragte des Staates, der Privatdozent lehrte eben privatim in seiner Behausung. Nur zu öffentlichen Disputationen standen dem Privatdozenten wie jedem graduirten akademischen Bürger die Auditoria offen. Hiernach war der Minister geschichtlich zwar nicht berechtigt, ohne Mitwirkung der Fakultät Herrn Dr. Arons die venia privatim docendi zu entziehen, wohl aber, ihm die Benutzung des öffentlichen Auditoriums, der cathedra publica, zu versagen.

Ich resumire mich nun dahin.

Erstens: Die Bezeichnung öffentlicher und privater Vorlesungen an staatlichen Lehranstalten ist heute sinnlos. Zweitens: Die Unterscheidung in freie und Honorar-Vorlesungen ist sachlich nicht gerechtfertigt. Drittens: Das System der Honorar-Vorlesungen ist seit dem vorigen Jahrhundert von den Unterrichtsverwaltungen angenommen worden, um die Gehälter der Professoren zu verbessern, da der Staat andere Mittel nicht hatte. Es war also ein Nothstandssystem. Daraus folgt, daß, wenn der Staat jetzt endlich in der Lage ist, die Universitätlehrer so gut wie andere Beamtenklassen auskömmlich zu besolden, von der Zubuße eines Honorares für die amtlichen Lehrvorträge und Uebungen abgesehen werden muß.

Steglitz. Dr. Ewald Horn.

Die Armenierhetze.

Sehr geehrter Herr Harden,

Der Artikel „Die Türkenhetze" in der „Zukunft" vom sechzehnten Januar veranlaßt mich, die Bitte an Sie zu richten, mir einige Bemerkungen zu den Ausführungen des Herrn Dr. Barth zu gestatten.

Zunächst das Thatsächliche. Ich würde Herrn Barth dankbar sein, wenn er mir die „objektive Quelle", aus der sich nachweisen läßt, daß nicht mehr als 29000 Armenier in den Blutbädern umgekommen sind, namhaft machen würde. Meines Wissens sind von amtlichen Berichten nur publizirt worden: der Bericht der sechs Botschafter über die Blutbäder des Jahres 1895 (ein Werk nicht etwa der englischen, sondern der französischen Diplomatie), Konsularberichte über die Blutbäder in Urfa und im Bilajet Aleppo, in Eghin und Ewerek und die Noten der Botschafter über das Blutbad in Konstantinopel. Für die Statistik der Blutbäder kommen weiter in Betracht: der ausführliche Bericht der Frankfurter Zeitung vom fünfzehnten August über das Blutbad in Wan (im Juni 1896), der einzige, der darüber vorliegt, und die zahlreichen nur handschriftlich verbrei-

Hosted by Google

teten Berichte der in dem Nothstandsgebiet lebenden Ausländer, die den Hilfskomitees aller Länder vorliegen. Die Zahlen der amtlichen Berichte ergeben folgendes Resultat: Der Botschafterbericht über die Blutbäder von 1895 in etwa 64 Distrikten (ohne Urfa) nennt, so weit er Zahlen giebt, ca. 27000, der Konsularbericht über das Blutbad von Urfa 8—10000, von denen 2500 bis 3000 in der christlichen Kathedrale mit Petroleum verbrannt oder auf andere Weise getötet wurden. Die Konsularberichte über die Blutbäder in Eghin und Ewerek ergeben ca. 5000, das Blutbad in Konstantinopel nach Schätzung der Botschafter ca. 6000, nach dem offiziellen türkischen Bericht 8750. Diese amtlichen Berichte ergeben also schon eine Gesammtsumme von ca. 48—50000. Dazu kommen die Verluste bei den Blutbädern von Wan, über die amtliche Berichte noch nicht vorliegen, die nach der Frankfurter Zeitung aber auf mindestens 20000 zu veranschlagen sind. Das giebt 70000. Nun räumt aber die Kollektivnote vom vierten Februar ein, daß die Statistik des Botschafterberichtes unvollständig ist und sich auf die Ortschaften beschränkt, von denen sich die Botschafter zur Zeit glaubwürdige Nachrichten verschaffen konnten. Sie ist daher zu vervollständigen durch die Statistiken, die im Laufe dieses Jahres im Nothstandsgebiet aufgestellt werden konnten. Mir liegen solche für verschiedene Vilajets vor. Ein Einblick würde auch Herrn Dr. Barth von der Sorgfalt überzeugen, mit der sie hergestellt sind. Eine genaue Statistik, z. B. über 176 Städte und Ortschaften aus dem Vilajet Charput, die für jeden Ort die Zahl der christlichen und türkischen Häuser, die Zahl der verbrannten Häuser und der ermordeten Christen und Türken angiebt, hat folgendes Ergebniß: Von 22978 Häusern (wovon 15359 christliche und 7619 türkische) wurden 8154 christliche Häuser verbrannt; 15345 Christen und 500 Türken wurden getötet. Aehnliche Ergänzungen des Botschafterberichtes, der in einer großen Zahl von Distrikten noch keine genauen Zahlen geben konnte, liegen mir für andere Vilajets vor. Die auf Grund dieser „objektiven" Quellen — und andere giebt es nicht — von mir aufgestellte detaillirte Statistik (Armenien und Europa, Seite 242—47) ergiebt, obwohl das Blutbad von Konstantinopel nur mit 4000 eingestellt ist, die Zahl von 88243 ermordeten Christen, denen (nach türkischen Quellen) 1293 Muhammedaner, die mit umgekommen sind, gegenüberstehen. Auch dieses ziffernmäßige Resultat macht auf Vollständigkeit noch keinen Anspruch, da über weite Distrikte des Massacregebietes kein statistisches Material zu erhalten war.

Mit der Ermittelung der Ursachen der armenischen Blutbäder hält sich Herr Dr. Barth nicht lange auf. Ein kühnes ὕστερον πρότερον, — und die vereinzelten revolutionären Folgeerscheinungen der Blutbäder sind für den „Unbefangenen" die Ursachen der an dem armenischen Volk verübten Massenraubmorde. Daß den türkischen Behörden die Schuld an den Metzeleien zuzuschreiben ist, darüber herrscht unter den Europäern, die Augenzeugen der Blutbäder waren, auch nicht der leiseste Zweifel. Victor Bérard, ein ausgezeichneter Kenner der gegenwärtigen Zustände in der Türkei, sagte in der Revue de Paris vom fünfzehnten Dezember 1896: L'Europe a pu prendre le change; mais personne en Turquie ne s'y est trompé. ... Aujourd'hui, le langage à l'égard du Sultan est beaucoup plus libre à Constantinople qu'à Paris. Il n'est question que de lui, toujours de lui. On prend à peine quelques précautions de forme. Les musulmans disent „le maître", les chrétiens indigènes „l'homme" et, parmi les étrangers,

Hosted by Google

l'esprit bien français de nos compatriotes à vulgarisé les noms de „marchands de pastilles“ ou de „Géraudel“. Mais, sous ces noms transparents, dans l'opinion et le langage de tous, chrétiens et musulmans, jeunes et vieux, Turcs, Grecs et Bulgares, indigènes et étrangers, il reste le promoteur et le metteur en scène de tout ce qui s'est fait depuis deux ans. Chacun sait et chacun dit qu' Il l'a voulu, qu'Il l'a ordonné: „Le maître a permis de tuer les Arméniens.“

Ein paar Züge aus den Schilderungen, die Bérard von dem Blutbad in Konstantinopel giebt, mögen zur Erläuterung dienen. Einige Armenier waren am sechsundzwanzigsten August zu Fehmi Pascha nach der Vorstadt Ejub, auf der Seite von Stambul, geflohen. „L'idée de ces Arméniens nous sembla donc étrange, d'avoir choisi un pareil refuge en temps de massacre. Mais l'Arménien reprit: Nous allions à Eyoub chez Fehmi-Pacha. C'est un vieux pacha très pieux, que le Sultan n'aime pas et qui veut finir à Eyoub pour être enterré près de la mosquée. Depuis un an, Fehmi disait aux Arméniens — car, depuis un an, tout le monde savait qu'on nous tuerait —: ‚Quand l'homme de Yildiz (le Sultan) fera massacrer les chrétiens, venez chez moi et je vous sauverai'.“ Eine andere Szene spielt auf einer der Prinzeninseln, gegenüber von Stambul, in den Tagen des Blutbades von Konstantinopel. „A Prinkipo, il n'y avait pas eu de massacre. Les Européens présents, trés nombreux au Grand-Hôtel, avaient protégé les Arméniens. Des Kurdes, qui travaillaient aux terrassements et aux jardins, avaient promis à leur maître, un Italien du nom de Valori, qu'ils ne tueraient personne. Mais, le vendredi matin, ils vinrent lui demander de l'argent et des armes, en lui disant: ‚Puisque nous ne travaillons pas aujourd'hui, laisse-nous aller à Stamboul, où le maître a permis de tuer les Arméniens.' Ils sont partis sur le bateau qui nous avait amenés. Ils sont rentrés au chantier le lendemain, paraît-il, avec de l'argent et des bijoux. Mais ils étaient mécontents. Ils prétendaient que le Sultan était devenu fou: un matin, il permet, et le soir, il défend: on n'a pas le temps de faire le voyage et déjà sa volonté est changée.“ In Bezug auf die Massacres in Anatolien kommt Bérard nach sorgfältiger Prüfung der Thatsachen zu folgendem Ergebniß. „On voit, qu'en tout ceci le rôle des tribus kurdes a été très secondaire. Elles ont agi, non pas même comme instruments, mais comme collaborateurs, et collaborateurs médiocres, de l'autorité.“

Das kulturgeschichtliche Material, auf das Herr Barth sein Urtheil über den Charakter des armenischen Volkes stützt, ist ungemein reichhaltig. Er hat gesehen, daß griechische Straßenjungen in Smyrna nach den Hunden werfen (soll auch in Berlin vorkommen), und er kennt das durch die ganze Presse gehetzte Sprichwort: „Ein Grieche betrügt zwei Juden und ein Armenier betrügt zwei Griechen,“ das er noch dazu ungenau citirt. Das „genügt für den unparteiischen Beobachter.“ Daß die Armenier in Anatolien, um die es sich bei den Blutbädern in erster Linie handelt, zu 80 Prozent eine ackerbauende Bevölkerung sind, scheint ihm unbekannt zu sein. Daß weiter Herr Barth die amerikanischen Missionare in Armenien im Handumdrehen zu „englischen Missionaren“ und im gleichen Athem zu „Agenten“ der englischen Regirung macht, mag noch hingehen; reden ja doch auch die Amerikaner englisch. Aber die Christen in der Türkei sollen „nahezu steuerfrei“ sein!

Hosted by Google

Andere Leute wissen, daß die Christen, abgesehen von der Militärsteuer, oft doppelt so hoch eingeschätzt werden als die Muhammedaner und daß die armenische Landbevölkerung außer den Steuern an die Regirung noch Tribute von beliebiger Höhe an ihre kurdischen und türkischen Aghas zu zahlen hat. Daß die Armenier in Armenien „eine arme, unterdrückte Rasse" sind, ist ihm nichts als Flunkerei der Armenierfreunde. Wie kommen denn die Botschafter dazu, in einer Kollektiv-Note vom siebenten September 1880 von einem „Zustande der Anarchie" zu reden, „der in den armenischen Provinzen herrsche", und von dem „Ernst einer Lage, deren Fortdauer aller Wahrscheinlichkeit nach die Vernichtung der christlichen Bevölkerung in jenen weiten Landestheilen zur Folge haben würde"? Und was in aller Welt haben sich die Vertreter der Großmächte gedacht, als sie im Paragraphen 61 des Berliner Vertrages die Pforte nöthigten, für die Armenier Reformen zu versprechen und ihnen Schutz vor Kurden und Tscherkessen zu garantiren, — Maßregeln, die die Pforte „in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekannt geben" sollte, „die ihr Inkrafttreten überwachen würden"! Und was bewog wohl im Jahre 1895 die Botschafter der drei Mächte England, Frankreich, Rußland, den bekannten Reformplan für die armenischen Provinzen auszuarbeiten und in neunmonatlichen Verhandlungen bei der Pforte durchzusetzen? Wären sie so gut wie Dr. Barth über die beneidenswerthe Lage der von den Türken „verhätschelten" Armenier unterrichtet gewesen, sie hätten sich die Mühe ersparen können.

Die eigentliche Last des Beweises, daß die Christen des Orients „die schlimmste Gesellschaft sind, die der Erdboden trägt," müssen die Deutschen des Orients tragen. Nun, ich habe zwei Jahre in der Türkei gelebt und stehe seit zehn Jahren mit Deutschen im Orient in Briefwechsel, habe auch noch im vorigen Jahre zwei Monate Anatolien und Syrien bereist und mit Dutzenden von Deutschen gesprochen. Meine Erfahrung ist die, daß zwar die Deutschen, welche die Armenier nur aus den Handelsstädten der Levante kennen, auf sie in der gleichen Tonart zu schimpfen pflegen, wie bei uns die Antisemiten auf die Juden, während Diejenigen, welche den armenischen Volkscharakter im inneren Armenien, auch in Syrien und Palästina, kennen gelernt haben, sich günstig über die Armenier aussprechen. Freiherr von Münchhausen, der achtzehn Jahre lang deutscher Konsul in der Türkei war, und „zahlreiche Armenier im eigenen Dienst gehabt hat" (Dr. Barth weiß, daß kein Europäer im Orient einen Armenier als Kawassen oder Wächter seines Eigenthums halten würde) schreibt: „dem richtigen Armenier fehle zum Revolutionär nicht weniger als Alles, und wenn in der Türkei eine zuverlässige Kriminalstatistik geführt würde, so könnte eine solche nicht anders als zu Gunsten der Armenier sprechen. Aber gerade ihre Gefügigkeit, ihre Furcht vor der herrschenden Rasse habe diese so verwöhnt, daß sie glauben, sich Alles gegen das unterdrückte Volk herausnehmen zu dürfen, und ihre Behandlung erinnere seit Jahrzehnten an die der Böhmen zur Zeit der Gegenreformation." So urtheilen Kenner über die von den Türken „verhätschelte" Rasse. Auch Moltke spricht sich in seinen Briefen günstig über die Armenier aus.

Wenn Herr Barth es „geradezu komisch" findet, daß „die selben protestantischen Pastoren, die zu Hause in Antisemitismus machen, so begeistert die Partei der Armenier nehmen", so ist er bei mir an den Unrechten gerathen; und ich denke, die evangelische Kirche, die ohne Unterschied der Parteien — die Namen Beyschlag, Bodelschwingh, Cremer, Harnack, Rade beweisen es — hinter der armenischen Bewegung steht, darf

Hosted by Google

es sich wohl verbitten, vom Herrn Dr. Barth für eine Gesellschaft von Antisemiten erklärt zu werden. Vielmehr finde ich es komisch, daß Herrn Dr. Barth, der für einen Philosemiten gelten will, gegenüber den Armeniern die Skala antisemitischer Empfindungen so geläufig ist. Aber ich frage ihn, ob, wenn irgendwo auch nur 29 000 Juden umgebracht würden, er seine Entrüstung auf die kleine Parenthese „gewiß eine betrübende Zahl" beschränken würde und ob er auch dann die Rechnung mit einer Gegenbuchung der von Cesare Borgia bis Stanley verübten Schandthaten ausgleichen würde. Sonderbare Abrechnung, nach der die Türken so lange ein Guthaben auf Christenblut besitzen, als die Christen sämmtlich noch keine Engel geworden sind! Was übrigens die Türken, diese „toleranteste" aller Rassen, schon in diesem Jahrhundert an Christenmassacres auf dem Konto haben, scheint Herrn Dr. Barth nicht erinnerlich zu sein; und daß die Propaganda mit dem Schwert das Prinzip des Islams ist, stört ihn um so weniger, da die Türken als „gens inimica trinitatis" von vorn herein seiner Sympathie sicher zu sein scheinen.

Herr Barth ist auch im Irrthum, wenn er meint, daß der „grand old man" und die Engländer ein Monopol für die Sympathie mit dem massakrirten und ausgeplünderten Volk der Armenier besitzen. Die Schweiz, der man ja wohl Unabhängigkeit und Uninteressirtheit ihrer politischen Gesinnungen nachrühmen darf, hat zu Gunsten der geschädigten Armenier 600 000 Francs aufgebracht. Dem Père Charmetant, der das katholische Frankreich zur Hilfeleistung für die nothleidenden Armenier aufrief, wurde von dem Minister Hanotaux der Dank der französischen Regirung ausgesprochen. Der Kaiser von Oesterreich genehmigte den Aufruf der Mechitaristen-Brüder und der Zar spornte durch einen Ukas die russische Wohlthätigkeit zu Gunsten der armenischen Flüchtlinge an. Der deutsche Bildungsphilister ist allerdings für ein humanes Werk weniger leicht als die gebildete Gesellschaft anderer Völker zu haben. Für ihn genügt schon der Umstand, daß eine Bewegung von protestantischen Pfarrern ausgeht, um sie mit geistreichen Sticheleien auf „die theuren Seelsorger" bei der öffentlichen Meinung zu denunziren. Im besten Fall ist ihm die ganze armenische Bewegung eine Gefühlsduselei und eine unliebsame Störung im Studium des Kurszettels. Für Herrn Dr. Barth aber ist, mit einem weithergeholten Citat aus Luthers Tischreden, Alles nur „Gewäsch", „es ist nichts dahinter, es sind Wort' und nichts mehr". Vielleicht wird er anderer Meinung, wenn er erfährt, daß durch diese „Wort und nichts mehr" in den letzten Monaten in Deutschland zwischen 600 000 und 700 000 Mark für den Nothstand in Armenien gesammelt worden sind. Unsere sogenannte „Türkenhetze" hat noch keinem Türken einen Tropfen Blut gekostet, uns aber in den Stand gesetzt, etliche Tausende dem Hungertode ausgesetzter menschlicher Wesen mit Brot, Kleidern und Betten zu versehen und etwa 600 Waisenkinder, deren Angehörige in den Blutbädern erschlagen wurden, in zehn neuentstandenen Waisenanstalten unterzubringen. Das ist der „achte Kreuzzug", den wir unternommen haben und fortzusetzen gedenken.

Sollte die „Armenierhetze", die bereits 100 000 Menschen unter den Erdboden gebracht und 300 000 Menschenkinder zu Witwen und Waisen gemacht hat, sollte Herr Dr. Barth, der ihr seine Feder leiht, ähnliche Ziele verfolgen wie wir mit unserer „Türkenhetze" und etwa ein Hilfswerk für nothleidende Türken ins Auge gefaßt haben, so wollen wir ihm gern unsere Unterstützung leihen.

Westend-Berlin. Dr. Johannes Lepsius.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Bibliothek für Sozialwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf soziale Anthropologie und Pathologie. In Gemeinschaft mit Havelock Ellis, Enrico Ferri, Cesare Lombroso, Gustav H. Schmidt und Werner Sombart herausgegeben vom Dr. Hans Kurella. Verlag von Georg H. Wigand in Leipzig.

Im August 1895 habe ich in diesem Blatte auf eine im Entstehen begriffene neue Wissenschaft, die soziale Anthropologie, hingewiesen. Dieser Hinweis hat vielfach Beachtung gefunden und bald hat sich aus dem Meinungaustausch mit einer Anzahl junger und jung gebliebener älterer Forscher der Plan entwickelt, der neuen Wissenschaft einen Sammelpunkt zu schaffen, der nun auch bereits in der hier angezeigten „Bibliothek" gefunden ist. Eine stattliche Schaar von Forschern hat sich zur Herausgabe und Weiterführung der „Bibliothek für Sozialwissenschaft" zusammengefunden: Philosophen, Anthropologen, Nationalökonomen, praktische Sozialpolitiker wollen mitthun und aus diesem Zusammenwirken biologischer und wirthschaftlicher Forschung muß sich eine Förderung der Erkenntniß von der Wechselwirkung der natürlichen und der ökonomischen Faktoren des sozialen Prozesses ergeben. Mir scheint das Problem, das die Entwirrung verschlungener biologischer und wirthschaftlicher Prozesse vor allen anderen erfordert, das der gesellschaftlichen Differenzirung zu sein. Die ältere, biologisch beeinflußte Soziologie, deren Hauptvertreter Spencer ist, hat diese Vorgänge dadurch zu analysiren versucht, daß sie die Arbeitstheilung innerhalb der Organismen der Lebewesen als Prototyp der Arbeitstheilung und Differenzirung in der Gesellschaft auffaßte und für beide Vorgänge gleiche Gesetze bald schon voraussetzte, bald zu finden suchte. Am Weitesten hat diese Analogie neuerdings wohl Schaeffle getrieben. Die „Bibliothek für Sozialwissenschaft" wird bestrebt sein, alle originellen Bestrebungen und neuen Methoden, die für das Problem der sozialen Differenzirung — besonders für Klassenbildung und Klassenkämpfe — fruchtbar werden können, zur Geltung zu bringen. Die bisher erschienenen neun Bände enthalten wichtige Beiträge zu diesem Problem; die beiden mächtigsten biologischen Faktoren der Differenzirung, natürliche Auslese und Vererbung, sind von Ribot und Haycraft behandelt worden; das Problem der wichtigsten und frühesten Stufe dieser Differenzirung, die geschlechtliche, ist in den Werken von Havelock Ellis und Laurent gründlich und unbefangen untersucht worden, so weit die Biologie der Geschlechtsentwickelung in Frage kommt; und es war mir eine ganz besondere Freude, daß die Untersuchung der ethischen und wirthschaftlichen Seite dieses Problems, die man gemeinhin als Frauenfrage bezeichnet, von Frau Lilli Braun in Angriff genommen worden ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß die wirthschaftliche Differenzirung nicht immer die Rassenelemente fördert, die, rein anthropologisch betrachtet, die stärksten sind;*) es geht nicht an, das wirthschaftlich und

*) Man bedenke, wie verschieden Junker und Börsenmänner bewerthet werden müssen, je nachdem man ihren Rassentypus oder ihre wirthschaftliche Stärke als Maßstab verwendet!

Hosted by Google

das anthropologisch Starke einfach zu identifiziren; wo und warum diese beiden Entwickelungreihen parallel laufen und wo sie auseinandergehen, darüber wird uns, wie ich hoffe, Werner Sombart, von dem die Bibliothek zunächst eine Behandlung des historischen Materialismus bringen wird, bald einmal seine Anschauungen vorführen. Daß gerade das Problem der realistischen Geschichtauffassung in einer Bibliothek für Sozialwissenschaft in den Vordergrund gestellt werden muß, liegt auf der Hand. Es war ein Zufall, wenn auch ein willkommener, daß gerade das Buch der Sammlung, das etwas näher auf diese Frage eingeht, dabei den idealistischen Standpunkt vertritt. Es ist die Schrift über die marxistische Sozialdemokratie von Max Lorenz, der ja schon vorher in der „Zukunft" einen Theil seiner Ideen entwickelt hatte. Ich hoffe, daß Lux und David in den von ihnen in Aussicht gestellten Beiträgen eine weitere Förderung der Diskussion auf diesem Gebiete herbeiführen werden. Eine anthropologische Auffassung der historischen Entwickelung muß noch materialistischer sein als die Geschichtauffassung von Marx und Engels. Sie hat die Aufgabe, die psychologischen Momente, die in die wirthschaftliche Entwickelung eingreifen, hervorzuheben und auf ihre physiologischen Faktoren zurückzuführen; sie wird die Uebereinstimmung und die Gegensätzlichkeit, die zwischen natürlicher und sozialer Auslese bestehen und in immer neuer Form hervortreten, nachzuweisen haben und damit zu einer Würdigung biologischer Entwickelungantriebe kommen, die an Materialismus nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei wird es nothwendig sein, die Ergebnisse der neuesten ethnologischen Forschung einmal gründlich für das historische Verständniß heutiger sozialer Institutionen zu verwerthen, wie es z. B. in der glänzenden Arbeit von Steinmetz über den ersten Ursprung der Strafe geschehen ist. Daß unser Unternehmen sich an zahlreichen Punkten mit Dem berührt, was man als Statistik, als Demographie und Hygiene zu bezeichnen pflegt, ist klar. Die Hygiene kann an Vertiefung nur gewinnen, wenn ihr eine weitere Perspektive eröffnet wird als die der medizinischen Aetiologie. Den ersten Schritt in dieser Richtung hat bereits Plötz in seiner Rassenhygiene gethan; er wird in diesem Sinne für die Bibliothek weiter wirken; eine wissenschaftliche Behandlung der sozialen Auslese wird mitten in die Statistik hineinführen, deren Methoden eine Anpassung an neue Fragestellungen erfahren werden.

Ich kann nicht alle Männer hier anführen, die in Verbindung mit der „Bibliothek" stehen oder stehen werden. Ich will nur noch hervorheben, daß im Vaterlande der Biologie, in England, das Interesse für das Unternehmen groß ist und daß ich von Galton, Charles Booth und Sidney Webb mit Rath und That unterstützt werde. Anfangs hatte auch Herbert Spencer mir seine Unterstützung zugesagt, er hat sie mir aber nach dem Erscheinen von Ferris glänzendem Werke über den Sozialismus und die moderne Wissenschaft in einem bitterbösen Briefe wieder entzogen. Das wird uns nicht hindern, in ihm — neben Darwin und Marx — den Urheber der positiven Gesellschaftwissenschaft zu sehen. Daß ein solches, keiner Partei und erst recht keinem herrschenden Interesse dienendes Unternehmen nur mit Hilfe eines unternehmunglustigen und verständnißvollen Verlegers möglich werden konnte, bedarf keiner näheren Ausführung.

Brieg. Dr. Hans Kurella.

Hosted by Google

Eine moralische Eroberung Rußlands? Ein Beitrag zur Polenfrage. Berlin, Verlag von Hermann Walther.

Keine der schwebenden politischen Fragen, ausgenommen vielleicht die sogenannte orientalische, ist von so weittragender Bedeutung wie die Polenfrage. Der Charakter dieser Frage ist allerdings kein akuter, aber sie ist doch geeignet, den Staatsmännern von Zeit zu Zeit Kopfschmerzen zu bereiten. In Preußen hat die Polenfrage mancherlei Wandlungen erlebt und seit der Angliederung der östlichen Provinzen an Preußen bis auf den heutigen Tag könnten wir eigentlich kein Stadium bezeichnen, wo die Polenfrage von der preußischen Regirung nach stabilen und einheitlichen Grundsätzen behandelt worden wäre. Diese fortwährenden Schwankungen erwiesen sich natürlich als durchaus unheilvoll und sie haben es hauptsächlich verschuldet, daß in der Ostmark Gegensätze und Reibungen entstanden sind, deren Beseitigung nicht so leicht gelingen wird. Hat man so in Preußen die Wichtigkeit der Polenfrage und die Bedeutung, die das polnische Element in einem gegebenen Augenblick für den Dreibund gewinnen könnte, nicht richtig geschätzt, so vollzieht sich in Rußland, wo bekanntlich über zehn Millionen Polen leben, jetzt ein Gesinnungwechsel zu Gunsten einer Annäherung des herrschenden Russenthumes an das polnische Element. Dieser Wechsel ist in verschiedenen Manifestationen der russischen Regirung und der russischen Presse in der letzten Zeit unverkennbar zu Tage getreten und diese Zeichen verkünden, daß die neue nikolaitische Aera für die Polen den Beginn einer besseren Zeit bedeutet. Das Versöhnungwerk, das Graf Schuwalow in Warschau begann, wird Fürst Imeretinsky, der neue Gouverneur, vermuthlich fortführen und auch die russischen Publizisten bemühen sich offenbar, unter den Polen moralische Eroberungen zu machen. Gleichzeitig sehen wir, daß sehr viele Polen eine Annäherung an das Russenthum als ein erstrebenswerthes Ziel betrachten. Wie diese Annäherung zu erreichen sein wird, welche Voraussetzungen sie hat und welche Wünsche das Polenthum in Rußland erfüllt sehen will, ehe es sich zu einer solchen engen Annäherung und zu einer dauernden Versöhnung entschließt, Das habe ich in meiner Brochure darzulegen versucht. Da ich selbst Pole bin, weiß ich mich in meinem Denken und Fühlen, in meinen Wünschen und Hoffnungen eins mit meinen Stammesgenossen; aber gerade darum, und weil ich die starken, in dem Polenthum ruhenden intellektuellen Kräfte zu schätzen weiß, plaidire ich für eine Verständigung mit Rußland, dessen politischer und wirthschaftlicher Stern im Aufgehen begriffen ist. Von dem jetzt in Preußen herrschenden Regime haben die Polen nicht sonderlich viel zu erwarten: um so mehr werden und müssen die in Rußland lebenden Polen ihre Blicke dahin wenden, wo sie hoffen dürfen, daß ihre politischen, sozialen und wirthschaftlichen Interessen die größte Berücksichtigung finden werden. Für die Polen Rußlands scheint nach langem, vergeblichem Harren und Hoffen diese Zeit gekommen zu sein und meine Schrift hätte ihren Zweck erreicht, wenn sie dazu beitragen könnte, die Gemüther zu versöhnen und so die Grundlage zu schaffen für eine friedliche Eroberung von Millionen des Friedens bedürftiger Menschen.

Dr. Ladislaus von Zakrzewski.

Hosted by Google

Anne-Marie.

Nun hatten wir Fritz Koeslin, den Maler, begraben. An einem trüben, feuchten Novembermorgen wars. Der Nebel lag dicht gebettet über den Gräbern und in ihm nahmen Baum, Strauch und Stein die Gestalt von Gespenstern an.

Wir waren wohl nur ein Dutzend Personen. Ein Prediger war nicht da, denn Fritz Koeslin war als Selbstmörder gestorben. Während sie ihn in die Gruft senkten, quietschte von einem nahen Hofe ein Leierkasten gerade aus der „Gigerlkönigin“: „Sehn Sie, Das ist kein Geschäft, Das bringt gar nichts ein.“

Diese Musik paßte hier besser als ein Sermon. Sie schnitt tief ins Herz ein mit ihrer ungewollten, grausamen Ironie.

Nach der Beerdigung forderten zwei Kollegen von Fritz mich zum Frühschoppen auf. Doch ich dankte, — worüber sie mitleidig die Achsel zuckten. Ich grüßte die weinende Wittwe und Fritzens Schwiegermutter (sie sah recht ruhig aus) und fuhr in Fritzens Atelier.

Es war nicht weit vom Friedhofe. Es lag fünf steile Treppen hoch. Frau Meinhardt (die Wirthin) schloß mir auf. Die Augen standen der Alten voll Wasser.

„Ach Jott, der arme Herr Koeslin! Daß Der so jung sterben mußte. Er war immer so jut ... Enen bessern Miether krieg ick nich wieder ... Nee, es is jammerschade um ihn.“ Dann ließ sie mich allein ...

Da draußen, auf dem Friedhofe, unter all den gleichgiltigen Menschen, hatte ich meinem armen Fritz nicht die „letzte“ Ehre erweisen können, wie die Leute sagen. Darum sperrte ich mich jetzt hier in seinem Atelier ein. Hier war er bei mir in seinen Werken ... Wohl ein Dutzend Bilder hing an den Wänden. Groß und Klein. Das waren seine letzten Arbeiten ... Einige davon noch unfertig. Wilde, grelle Farbensymphonien, die Schmerzensschreie einer gefolterten Künstlerseele. Da war Wuth, Haß, Verachtung und dämonischer Trotz drin. Der Sturmgesang eines empörten Herzens, ein flammender Protest eines geknechteten Willens, eine göttlich freche Satire auf die Alltäglichkeit, das letzte Lachen triumphirender Kraft, die bacchantisch tolle Lust des Genies. Und dann wieder „liebliche“ Bilder (so, glaube ich, sagen die Bilderbeschreiber). Ein Schwelgen in süßen, seligen Harmonien. Da jubilirten zarte Genien auf abendrosigen Wolken. Sie spielten Geige oder sie wanden Kränze oder sie wiegten sich auf Lotosblumen. Hier war Alles Friede, Glück und ewige Wonne. Gelöst von Allem Irdischen, jenseits von Wonne und Schmerz, war hier eine himmlische Träumerei. Und dann stand eines auf der Staffelei: ein Weib in aller Pracht der jugendlichen Glieder, mit klagenden, sehnsuchtvollen Augen. Wohl eine Iphigenie. „Und an dem Ufer steh ich lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend.“

Vor vier Tagen war Fritz Koeslin gestorben. Seine Wirthin hörte mittags eine kurze, starke Detonation, und als sie ins Atelier eilte, lag Fritz auf dem Boden ausgestreckt und tot. Die Kugel war durch die Schläfe gedrungen.

Um die gleiche Zeit hatte ich einen Brief von ihm: „Mein lieber Freund! Wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, bin ich ein toter Mann. Ich werde

Hosted by Google

dann sehen können, welcher der Philosophen, die sich seit ein paar Jahrtausenden die Köpfe darüber zerbrochen haben, Recht hat ... Dies hier ist mein letzter Humor!

Ich lasse nicht viele Menschen zurück — eigentlich wohl nur Dich —, in deren Leben mein Tod eine Lücke reißt. Du wirst an mich denken und manchmal sagen: Schade! Er war doch ein guter Kerl! Das wird meine schönste Grabschrift sein.

Meine Familie und andere Mitbürger werden sagen, daß der Selbstmord eine Feigheit sei. Du wirst mein Tagebuch lesen, alter Junge und finden, daß ich kein Feigling war. Ich schenke es Dir zur Erinnerung. Ich habe keine Verpflichtungen auf der Welt. Meine Frau ist vermögend.

Der Alte Fritz, mein großer Namensvetter, hat einmal ein Gedicht gemacht, das ich recht gut finde:

Quand on a tout perdu,
Quand on n'a plus d'espoir
La vie est un opprobre
Et la mort un devoir.

Lebe wohl, treuer Kamerad! Und Dank für all das Liebe und Gute, das Du mir geschenkt ... Soll ich sagen: auf Wiedersehen? Ich glaube nicht. Und warum auch? Vergiß nicht den armen Fritzel."

Das Tagebuch! Es fiel mir ein, als ich meine Andacht in seinem Atelier beendet hatte. Es gehörte mir, also hatte ich ein Recht, danach zu suchen.

Ein Bischen unordentlich war es bei Fritzel immer. Nun hatten auch wohl seine Verwandten in seinem Nachlaß herumgekramt, aber in einer kleinen halben Stunde hatte ich die einzelnen Hefte beisammen, die zwischen Wäsche, Zeitschriften und beschriebenem Papier lagen (es enthielt kritische und philosophische Betrachtungen). Ein paar starke Oktavhefte. Das war das Tagebuch.

Ich legte mich auf das alte wacklige Sopha und las. Mir gegenüber hing das Bild vom gefesselten Prometheus, an dem die Adler fressen. In dem eisernen Ofen knisterten ein paar Holzbrettchen, die die Wirthin hineingeschoben hatte. Aus der Beichte des Künstlers seien hier einige Blätter mitgetheilt, die für seine Geschichte wichtig sind.

— —

Am sechzehnten Oktober.

Vorgestern habe ich Anne-Marie geheirathet. Ich bin jetzt siebenundzwanzig und meine Frau ist siebenzehn. Ein Bischen jung, aber Das ändert sich schon. Ich will versuchen, so wahrheitgetreu wie möglich zu beichten. Ich werde dadurch schärfer beobachten lernen. Und in späteren Tagen werden mir diese Seiten gewiß manches Behagen machen ... Ich bin selig, daß ich die kleine Anne-Marie bekommen habe. Meine Freunde, glaube ich, verstehen meine Wahl nicht; aber schließlich, ich heirathe doch wohl meinetwegen. Die meisten Menschen, scheint mir, heirathen in Rücksicht darauf, was die andern Leute dazu sagen.

Anne-Marie versteht noch nichts von Malerei. Aber Das wird meine Wonne sein, sie Tag für Tag weiter hineinzuführen in die heilige Kunst. Woher sollte sie auch was von Malerei wissen? Bei den Kaffern, mit denen sie bisher verkehrte, hat sie doch nie ein vernünftiges Wort gehört. Es ist überhaupt ein Wunder, wie dies reine und zarte Geschöpf mit ihren feinen Empfindungen sich so bewahrt hat. Ein gütiges Geschenk der Natur! Ihre Liebe ist so keusch

Hosted by Google

und so fern von aller Sinnlichkeit, daß man fast bei jedem Kuß fragen möchte, ob er ihr auch nicht wehe thut. Ein halbes Jahr sind wir verlobt: ich kann Alles mit ihr sprechen, ich finde an Anne-Marie mit den großen Kinderaugen eine dankbare Zuhörerin. Und sie macht manchmal recht verständige Bemerkungen. Ich fühle mich so rein, so geläutert in ihrer Nähe . . . ich werde wieder fromm (in meinem Sinne!) Wie schön wird es sein, wenn ich von der Arbeit komme und ihre Hand mir über das Haar fährt . . . Jetzt habe ich doppelte, ungeahnte Kraft in den Händen und vor lauter Lust könnt ich immerzu aufschreien. Ich werde der Bande jetzt zeigen, was malen heißt! Der Tag könnte achtundvierzig Stunden haben und ich würde nicht müde werden. Denn meine süße Anne-Marie steht bei mir und stützt mich.

Am zwanzigsten November.

Schade, daß ich mit Anne-Marie nicht allein lebe . . diese Verwandtschaft, nein, diese Verwandtschaft! . . Hier lerne ich das Philisterthum in all his glory kennen . . mehr als mir lieb ist . . das schäbige Philisterthum, das man mit Keulen totschlagen sollte. Ich werde noch einen Verein zur Ausrottung der Spießerei gründen . . Die Geschichte erzählt uns, wie viele Menschen ein Attila, ein Tamerlan, ein Napoleon und allerlei andere Gewaltthäter auf dem Gewissen haben: aber was sind Das für verschwindende Kleinigkeiten gegen die Opfer, die das kompakte Philisterthum aller Zeiten und aller Länder verschlungen hat! Jede freie, selbständige Regung, jeden anderen Glauben, jede andere Kunst hat diese Brut angefallen. Und warum? Weil diese Alltagsseelen in ihrer zahlungfähigen Moral und satten Zufriedenheit zitterten, daß man sie in ihrer Bequemlichkeit und ihrem Schlendrian stören würde. Nur nicht aus der Ordnung, nur nicht aus dem Gleise. Sie sehen es als eine anmaßende Frechheit an, wenn man es wagt, seine eigenen Gedanken zu haben. Ueberhaupt: Die und Gedanken! . .

Mich hassen sie schon Alle, die Philister in der Familie, aber Das ist mir lieb, Das ehrt mich! Anfangs wollte ich sie schonen, meiner Frau wegen. Aber Das geht nicht mehr. Der Selbsterhaltungtrieb zwingt mich zum Kampfe. Wenn sie nur nicht immer von Malerei sprechen wollten, um ihre Sechsdreier-Bildung zu zeigen. Diese blödsinnigen Faseleien kann ich nicht ruhig mit anhören. Eine Tante fragt, ob ich mich auch so für den Boecklin und den Uhde begeistere? Das seien doch schreckliche, gottlose Menschen. Und dann: sie verstünde sie gar nicht. Armer Uhde, Du hast Pech. Meine Tante Auguste versteht Dich nicht! Ich sagte ihr, daß ich mir Das lebhaft denken könne, und überhaupt wäre es besser, wenn wir jetzt über Dienstmädchen, das theuere Rindfleisch und den Mops der Tante Emma sprechen würden. Das hat sie natürlich beleidigt. Onkel Eduard, der Holzhändler, meinte neulich dreist: „Na ja: Du verkaufst Bilder und ich verkaufe Holz. So muß eben Jeder suchen, durch die Welt zu kommen.“ Ich habe gar nicht geantwortet, weil ich sonst roh geworden wäre. Dieser freche Banause wagt es, sich mit mir in eine Reihe zu stellen! Das ist eben die Unverschämtheit der Philister: nur um Gottes Willen nicht zugeben, daß es Etwas giebt, daß auf einer höheren Stufe steht als ihr Metier. O, er thäte auch was für die Kunst, meinte der Onkel, und zeigte mir in seinem Schlafzimmer eine bedruckte Gobelinimitation. Die hat 42 Mark 50 Pfennige gekostet. Deutsche Kunst, geh hin und bedanke Dich bei Onkel Eduard!

Hosted by Google

Und nun erst meine Schwiegermutter! Ich hatte bis dahin über Schwiegermütter in den Fliegenden Blättern und den dummen Schwänken gelacht. Sie sind gar nicht so komisch, die Schwiegermütter!

Natürlich will meine Schwiegermutter kommandiren. Das gelingt ihr, zu ihrer stillen Wuth, natürlich bei mir vorbei. . . Aber leider bei Anne-Marie nicht. Sie ist ja so schwach und schüchtern und ängstlich und gehorcht ihrer Mutter noch, als ob sie kurze Kleidchen anhätte. Meine Schwiermutter (sie ist auf den Lokal-Anzeiger und die Gartenlaube abonnirt) hat natürlich die Weisheit mit Löffeln gefressen. Sie weiß Alles viel besser und hat Alles schon erfahren. Sie spricht über Politik (natürlich haßt sie Bismarck, der nach ihrer Meinung das Deutsche Reich nur gegründet hat, um zwei Rittergüter dabei herauszuschlagen), sie hat von Schopenhauer gehört, daß er die Weiber bösartig kritisirt hat (sie fühlt sich natürlich getroffen), und Goethes Faust hält sie für ein unsittliches Buch. Ueber meine Bilder hat sie längst den Stab gebrochen: sie findet sie schrecklich und verrückt und fragte mich anfänglich wohlwollend, warum ich nicht andere Sachen malte, die mehr Geld einbrächten und die man sich ins Zimmer hängen könnte. Neulich hat sie mir eine große Szene gemacht. Sie erklärte mir, es sei sehr unsittlich, daß ich Modelle zu mir kommen ließe. Das paßte sich gar nicht für einen verheiratheten Mann. Lieber sollte ich doch nicht so nackte Sachen malen, die überhaupt unanständig seien. Ich antwortete ihr, daß sie mich gefälligst malen lassen sollte, was mir beliebt, und so lange die Tanten Emma und Auguste nicht die nöthigen Qualitäten aufweisen könnten, müßte ich eben meine Modelle außerhalb der Familie suchen. Darauf wurde sie grob, ich verbat mir Das und es gab eine sehr erregte Szene. Anne-Marie hat furchtbar geweint. Armes Frauchen!

Am ersten Mai.

Eben komme ich von da draußen, von der Kunstausstellung. Ich werde lieber nicht mehr hinausgehen, denn ich ärgere mich dort zu sehr. Von mir haben sie natürlich Alles zurückgeschickt. Sie haben ganz Recht: es paßte auch gar nicht da hin. Aber ich bin doch sehr verstimmt.

Nicht, daß ich an mir zweifle. Und wenn noch hundert Kunstausstellungen mich abweisen. Ich fühls, ich werde doch durchdringen. Man könnte Das eitel nennen. Aber wenn wir, die Verkannten, nicht diesen einzigen Halt, diesen wahnsinnigen Glauben an uns, hätten, — wir würden ja umfallen. Wir müßten ja an uns verzweifeln, wenn wir sehen, wie die Alltagswaare bejubelt wird und wie man an uns kalt vorübergeht. Das ungeheure Selbstbewußtsein ist nöthig und berechtigt. Hebbel, Schopenhauer und Wagner lehren es uns. Wir sehnen uns ja Alle nach dem Erfolg, denn wir brauchen ihn als Stärkung und Labung. Ich zweifle also nicht an mir. Aber, offen gestanden, wegen meiner Frau wäre es mir lieb, wenn ich ein Bischen Anerkennung fände. Sie sieht mir so treu ins Auge und glaubt an mich. Aber sie werden sie schön in der lieben Verwandtschaft aufziehen. „Na, Dein Mann hat ja nichts da draußen. . Wir haben den ganzen Katalog durchblättert . . Er ist wohl abgewiesen worden?" Dann wird Anne-Marie weinen . . Und Das thut mir so weh. Wie das hämische Gesindel grinsen wird. . „Ich habs ja gleich gesagt", höre ich meine superkluge Schwiegermutter, „Das taugt ja nichts. Das kann ja kein anständiger

Hosted by Google

Mensch ansehen . ." Anständig ist überhaupt ihr Schlagwort. Sie ist der reine Gendarm der Moral.

Manchmal ist mir, als sei ich gar nicht verheirathet . . . Ich wollte Anne-Marie heirathen und ich habe eine Schwiegermutter, drei Onkel, vier Tanten, ein Schock Cousinen, und was sonst noch an „guten Bekannten" zur Familie gehört, mitgeheirathet.

Wir wohnen im Hause meiner Schwiegermutter. Außer der Zeit, die ich im Atelier zubringe, sind wir den ganzen lieben Tag zusammen. Jede Mahlzeit wird gemeinschaftlich eingenommen, jeder Besuch natürlich gemeinschaftlich gemacht und empfangen. Sonntags sind die lieben Verwandten bei uns oder wir bei ihnen. Murre ich oder begehre ich mal auf, so hat Anne-Marie Thränen in den Augen (sie sagt nie Etwas) und Schwiegermama wirft mir Lieblosigkeit und Mangel an Familiensinn vor. Die Verwandten nennen es Hochmuth. Als ob der ihnen gegenüber nicht berechtigt wäre!

Und während in meinem Kopfe die Farben wallen und sieden und der „Erdgeist" in meinem fiebernden Hirn geboren wird, muß ich mit Cousine Malchen und Fränzchen Pfänderspiele machen (Drei Fragen hinter der Thür) und nebenan setzt meine Schwiegermutter meiner Großtante auseinander, daß die Kalbsbratensauce heute doch etwas sämiger hätte sein könne.

Mir ist manchmal wie Simson bei den Philistern: ich möchte die ganze Bude zusammenreißen, in der diese Philister hausen . . Anne-Marie aber würde ich vorher hinaustragen . . Ja, den Simson muß ich auch noch eines Tages malen . . und jedes Philistergesicht wird portraitähnlich meine Verwandtschaft wiedergeben. Das wird eine köstliche Rache!

Am zweiten Juni.

Heute war ein böser, böser Tag.

Ich bin gewiß gutmüthig und komme keinem Menschen zu nahe. Aber diese Schwiegermutter! Wenn es eine Seelenwanderung giebt, so muß sie mal Megäre oder so was gewesen sein . . d. h. Megäre wäre mir lieber . . da giebt es einen frischen fröhlichen Kampf, Aug in Auge und man siegt oder fällt in einer Schlacht . . Aber diese boshafte, kleinliche Person versetzt mir nur Nadelstiche und ich verblute allmählich unter diesen Nadelstichen, ich weiß es, ich verblute . . Ich habe mir heute allen Ernstes die Bevormundung verbeten, habe ihr erklärt, daß dies Leben, das ich führe, nahezu unerträglich sei und daß ich meine Frau für mich haben will. Da sagte sie mir, ich sei ein unverträglicher Mensch, mit dem Keiner auskommen könne, sie hätte bis zuletzt meine Partei gegen die ganze Verwandtschaft genommen und Anne-Marie hätte überhaupt eine ganz andere Partie machen können, eine viel bessere, und ich sollte mich glücklich schätzen, daß ich in eine so geachtete Familie hineingekommen wäre . . Und dann sollte ich froh sein, daß ich gerade Anne-Marie bekommen hätte, denn wovon wollte ich wohl eine Frau ernähren! . .

Da sprang ich auf und schmiß die Thür krachend hinter mir zu . . in mein Zimmer habe ich mich eingeschlossen . . Das wagte mir diese Frau zu sagen! . . Also so steht es . . ich soll hübsch dankbar sein für die zugeworfenen Knochen . . O nein, Das soll anders werden! . .

Ich überlegte: durch den Verkauf meiner Bilder hatte ich noch immer so

Hosted by Google

viel verdient wie früher, als ich allein lebte. Für mich reichte es ja .. es mochten wohl auf den Monat hundert bis hundertfünfundzwanzig Mark sein ..

Weiß Gott, ich habe Anne-Marie nicht geheirathet, um ein gutes Leben zu führen .. ich habe noch mehr gearbeitet als früher .. und ich persönlich mache auch keine Ansprüche an das Leben. Daß meine Bilder mir nicht mehr einbringen, ist nicht meine Schuld. Doch ich sollte wohl Stillleben malen: einen Kuhkäse und ein Glas Weißbier oder einen Napfkuchen, daß die Ochsen davor stehen und sagen: „Nein! wie natürlich! Zum Anbeißen."

Anne-Marie ist hereingekommen. „Mama hat mir Alles erzählt, Fritz; ich bin sehr traurig, daß ihr Beiden so mit einander steht. Du bist auch zu heftig gegen sie. Sie meint es gewiß gut mit Dir."

„Nein, Anne-Marie, denn sonst würde sie mich nicht bis zur Verzweiflung quälen ... Höre, Anne-Marie, könntest Du Dich entscheiden?"

„Wie meinst Du Das, Fritz?"

„Zwischen mir und der Mutter .. "

„Aber Fritz, Das wäre ja Sünde! Ich kann doch Mama .."

„Anne-Marie, hast Du nicht in der Bibel gelesen, daß Mann und Frau Eins sind? Kannst Du Dich nie entschließen, mir allein anzugehören?"

Sie sah mich erschreckt mit ihren großen Augen an .. Ich glaube, sie fürchtet sich vor mir .. Nun fühle ich es: nein, hier ist keine Hoffnung, keine Stütze!

Ich bin allein .. ganz allein .. keinen Menschen habe ich, keinen. Das entsetzliche Gefühl der Oede und Vereinsamung überschleicht mich und ich kann mich Niemandem anvertrauen, — dazu bin ich zu stolz. Ich zürne auch Anne-Marie nicht, daß sie so an der Schürze der Mutter hängt; sie ahnt ja nicht im Entferntesten, was in mir vorgeht. Und wenn sie es wüßte, ob sie mich dann verstünde?

Anne-Marie ist ein herzensgutes Kind, aber leider: ein Kind! Da liegt es, Sie ist kein Weib! Und wenn ich sie in aufwallender Lebensfreude umarmt habe, bleibt sie stumm und ungerührt .. sie empfängt, aber sie giebt nicht .. sie kennt keine Leidenschaft, — dazu ist sie zu gut erzogen. Das schickt sich nicht. Das ist vielleicht Sünde! Ich verschmachte, — und sie kann mir keinen Trunk Wasser geben .. Von der sinnlosen, einzigen Liebe, von der Liebe, die da stärker ist als der Tod, davon weiß sie nichts. Denn dann würde sie sich den Teufel um die ganze Sippschaft kümmern und zu mir kommen, auf mein Atelier, und mit mir hungern und darben, bis wir uns durchgekämpft haben ..

Könnte ich sie nur von der Mutter losreißen!

Am fünften Juli.

Seit einem Monat sitze ich und mache Zeichnungen für illustrirte Blätter.

O, sehr lohnende Motive! Die Errichtung einer Markthalle — ein interessanter Schwurgerichtsprozeß — das Innere einer neuen Abdeckerei und einige „drollige" Straßenszenen. Meinen „Prometheus" mußte ich stehen lassen .. Herrgott, ich kriegs mit der Wuth .. Ja, wenn ich es noch brauchte — für mich nicht, aber für Anne —, ich wollte die ganze Nacht aufsitzen und zeichnen. Aber eigentlich illustrire ich nur für meine Schwiegermutter, um Der zu imponiren ... vorigen Monat habe ich baare zweihundert Mark verdient mit dieser Tagelöhnerarbeit. Es ist zum Lachen: ich will dieser Frau imponiren, der jeder Schustermeister mehr imponirt als ein Künstler. Es ist zum Verrücktwerden.

Hosted by Google

Am dreißigsten August.

Nein, ich kanns nicht länger aushalten! Ich habe die Sache satt. Es ist mir gleichgiltig, ob ich zehn Schwiegermüttern imponire oder nicht. Ich habe das Illustriren aufgegeben. Meine Kunst ist mir doch zu heilig. Eher sollte man Steinklopfer werden, ehe man sie zum Handwerk erniedrigt. Ihr gehört mein ganzes Hirn und mein ganzes Herz, ich liebe sie abgöttisch und ich will ihr allein dienen.

Ich könnte auch nicht länger den blöden Quark zeichnen, wenn ich selbst wollte. Zwischen Papier und Bleistift schoben sich meine Gestalten und grinsten zu dem „Neuen Versuch einer Straßenreinigung"!! In der Nacht kamen sie zu mir und quälten mich. Sie riefen mich, sie neckten mich, sie verlachten mich, sie verachteten mich: Also so Einer bist Du geworden . . so Einer wie die Anderen . . Und wir haben so auf Dich gezählt. „Den Letzten der Mohikaner" hat mich Paul neulich genannt, der mich auch wegen meiner Schmiererei ausschalt. Ich versumpfe, erklärte er wüthend und rannte zornig im Atelier auf und ab, ich verbaure wohl in meiner Verwandtschaft, meinte er. Ich lächelte schmerzlich . . Er weiß ja von nichts.

Nun schufte ich wieder von morgens bis abends.

„Der Letzte der Mohikaner". Ich werde den Kerl doch malen, wie er unter den Schüssen der geleckten und gedrehten Kulturmenschen zusammenbricht . . ein großes, stolzes, wildes Thier . . der in seiner Wildheit und Roheit doch hundertmal mehr Mensch ist als die Abendländer, die ihm das Land gestohlen und die Brüder gemordet haben.

Nun ists zu Hause natürlich wieder aus. Schwiegermutter hält mich für einen verbummelten Zigeuner und spricht unverblümt ihre allerhöchste Ungnade aus. Die Verwandten sehen mich über die Achsel an.

Am sechsten September.

Meine Anne-Marie hat mir die Mutter ganz abspenstig gemacht . . ich bin ja den ganzen Tag im Atelier und da hat sie so schön Zeit, ihr vorzustöhnen, was ich für ein unausstehlicher Kerl sei . . wie sie in Sorgen um ihre Tochter verkümmere! Wie Das werden solle! Anne-Marie hört zu und weint . . Sie hat mir am Altar Treue geschworen und wird sie halten. Aber von der Mutter kann sie sich auch nicht trennen; sie hat immer noch die Furcht eines Kindes, das nicht seinen eigenen Willen haben darf . . Sie sagt mir kein Wort des Vorwurfes und keins des Trostes . . sie kennt nur ihre Pflicht!

Ich habe heute wieder die Gedichte von Fontane, dem lieben, herrlichen Alten, vorgekriegt. Da heißt eins: „Und Alles ohne Liebe" . . es ist so herzergreifend schlicht. Ich mußte an Anne-Marie denken: „Und Alles ohne Liebe."

Anne-Marie giebt ihrer Mutter Recht: Das gesteht sie mir auch zögernd ein. Von dem Geldverdienen spricht sie natürlich nicht. Aber Mutter ist für sie der Inbegriff aller Weisheit. Alles, was ich ihr von meinen Kämpfen berichte, Alles, was ich von den Menschen und den Dingen glaube, hat sie der Mutter wieder erzählt. Die hat natürlich schleunigst Alles wieder eingerissen, was ich in dieser jungen Menschenseele zu bauen begonnen hatte. Und doch liebe ich Anne-Marie. Es ist ein schmerzlich-wehmüthiges Gefühl, wie um etwas

Hosted by Google

Verlorenes. Wenn ich denke, wie Alles hätte anders werden können, so ganz anders, ohne ihre Mutter! . . .

Am zehnten September.

Ich fühle, daß mein Leben als Mensch verpfuscht ist. Wenn man einmal alle Liebe, alles sehnliche Verlangen, den letzten Rest der anständigen Empfindungen, den die Welt noch nicht abgebröckelt hat, einem Weibe geopfert hat und sieht, daß es vergeblich war, dann steht man ohne Glauben und Hoffnung da. Ich fühls, ich werde das Alles nicht ein zweites Mal empfinden können, denn ich würde mir lächerlich vorkommen, wollte ich noch einmal einem Weibe Liebe schwören und ihm sagen: Das habe ich noch nie empfunden.

Gott sei Dank, daß ich Künstler bin! Ich wüßte nicht, wie ich diese lächerliche Farce, „Dasein" genannt, sonst ertragen sollte! Aber meine Kunst! Die ist mir treu und vergilt meine Liebe . . Ja, ich habe noch einige glückliche Augenblicke. Das ist nach heißer, ehrlicher Arbeit, wo Einem der Schweiß heruntergelaufen ist. Wenn die Dämmerung durchs Fenster anspazirt kommt, man sich eine frische Pfeife stopft, auf den Schemel vor die Staffelei setzt und sich das Eckchen ansieht, das man heute gemalt hat.

Ich bin nicht blind, ich weiß genau, was mir gelungen ist und was nicht, ich halte unerbittlich Gericht über mich. Aber wenn es mir gelungen ist! Das Wolluſtgefühl des Schöpfers: davon wißt ihr Banausen ja nichts!

Ich male jetzt ein Bild, das nenne ich: Der Mensch schuf Gott. (Wie werden die frommen Seelen zetern!) Der Gott aber, Das ist die Arbeit, die befreiende und erlösende und belebende Arbeit.

Aber wenn ich nach Hause komme! Mir gegenüber die blasse Frau mit den scheuen, ängstlichen Blicken. Rechts die Schwiegermama. Auf der anderen Seite irgend eine Tante! Hei, da gehts los gegen die scheußliche moderne Zeit! Und wie gut es in dieser denkbar besten aller Welten wäre, wenn Alle so lebten, wie sie, die braven, steuerzahlenden Bürger! Aber dieser Geist des Aufruhrs —! Sie bekreuzen sich ordentlich.

Am fünften Oktober.

Ich male seit drei Wochen ununterbrochen an dem „Prometheus". Da sollen sie mir schon die Augen aufsperren . . Neue Farben, meine Herren, neue Farben . . Wenn es mir nur gelingt! . . Ich will ja keine sensationelle Effekthascherei, wie die dummen Jungen, die die neue Kunst mit ihrem albernen Geschmier kompromittiren. Wenn ich das unsinnige Zeug lese, das über diese Burschen geschrieben wird, — es ist, um aus der Haut zu fahren . . Verblüffen und Blenden: Das ist die ganze Kunst dieser Schreier. Daß Keiner von diesen Herren Zeichnen gelernt hat, geschweige denn einen Funken von Talent besitzt, Das sehen sie natürlich nicht. Davon verstehen sie auch nichts. Wenn man nur zu ihrem Klüngel gehört: dann bekommt man die Etikette aufgeklebt und man kann schmieren, was man will.

Ich aber gehe meinen Weg, trotz Alledem! Und mit der dummen Blase will ich nichts zu thun haben. Ein paar Freunde (es sind ehrliche Jungen) erkennen mich willig an. Keine blinden Lober, — sie putzen mich auch manchmal hübsch herunter. Sie loben mich aber auch mit Verständniß. Die paar genügen mir.

Hosted by Google

Am achten Oktober.

Ach, diese Stunden des Zweifels, wie sie über Jeden von uns kommen! Wenn die Palette mir die Farben nicht giebt, die mein Auge sieht . . wenn ich Stunden lang ringe und kämpfe und es doch nicht erzwinge! O wie Das schmerzt und bohrt, wenn es mir von der Leinewand nicht so entgegen leuchtet, wie ich in meinem erhitzten Hirn es mir erträumt habe. Herrgott, wenn mans nun doch nicht erreicht? Wie, wenn Alles, was Du von Dir glaubst, nur Trug ist? Wenn die Anderen doch Recht haben?

Wenn ich dann manchmal verzagen will, dann kommt der Gedanke an Anne-Marie . . Nein, ich muß es erreichen, um Anne-Marie zu zeigen, daß ihr Fritz doch kein Taugenichts ist, wie die verdammte Sippschaft schreit.

Dieser Prometheus, — wenn ich ihn nur erst so ganz hätte! Auf schwarzer Felsenspitze liegt er und reißt an den Klammern, daß das Gestein sich biegt . . Bläuliches Licht des Blitzes. Die Geier (keine Adler) haben alle menschliche Gesichter: Neid, Haß, Verleumdung, Rachsucht, — Alles ruht darin. Und er selbst, der göttliche Dulder, der aufschreit in wahnsinnigem Schmerz und verzweifelnder Wuth, so wehrlos gegen die kleinen Wichte! Das muß eine kolossale Tragoedie werden . . ich kann das Alles nicht so niederschreiben, aber hoffentlich so malen . .

Am vierzehnten Oktober.

. . . Seit acht Tagen male ich schon nicht mehr . . vielleicht kann ich nicht mehr, aber vor Allem: ich will nicht mehr. Ich bin Philosoph geworden und frage: wozu?

Tag für Tag die selbe Qual, die meinen Geist fast zerrüttet. Ich finde keine Befriedigung mehr darin . . Und das Leben zu Hause ist mir fast zur Hölle geworden. Anne-Marie ist unschuldig, aber ihre Thränen bringen mich zur Verzweiflung. Wenn sie doch lieber aufbegehren wollte. Aber dieses stumpfe und dumpfe Sichdreingeben, — das ist nicht mehr zum Ertragen. Und Schwiegermama wird immer bissiger und immer boshafter.

Und ich kann von Anne-Marie nicht lassen. Ich könnte sterben, aber nicht ohne sie leben. Warum? Ich liebe sie eben, Das sind tausend Gründe für einen . . Ich liebe sie immer noch wie am ersten Tage und ihre Thränen fallen wie glühende Tropfen auf mein Herz . . Ich habe nicht das Blut der Märtyrer. Mich ekelt das Leben an. Und soll es nun noch Jahre und Jahre so gehen?

Ich habe mich doch getäuscht: ich brauche die Anerkennung, ich brauche den Ruhm — oder Anne-Maries Liebe. Aber Beides kann ich nicht entbehren . .

Ich kann nicht mehr arbeiten; ich ersticke in der Luft meiner Familie. „Die Schmerzen sinds, die ich zu Hilfe rufe", sagt der Dichter. Aber die großen, befreienden Schmerzen, meinte er, nicht die erbärmlichen Miseren des Alltagslebens . .

Mit freudigem Herzen muß man arbeiten. Dann könnte ich wohl auch den Ruhm entbehren.

O wie hatte ich mir Alles so wunderherrlich gedacht! Wenn ich stolz Anne-Marie vor die Staffelei führen würde und sie mit leuchtendem Auge mir den einzigen Lohn zahlte, den ich begehre!

Ich kann von mir sagen, daß ich ehrlich gewesen bin und gewissenhaft in meiner Kunst. Ich habe mir selbst nichts durchgehen lassen.

Aber die Arbeit schafft mir keine Befriedigung mehr. Und dann habe ich über den Ruhm nachgedacht . . Ob ich übermorgen als „Herr Koeslin" vergessen bin

Hosted by Google

Am achten Oktober.

Ach, diese Stunden des Zweifels, wie sie über Jeden von uns kommen! Wenn die Palette mir die Farben nicht giebt, die mein Auge sieht . . wenn ich Stunden lang ringe und kämpfe und es doch nicht erzwinge! O wie Das schmerzt und bohrt, wenn es mir von der Leinewand nicht so entgegen leuchtet, wie ich in meinem erhitzten Hirn es mir erträumt habe. Herrgott, wenn mans nun doch nicht erreicht? Wie, wenn Alles, was Du von Dir glaubst, nur Trug ist? Wenn die Anderen doch Recht haben?

Wenn ich dann manchmal verzagen will, dann kommt der Gedanke an Anne-Marie . . Nein, ich muß es erreichen, um Anne-Marie zu zeigen, daß ihr Fritz doch kein Taugenichts ist, wie die verdammte Sippschaft schreit.

Dieser Prometheus, — wenn ich ihn nur erst so ganz hätte! Auf schwarzer Felsenspitze liegt er und reißt an den Klammern, daß das Gestein sich biegt . . Bläuliches Licht des Blitzes. Die Geier (keine Adler) haben alle menschliche Gesichter: Neid, Haß, Verleumdung, Rachsucht, — Alles ruht darin. Und er selbst, der göttliche Dulder, der aufschreit in wahnsinnigem Schmerz und verzweifelnder Wuth, so wehrlos gegen die kleinen Wichte! Das muß eine kolossale Tragoedie werden . . ich kann das Alles nicht so niederschreiben, aber hoffentlich so malen . .

Am vierzehnten Oktober.

. . . Seit acht Tagen male ich schon nicht mehr . . vielleicht kann ich nicht mehr, aber vor Allem: ich will nicht mehr. Ich bin Philosoph geworden und frage: wozu?

Tag für Tag die selbe Qual, die meinen Geist fast zerrüttet. Ich finde keine Befriedigung mehr darin . . Und das Leben zu Hause ist mir fast zur Hölle geworden. Anne-Marie ist unschuldig, aber ihre Thränen bringen mich zur Verzweiflung. Wenn sie doch lieber aufbegehren wollte. Aber dieses stumpfe und dumpfe Sichdreingeben, — das ist nicht mehr zum Ertragen. Und Schwiegermama wird immer bissiger und immer boshafter.

Und ich kann von Anne-Marie nicht lassen. Ich könnte sterben, aber nicht ohne sie leben. Warum? Ich liebe sie eben, Das sind tausend Gründe für einen . . Ich liebe sie immer noch wie am ersten Tage und ihre Thränen fallen wie glühende Tropfen auf mein Herz . . Ich habe nicht das Blut der Märtyrer. Mich ekelt das Leben an. Und soll es nun noch Jahre und Jahre so gehen?

Ich habe mich doch getäuscht: ich brauche die Anerkennung, ich brauche den Ruhm — oder Anne-Maries Liebe. Aber Beides kann ich nicht entbehren . .

Ich kann nicht mehr arbeiten; ich ersticke in der Luft meiner Familie. „Die Schmerzen sinds, die ich zu Hilfe rufe", sagt der Dichter. Aber die großen, befreienden Schmerzen, meinte er, nicht die erbärmlichen Miseren des Alltagslebens . .

Mit freudigem Herzen muß man arbeiten. Dann könnte ich wohl auch den Ruhm entbehren.

O wie hatte ich mir Alles so wunderherrlich gedacht! Wenn ich stolz Anne-Marie vor die Staffelei führen würde und sie mit leuchtendem Auge mir den einzigen Lohn zahlte, den ich begehre!

Ich kann von mir sagen, daß ich ehrlich gewesen bin und gewissenhaft in meiner Kunst. Ich habe mir selbst nichts durchgehen lassen.

Aber die Arbeit schafft mir keine Befriedigung mehr. Und dann habe ich über den Ruhm nachgedacht . . Ob ich übermorgen als „Herr Koeslin" vergessen bin

Hosted by Google

Wittes Währungreform.

Die deutsch-russische Kommission tagt in Berlin noch immer. Mitunter hö man, daß die russischen Herren am Kaiserhofe Gäste waren, aber über die Ver handlungen selbst breitet sich tiefes Schweigen. Deshalb ist nicht nur unsere Portefeuille Industrie wegen der Auslegungskunst der russischen Grenzpolizei unruhig: auch son tritt eine gewisse Unsicherheit hervor, da man nicht weiß, wie der Erfolg der Kon ferenz schließlich aussehen wird. Man behauptet sogar, Herr von Marschall fühle sich durc den unerwartet schleppenden Verlauf der Angelegenheit genirt. Inzwischen folgt die Regi rung in Petersburg der inneren Entwickelung auf zahlreichen neuen Wegen und neben de deutschen Industrie, die, so weit sie sich in Rußland selbst niedergelassen hat, die größte Hoffnungen hegt, wird auch unsere Kaufmannschaft aufmerksam. So giebt es heut in Hamburg und Bremen Kaufleute, die ihre Söhne in das Zarenreich schicken möchten wie sonst nach Südamerika, weil sie mit scharfem Blick dort im Osten raschere und um fassendere Gewinne voraussehen wollen als z. B. in dem jetzt so gepriesenen Transvaal.

Die zur Untersuchung des Wohlstandes der ländlichen Bevölkerung eingesetzt Kommission ist zu im Ganzen ungünstigen Resultaten gekommen. Vorsitzender wa der Leiter des Departements der direkten Steuern, Geheimrath Slabodtschikow. I dem weiten Bezirk, wo es noch keine Industrie giebt und der Ackerbau den ausschließ lichen Erwerb bildet, hat sich die Zahl der wohlhabenden Bauern als ganz gering herausgestellt und ein einziger Geldprotz beherrscht oft sämmtliche Dorfbewohner. Dor soll die Zahl der vollständig verarmten Höfe sehr groß sein. Nur da, wo die Land leute neben ihrer „reichen Schwarzerde" noch andere Gewinn bringende Arbeit gelegenheiten haben, also in den mehr industriell entwickelten nördlichen und mittlere Theilen des Zarenreiches, kommen verhältnißmäßig selten solche Erscheinungen vor.

Höchst merkwürdig nimmt sich ein gewisses Spiel von Zeitungartikeln zwische Berlin und Petersburg aus. In Petersburg werden sie geschrieben, in Berlin ge druckt und dann wieder in Petersburg als „unparteiische Meinung eines kompetente Fachblattes" reproduzirt. Diese Reproduktion wird wohl dadurch zu Stande kommen, daß das russische Finanzministerium dem Blatte die fertigen Uebersetzungen ins Haus schickt. Da alle diese Manipulationen ausschließlich die sichere und nahe Ausführung der russischen Goldwährung behandeln, so sind natürlich erfahrene Leute doppelt miß trauisch geworden. Wo hat man je bei der Valutaregulirung eines mächtigen Staates eine solche Beeinflussung der öffentlichen Meinung erlebt? Und Das geschieht noch dazu in einem Staate wie Rußland, das sich seinen europäischen Kredit selbst diktirt und in Frankreich stets die Summen findet, die es für seine Garantien in Asien brauchen könnte. Es zeigt sich jetzt, daß, im Gegensatz zu allen offiziellen Behauptungen, der ganze Goldwährungplan durchaus noch nicht allzu lange vorbereitet ist. Publikationen des Finanzministers aus dem Jahre 1895 sprechen noch davon, daß der Kreditrubel nicht allein mit Silber, sondern auch mit Gold verbunden ist; also dachte man noch nicht daran, den Kreditrubel vom Golde zu trennen. In den Vorlagen an den Reichs rath protestirte Herr Witte gegen die ihm damals von vielen Seiten zugeschobene Ab sicht, zur Goldwährung überzugehen und die Verpflichtungen des Staates durch eine entwerthende Fixirung des Kurses zu erledigen. Er wolle, hieß es bescheiden, nur der Cirku lation die ihr fehlende Elastizität geben und dem Mangel an Umlaufsmitteln, der besonders

Hosted by Google

Wittes Währungreform.

Die deutsch-russische Kommission tagt in Berlin noch immer. Mitunter hö man, daß die russischen Herren am Kaiserhofe Gäste waren, aber über die Ver handlungen selbst breitet sich tiefes Schweigen. Deshalb ist nicht nur unsere Portefeuille Industrie wegen der Auslegungskunst der russischen Grenzpolizei unruhig: auch son tritt eine gewisse Unsicherheit hervor, da man nicht weiß, wie der Erfolg der Kon ferenz schließlich aussehen wird. Man behauptet sogar, Herr von Marschall fühle sich durc den unerwartet schleppenden Verlauf der Angelegenheit genirt. Inzwischen folgt die Regi rung in Petersburg der inneren Entwickelung auf zahlreichen neuen Wegen und neben de deutschen Industrie, die, so weit sie sich in Rußland selbst niedergelassen hat, die größte Hoffnungen hegt, wird auch unsere Kaufmannschaft aufmerksam. So giebt es heut in Hamburg und Bremen Kaufleute, die ihre Söhne in das Zarenreich schicken möchten wie sonst nach Südamerika, weil sie mit scharfem Blick dort im Osten raschere und um fassendere Gewinne voraussehen wollen als z. B. in dem jetzt so gepriesenen Transvaal.

Die zur Untersuchung des Wohlstandes der ländlichen Bevölkerung eingesetzt Kommission ist zu im Ganzen ungünstigen Resultaten gekommen. Vorsitzender wa der Leiter des Departements der direkten Steuern, Geheimrath Slabodtschikow. I dem weiten Bezirk, wo es noch keine Industrie giebt und der Ackerbau den ausschließ lichen Erwerb bildet, hat sich die Zahl der wohlhabenden Bauern als ganz gering herausgestellt und ein einziger Geldprotz beherrscht oft sämmtliche Dorfbewohner. Dor soll die Zahl der vollständig verarmten Höfe sehr groß sein. Nur da, wo die Land leute neben ihrer „reichen Schwarzerde" noch andere Gewinn bringende Arbeit gelegenheiten haben, also in den mehr industriell entwickelten nördlichen und mittlere Theilen des Zarenreiches, kommen verhältnißmäßig selten solche Erscheinungen vor.

Höchst merkwürdig nimmt sich ein gewisses Spiel von Zeitungartikeln zwische Berlin und Petersburg aus. In Petersburg werden sie geschrieben, in Berlin ge druckt und dann wieder in Petersburg als „unparteiische Meinung eines kompetenter Fachblattes" reproduzirt. Diese Reproduktion wird wohl dadurch zu Stande kommen, daß das russische Finanzministerium dem Blatte die fertigen Uebersetzungen ins Haus schickt. Da alle diese Manipulationen ausschließlich die sichere und nahe Ausführung der russischen Goldwährung behandeln, so sind natürlich erfahrene Leute doppelt miß trauisch geworden. Wo hat man je bei der Valutaregulirung eines mächtigen Staates eine solche Beeinflussung der öffentlichen Meinung erlebt? Und Das geschieht noch dazu in einem Staate wie Rußland, das sich seinen europäischen Kredit selbst diktirt und in Frankreich stets die Summen findet, die es für seine Garantien in Asien brauchen könnte. Es zeigt sich jetzt, daß, im Gegensatz zu allen offiziellen Behauptungen, der ganze Goldwährungplan durchaus noch nicht allzu lange vorbereitet ist. Publikationen des Finanzministers aus dem Jahre 1895 sprechen noch davon, daß der Kreditrubel nicht allein mit Silber, sondern auch mit Gold verbunden ist; also dachte man noch nicht daran, den Kreditrubel vom Golde zu trennen. In den Vorlagen an den Reichs rath protestirte Herr Witte gegen die ihm damals von vielen Seiten zugeschobene Ab sicht, zur Goldwährung überzugehen und die Verpflichtungen des Staates durch eine entwerthende Fixirung des Kurses zu erledigen. Er wolle, hieß es bescheiden, nur der Cirku lation die ihr fehlende Elastizität geben und dem Mangel an Umlaufsmitteln, der besonders

Hosted by Google

imperial — 99 Prozent der Bevölkerung unverständlich. Aus dem kaiserlichen Ant worterlaß auf den Budgetbericht des Finanzministers geht hervor, daß dem Reichsrat zwei Dinge zur Prüfung vorliegen: die Einführung „neuer, den veränderten Verhältnisse entsprechender Grundlagen des russischen Münzsystems“ und Vorschriften für di Emission von Staatskreditbilletten. Selbst der Ausländer, der von den neuen, veränderte Verhältnissen liest, muß sich erstaunt fragen, weshalb denn Herr Witte als Ausgangspunk des jetzigen Reformprojektes gerade eine „Meinung“ des Finanzausschusses vom Jahr 1887 bezeichnet, das doch für Rußland das schlechteste Jahr der letzten Zeit war. Große Defizit, ungenügende Handelsausweise, Rubelkurs in Berlin auf 160 herunter und end lich die Vertreibung der russischen Papiere aus Deutschland! Unter diesem Druck kan dann die Finanzkommission zu der Ansicht, daß, anstatt daran zu denken, den Rubel au pari zu bringen, man eher den Kurs zu fixiren suchen dürfte. Aber seitdem haben sich doch die Verhältnisse gründlich geändert. Heute hat Rußland Ueberschüsse, billigen Kredi und rasch fortschreitendes wirthschaftliches Leben. Und dennoch wird das Jahr 1887 zur Basis eines so wichtigen Werkes wie der Valutareform gemacht.

Nun haben einige Zeitungen und auch die Depeschenbureaux durch die Behaup tung etwas verwirrt, von der dem Reichsrath vorliegenden Angelegenheit sei der erst Theil, die Währungänderung, schon beschlossen. Es heißt aber ausdrücklich: „In Folge ihrer Wichtigkeit und Komplizirtheit kann diese Angelegenheit noch langwierige Berathungen erfordern.“ Diese Angelegenheit kann jedenfalls nur das ganze dem Reichs rathe vorgelegte Projekt sein; daran ist nicht zu deuteln. Die kaiserliche Vorschrift die Goldmünzen nach dem bestehenden Gesetze zu prägen, bedeutet die Prägung mit dem gleichen Reichsgoldgehalt, der selben Probe, dem selben Gewicht und Umfang Nur die Werthangabe soll abgeändert werden, d. h. auf die Imperials wird künftig statt 10 Rubel die Ziffer 15 gesetzt und auf die Halbimperials statt 5 Rubel $7\frac{1}{2}$. Damit glaubt man das Hinderniß wegzuschaffen, das sich der Einbürgerung des Goldes im Verkehr entgegenstellt. Die Massen mit ihrem Mißtrauen werden aber jetzt vielleicht wähnen, daß man morgen mit der selben Schnelligkeit auch aus den $7\frac{1}{2}$ 8 Rubel macht.

Die „Nowoje Wremja“ sagte in ihrer Besprechung des Budgetberichtes: „Der Finanzminister giebt genau zu verstehen, daß es nicht nöthig sei, mit solcher legis- lativen Feststellung der Reform zu eilen, und daß die Sache sogar gewinne, wenn die neue Ordnung der Dinge sich erst fester an das Leben anpaßt und der Verkehr sich besser daran gewöhnt, bevor die ganze Sache gesetzlich festgelegt wird.“ Wenn man sich erinnert, wie vorsichtig in Rußland, unter der steten Drohung administra- tiver Eingriffe, die Presse sich äußern muß, dann wird man bemerken, daß das sehr wichtige Blatt deutlich genug seine Bedenken ausspricht. Der „Graschdanin“ erklärte noch am vierzehnten Januar: „Die Währungvorlage ist bis zum Herbst vertagt.“ Wie man jetzt hört, hat der Präsident des Reichsrathes wirklich erklärt, das Projekt werde den Sektionen im März und dem Plenum erst im Herbst vorgelegt werden.

Wir in Deutschland haben ein nicht geringes wirthschaftliches Interesse daran, den wahren Sachverhalt dieser ganzen Angelegenheit zu kennen, und dürfen uns deshalb nicht mit den Schönfärbereien gewisser offiziöser Federn begnügen, die auf- fallend eifrig, aber nicht im deutschen Interesse, jetzt bei der Arbeit sind.

Pluto.

Hosted by Google

Verbotene Liebe.

Im schönen Wien, wo die Uhr immer ein Bischen nachgeht, rüstet man jetzt zu einem großen Feldzuge gegen die Censur. Die Rüstung begann mit einer Entrüstung der sozialdemokratischen Arbeiter. Diese sonderbaren Schwärmer waren grimmig empört, weil die Aufführung einzelner Theaterstücke verboten wurde; darunter war auch der entsetzliche König Heinrich des Herrn Ernst von Wildenbruch, — ein Hintertreppendrama, das den Bekennern des Marxismus doch gewiß nichts zu bieten hat und das, mit seiner verspäteten Kulturkämpferei, in jedem katholischen Lande ganz und gar unmöglich ist. Aber die Kontagion der Entrüstung ist noch viel stärker als die der Bubonenpest; und wo ein paar eifrige Leute sich erst entrüsten, über ein Börsengesetz, einen Kriminalkommissar oder ein Censurverbot, da wimmeln bald stets auch Andere herbei, die gern die nette Erregung mitmachen möchten. So kam auch in Wien schnell ein festes Bündniß zwischen Marxisten und Bourgeois zu Stande und seit Wochen werden in der Luegerstadt die herrlichsten Reden gegen die sogenannte kulturwidrige Bevormundung der Bühne gehalten. Die beredten Herren vergessen in ihrem Zorn, daß die Polizeibehörden, denen ihr Kampf gilt, ganz wie die Theaterdirektoren im Grunde nur die Exponenten des bürgerlichen Empfindens sind und daß sie zwar manchmal recht täppisch danebenhauen, im Allgemeinen aber die Grenzlinien sicher und schlau zu ziehen wissen, die das bourgeoise Bewußtsein verlangt. Unser liebes Theater würde kaum anders aussehen, wenn es vor polizeilichen Eingriffen völlig bewahrt wäre; mitunter würde da oder dort vielleicht ein kecker Versuch gewagt werden, aber die brave Gesellschaft würde ihn schnell niederzischen und man kann nicht wissen, ob die Kastrirungen wilder Dramen nicht noch häufiger vorkämen, wenn der Stift des Censors nicht deutlich bezeichnete, was verboten ist und was erlaubt. Solche Erwägungen drängen sich auch dem Berliner jetzt auf; denn es sieht fast so aus, als sollten auch wir wieder einmal ein Entrüstungstürmchen gegen die Censur erleben. Daß Björnsons wundervolles Werk „Ueber unsere Kraft" verboten worden ist, scheint zwar die berlinischen Kaffeehausliteraten nicht zu bekümmern; wozu brauchen wir denn auch Björnson, da wir doch Herrn Hauptmann haben und dicht beim Pharus am tiefsten Meere des Unsinns schon mehr als dreißigmal die leider nicht ganz versunkene Glocke geläutet hat? Aber dem Lessingtheater ist die Aufführung der Amants von Maurice Donnay verboten worden und dieser schnöde Frevel darf nicht geduldet werden. Das Verbot ist wirklich nicht leicht zu verstehen, denn Donnays Stück ist fein und klug und lange nicht so unanständig wie die zotigen Possen, mit denen im Residenztheater die johlenden Schaaren bewirthet werden; wenn mans überhaupt eine Schweinerei nennen will, so ists eine melancholische Schweinerei von der Gattung Bourgets, den ein verärgerter Herr einst un cochon triste genannt hat. Maurice Donnay, der in der Vie Parisienne sich die Sporen verdiente und also bösen Beginnens wohl verdächtig sein könnte, führt uns in eine Welt, die nicht unanständig ist, sondern moralinfrei, die ihre eigenen Anstandsbegriffe hat und vor der scheinbar strengen bürgerlichen Sittensatzung so staunend steht wie vor Europens übertünchter Höflichkeit Seumes Kanadier; und es ist ein allerliebstes Schauspiel, wie selbst diese Welt mählich nun dem Zwange der Bürgerlichkeit verfällt. Fräulein Claudine Rozay, die frühere Schauspielerin, die jetzt nur noch der Galanterie lebt, ist eine gute Mutter und, auf ihre besondere Weise, auch eine treue Freundin; wenn sie Appetit auf jüngeres Männerfleisch hat, betrügt sie mitunter wohl ihren alten Grafen Puyseux, den Vater ihres Kindes, aber sie weigert sich standhaft, ihn zu ver-

Hosted by Google

lassen, und findet es mit ihrer Ehre — ganz im Ernst — unvereinbar, den gütigen Schützer ihrer stürmischen Jugendtage einem heißeren Liebsten zu opfern. Und der Graf, ein Führer der royalistischen Partei, ist mit diesen Gefühlen völlig zufrieden; er würde ihr die Wonnen gewiß gern gönnen, die der junge Herr Georges ihr gewährt, denn er ist zwar äußerlich sehr korrekt und kämpft wacker für Sitte und Ordnung, aber er hat Menschliches menschlich sehen gelernt und weiß, daß man sich hienieden mit seinem Bischen Glück resignirt bescheiden muß, auch wenn es nicht allzu lieblich duftet. Die Hauptsache ist für ihn, daß es keinen Skandal giebt; und ein Skandal ist nicht zu befürchten, weil Claudine und Georges einer müden, erschöpften und blutarmen Gesellschaft angehören und zu viel Bewußtsein, Skepsis und Blague haben, um sich im Wirbelwind hitziger Leidenschaften je völlig verlieren zu können. Sie spielen mit der Leidenschaft, recken sich künstlich auch wohl einmal in das Riesenmaß der Romanpassionen, aber das Bewußtsein bleibt ihnen immer wach, die Ironie regt sich, sie kommen über die Grimasse kaum hinaus, und da es schließlich ans Scheiden geht, brechen keine Herzen: nur eine kleine Ohnmacht und ein Fieberchen stellen sich hilfreich ein. Zwei Jahre später reichen sie einander in Frieden und Freundschaft die Hand: Georges wird ein weißes Provinzgänschen heimführen, Claudine wird die tugendhafte Frau Gräfin Puyseux werden und ihr Töchterchen wird eines Tages eine gute Partie machen können. Die beiden Verliebten sind sacht zur bürgerlichen Sitte bekehrt worden und der alte Graf wird sicher sehr froh sein, daß er seine wilde und doch so zahme Ehe endlich legitimiren kann. . . Das Stück hat kaum Etwas wie eine Handlung; aber die fünf Gespräche, die es bringt, sind so reizvoll wie die zarten Dämmerfarben einer schwermüthigen Herbstlandschaft und der Geist, der in dieser welkenden Schöpfung waltet, zwingt uns mit leisem Zauber in seinen Bann. Warum gerade dieses Stück verboten wurde, das die Bekehrung zu dem fontanischen Satze zeigt: Ehe ist Ordnung? Vielleicht, weil der Censor verblüfft in eine fremde Welt hineinstarrte, die er nicht kennt und die auch das pariserisch aufgeputzte Berlinerthum schwerlich verstehen würde. Wir haben in Deutschland die Schicht nicht, die Donnay zeigt uns, — und können uns freuen, daß wir sie nicht haben, denn so feine Reize einer Decadencekünstlichkeit erlebt eine Gesellschaft immer erst kurz vor ihrem Verscheiden. In Berlin würde eher noch Ibsens „Komoedie der Liebe", die stärkste und bitterste Satire des nordischen Knutenschwingers, Verständniß finden als die morallose Geschichte aus der Vie Parisienne. Bei uns giebt es keine Claudinen, keine Georges und keine Grafen Puyseux; und wenn in Preußen ein hochkonservativer Herr sich ein Liebchen hält, zeigt es fast immer die groben Züge der billigen Flora Gaß. Wir sind noch nicht zu der äußersten Decadencefeinheit herangefault und unsere mondän verliebten Paare kennen deshalb auch noch nicht die verruchte Freude, sich selbst leben und leiden zu sehen und im Sturm der Leidenschaft über die eigene Wallung ironisch zu lächeln. Die Liebe, die dem Lessingtheater verboten wurde, hätte an der Spree keine verständnißvolle Aufnahme gefunden und der Parquetpöbel hätte sich höchstens an dem karnalischen Reiz der Sache amusirt und lüstern geschmunzelt, wenn der Freund der Freundin das Mieder aufschnürt. Der Censor, der uns diese Liebe verbot, wußte wohl, was er that: er brachte die Feinschmecker um einen Genuß, aber er hielt sich in den Grenzlinien des bourgeoisen Bewußtseins, das die Sittenlosigkeit auf dem Theater in prüder Wonne nur dann erlaubt, wenn mitten im Kichern und Kosen schmetternd die Moraltrompete erschallt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Februar 1897.

Der Sozialismus der gebildeten Stände.

Neulängst begegnete mir in den Leipziger Neuesten Nachrichten ein recht geharnischter Artikel, der sich selbst als Niederschlag in Friedrichsruh gepflogener Unterhaltungen signalisirte, inhaltlich viel Polemisches gegen die „national-soziale" Haltung der „Preußischen Jahrbücher" vortrug und dabei neben den „Grenzboten" auch die „Zukunft" als die gleichen Genossen eines um sich greifenden verderblichen „Sozialismus der gebildeten Stände" der gleichen herben Verurtheilung unterwarf. Nun ist es nicht meines Berufes, hier die „Zukunft" gegen den Vorwurf des Sozialismus an sich oder auch nur gegen die ihr imputirte Genossenschaft mit den grünen und blauen Blättern in Schutz zu nehmen. Dazu ist der Herausgeber dieser Zeitschrift mit seiner eigenen Feder noch Mannes genug. Da ich mir aber sagen mußte, daß in der That sozialistische Anwandlungen gelegentlich auch mich heimsuchen, und da ich mir bewußt war, meinen ersten in der „Zukunft" veröffentlichten Artikel*) einem sozialdemokratischen Professor sympathisch gewidmet zu haben, erschien es mir immerhin von einigem Interesse, den Ursachen solcher sozialistischen Gravitation deutscher Bildung ein Wenig weiter nachzugrübeln. Vielleicht ist der eine oder andere unserer Leser geneigt, die Grübelei mitzumachen.

Es sind jetzt über zwanzig Jahre ins Land gegangen, seit sich eines schönen Herbsttages in Eisenach eine recht ansehnliche Versammlung von Sozialpolitikern zusammenfand, um einem Verein für soziale

*) „Georg von Gizycki", in der „Zukunft" vom 9. Juni 1895.

Hosted by Google

Reform das Leben zu geben. Die Initiative war von deutschen Universitätlehrern, zumeist konservativer, zum geringen Theil gemäßigt liberaler Richtung ausgegangen: von Roscher, Schmoller, Held, Adolf Wagner, Gneist, Brentano und Anderen. Was sie bezweckten, war, Front zu machen gegen den seichten Rationalismus der bisher bei uns alleinherrschenden Schule der Nichts-als-Freihändler, dem deutschen monarchischen Staat das historische Recht und die ethische Pflicht ins Gewissen zurückzurufen, positiv helfend und fördernd einzugreifen zum Schutz und zur Hebung der schutzbedürftigsten untersten Gesellschaftklassen, des vierten Standes. Einer der Vertreter des alten Glaubens an die unverwüstliche Harmonie aller sozialen Interessen, J. B. Oppenheim, vermeinte damals, den Anhängern der neuen Lehre ein vernichtendes Stigma anzuheften, indem er sie „Kathedersozialisten" taufte. Die Anklage, deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung liebäugele mit dem Sozialismus, ist also ziemlich alten Datums. Der heute verklungene Spitzname hat inzwischen die deutschen „Kathedersozialisten" nicht gehindert, ihren sozialpolitischen Anschauungen auf unseren Hochschulen eine kaum noch bestrittene Alleinherrschaft zu erobern, ihrer Wissenschaft weit über Europa hinaus Ruhm und Ansehen zu begründen, schließlich die deutsche Reichsgesetzgebung selbst in ihre Gedankenkreise zu bannen. Unsere gesammte Sozialgesetzgebung zur Sicherung der lohnarbeitenden Klassen gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität ruht innerlich auf der geistigen Vorarbeit jenes „Kathedersozialismus". Wie konnte es nach Alledem anders sein, als daß dieser „Sozialismus" allmählich auch außerhalb des engeren Bereiches der Doktrin und der praktischen Sozialpolitik Einfluß gewonnen hat auf das Denken und Empfinden unabhängiger deutscher Bildung, — ich meine: der deutschen Bildungschichten, die nicht mittelbar oder unmittelbar im Dienste der gerade in Staat und Gesellschaft gebietenden Mächte stehen! Man wundert sich, daß auch Geschichtprofessoren und Rechtslehrer anfangen, sich aktiv an solchen vermeintlich „sozialistischen" Parteibildungen zu betheiligen. Aber hat man denn bereits vergessen, daß ein Historiker von so scharf ausgeprägter Staatsgesinnung, wie es Heinrich von Treitschke stets gewesen, nachdem er in den Anfängen des Kathedersozialismus diesen „Sozialismus und seine Gönner" unter der Adresse Schmollers aufs Heftigste befehdet hat, gegen das Ende seines Lebens eben so energisch Partei nahm für den Kathedersozialisten Adolf Wagner gegen dessen ihn staatfeindlicher Irr-

Hosted by Google

lehren bezichtigende Widersacher? Es müssen denn doch in unserer Zeit tiefer liegende Tendenzen derartige Wandlungen bestimmen als blos persönliche Velleitäten und vorübergehende politische Launen.

Von welcher Bedeutung sind denn überhaupt heute noch die Streitfragen, in denen man es unabhängigen gebildeten Leuten verübelt, sich ein Wenig am Sozialismus abzufärben? Im Allgemeinen handelt es sich um die Frage des Stillstandes unserer bisherigen Sozialgesetzgebung oder ihrer Fortbildung im Sinne einer gewissen ständischen Organisation der lohnarbeitenden Klassen (Arbeiterkammern u. s. w.), um Schutzverbesserungen gegen das Elend der Arbeitlosigkeit und um ähnliche Kontroversen eines Mehr oder Minder von staatlicher Fürsorge für den vierten Stand. Es scheint mir keine Ketzerei zu sein, hier sozialpolitisch lieber dem Fortschritt und nicht dem sich unfehlbar schnell in Rückschritt umwandelnden toten Beharren zuzuneigen. Im Einzelnen und Konkreten sind es zumeist Arbeiterausstände und verwandte Erscheinungen der Lohnkämpfe, in denen der verpönte Sozialismus häufiger mehr Sympathie für die Arbeiter als für die Herren Unternehmer bekundet, den ersten mindestens volles fair play gönnt, die Kraftprobe koalirter Hände gegen das Kapital bis zur Erschöpfung des einen Theiles durchzufechten. Ist Das wirklich schon frevelhafte Gesinnung, sich als unbetheiligter Dritter lieber für verbesserte Lohnverhältnisse der Arbeiter statt für die erhöhten Dividenden von Aktiengesellschaften und Großindustriellen zu interessiren? Und gleichviel, wie man über das Nützliche und Berechtigte der in dieser oder jener Frage dem vierten Stande zugewandten „sozialistischen" Sympathien urtheilen will: heißt Das wirklich schon, Staat und Reich, Industrie und Landwirthschaft dem souverainen Gelüsten der Arbeiterklassen preisgeben? Ich glaube nicht. Derartige antisozialistische Klagerufe machten sich auch laut, als wir vor dem Beginn unserer Sozialgesetzgebung standen. Es hat nicht den Anschein, als sei die deutsche Industrie seitdem durch die ihr zu Gunsten der Lohnarbeiter auferlegten Beitragspflichten in Noth gerathen. Die offenkundige Nothlage der deutschen, russischen, englischen, französischen Landwirthschaft aber hängt unbestritten mit anderen Ursachen zusammen als mit unserem Klebesystem. Die bestehende Staats- und Gesellschaftordnung würde genau eben so aufrecht stehen, selbst wenn alle Wünsche des „Sozialismus der gebildeten Stände" in Erfüllung gingen.

Hosted by Google

Neben dem reflektirenden, bestimmte Postulate formulirenden Verstande sind offenbar in erhöhtem Maße unbestimmtere und unbewußtere Regungen des Gemüths- und Empfindunglebens thätig, Manchen von uns das blinde Drauflosschlagen auf Alles, was Sozialdemokratie heißt, zu verleiden. Die materielle Lage der lohnarbeitenden Klassen mag in der Gegenwart eine wesentlich bessere geworden sein, als sie es in der Vergangenheit war. Daß die baumwollenen Taschentücher so viel billiger geworden sind, davon sollte man freilich weniger Aufhebens machen, als es nur zu oft geschieht. Auch abgesehen hiervon sind, was Lohnsätze, Arbeitzeit, Wohnungverhältnisse, Ernährung, Familienleben u. s. w. unseres Proletariates anlangt, gewiß zahlreiche und erhebliche Fortschritte erzielt worden. Indessen Armuth und Elend sind immer noch in Hülle und Fülle vorhanden und die sozialökonomische Kluft zwischen der wirthschaftlichen Lebenslage des Kapitalbesitzes und der besitzlosen Arbeit ist heute so wenig ausgefüllt wie früher. Der fleißigste, tüchtigste, pflichttreuste Arbeiter mag heute in auskömmlichem Erwerb sich seines Daseins freuen, — nichts schützt ihn, daß morgen irgend eine Handelskrisis, eine Krankheit oder ein sonstiger Zufall ihn als Bettler aufs Pflaster wirft. Die Sorge um das tägliche Brot für morgen lastet ununterbrochen auf ihm. Dem gegenüber auf der anderen Seite eine immer anmaßlicher auftretende Plutokratie und ein immer widerwärtigerer Mammonsdienst. Ueber Nacht werden Reichthümer erworben, ohne Arbeit und ohne Ehre, um über Nacht wieder verspielt und vergeudet zu werden. Unter den deutschen Industrieherren fehlt es gewiß nicht an warmherzigen, selbstlosen, für das Wohl ihrer Arbeiter getreulich sorgenden Männern. Aber auch in der deutschen Industrie sind die Bounderbys aus Dickens' Hard Times zahlreich vertreten, hartgesottene, pharisäerhafte Egoisten, die alle noch so berechtigten Klagen und Wünsche ihrer „Hände" mit dem schnöden Witze abzufertigen lieben, das freche Volk sei nun einmal darauf versessen, Schildkrötensuppe mit dem goldenen Löffel essen zu wollen. Daneben haben wir die zwar nicht ganz so häßlichen, im Grunde doch aber eben so hochfahrenden und selbstischen Ansprüche feudal-autoritärer Industriebarone nach dem Muster des Herrn von Stumm, in deren bewußten oder unbewußten Vorstellungen der Arbeiter zum Hörigen hinabsinkt, der Arbeitgeber sich zur wohlwollenden irdischen Vorsehung emporhebt. Wir haben das moderne Protzenthum jeg-

Hosted by Google

licher Abart und eine übersatte Bourgeoisie, gesinnunglos, frivol, genußsüchtig bis in den letzten Nerv hinein, äußerlich allerdings korrekt, antisozialistisch und gouvernemental. Wenn er sich zwischen solchen sozialen Gegensätzen bewegt, wird schließlich jeder unabhängige und unbefangene Mensch instinktiv nach der Seite gedrängt, auf der die von den üppigen Tafeln des Lebens Ausgeschlossenen sitzen, und nicht auf die Seite, auf der sich Reichthum und Macht und Uebersättigung blähen. Die natürlichsten Regungen menschlichen Mitleids, Alles, was je an humanitären Ideen und philanthropischen Bestrebungen im deutschen gebildeten Bürgerthum lebendig gewesen ist, wirft sich so auf die Wagschale, die mit den Schicksalslosen des vierten Standes belastet ist, und schleudert die andere Schale in die Höhe. Zu Alledem mußten in neuester Zeit auch noch Zumuthungen an die deutsche Wissenschaft dreist herantreten, doch im Interesse des sozialen Friedens, zum Besten des ungestörten Gewerbebetriebes der Herren Unternehmer von ferneren Erörterungen der sozialen Frage ganz abzusehen, hübsch umzukehren zu der Weisheit von Manchester, um deutsche Bildung vollends in Harnisch zu bringen gegen die Repressiongelüste eines herrschsüchtigen Unternehmerthumes. Seit der Umsturzvorlage wissen wir ungefähr, was man dort unter Ordnung, Sitte, Religion versteht. Stellt man die gebildeten Stände Deutschlands vor das Dilemma, entweder in der Gegenwart eine planlose soziale Reaktion mit allem politischen Beiwerk einer solchen über sich ergehen zu lassen, oder in der Zukunft einmal eine soziale Revolution zu gewärtigen, so sprechen alle geschichtlichen Erfahrungen dafür, daß die Entschließung trotz Alledem gegen die erste Alternative fallen wird.

Auf einen Politiker vom Gepräge des Fürsten Bismarck werden solche Raisonnements wenig Eindruck machen. Er wird darin nur schwächliche Beschönigungversuche müssiger Skrupel und einer völlig deplacirten Sentimentalität erblicken. Für ihn ist der vierte Stand mit der sozialdemokratischen Partei identisch; es erscheint ihm unbegreiflich, wie praktische Politiker ob solcher sozialpolitischen Fortschrittswünsche und solcher empfindsamen Gemüthsregungen blind sein können gegen die dem Staate, der Gesellschaft, der Kultur von dieser Partei drohenden Gefahren, gegen ihre kaum verhüllten revolutionären Ziele, ihre vaterlandslose Gesinnung, ihre materialistische Weltanschauung, die Roheit ihrer Presse, ihre Unwahrhaftigkeit, Verleumdungmanie und

Hosted by Google

all die sonstige von ihr fortgesetzt geübte Brunnenvergiftung. Leider Gottes wird nur die ganze Wirkung, die unter normalen Verhältnissen dieses abschreckende Antlitz deutscher Sozialdemokratie auf alle Leute gesunden patriotischen Sinnes machen müßte, vollständig neutralisirt durch eine Reihe anders gearteter Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, vor denen man die Augen doch auch nicht verschließen darf.

Die sozialdemokratische Partei hat vorläuffg vor allen anderen politischen Parteien Eins voraus: den äußeren Erfolg. Sie allein hat sich in stetigem Wachsthum fortentwickelt, nicht lediglich extensiv der Zahl nach, sondern eben so intensiv an Geist und Kraft. Während der selben Zeit ist das übrige eigentlich politische Parteiwesen fortgesetzt abwärts gewandelt, materiell immer mehr zerbröckelnd und zerfahrend unter dem zersetzenden Einfluß der gemeinsten wirthschaftlichen Interessenkonflikte, intellektuell immer tiefer hinabgleitend unter das durchschnittliche Niveau heutiger Bildung. Man sehe sich den Deutschen Reichstag an, wie er ist. Welcher unabhängige und gebildete deutsche Mann kann noch dem Ehrgeiz verfallen, dieser Gesellschaft anzugehören, und wenn er so thörichter Versuchung unterliegt: welche der heutigen Ordnungparteien wäre noch im Stande, ihn an sich zu ziehen? Sind die Bebel, Auer, von Vollmar, Schönlank u. s. w. an Wissen, Bildung, Beredsamkeit, geistiger Individualität wirklich unter den heutigen Parlamentariern ganz bedeutungloſe Kapazitäten? Viele von uns stehen unter dem Eindruck, daß sie und Ihresgleichen an Talent, Bildung, parlamentarischem Geschick die übrige reichsparlamentarische Gesellschaft überragen. Wenn einer ihrer Führer für tauglich befunden wird, der Geschäftsordnung-Kommission des hohen Hauses vorzusitzen, als Kandidat für eine der Präsidentenstellen genannt und von hohen Hofbeamten um günstige Gesinnung für Kirchenbauten angegangen zu werden, dann sind die Zeiten eben dahin, in denen man sich unter einem Sozialdemokraten schlechthin den wilden Mann mit der Heugabel vorzustellen berechtigt ist. Jugendlich aufstrebende Kräfte werden stets gewinnenden Einfluß auf die Gemüther der Menschen ausüben; ihre Schwächen, Roheiten, ihre Unbildung finden leicht nachsichtigere Beurtheilung, als man sie alten, degenerirenden politischen Bildungen zu Theil werden läßt. Daraus zieht die Sozialdemokratie heute Nutzen. Der dem gegenwärtigen Parteigetriebe unabhängig gegenüberstehende gebildete Deutsche findet mindestens keine Gewissensbedenken mehr, um dieser sozialdemokratischen Parteiformation

Hosted by Google

willen seine den lohnarbeitenden Klassen zugewandten „sozialistischen" Sympathien zu unterdrücken.

Es ist wahr, die sozialdemokratische Tagespresse, zumal die kleinere in der Provinz, ist schlecht in des Wortes allseitiger Bedeutung. Die ödeste, radikalste Phrase der Halb- und Viertelbildung macht sich darin breit; sie bietet nichts, was den Menschen zu bessern oder zu belehren im Stande wäre, dafür desto mehr der ruchlosesten Verhetzung und Verunglimpfung von Personen und Institutionen; und der schlichte Mann des Volkes, der hieraus seine tägliche geistige Nahrung schöpft, muß geistig wie sittlich depraviren. Auch das sozialdemokratische Centralorgan, der „Vorwärts", ist für den gebildeten Geschmack eine kaum genießbare Speise. So lange Herr Liebknecht darin sein Wesen treibt, mit seinem, nur von einem Gedanken fanatisch ausgefüllten Jakobinerkopf, seiner rachsüchtigen, gehässigen Wuth gegen Alles, was der Nation theuer und heilig ist, seiner Schamlosigkeit in Invektiven, wird kein anständiger Mensch, gleichviel, welcher Parteirichtung er sonst angehörte, das Blatt anders als mit einem Gefühl des Ekels in die Hand nehmen. Indessen daneben hat die sozialdemokratische periodische Literatur doch auch Erzeugnisse gezeitigt, die auf dem Gebiet der Volkswirthschaft, Soziologie und Sozialpolitik hinter Dem, was sich moderne Bildung und Wissenschaft nennt, intellektuell durchaus nicht mehr zurückstehen. Der Sozialismus radikaldemokratischer Herkunft hat sich eben dem „Sozialismus der gebildeten Stände" mannichfach genähert und mannichfache, den Uebergang von dem einen zum anderen Ideenkreise erleichternde Brücken sind geschlagen worden. Man verurtheile im Uebrigen die sozialdemokratische Presse in Bausch und Bogen so unbedingt, wie man will: welches erhebende Bild bietet denn Alledem gegenüber unsere antisozialistische Journalistik? Ist sie mit geringen Ausnahmen nicht erbarmungwürdig versumpft und heruntergekommen in Abhängigkeit von den schnödesten geschäftlichen Interessen, in Servilismus vor den gerade herrschenden Gewalten, langweilig, mattherzig, heuchlerisch, gesinnunglos und charakterlos? Wie viele befremdliche Dinge haben sich während dieser letzten Jahre im lieben Vaterlande ereignet, bei denen ein mannhaftes Wort nach oben hin am Platze gewesen wäre! Hat man es je gewagt, ein solches auszusprechen? Mit einigen flauen, nicht kalten und nicht warmen Bemerkungen um den Brei herumzureden, sich um unbequeme Thatsachen herumzudrücken, sie totzuschweigen, — in dieser Kunst hat es die politische

Hosted by Google

Tagespresse der Ordnungparteien herrlich weit gebracht. Die über alles Maß feige und erbärmliche Haltung dieser Journalistik, der konservativen so gut wie der liberalen, beim Sturze des Fürsten Bismarck bleibt für alle Zeiten ihr als Brandmal haften. Um welche großen Gegenstände der Menschheit wird denn in den Spalten dieser Presse überhaupt noch gekämpft? Handelsverträge, Getreidezölle, die Freiheit der Produktenbörse, das Gedeihen unserer Industrie, die Statistik von Ausfuhr und Einfuhr, Kurs und Geldwährung u. s. w. u. s. w. sind ja zweifellos sehr wichtige und für die Betheiligten sehr interessante Dinge: der diesen Interessen fern stehende deutsche Staatsbürger kann für die Dauer unmöglich an solchen Streitfragen sich erwärmen. Wie oft habe ich mit gescheiten Freunden, unter denen sich einige der besten, klangvollsten Namen deutscher Zeitgenossen befanden, in Scherz und Ernst die Frage erörtert, welche der großen in Berlin, Köln, München, oder Frankfurt erscheinenden Zeitungen für Unsereinen als Leibblatt noch allenfalls lesbar und genießbar sei. Meist einigten wir uns friedfertig dahin, daß sie im Grunde für unseren Geschmack alle nichts taugten, — nicht etwa, weil die Parteifarbe, die uns ziemlich gleichgiltig war, so oder so schillerte, sondern weil wir eine möglichst lautere und zuverlässige Informationquelle über die Tagespolitik zu besitzen wünschten, die uns zugänglichen Gewässer aber sämmtlich trüb und schlammig erschienen. Nun pocht freilich diese sich vornehm dünkende Tagespresse darauf, daß sie doch immer die Sprache gebildeter Menschheit zu reden wisse und sich auf dem geebneten Kulturboden der guten Gesellschaft bewege. Das ist in unseren Tagen aber eine recht armsälige Auszeichnung. Wie heute jeder Kellner sich durch einen gut sitzenden Frack zum Kavalier herausputzen kann, so versteht es jeder Straßenreporter, sich das sogenannte „gebildete" Zeitungdeutsch anzugewöhnen. Und dann, — befindet sich unter den Vorkämpfern gegen die Sozialdemokratie nicht auch die Presse der katholischen Kirchenpartei, des Centrums? Und giebt es wohl in deutschen Landen eine Publizistik, die in Rohheit der Sprache, Unfläthigkeit des Ausdruckes, wüster Verunglimpfung alles Dessen, was an die Hohenzollern, an Preußen und den Protestantismus erinnert, Schlimmeres leistet als beispielsweise die in Bayern blühende klerikale Winkelpresse? Nein, Alles in Allem genommen, ist die sozialdemokratische Tagesschriftstellerei mit all ihren abschreckenden Eigenschaften doch in einer Beziehung ihren Gegnern

Hosted by Google

überlegen: sie ist ehrlicher im Haß wie in der Liebe, sie weiß, was sie will, oder doch, was sie nicht will, sie hat Ueberzeugungen, für die sie kämpft und für die sie leidet. Das ist der Eindruck, der bei zahlreichen außerhalb des Parteigetriebes stehenden Vertretern deutscher Bildung zurückbleibt, und Das ist der Grund, weshalb keiner von ihnen geneigt ist, sobald er an sich für die Interessen des vierten Standes Sympathien besitzt, sich darin durch den wüsten Lärm der sozialdemokratischen Presse stören zu lassen.

Ein außerordentlich wirksames Element in der Bewegung, die uns hier beschäftigt, bildet die wachsende Parteinahme christlicher Geistlichkeit für die wirthschaftlichen Nöthe der lohnarbeitenden Klassen. Es ist heute nicht nöthig, über das innere Verhältniß von Christenthum und Sozialismus und über die Christlich-Sozialen beider Bekenntnisse hier ausführlicher zu werden. Eine flüchtige, die Oberfläche der Thatsachen streifende Bemerkung muß für jetzt genügen. Als Herr von Ketteler, der eigentliche Begründer des christlichen Sozialismus, zuerst wieder seine Kirche nachdrücklich an ihre alten Pflichten gegen die Armen und Schutzbedürftigen des heutigen Proletariates erinnerte, fand man Das politisch bedauerlich, sah aber darin nichts Unerhörtes oder Ungehöriges. Denn es war ein Kirchenfürst, ein adeliger Herr und ein geistvoller Politiker, der sich zu solchen Velleitäten herabließ. Unserer evangelischen Geistlichkeit, die vom Standpunkt ihrer Kirche aus ähnliche Gesinnung bethätigt, wird Das verübelt. Die evangelische Geistlichkeit, so scheint es, ist dazu verurtheilt, bureaukratisch einzutrocknen und als willenloses Organ eines souverainen Summepiskopats zu verdorren. Findet der evangelische Oberkirchenrath Preußens gouvernementalen Anlaß, „sozialistisch" aufzutreten (Erlaß vom siebenzehnten April 1890), so dürfen unsere Pastoren sich gleichfalls für die Leiden und Sorgen des vierten Standes interessiren. Hat der selbe Oberkirchenrath Ordre, antisozialistisch zu reskribiren (Erlaß vom sechzehnten Dezember 1895), so sollen die Pastoren in sozialen Dingen den Mund halten, sich auf den handwerksmäßigen Betrieb der Seelsorge in ihrem Sprengel und auf die Anbetung christlicher Obrigkeit auf ihrer Kanzel beschränken. Weil derartigen Wetterwechsel viele sehr ernsthaft gerichtete christliche Gemüther mitzumachen außer Stande sind, wenden sie sich mißmuthig von den verödeten Gleisen dieser offiziellen Kirchlichkeit den freieren Bahnen eines werkthätigen Christenthumes zu. Was man auch sonst Alles an Männern

Hosted by Google

wie Friedrich Naumann, Göhre und Anderen, an ihren Bestrebungen, Zielen, an der Methode ihres Wirkens aussetzen will — ich selbst gehöre nicht zu ihren Anhängern und zweifle gänzlich an ihren Erfolgen —, das Eine wird jeder gerecht und unbefangen Urtheilende anerkennen müssen: Das sind nicht irgend welche landläufige Gewerbepolitiker und gewerbsmäßige Agitatoren, sondern Individualitäten von nicht gewöhnlicher Geistes- und Charakterbeanlagung. Kenntnißreich, warmherzig, muthig für eigene Ueberzeugungen eintretend und für sie zu jedem Opfer bereit, üben sie weit über die Kreise des geistlichen Kirchenamtes hinaus gerade auf religiös gestimmte Seelen stärkste Anziehungskraft aus. Den vierten Stand der Herrschaft des Demagogenthumes zu entreißen, ihn für die Monarchie, für das nationale Bewußtsein, für den Christenglauben zurückzugewinnen: Das sind doch Ziele und Ideale, für die man sich begeistern kann und für die es sich noch lohnt, Mühe und Arbeit einzusetzen. Für die gouvernementale kirchliche Orthodoxie von heute vermag wirklich kein gebildeter Christenmensch mehr Herzenswärme aufzubringen. Wenn ein Gelehrter von der universellen Begabung und dem wissenschaftlichen Range Sohms, ein Mann von sehr positiver christlicher Gläubigkeit und die längste Zeit vom Königlich Sächsischen Lutherthum in Leipzig emsig umworben, sich entschließt, an dem Sozialismus der Richtung Naumanns thätig mitzuwirken, so sind unverkennbar unter der Oberfläche der Dinge starke geistige Kräfte thätig, die — um nicht mehr zu sagen — die Aufrechterhaltung und Vertheidigung der zur Zeit bestehenden Staats- und Gesellschaftordnung zahlreichen gebildeten Deutschen außerordentlich erschweren.

Die allgemeinste und am Tiefsten wurzelnde Ursache dieser fragwürdigen Erscheinung, auf die alles Uebrige an Erklärungversuchen im letzten Grunde zurückführt, möchte sich schließlich im Folgenden zusammenfassen lassen. Hätten wir eine starke Staatsgewalt, eine entschlossene, folgerichtige, weitsichtige Politik, von Energie und Ehrgeiz nach außen, klar, selbstbewußt, schöpferisch nach innen, eine Politik, die den Geist und Willen der Nation beherrscht, so würden die lebendigen Interessen des nationalen Staates alle Volksklassen in ihre Kreise bannen, alle mit sozialistischen Schäferidyllen und sozialistischen Utopien spielenden Versuchungen mit zwingender Gewalt zurückdrängen. Daran aber fehlt es uns gänzlich. Nachdem wir eine große heroische Zeit durchlebt, große Männer und große Thaten über die Bühne vaterländischer Welt-

Hosted by Google

geschichte haben dahinschreiten sehen, sind wir jetzt dem politischen Epigonenthum verfallen. Ein ungeheures Prestige unter den Völkern des Erdballes und ein kolossales Kapital eines leidenschaftlichen Royalismus, kräftigster patriotischer Empfindungen, rückhaltlosesten nationalen Gemeinsinnes ist uns Deutschen dahingeschwunden. Als der General von Caprivi sich für berufen erachtete, die Erbschaft des Fürsten Bismarck anzutreten, äußerte er bescheiden, unter seiner Kanzlerschaft würde es voraussichtlich langweiliger im Deutschen Reiche zugehen, als es unter seinem Vorgänger der Fall war. Allmählich hat er sich doch auch darauf verstanden, der Nation Kurzweil zu verschaffen. Seine Polenpolitik, die in Posen und Schlesien die Germanisation um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen hat, die coûte que coûte abgeschlossenen Handelsverträge, die wiener Hochzeitbriefe und ähnliche staatsmännische Leistungen boten immerhin Stoff zum Denken und zu sensationellen Erregungen. Seitdem erst ist die deutsche Politik absolut langweilig geworden. Sie ist in einen derartig senilen und selbstgenügsamen Quietismus hineingerathen, in den auswärtigen wie den inländischen Angelegenheiten so gänzlich jeder Initiative, aller tragenden Gedanken baar, daß eben nur noch die für eigene oder fremde ökonomische Interessen engagirten Gewerbepolitiker zu irgend einer thätigen Theilnahme daran Lust verspüren. Dem anderen, nicht unbeträchtlichen, von der politischen Parteien Haß und Gunst unberührten Theile der Nation ist die Beschäftigung mit Dem, was hier als neuer oder neuester Kurs unklar treibt, längst verleidet. Ein überraschender Ministerwechsel mehr oder weniger, heute ein Prozeß Hammerstein, morgen ein Prozeß Kotze oder Leckert als bedeutungvollstes Ereigniß, — welcher leidlich intelligente unabhängige Deutsche soll mit Kopf und Herz an solcher Tagespolitik dauernd lebendigen Antheil nehmen? Gerade an die temperamentvolleren, regsameren, lebhafter in die Zeiten hinausschauenden Geister unserer gebildeten Landsleute muß unter solchen Umständen die Versuchung besonders verleitlich herantreten, sich aus der flach und schal und unersprießlich anmuthenden eigentlichen Politik hinauszuflüchten in die weiteren und breiteren Horizonte, welche die sogenannte soziale Frage dem denkenden Sozialpolitiker eröffnet. Daraus wird dann leicht der „Sozialismus der gebildeten Stände".

Nizza. Otto Mittelstaedt.

Hosted by Google

Für die freundliche Annahme, der Herausgeber der „Zukunft“ werde Mannes genug sein, mit seiner eigenen Feder sich gegen den „Vorwurf“ des Sozialismus zu vertheidigen, kann ich nur aufrichtigen Dank aussprechen. Die Gelegenheit zu solchen Erörterungen wird sich gewiß noch häufig bieten. Einstweilen möchte ich, um mit der Wiederholung meiner eigenen Ansichten nicht den Eindruck abzuschwächen, den die klare und kluge Diagnose des Herrn Reichsgerichtsrathes a. D. Mittelstaedt auf jeden Denkenden üben muß, mich darauf beschränken, gegen die Leipziger Neuesten Nachrichten den Fürsten Bismarck anzuführen, der schon im April 1881 im Reichstag gesagt hat: „Die Aufgabe der Regirung ist es, die Vorwände, die zur Aufregung der Massen benutzt werden, die sie für verbrecherische Lehren erst gelehrig machen, so viel an uns ist, zu beseitigen. Nennen Sie Das Sozialismus oder nicht, es ist mir ziemlich gleichgiltig. Wenn Sie es Sozialismus nennen, so liegt natürlich der wunderliche Hintergedanke dabei, die Regirung des Kaisers gewissermaßen in die Schußlinie der Kritik zu stellen, die Herr von Puttkamer uns hier über die Bestrebungen der Sozialisten darlegte; man soll daran glauben, daß von dieser Vorlage (dem Gesetz über die Unfallversicherung) bis zu der Mörderbande von Hasselmann und den Brandschriften von Most und bis zu den Umsturzverschwörungen, die uns vom Wydener Kongreß enthüllt wurden, daß uns davon nur ein ganz kleiner Raum noch trennt, der allmählich auch überschritten wird. Nun, meine Herren, Das sind mehr oratorische Ornamente, mit denen man kämpft, die keinen Hinterhalt haben; man bedient sich dabei der Vielseitigkeit des Wortes ‚Sozialismus‘.“ Und ein Jahr später, als über das Eisenbahnmonopol verhandelt wurde, sagte Bismarck an derselben Stelle: „Den Vorwurf des Sozialismus möchte ich noch erwähnen. Sozialistisch sind viele Maßregeln, die wir zum großen Heile des Landes getroffen haben, und etwas mehr Sozialismus wird sich der Staat bei unserem Reich überhaupt angewöhnen müssen.“ Sind solche Worte nicht für uns Vervehmte ein Trost? M. H.

Eine Thronrede.

Lieber Harden,

Sie sind natürlich allzu sehr in Anspruch genommen, um Thronreden lesen zu können, die sich, als politische Literatur betrachtet, weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Aufrichtigkeit auszuzeichnen pflegen. Ich darf daher wohl auch nicht voraussetzen, daß Sie die Thronrede kennen, die König Oskar kürzlich bei der Eröffnung des schwedischen Reichstages verlesen hat? Sie ist Ihnen unbekannt; — ich konnte es mir denken.

Aber Sie hätten sich doch mit ihr bekannt machen sollen! Wenn die anonymen Korrespondenzen, die das schwedische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in die Welt hinausflattern läßt, zuverlässig sind — was freilich durchaus nicht feststeht —, war ein Theil jener Thronrede gegen mich gerichtet. Sie werden darüber erstaunt sein und mich am Ende gar beneiden. Denn so weit haben Sie es noch nicht gebracht. Sie hat ja nur das gesammte preußische Staatsministerium aufs Korn genommen, als es eine gegen

Hosted by Google

Sie gerichtete Erklärung im „Reichsanzeiger" veröffentlichte, die bei uns noch in frischer Erinnerung steht, — jene unglückliche Erklärung! Meiner wurde aber sogar in der Thronrede gedacht! Das ist doch ganz etwas Anderes. Aber trösten Sie sich, lieber Harden, Sie sind ja noch ein junger Mann; vielleicht erleben Sie auch Das noch einmal.

Wie es zuging, daß ich solcher Ehre gewürdigt wurde? Das ist rasch erzählt. Als die leitenden Männer in Schweden anfingen, für große Kriegsrüstungen einzutreten, sagte der Ministerpräsident zu einzelnen Mitgliedern der Ersten Kammer, daß es nothwendig werden könnte, „sowohl mit dem Osten als mit dem Westen schwedisch zu sprechen." Diese Worte riefen, namentlich in Norwegen, eine solche Bewegung hervor, daß der Ministerpräsident zurücktreten mußte. Aber bald darauf — als die Rüstungen bereits im besten Gange waren — mußte auch Graf Lewenhaupt, der das eigentliche Friedenselement in der Regirung repräsentirte, aus seinem Amt scheiden. Das wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Hatte der verabschiedete Ministerpräsident dennoch Recht behalten? Der neue Mann, der auf diese etwas gewaltsame Weise ans Ruder kam, Graf Douglas, war bekannt als Verfasser einer Broschüre, die den Anschluß Schwedens und Norwegens an den Dreibund empfahl; außerdem war seine Vorliebe für „schnelle Maßregeln" gegen Norwegen ein öffentliches Geheimniß. Dazu kam, daß das norwegische Storthing zweimal vorgeschlagen hatte, die vereinigten Reiche sollten den Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen mit den fremden Mächten herbeizuführen suchen, während die schwedische Regirung sich hiergegen ablehnend verhielt und gleichzeitig die Rüstungen fortsetzte. Einflußreiche schwedische Blätter bedrohten (und bedrohen noch jetzt) Norwegen ganz offen mit einem Ueberfall. Die Auslands-Korrespondenten in Stockholm thaten das Selbe und sprachen mit Hohn von dem Wunsch nach Schiedsgerichtsverträgen; der Gefahr, die von Rußland her drohe, müsse auf andere Weise begegnet werden. Dieser Satz war nur verständlich, wenn man annahm, daß er auf der einen Seite Norwegen galt, auf der anderen Seite aber die Aufforderung enthielt, sich bereit zu halten, falls etwa ein Krieg zwischen Rußland-Frankreich und dem Dreibunde ausbrechen sollte. Dann würde Schweden sicherlich nicht neutral bleiben.

Aber endlich kam auch der Tag, wo dies Alles sich zu einem starken Mißtrauen gegen die leitenden Männer in Schweden verdichtete. Wie begegnete nun die schwedische Regirung diesem Mißtrauen? Etwa durch Einschränkung ihrer Rüstungen? Im Gegentheil: sie haben eben erst einen Zuwachs erfahren. Etwa durch den Rücktritt des Grafen Douglas? Im Gegentheil: er saß nie fester im Sattel als jetzt. Etwa durch Unterstützung des norwegischen Vorschlages: die ganze auswärtige Politik durch sorgfältig auszuarbeitende Schiedsgerichtsverträge zu regeln? Im Gegentheil: Graf

Hosted by Google

Douglas hat kürzlich in einem Artikel des Regirungblattes „Posttidningen" versichert: „daß solche Verträge unnöthig seien". Berichterstatter, die dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten kaum fern stehen dürften, höhnen in ausländischen Blättern noch immer die Schiedsgerichtsverträge und drohen Norwegen. Die Lage ist also durchaus unverändert und alle Umstände, die das Mißtrauen geschaffen haben, bestehen noch heute. Was thut man nun, um es zu beseitigen? Man nennt das Mißtrauen „ein Verbrechen" und bürdet die Schuld an diesem Verbrechen mir auf. Und zu einem solchen „platten Manöver" muß die Thronrede herhalten! Wissen Sie, woran mich dieser Vorgang erinnert? An einen Mann, der von einem fröhlichen Gelage nach Hause kommt, dort entdeckt, daß er einen rothen Kopf hat, stark schwitzt, Schmutzflecke auf seinem Vorhemde hat, — und dann mit der Faust auf den Spiegel schlägt. Bis hierher paßt das Bild; aber nicht weiter. Der Spiegel geht entzwei; aber ich sitze hier, ohne Schaden genommen zu haben, und sinne einer gewissen Wendung der Thronrede nach. Sie lautet: „Die Welt soll erfahren, daß unsere vollkommene Freiheit, zu handeln, durch keine Fessel gehemmt wird, aber sie soll auch wissen, daß wir die uralte Freiheit und Selbständigkeit lieben*)." Die Worte: „Unsere vollkommene Freiheit, zu handeln, wird durch keine Fessel gehemmt," sind geeignet, uns von der Hauptfrage abzulenken und uns in eine Seitengasse zu locken. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, hier müsse mehr als eine Verabredung vorliegen. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Ob eine Verabredung besteht, die so beschaffen ist, daß sie auch in Abrede gestellt werden kann, bleibt gleichgiltig. Werden im „nächsten Kriege" (der, wie man glaubt, zwischen Frankreich-Rußland und dem vielleicht von anderen Mächten unterstützten Dreibund ausgekämpft werden soll, — und Schrecken und Elend im Gefolge haben wird) die skandinavischen Reiche sich völlig neutral verhalten? Das ist die Frage; hier wurzelt das Mißtrauen. Auf diese Frage wird nicht geantwortet, kann nicht geantwortet werden und Niemand wird an die neutrale Haltung glauben, ehe Schweden auf den Vorschlag Norwegens eingeht: mit allen Völkern Europas und Amerikas Schiedsgerichtsverträge abzuschließen.

Früher hatten die Versicherungen der schwedischen Regirung einen etwas anderen Wortlaut, sie lauteten nämlich: „Noch haben wir freie Hand", — wobei der Nachdruck auf das „noch" gelegt wurde. Dieses „noch" ist nun weggefallen, aber nicht die Vorstellungen, die dieses „noch" einst erweckt hat. Alle diese Vorstellungen müssen aus der Welt geschafft werden. Das aber kann nur geschehen, wenn Norwegens Vorschlag, Schiedsgerichtsverträge zu schließen, ehrlich angenommen wird.

München. Björnstjerne Björnson.

---

*) — und große Lust verspüren, die freie Selbständigkeit der Anderen zu verletzen," könnten wir Norweger hinzufügen.

Hosted by Google

Louis Napoleon als Staatssozialist.

Der Lebenslauf Louis Napoleon Bonapartes ist nicht minder merkwürdig und abenteuerlich als der d'Israelis, mit dem er sogar in mehr als einer Beziehung interessante Parallelen bietet. Im Exil und in recht bescheidenen Verhältnissen aufwachsend, träumt er in der Jugend nur von zukünftigem Glanz, Pracht und Purpur und fühlt in sich nur eine Bestimmung: dem großen Oheim gleich, Kaiser der Franzosen zu werden. Er bildet sich daher auch für keinen Beruf aus, sondern bereitet sich für die erträumten Herrscherpflichten vor. Ein Angebot Louis Philippes, das ihm die Rückkehr nach Frankreich unter glänzenden Bedingungen eröffnet — gegen die einzige Konzession, den Namen Bonaparte abzulegen —, weist er ohne Weiteres von der Hand. Als er kaum flügge geworden ist, sammelt er um sich einige Abenteurer und macht mit ihnen zweimal den kecken Versuch, sich durch einen Handstreich des Thrones zu bemächtigen. Die Schilderhebungen mißlingen und spielen ihren Urheber, der sich überdies wegen seiner operettenhaften Inszenirung dieser Unternehmungen dem Gelächter Europas preisgegeben sieht, in die Hände seines königlichen Gegners. Der läßt ihn zuerst nach Amerika spediren; beim zweiten Mal hat sich der gefangene Prinz vor der Pairskammer als dem zuständigen Gerichtshof zu verantworten. Er läßt sich aber weder damals noch jetzt durch sein Mißgeschick aus der Fassung bringen. So schreibt er nach der ersten Schlappe kaltblütig aus dem Gefängniß: „Ich bleibe bei meinem Glauben und kümmere mich nicht um das Pöbelgeschrei." Und nachher tritt er — kecker als weiland Bertran de Born — vor seine Richter hin und ruft ihnen stolz ins Angesicht: „Ich vertrete vor Ihnen ein Prinzip, eine Institution und eine Niederlage. Das Prinzip ist die Volkssouverainetät, die Institution ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo. Das Prinzip haben Sie anerkannt, dem Kaiserreich haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen! Es besteht kein Gegensatz zwischen Ihnen und mir."

Er wird zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und sitzt wirklich fast sechs Jahre auf der Festung Ham, bis er eines Tages glücklich entweicht (1846). Er geht nach London, wo er — trotz seinem Mißgeschick ungebrochen — „stets mit einem Fuß in der Welt der Eleganz und des vornehmen Sports, mit dem anderen in Verschwörungen" steht. Tief verschuldet und dem Ruin entgegensehend, wird er durch die Februarrevolution gerettet, die ihm gestattet, nach Frankreich zurückzukehren und seine Prätendentenrolle von Neuem aufzunehmen. Er wird bald Deputirter und dann — durch schlaue Benutzung der die Köpfe eben so verwirrenden wie enthusiasmirenden Legende vom ersten Napoleon — vom Volk in Urabstimmung zum Präsi-

Hosted by Google

denten der Republik erwählt (am zehnten Dezember 1848). Der Staatsstreich vom zweiten Dezember 1851 macht ihn zum Herrn von Frankreich und im folgenden Jahr erfüllt sich wirklich der Traum seiner Jugend: er wird Kaiser der Franzosen, Monarch mit fast unumschränkten Rechten.

Angesichts eines solchen Lebensganges fragt man sich unwillkürlich: wie war Das in der Mitte unseres Jahrhunderts in einem modernen Großstaate möglich? Aufschluß darüber giebt die Betrachtung der damaligen eigenartigen Verfassung der französischen Gesellschaft, die es einem schlauen und wagemuthigen Abenteurer, der freilich Träger eines glorreichen Namens war, ermöglichte, die Caesarenrolle zu spielen. Wenn man diese Situation mit einem Worte charakterisiren will, so muß man auf ein treffendes Wort zurückgreifen, das Napoleon III. als Prätendent ausgesprochen hat: „Eine Monarchie von acht Jahrhunderten wird nicht durch die Stürme weniger Jahre in eine Republik verwandelt!" Die Franzosen waren um die Mitte unseres Jahrhunderts noch nicht reif für die Republik, vor Allem war keine Klasse fähig, das Steuerruder des Staatsschiffes auf die Dauer zu lenken. Als Napoleon zum Präsidenten gewählt wurde, hatten eben alle Klassen nach einander kläglich abgewirthschaftet. Das Regiment der großen Bourgeoisie war unter den Widerständen und Stürmen, die es heraufbeschworen, zusammengebrochen und hatte das Herrscherhaus, das ihr Regime mit seinem Namen gedeckt hatte, in den verschlingenden Strudel hineingezogen. Und die große Bourgeoisie hatte ihr Geschick durch ein gerütteltes Maß von Sünden vollauf verdient. Das Verlangen nach Erweiterung des Wahlrechtes, das bisher im ganzen Lande nur einer knappen Viertelmillion Höchstbesteuerter zukam, hatte sie brüsk von der Hand gewiesen; das Volk hatte sie durch Versagung der Versammlungfreiheit und des Rechtes der Massenpetitionen auf den Weg der Verschwörung oder zur Verzweiflung getrieben; die Gesetzgebung hatte sie der einseitigsten Interessenpolitik der regirenden Klasse dienstbar gemacht; die Selbsthilfe-Bestrebungen der Arbeiter hatte sie unterdrücken helfen; und die nationale Würde und Machtstellung hatte sie leichten Herzens preisgegeben, um in Ruhe ihrem Profit nachjagen zu können.

Die Krone setzte aber Alledem der kecke Unverstand auf, mit dem die offiziellen Vertreter dieser Regirung der großen Bourgeoisie die Existenz von Mißständen kurzer Hand ableugneten und ihre Welt für die beste aller möglichen Welten erklärten. Angesichts eines Zustandes, der Klassenkämpfe der schärfsten Art in sich barg, wurde von jener Seite betont: es gebe weder Zurücksetzung noch Privilegien, da Jeder reich werden und dann die höchsten politischen Rechte erwerben könne. „Es giebt keine Klassenkämpfe mehr — verkündete Guizot, der Ministerpräsident dieses Systemes —, denn es giebt keine einander feindlichen Interessen mehr." Als der Verfall und die Fäulniß

Hosted by Google

dieser Politik aufgedeckt wurde, erwiderte er trocken: „Was Ihr Korruption nennt, ist in Wahrheit einfach die Thätigkeit der Verwaltung." Wenn auf die Bewegung im Volke hingewiesen wurde, meinte er hochmüthig: „Wir, die drei Gewalten (die Krone und die beiden Kammern), sind die einzigen gesetzlichen Organe der Volkssouverainetät; außer uns giebt es nichts weiter als Usurpation und Revolution." Eine Klasse, die so starr auf ihre Vorrechte pochte, konnte nicht auf die Dauer regiren; und wirklich wurde der Julithron vom revolutionären Sturmwind des Jahres 1848 wie ein Kartenhaus umgeblasen.

Und diese Klasse der Großbourgeoisie war im damaligen Frankreich noch die politisch reifste. Der eigentliche Mittelstand, das städtische Kleinbürgerthum, hatte unter dem Julikönigthum die radikale Opposition abgegeben, die politisch die Traditionen der großen Revolution pflegte, im Uebrigen unklar zwischen Aufrechterhaltung aller Eigenthumsrechte und sozialistischer Philantropie schwankte und nicht einmal die Verbindung mit den Bauern, der weitaus zahlreichsten Klasse des Landes, herzustellen gewußt hatte. Der Mittelstand war sich eben so wenig über die zu befolgende allgemeine Politik wie über seine eigensten Klasseninteressen klar. Am Allerwenigsten aber war Das bei der Arbeiterschaft der Fall. Auf sie war ein Sprühregen utopistischer Systeme und sozialistischer Ideologien niedergegangen, der zur Folge hatte, daß sich in den Köpfen dieses ungebildeten Publikums eine Art von Durchschnittssozialismus bildete aus allerlei kritischen Bedenken gegen das Eigenthum, Anklagen gegen die haute bourgeoisie, Empfindungen für die Arbeiternoth, Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, Ansprüchen an den Staat und Illusionen über die Heilkraft der Assoziation. So setzten sich im pariser Proletariat Schlagworte wie das vom „Recht auf Arbeit" fest, die keinen klaren Begriff enthielten, aber eben darum, weil Jeder sich bei ihnen denken konnte, was ihm beliebte, Allen gleichermaßen als Heilmittel gegen die sozialen Gebresten der Zeit erschienen. So „dachte das junge Geschlecht zu meisterlos, um die alte Ordnung zu ertragen, zu unklar, um einen festen Neubau zu schaffen. Die Dinge waren reif für eine ziellose Umwälzung, Das will sagen: für den Despotismus" (Treitschke). Und weitblickenden Politikern unter den Mitlebenden blieb diese Stimmung nicht verborgen und eine düstere Erkenntniß stieg ihnen auf von Dem, was dereinst kommen mußte. So warnte schon 1842 in der Kammer Alexis de Tocqeville: „Noch sehe ich Niemanden, der stark genug wäre, unser Herr zu werden, — aber ein Herr wird uns kommen, früher oder später!" Aber Regirung und Parteien achteten nicht des mißliebigen Warners, dem unter dem Juliregiment die gleiche Rolle beschieden war wie einstens Kassandra im belagerten Troja.

Doch nur zu bald sollte sich bewahrheiten, was Tocqeville prophezeit hatte. Die provisorische Regirung, die von der Februarrevolution ans Ruder gebracht wurde, war die des Mittelstandes, repräsentirt durch Politiker

Hosted by Google

wie Ledru-Rollin und Lamartine: es war eine Regirung, die von Fall zu Fall, je nachdem sie gedrängt wurde, der Bourgeoisie vernünftige und der Arbeiterschaft kopflose Konzessionen machte, in den sogenannten Nationalwerkstätten ein Heer von Müssiggängern ernährte, ein verläßliches Regiment nicht zu begründen vermochte und die Bauern durch ungeschickte Steuermaßregeln vor den Kopf stieß. „Marcher vers l'inconnu", nannte Lamartine in einem Moment der Selbsterkenntniß diese Art des „Regirens". Und mit Recht konnte Proudhon das Resultat verkünden: „Ni le travail, ni le capital, ni la propriété ne sont satisfaits, — le gouvernement n'a pas su, n'a pas voulu, n'a pas osé!" So hatte auch diese Klasse sich vor aller Welt als unfähig erwiesen.

Am Schlimmsten aber fiel das Debut aus, das die Arbeiterklasse auf der politischen Bühne Frankreichs gab. Sie war ursprünglich an der provisorischen Regirung mit zwei Mitgliedern — Louis Blanc und Albert — betheiligt. Was that sie nun? Sie erzwang einmal die Dekretirung des „Rechtes auf Arbeit" und dann die Einsetzung einer Kommission von Arbeitervertretern, die die Lage des Proletariates untersuchen und Vorschläge zu seiner Hebung machen sollte. Also in einem Augenblicke, wo der Sozialismus zum ersten Male an einer anerkannten Regirung theilnahm, wo die Gläubigen endlich die ersehnte Erfüllung seiner Verheißungen erwarteten, wo die Zweifelnden ihm laut ihr „Hic Rhodus, hic salta!" entgegenriefen: in einem solchen Augenblick . . . studirten seine Führer die sozialen Probleme! So rächte es sich, daß der Sozialismus Jahrzehnte lang leeren Zukunftsträumen nachgehangen hatte, anstatt auf dem Boden des realen wirthschaftlichen Lebens das Was und Wie der sozialen Reform für den Augenblick zu erwägen, wo seine Zeit gekommen war. Bald aber nahm die Entwickelung für das Proletariat ein Ende mit Schrecken. Die widerwillige Verwirklichung des „Rechtes auf Arbeit" durch die Regirung — aus der die Sozialisten inzwischen geschieden waren — in den Nationalwerkstätten, in denen 115 000 Mann auf Staatskosten ohne ernste Arbeit verpflegt wurden, führte bei der Auflösung dieser Einrichtung zu einer Revolution, die erst nach viertägiger Straßenschlacht niedergeschlagen werden konnte (Juni 1848). Nach diesem furchtbaren Aderlaß mußte das pariser Proletariat, das zehntausend seiner tapfersten Streiter auf einmal verloren hatte, vom Schauplatze des öffentlichen Lebens abtreten und dem weiteren Verlaufe der Dinge unthätig zusehen.

So trieb das französische Staatsschiff ziellos und ohne Kompaß auf der hohen See der Politik und mußte dem Ersten anheimfallen, der es verstand, sich des Steuers zu bemächtigen und das Schiff in den sicheren Port zu leiten: und dieser Mann war Napoleon III. Er hatte die Aufgaben, die zunächst seiner harrten, und die Wünsche, die das Land im Augenblick

Hosted by Google

hegte, vollkommen begriffen. Er wußte, daß die hohe Bourgeoisie wie der Mittelstand und die Bauernschaft sich nach einer festen Hand am Ruder der Regirung sehnte, die im Stande war, das Proletariat und den revolutionären Sozialismus niederzuhalten, allen Erschütterungen vorzubeugen, Vertrauen in die Stetigkeit der politischen Leitung einzuflößen und dadurch die auf dem Lande lastende wirthschaftliche Depression zu beseitigen. Und diesen Wünschen kam Napoleon mit staatsmännischer Berechnung entgegen. „Mein Name — sagte er in seinem Wahlmanifest — ist das Symbol der Ordnung und Sicherheit. Er will der Familie und dem Eigenthum ein Schirmherr werden, dem Franzosen soll wieder vergönnt sein, auf ein ‚Morgen' zu zählen." Und ähnlich hieß es dann in einer Proklamation bald nach seiner Wahl: „Ein ganzes System hat am zehnten Dezember triumphirt. Der Name Napoleon ist schon für sich ein Programm, er bedeutet im Innern: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlbefinden des Volkes; nach außen: nationale Würde." Und als erneute revolutionäre Demonstrationen stattfinden, erklärte er drohend: „Es ist hoch an der Zeit, daß die Bösen zittern und die Guten Muth schöpfen!"

Immerhin hatte Napoleon, als er den Thron bestieg, bereits nicht mehr blos die Bedürfnisse der nächsten Tage ins Auge gefaßt, sondern sein Augenmerk auch auf die Zukunft gelenkt. So hatte er seit Jahren ein soziales Programm ausgearbeitet, das er in einer eigenen Schrift „Extinction du paupérisme" (1844) niedergelegt hatte und das auch dann interessant sein würde, wenn es nicht durch die Persönlichkeit des Autors zu einem wichtigen staatspolitischen Dokument gestempelt worden wäre.

In Frankreich — sagt er darin — leiden alle Elemente des Volkswohlstandes an organischen Fehlern: der Landbau, weil durch kontinuirliche Theilung der Bauerngüter die Zwergwirthschaft begünstigt wird; die Industrie, weil sie nicht organisirt ist; der innere Handel, weil „die Nation aus Produzenten besteht, die nicht verkaufen, und aus hungrigen Konsumenten, die nicht kaufen können"; der äußere Handel, weil Frankreich auswärts zu seiner Unterstützung nicht Autorität genug hat; die Verwaltung, weil die Steuern zu unproduktiven Zwecken anstatt zur Hebung der Noth verwandt werden. Den Kern der sozialen Frage aber hebt Napoleon mit den Worten heraus:

„Die Industrie ist eine Maschine, die ihre Funktionen ohne Regulator verrichtet; in ihrem Räderwerk Menschen gleich Stoffen zermalmend, entvölkert sie das Land, häuft das Volk in Räumen ohne Luft und Licht zusammen, schwächt Geist wie Körper und wirft die Menschen zuletzt, wenn sie nichts mehr mit ihnen anzufangen weiß, auf die Straße, — die selben Menschen, die der Industrie ihre Kraft, ihre Jugend und ihre Existenz geopfert haben. Als ein wahrer Saturn der Arbeit verschlingt die Industrie ihre Kinder und lebt nur von ihrem Tode."

Die positive Sozialpolitik zur Heilung dieser Schäden setzt — nach Napoleon — mit der Bekämpfung der Arbeitlosigkeit ein.

Hosted by Google

„Die Industrie lockt die Menschen fortwährend in die Stadt und entnervt sie. Man muß alle Leute, die in der Stadt unbeschäftigt sind, aufs Land zurückholen und in freier Luft ihren Geist und Körper wieder härten. Man muß ferner durch Assoziation all dieser Hände den Großbetrieb in der Landwirthschaft wiederherstellen. Die arbeitende Klasse besitzt nichts: man muß ihr zu Eigenthum verhelfen. Sie hat keinen anderen Schatz als ihre Arme: man muß ihnen eine nützliche Beschäftigung verschaffen. Sie steht wie ein Volk von Heloten inmitten eines Volkes von Sybariten: man muß ihr einen Platz in der Gesellschaft anweisen und ihre Interessen mit dem Boden verknüpfen. Sie ist endlich ohne Organisation, ohne Band, ohne Recht, ohne Zukunft: man muß ihr Rechte und eine Zukunft geben und sie in ihren eigenen Augen erheben durch Assoziation, Erziehung und Disziplin."

Der Reformplan Napoleons umfaßt prinzipiell Zweierlei: erstens die Schaffung einer Klasse von Vermittlern zwischen Unternehmern und Arbeitern, dann die Beschäftigung der Arbeitlosen. Das Eine ist nöthig, damit die Massen gelenkt und über ihre eigenen Interessen aufgeklärt, aber auch die Arbeitgeber über die Bedürfnisse der Angestellten unterrichtet und zu ihrer Berücksichtigung angehalten werden. Offenbar schwebt auch Napoleon eine Art carlylischen Industrie-Adels als Ideal vor. Ueber jene Vermittler selber wird dann weiter gesagt, daß sie in jedem Betrieb, der mehr als zehn Arbeiter beschäftigt, von diesen gewählt werden und doppelten Lohn erhalten sollen; „sie würden für die Arbeiterklasse Das sein, was die Unteroffiziere für die Armee sind." Es ist also die Institution der „Arbeiterausschüsse", die hier, in unklarer Weise freilich, aber meines Wissens zum ersten Male in der sozialpolitischen Literatur, vorgeschlagen wird. Wichtiger ist die andere Idee, mit der an die damals viel erörterten Pläne und Experimente mit Ackerbau-Kolonien angeknüpft wird. Das Projekt Napoleons besteht darin, alle in Frankreich unbebauten Ländereien durch die arbeitlose Bevölkerung kultiviren zu lassen. Wer in der Industrie überflüssig ist, wird in diese Kolonisationarmee eingereiht, und sobald die Privat-Industrie Hände nöthig hat, werden sie ihr von dort wieder zurückgegeben. Die Kosten für die Beschäftigung der Arbeitlosen und den Ankauf des benutzten Bodens zahlt der Staat vorschußweise; die 300 Millionen Francs, die hierzu nöthig sind, repräsentiren angeblich eine ganz vorzügliche Kapitalanlage. Die Verwaltung der kolonialen Wirthschaftbetriebe geschieht durch Direktoren, die von den Kolonisten indirekt zu wählen sind, wobei die auch hier anwesenden „Vermittler" als Wahlmänner fungiren. Doch hat die Regirung über Alles die Aufsicht und darf unfähige Beamte entlassen. Weil so Hunderttausende Beschäftigung erhalten, werden überall die Löhne steigen und neue Industrien geschaffen werden; die wirthschaftliche Depression wird damit von selbst aufhören. Von da an „wird die Armuth nicht mehr zur Revolution und der Reichthum nicht mehr zur Ausbeutung führen." So wird man später sagen müssen: der Sieg des Christenthumes

Hosted by Google

hat die Sklaverei aus der Welt geschafft, der Sieg der französischen Revolution — die Leibeigenschaft, der Sieg der demokratischen Ideen — den Pauperismus.

Das war das sozialpolitische Programm Napoleons, als er, noch ein heimathloser Prinz, in einsamer Kerkerhaft hinbrütete. Was geschah nun zu seiner Verwirklichung, als sein Urheber, mit den Machtbefugnissen fast eines römischen Caesaren ausgestattet, den Thron Frankreichs bestieg? Will man diese Frage zutreffend beantworten, so darf man nicht vergessen, daß Napoleon durch Eidbruch und Verbrechen, Blut und Schmutz, sich den Weg zu seiner Stellung gebahnt hatte und daher stets vor dem Mißtrauen und der Rache auf der Hut sein mußte, die heutzutage gegen einen illegitimen Machthaber auf der Lauer sind. Seine allererste Sorge mußte darum sein: sich nach mächtigen Pfeilern und tragfähigen Stützen für das imperialistische Regime umzusehen und möglichst keine Gegenströmung aufkommen zu lassen. Die größte vorhandene Macht ist in einem katholischen Lande die Kirche. Also ging Napoleon von Anfang an auf ein enges Bündniß mit dem Klerus aus. „Meine Regirung — erklärte er bereits 1852 — ist, ich sage es mit Stolz, vielleicht die einzige, die die Religion um ihrer selbst willen unterstützt hat; sie hält sie aufrecht, nicht als ein politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen, sondern allein aus Ueberzeugung." Und als er sich später an seine sozialpolitischen Projekte machte, brachte er sie mit seiner christlichen Ueberzeugung in nahen Zusammenhang, indem er verkündete: „Ich will für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Theil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann." Und er erreichte es durch seine Unterwürfigkeit unter die klerikalen Forderungen thatsächlich, daß die Geistlichkeit sein Regiment unterstützte und ihn selbst als „den Abgesandten des Herrn, den Erwählten seiner Gnade, das Werkzeug der göttlichen Rathschläge" feierte. Weiterhin aber mußte es das Bestreben Napoleons — als eines Usurpators — sein, alle Interessen an sein Regiment zu ketten, „und in der That hat — nach Treitschkes Ausspruch — kein Staat der neuesten Geschichte so unbefangen wie das zweite Kaiserreich die Selbstsucht seiner Bürger verwerthet." Napoleon mußte um so mehr der gute Gang der Geschäfte Aller am Herzen liegen, als er wußte, daß — wie er es einmal ausdrückte — „in diesem Lande der Centralisation die öffentliche Meinung ohne Unterlaß Alles, das Gute wie das Böse, dem Haupte der Regirung zuschrieb." Der Bourgeoisie wurde Ordnung und Sicherheit vor dem „rothen Gespenst" verbürgt; die haute finance fand in einer von oben begünstigten Aera der Spekulation reichen Verdienst; die Großindustrie wurde durch Gewährung von Subventionen und von Kredit und indirekt durch die vom Staate angeregten wirthschaftlichen Unternehmungen (Bauten u. s. w.) unterstützt; der Handel bekam durch

Hosted by Google

die von Napoleon inaugurirte Politik der Handelsverträge viel zu thun; der städtische Mittelstand wurde dadurch zu gewinnen gesucht, daß die Staatsrente „demokratisirt“ wird, d. h. die Rentenbriefe in kleine Stücke zerlegt wurden, damit auch die kleinen Leute ihr Geld sicher anlegen könnten, und daß ferner Kreditkassen für Handwerker begründet wurden, „damit das Vorurtheil widerlegt werde, als ob nur dem Reichen geliehen würde, und damit die Wahrheit erhärtet werde, daß ein guter Ruf ein wirkliches Eigenthum ist;“ der Bauernstand wurde durch Ermunterung der Landwirthschaft und Herstellung von Vizinalstraßen gehätschelt; und die Arbeiterklasse wurde in ihrem wirthschaftlichen Gedeihen durch ein ganzes System wohldurchdachter Maßregeln gefördert. Das war eben die Absicht des Kaiserreiches: die Interessen aller Stände gleichmäßig zu vertreten; und Dies gerade wurde vom Herzog von Persigny, einem der vornehmsten Paladine des Empire, als dessen „eminent sozialer Gedanke“ laut gerühmt. Und so verkündeten die Satelliten Napoleons: „Er sei der wahre Gründer der Freiheit, denn seit dem zweiten Kaiserreich gebe es keine politischen Heloten mehr!“ Und der geistreiche Spaßvogel Girardin setzte hinzu: „il n'y a plus rien à faire aujourd'hui que de se faire millionaire.“

Negativ entsprach — in diesem System des Imperialsozialismus — der Förderung aller Interessengruppen die Unterdrückung der Opposition und der freimüthigen Kritik: daher wurden die politischen Vereine und Versammlungen der Gegner überhaupt nicht gestattet, die Presse ganz allgemein durch einen hohen Zeitungstempel der Masse unzugänglich gemacht und außerdem noch durch strenge Preßgesetze, polizeiliche Verwarnungen und Zeitungverbote in enge Schranken gezwängt: so wurde „jene gemäßigte Temperatur geschaffen, in der allein die Freiheit gedeiht“. Napoleon selbst empfand diesen Zustand als einen Mangel; aber er berief sich auf die Existenz der „feindsäligen Leidenschaften“, die eben das „Hinderniß der Ausdehnung unserer Freiheiten“ bildeten. Doch tröstete er sein Volk mit der Hoffnung auf künftige Zeiten: „Die Freiheit hat nie geholfen, ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen, aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat.“ Die Wahrheit war natürlich, daß das napoleonische Regirungsystem eine offene Kritik, die in die Massen drang, auf die Dauer nicht vertragen konnte.

Durch welche Maßregeln ist nun die Sozialpolitik dieses Systemes charakterisirt? Es begann mit einem Feldzuge gegen alle wie auch immer gearteten Assoziationen der Arbeiter, die als die aktivsten Träger revolutionärer und antiimperialistischer Gesinnung galten. So fielen nicht blos all ihre politischen Vereine, sondern auch ihre rein wirthschaftlichen Genossenschaften, darunter viele blühende Konsumvereine und manche Produktivgenossenschaft, der „gesellschaftrettenden“ Diktatur zum Opfer. Aber nachdem der erste Eifer, das neue Imperium

Hosted by Google

zu begründen, verraucht war, wurde eine sorgfältige Scheidung zwischen den politischen und den ökonomischen Organisationen des Proletariates gemacht, und während jene rücksichtlos im Keime erstickt wurden, wurde den anderen kein Hinderniß in den Weg gelegt. So entstand unter dem Kaiserreich eine recht lebhafte Arbeiterbewegung, deren Schwerpunkt in den Koalitionen zur Erringung höherer Löhne und überhaupt besserer Arbeitbedingungen lag. Nun waren zwar solche Koalitionen nach dem alten, aus der Revolutionzeit stammenden Gesetze verboten, aber sie wurden doch stillschweigend geduldet, strikende Arbeiter, die gerichtlich verurtheilt waren, wurden begnadigt und den Präfekten im Falle der Arbeiteinstellung strikte Neutralität anbefohlen; schließlich (1864) wurde überdies das Koalitionverbot noch durch Gesetz beseitigt.

Darüber hinaus aber hat das Kaiserreich, das sich selbst gern als „gouvernement du grand nombre“ bezeichnete, noch durch eine lange Reihe positiver Maßregeln die arbeitenden Klassen zu unterstützen unternommen: man wollte eben — wie es Sainte-Beuve formulirte — „das Gute aus den sozialistischen Ideen nehmen, um es der Revolution zu entziehen und in die regelmäßige Ordnung der Gesellschaft einzufügen.“

Erstens suchte dieses Regime der Hauptstadt billige Preise der nothwendigen Lebensmittel zu verbürgen. Es blieb darin eigentlich nur den Traditionen des napoleonischen Hauses treu: denn bereits der erste Napoleon hatte in steter Angst davor gelebt, daß Verstöße gegen dieses Prinzip zu Volksaufständen führen könnten, und aus diesem Grunde die Bäcker und Fleischer als geschlossene Korporationen organisirt, mit der durch polizeiliche Ueberwachung gesicherten Verpflichtung, stets für ausreichenden Lebensmittelvorrath zu sorgen. Napoleon der Dritte führte nun noch die „Caisse de la boulangerie“ (1854) ein, in die die Bäcker in Zeiten niedriger Getreidepreise gewisse Prozente abgeben mußten, um daraus in Jahren hoher Getreidepreise Zuschüsse zu empfangen und so die alten Brotpreise aufrecht erhalten zu können. Von der Wirksamkeit dieser Kasse wird man sich immerhin einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß sie in den Theuerungjahren von 1854 bis 1856 55 Millionen Frcs. an die pariser Bäcker abgab, so daß das Volk von der Theuerung kaum Etwas merkte. Und als endlich 1863 — dem individualistischen Zuge der Zeit gemäß — die Freigebung des Bäckereigewerbes proklamirt wurde, hielt man doch an dem Prinzip der Bäckereikasse fest, indem man von jedem nach Paris eingeführten Kilogramm Getreide einen Centime erhob und diese Summe zur Erniedrigung der Brotpreise (durch Zuschüsse an die Bäcker) benutzte. Auch im Fleischergewerbe suchte Napoleon der Dritte durch Einführung einer Fleischtaxe (1855), die sich an die jeweiligen Viehpreise anschließen sollte, auf möglichst billige Preise hinzuwirken. Aber gerade unter der Herrschaft der Taxe blieben die Preise ungewöhnlich hoch

Hosted by Google

und so führte dies mißglückte Experiment dazu, daß man bald nachher (1858) mit dem ganzen Prinzip der Reglementirung des Fleischergewerbes brach und auch hier die Gewerbefreiheit einführte.

Napoleons wichtigste sozialpolitische That aber ist die von ihm versuchte Bekämpfung der Arbeitlosigkeit, die freilich nicht in der phantastischen Form der prinzlichen Broschüre, sondern durch ein System öffentlicher Bauten geschah. Es ist bekannt, daß der Seinepräfekt Baron Haußmann, der „roi de Paris“, die alten, engen und winkligen Stadttheile von Paris niederreißen und an ihrer Stelle schöne, helle Quartiere mit breiten Straßen und prächtigen Plätzen erstehen ließ. Binnen anderthalb Jahrzehnten wurden allein in der Hauptstadt über anderthalb Milliarden auf öffentliche Bauten verwandt. Und Aehnliches geschah in Lyon, Marseille und Bordeaux. Diese Maßregel hatte in dem großartigen Stil, wie sie hier betrieben wurde, verschiedene wichtige Konsequenzen: einer großen Anzahl von „Händen“ wurde fortdauernd lohnende Beschäftigung gewährt, die Löhne im Allgemeinen mußten die Neigung erhalten, zu steigen, die Unternehmungluſt mußte durch die von den Baugewerben ausgehende Anregung allenthalben geweckt werden, endlich mußte die Hauptstadt verschönt und ganz von selbst zur great attraction für alle Fremden werden. Nebenbei sei bemerkt, daß sich an diese Expropriationen und Neubauten auch eine kolossale Grundstücksspekulation und die Begünstigung der Kreaturen des Kaiserreiches und Haußmanns durch Zuwendung ungezählter Millionen anschloß.

Alles, was sonst noch geschah, hat daneben untergeordnete Bedeutung. Am Meisten ist noch erwähnenswerth die Gesetzgebung über die Hilfsvereine auf Gegenseitigkeit, die ihre Mitglieder im Falle von Krankheit und unter Umständen auch von Invalidität unterstützen. Diese erhielten eine Dotation von zehn Millionen Francs und verschiedene Privilegien und wirklich vermehrte sich auch ihre Zahl von 2000 im Jahre 1852 auf 4000 im Jahre 1859. Die Arbeiter der Staatswerkstätten wurden zur Altersversicherung zwangsweise angehalten und gleichzeitig ihre Löhne um den Betrag der Prämien erhöht. Sonst wurden noch staatliche Subventionen für den Bau von Arbeiterwohnungen flüssig gemacht, die aber doch nur sporadisch entstanden; die Wohlthätigkeitanstalten wurden neu geordnet und durch staatlich subventionirte Badeanstalten fürs Volk, Krippen für Arbeiterkinder und Asyle für verstümmelte Arbeiter vermehrt. Merkwürdig ist, daß das Empire an die spezifische Arbeiterschutzgesetzgebung — also Einschränkung der täglichen Arbeitzeit, der Frauen- und Kinderarbeit in den gewerblichen Etablissements — gar nicht dachte. Nimmt man Alles in Allem, so wird man doch nicht umhin können, das Urtheil zu unterschreiben, das Lexis in seinem Werke über die französischen Gewerkvereine über die Sozialpolitik des Empire fällt und das so lautet:

Hosted by Google

„Als Kaiser brauchte Louis Napoleon eigentlich nicht zu scheuen, von Arbeitern an seine Broschüre über den Pauperismus erinnert zu werden. Denn wenn er auch nicht an die Ausführung der Einzelnheiten des Projektes denken konnte, so steht die sozialpolitische Haltung des Kaiserreiches mit dessem Geiste keineswegs in Widerspruch. Disziplin und Ueberwachung der Arbeiter einerseits, Verbesserung ihrer materiellen Lage andrerseits: Das ist eine Idee, die sich in der inneren Politik Louis Napoleons nie verleugnet hat."

Wie waren nun die Resultate dieser komplizirten Gesammtpolitik? In der aufsteigenden Periode des Kaiserthumes, die etwa bis 1860 währte, ging Alles gut. Ein wirthschaftlicher Aufschwung ohne Gleichen, der natürlich in der Hauptsache unabhängig von dem politisch-sozialen System war, schuf allen Ständen zeitweise eine gewisse Befriedigung. In der selben Richtung wirkte die äußere Politik des Kaisers, die in glücklichen Kriegen gegen Rußland und Oestreich gipfelte, zu Neuerwerbungen an der Südgrenze des Landes und in Hinterindien führte und Frankreich zur leitenden Macht Europas erhöhte. Im Uebrigen hatte die Bourgeoisie ein zu großes Ruhebedürfniß und der Arbeiterstand von seiner schweren Niederlage her eine zu hohe Schwäche, als daß eine ernstliche Opposition möglich gewesen wäre; der Sozialismus schien geradezu vom Erdboden verschwunden, so daß Louis Reybaud, der früheste Historiker des Sozialismus, schreiben konnte: „Der Sozialismus ist gestorben: über ihn sprechen, heißt, eine Leichenrede halten." Und der Kaiser selbst konnte im Hinblick auf all seine Erfolge an den gesetzgebenden Körper das stolze Wort zu richten wagen: „Die Befriedigung war überall, und wer nicht schlechte Leidenschaften im Herzen hegte, freute sich an dem Glück des Landes."

Aber mit 1860 begann eine Periode des Verfalles. In der äußeren Politik gelang nichts mehr: die abenteuerliche Expedition nach Mexiko mißglückte, der Anspruch auf das linke Rheinufer ließ sich in keiner Weise durchführen, 1866 war Napoleon der Geprellte und immer mehr ging die Hegemonie in Europa unbestritten auf Preußen über. Das war die eine Ursache der Mißstimmung im Lande, der Thiers drastischen Ausdruck verlieh mit dem Worte: Frankreich sei zur Macht dritten Ranges hinabgesunken. Dazu kam noch, daß die Bourgeoisie inzwischen wieder ganz zu sich gekommen war: sie hatte keine Lust, für immer abzudanken, und wollte selbst regiren. Sie mochte nichts von der thatsächlichen Diktatur, vom Parlament bonapartischer Mameluken, von der Präfektenwirthschaft und der Herrschaft des Klerus wissen. Der kleine Mittelstand war erst recht grimmig, weil er in der wilden Gründer- und Spekulationzeit, wo die Träger der höchsten Würden und der glänzendsten Namen des Bonapartismus den Hexentanz um das goldene Kalb mitmachten, den Haupttheil der Kosten tragen mußte: er verstand nichts von der schwarzen Kunst des Börsenspieles, wollte gern mühelos viel verdienen, fiel daher auf

Hosted by Google

lockende Versprechungen herein und legte seine sauer erworbenen Ersparnisse in gewagten oder schwindelhaften Unternehmungen an. Erst recht unzugänglich für alle Lockungen des Empire war aber die Arbeiterklasse. Sie hatte von der neuen Ordnung einen unzweifelhaften Gewinn gehabt; ihre Lage hatte sich während der Jahre 1850 bis 1870 ganz unvergleichlich gehoben, wie alle Kenner einmüthig zugeben; selbst die Evolutionen des Kapitals in der Gründerzeit waren wegen der Menge des positiv Geleisteten gerade für die untersten Klassen nicht ohne Nutzen gewesen. Denn „wenn sich auch ein Theil der deplacirten Millionen nach oben in den Kassen des kapitalistischen Generalstabes konzentrirte, so zerstäubte sich doch ein anderer über die Masse der Lohnarbeiter“ (Lexis). Aber weder diese Thatsachen noch die Schmeicheleien des Kaisers — der versicherte, „seine besten Freunde wohnten in den Hütten, nicht in den Palästen“ — vermochten die Gefühle der Arbeiterklasse umzustimmen. Sie blieb stumm gegen alle Gaben, taub gegen alle Versprechungen, kalt gegen alle Schmeicheleien, vielmehr „riß der Strom der republikanischen Gesinnung wie mit Naturgewalt stets größere Theile der Masse mit sich fort“ (Lexis). Schließlich fing die Unzufriedenheit sogar an, sich den Bauern, der bisher treuesten Anhängerschaft des Empire, mitzutheilen; denn immer mehr wuchs ihre Steuerlast und ganz auffällig war die Bevorzugung der Hauptstadt. Das Kaiserreich kostete, wie man bald den Bauern vorrechnete, jährlich 800 Millionen mehr als die Julimonarchie, so daß Thiers mit seinem Sarkasmus bemerken konnte: „Wenn es gefährlich ist, wie man sagt, die Freiheit zu besitzen, so ist es doch ungemein kostspielig, sie zu entbehren!“

So wuchs überall die Opposition gegen dieses System, wie auch die Wahlen, trotz den berüchtigten Machinationen der Präfekten, klar erwiesen: 1852 hatte die Opposition nur 870 000 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt und bis 1869 hatte sie es in regelmäßiger Steigerung auf über 3 310 000 Stimmen gebracht.

Damit war vor aller Welt enthüllt, auf wie thönernen Füßen das Imperium ruhte. Und nun gings mit rasender Geschwindigkeit bergab. Bald verlor der Kaiser — immer noch der beste Staatsmann in Hof und Ministerium —, von schwerer Krankheit angefallen, angesichts des drohenden Ruins seine Besonnenheit; immer mehr entglitten die Zügel seiner Hand und schließlich ließ er sich ganz von einer chauvinistischen Kamarilla leiten und verleiten, — so war der Zusammenbruch unausbleiblich und schnell genug schlugen über dem Empire die Wellen zusammen. Der Imperialsozialismus hatte in der inneren Politik nicht das Fiasko seines Trägers gehindert und in der äußeren, statt mit der erhofften Vergrößerung des Reiches, mit dessen Minderung geendet.

Basel. Professor Georg Adler.

Hosted by Google

Der Direktor der National-Galerie.

Als Herr von Tschudi vor einem Jahre etwa die Direktion der National-Galerie übernahm, mußte die Welt, die sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern pflegt, zunächst eine leise Ueberraschung durchmachen — man hatte an sehr viele andere Namen gedacht —, dann aber tönte ihm ein allgemeiner wohlwollender Glückwunsch entgegen. Niemand kann seinem lieben Nächsten gleich bis ins Innerste des Herzens blicken, um dort das Aufrichtige von dem weniger Aufrichtigen zuverlässig zu unterscheiden, auch Herr von Tschudi nicht. Trotzdem mag wohl manches zweifelnde Lächeln diesen Gratulanten geantwortet und der Gefeierte mag oft im Stillen geseufzt haben: Herr, schütze mich vor meinen Freunden! . . . Es war ja nie das Zeichen von Tüchtigkeit und Stärke, Alle zu Freunden zu haben. Hätte Tschudi verstanden, sich das billige Wohlwollen zu erhalten, das ihm damals so reichlich entgegengebracht wurde, dann wäre er heute für die Entwickelung der Galerie und damit auch für die Entwickelung des Kunstgeschmackes des — ach! — so sehr der Entwickelung bedürftigen Publikums ein toter Mann. Aber damit hat es keine Noth. Wir können uns wirklich beglückwünschen zu dieser Kraft, die in thatkräftiger, energischer Arbeit auf das Ganze losgeht. Und wenn die schöne Einigkeit seiner Freunde unter dieser energischen Arbeit schon heute sehr gelitten hat, dann freuen wir uns dieser Thatsache. Nein, ein Mann wie Tschudi mußte Feinde finden. Daß diese Feinde auf der Seite jener Kunstbonzen sitzen, die den Patriotismus und die ganze deutsche Kunst gepachtet zu haben glauben, Das ist natürlich und gut und ein Grund mehr, von Tschudi viel zu erwarten.

Es ist nicht recht klar, weshalb man dem jetzigen Direktor Vorwürfe macht, weil für die Galerie einige Bilder von Ausländern angekauft sind, — namentlich, wenn das Geld dafür aus dem kaiserlichen Dispositionfonds oder aus der Tasche seiner berliner Kunstfreunde stammt. Kein deutscher Maler darf sich also durch diese Ankäufe geschädigt oder zurückgesetzt fühlen, Das wäre einfach Unsinn. Und wenn man sagt: „Respekt vor der Bestimmung des Hauses! Steht nicht mit großen Lettern deutlich dran: der deutschen Kunst," — so ist es eben wieder einfach Unsinn, diese Worte so auszulegen: hier dürfen nur Bilder hinein, die von Deutschen gemalt sind. Der deutschen Kunst ist dieses Haus geweiht, der deutschen Kunst soll es dienen. Das aber kann es am Besten, wenn es wirkliche Kunst birgt, mag sie stammen, woher sie wolle. Uns fehlt es hier noch immer am Begreifen Dessen, was Kunst ist. Wir wollen uns freuen, daß es nun ein paar Kunstwerke mehr dort giebt. Denn immerhin — trotz Menzel und Boecklin — waren die doch spärlich gesät und gar schwierig zu finden unter dem Wust von Minderwerthigem und ganz Schlechtem, das die Wände der Galerie bisher erdrückte.

Hosted by Google

Was Herr von Tschudi in der kurzen Zeit gethan hat, ist bewundernswerth und des höchsten Lobes würdig. Seine Arbeit hat mit Erfolg das Uebel an der Wurzel gepackt, ausgerodet und ausgehackt, was dürr und trocken dem Lebendigen allzu lange Licht und Leben genommen hatte. Schon heute dürfen wir stolz sein auf den Tag in ferner Zeit, wo wir wirklich eine Galerie haben werden, die werth ist, gesehen zu werden, auch wenn man aus dem Köstlichsten kommt, was Berlin besitzt, aus Bodes Schöpfung der Gemäldegalerie im Museum. Kein Zweifel: Tschudi wird Das zu Stande bringen, er wird der Nation Etwas geben, so groß und gut, daß man nur mit Lächeln und Kopfschütteln erzählen wird von jenen Anzapfungen, die mit ihrem gespreizten Patriotismus ihn zu Fall zu bringen hofften.

Die Ausstellung der Neuerwerbungen in der Galerie überrascht zuerst durch den Geschmack und die liebevolle, verständnißreiche Art der Aufstellung, — die ist einfach meisterhaft!

Sie überrascht aber nicht weniger durch die Vortrefflichkeit und den außergewöhnlichen Werth der gesammelten Kunstwerke. Selbst unsere sogenannten Todfeinde haben in ihrer National-Galerie, dem Luxembourg, die vollgefüllt ist mit ganz herrlichen Meisterwerken, Platz für deutsche Kunstwerke gefunden, sobald sie ihnen werthvoll und würdig genug schienen. Ich erinnere nur an Liebermann, Uhde, Köpping, Kühl. Warum sollten wir uns nun nicht an Bildern freuen, die so außergewöhnlich gut sind wie die Sachen von Manet, Monet, Courbet, Degas, Boldini, Zorn, Thaulow, Segantini, die Bildwerke von Rodin und Meunier? Und warum sollten wir nicht für den Mann eintreten, der uns das Alles in so kurzer Zeit gegeben hat? Warum sollten wir ihn nicht in Schutz nehmen gegen ungewöhnlich niedrige und hämische Angriffe, die ihm aus seiner schweizer Nationalität und seiner Begeisterung für die unsterblichen Werke Boecklins eine Fußschlinge zu drehen suchen? Warum sollten wir uns abhalten lassen, klar und deutlich mit Fingern auf den traurigen Helden zu weisen, der es für gut und ritterlich zu halten scheint, mit derartigen Lächerlichkeiten ehrlichen Leuten ein Bein zu stellen?

Herr von Tschudi ist ein offener und ehrlicher Mann in seinem Thun und Lassen, er verdiente damit die Anerkennung Aller. Und sollte seine Stellung als Direktor der Galerie gar so leicht sein?

Der redselige Herr Anton von Werner scheint dieser Ansicht zu sein. Er meint, jedem seiner etwa sechzig Lehrer traue er die Fähigkeiten zu, Direktor einer Bilder- und Skulpturen-Galerie zu werden. Das mag ja sein — ich kenne die sechzig Herren nicht so genau —, aber das Eine weiß ich gewiß: ihrem Direktor, Herrn von Werner, dürften in Preußen sehr Wenige die nöthige Fähigkeit zutrauen, — ja, er dürfte vielleicht der Einzige sein, der sie sich zutraut, während er im übrigen Deutschland, in Bayern z. B., wahr-

Hosted by Google

scheinlich nicht eine Stimme für sich auftreiben könnte. Denn es kommt nicht darauf an, schöne Reden zu halten oder blanke Knöpfe virtuos zu malen, sondern darauf, einen freien, weiten Blick, ein offenes, warmes Herz für alle hervorragenden Erscheinungen zu haben, nicht aber, sich selbst für das Maß aller Dinge zu halten. Temperamentvollen Künstlern — und Herr Anton von Werner ist ein temperamentvoller Mann, es ist das Beste, was man von ihm sagen kann — wird es naturgemäß immer schwer sein, über die eigenen engen Anschauungen hinaus das Gute richtig zu schätzen.

Doch genug davon; ich wollte es nur gern niedriger gehängt wissen, daß bei uns im Jahre des Heils 1897 einem hohen preußischen Beamten von einem anderen hohen preußischen Beamten als eine Todsünde angerechnet werden darf, daß er an Höheres glaubte als an den preußischen Menzel!

Wer lacht da? Es giebt nichts zum Lachen. Wollte man genauer zusehen, dürfte tief Ernstes, tief Trauriges zum Vorschein kommen.

Die Neuerwerbungen der National-Galerie, die besonders, für die Herr von Tschudi persönlich verantwortlich ist, überraschen durch den großen, weit reichenden Blick, der, über Strömungen und Richtungen hinweg, Gutes zu wählen wußte, wo es sich zeigte. Nichts ist verkehrter, als in den Neuerwerbungen einseitige Bevorzugung gewisser Strömungen neuer Kunst sehen zu wollen. Wie kämen sonst die feinen, intimen, ja ängstlichen Blätter Constables neben das schillernde, schimmernde Licht- und Luftbild von Monet und das technische Bravourstück eines Zorn? Oder was hätten in Richtung und Modernität Gemeinsames das intime, schlichte, ehrliche Portrait des Fantin-Latour mit dem eleganten, geschmackvollen, aber äußerlichen Damenportrait des Lavery oder der bedeutenden, tief aufgefaßten Büste des Rodin, einem Werk, das gleich vortrefflich ist in dem ganz ungewöhnlichen Formenverständniß wie in geistiger Charakteristik? Was bringt diese Werke zusammen außer dem Einen, daß sie alle erstklassige Kunstwerke sind?

Ein dankenswerther, seltener Zufall hat es ermöglicht, ein so hervorragendes Gemälde zu erwerben wie das Doppelportrait von Manet „Im Treibhaus". Ist es nicht ein Glück, daß es gelungen ist, von Manet, diesem Bahnbrecher der ganzen Bewegung in Frankreich, eine so glänzende und so gediegene Leistung zu erwerben? Wer wird nicht vor diesem Werke gepackt und ergriffen von der Ehrlichkeit, von der Schlichtheit, von der wundervollen Beherrschung aller Ausdrucksmittel? Und dann weiter die kleine Landschaft von Courbet, bei der Einem die besten Bilder der Alten einfallen, der kühne Degas mit seinem so ganz persönlichen, überraschenden Kolorit, das feierliche, große und ernste Bild des Segantini, daneben die interessanten Zeichnungen dieses Meisters, die von der Schlichtheit ihres Schöpfers zu uns reden —: dies Alles und nicht zuletzt die kleinen, in Kreide gezeichneten Blätter Lieber-

Hosted by Google

manns, die in der unerhörten Kühnheit des Striches, der verblüffenden Luft- und Lichtwirkung, in der Größe und Einfachheit der Auffassung trotz der räumlichen Kleinheit monumental wirken und darum dem Besten beizuzählen sind, was unsere Zeit geschaffen hat, danken wir Tschudi. Unter solchen Werken kommt eine ähnliche stille Andacht über den Beschauer, wie wir sie sonst nur in den Galerien der alten Meisterwerke zu empfinden gewöhnt sind. Das konnte nur ein Mann zu Stande bringen, der durch diese alte Kunst geschult ist, der dort sehen und unterscheiden gelernt hat, der über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt, der die Perle schätzt, wenn sie auch in rauher Schaale liegt, der gerecht einem Jeden giebt, was eines Jeden ist, der Menzel ehrt und Boecklin bewundert.

Walter Leistikow.

Italien unter Rudini.

Wer im Januar des verflossenen Jahres sein Urtheil über den Verlauf unserer Angelegenheiten, insbesondere über unsere Politik, festgelegt hätte, würde sich angesichts der Erscheinungen der Gegenwart zu einer eben so entschiedenen wie unerwarteten Revision entschließen müssen. Zehn Monate einer neuen Regirung haben genügt, um Alles von Grund aus zu ändern: Maßregeln, Männer, die politische Gesammtlage und die Richtung des öffentlichen Geistes. Vor einem Jahre war unsere auswärtige Politik sprunghaft und von einer Impetuosität, die die Freunde ängstigte und die Feinde zu dem Glauben ermuthigte, wir seien unstet oder kraftlos. Heute erfreuen wir uns einer besonnenen Stabilität, die uns nach allen Seiten hin, mit Frankreich, Brasilien, Abessinien und Portugal, geordnete Beziehungen verschafft hat und im Orient die Gefahren gewaltsamer Ausbrüche abschwächt. Vor einem Jahre richteten wir mit sorgendem Herzen den Blick nach der afrikanischen Küste, dem Ziel unendlicher Kämpfe, die unsere Kräfte in Europa lähmten und Opfer über Opfer heischten. Heute hat ein erträglicher Friedensschluß die glücklich Ueberlebenden des verhängnißvollen Feldzuges heimwärts geführt und sichert uns nicht nur, so lange wir uns daran genügen lassen, den ruhigen Besitz unserer Kolonie, sondern gestattet uns auch, in unserem Heerwesen die Erwägungen wieder walten zu lassen, die sowohl unserer finanziellen Spannkraft als unserer Großmachtstellung entsprechen. Vor einem Jahre war es mit dem parlamentarischen Regiren dahin gekommen, daß Alles verschlungen war von dem wüthenden Kampfe zwischen einem Manne und einer politischen Koterie; persönliches war mit öffentlichem Interesse unheilbar verwirrt, aller regelrechte Geschäfts- und Rechtsgang gehemmt, unterdrückt und verstümmelt. Heute tagt und debattirt das Parlament in aller Ruhe, frei von Zwang und Einschüchterung, und wenn an den Gesetzen gegen den sozialen Umsturz auch nichts verändert worden ist, so sind sie doch keine Waffe mehr gegen den politischen Gegner oder eine ungefügige Wählerschaft. Vor einem Jahre hatte eine Verwirrung ihren Gipfel erreicht, die jede Maßregel und jede Absicht der Regirung

Hosted by Google

einer moralischen Inquisition unterwarf, anstatt sie sachlich zu prüfen, und das öffentliche Bewußtsein war erfüllt von allen Schrecken eines schlimmen Verdachtes gegen die Integrität der Regirenden selbst. Heute wird jeder Regirungakt nüchtern auf Ursache und Zweck hin geprüft und von den Parteien je nach ihrer prinzipiellen Stellung unterstützt oder bekämpft, ohne daß die entscheidenden objektiven Erwägungen mit persönlichen Interessen verflochten werden. Endlich litt die nationale Arbeit vor einem Jahr unter fortwährend sich erneuernden Krisen, die durch phantastische Siegesnachrichten und darauf folgende um so stärkere Depression bewirkt wurden, während unsere Finanzpolitik Steuern und Abgaben erhöhte und die Einnahmen verminderte. Heute hat der Friede die Gemüther beruhigt und die nationale Arbeit gekräftigt. Die Sparkasseneinlagen nehmen erfreulich zu, die Ausweise der Eisenbahnen bessern sich, die Zahl der Fallissements nimmt ab, Genua und Venedig haben einen Zuwachs des Hafenverkehres zu verzeichnen und das Budget scheint zu balanciren, ohne daß eine neue Steuer nothwendig sein wird.

Nach Alledem dürfen wir heute die finsteren Prognosen des Vorjahres zu Gunsten einer festen Zuversicht aufgeben, daß Italien im Stande ist, seine Kulturmission in der Reihe der europäischen Großmächte zu erfüllen und die landläufigen Schlüsse aus der langen Zeitdauer seiner historischen Knechtung und der abnormen Schnelligkeit seines politischen Aufschwunges zu entkräften. Wir verdanken Das der zehnmonatlichen Arbeit des Ministeriums Rudini. Was den Marchese zu einem wahren Staatsmanne stempelt, ist die ihn von seinem Vorgänger unterscheidende Mäßigung und Selbstbeherrschung, eine hohe Bildung und Sittlichkeit und die Harmonie aller Fähigkeiten, die aus einer langen politischen Laufbahn und dem Verkehr mit den einflußreichsten Kreisen in ganz Europa entspringt. Diese Summe von Eigenschaften befähigt ihn, sein südliches Temperament zu zügeln und die Gegensätze und Schwierigkeiten zu überwinden, die seinen Weg kreuzen, sie hat ihm das Vertrauen des Landes verschafft, das sofort nach der Niederlage der crispischen Politik in Afrika auf ihn als den Mann blickte, der allein die Autorität des parlamentarischen Regimentes wiederherzustellen im Stande sei. Immerhin war seine Stellung anfangs nicht leicht. Hatte er doch von je her die politischen Intriguenspinner bekämpft, denen jedes Mittel, selbst Gewalt und List, erlaubt dünkte, und von dieser Seite war auch jene Schwindelparole nach Abba Karima ausgegeben worden, die ihn als den „kleinen" Nachfolger eines „großen" Vorgängers bezeichnete. Nun: der Kleine hat Italien wieder aufgerichtet, nachdem der Große es beinahe zu Grunde gerichtet hatte. Die Legende ist zerstört, und nachdem sich das betäubende Geschrei bezahlter Anpreiser und wahnwitziger Angreifer gelegt hat, treten allmählich Menschen und Dinge wieder in ihren wirklichen Proportionen hervor.

Zwei Programmfragen machten den Marchese di Rudini zum Herrn der Situation: die Sanirung des afrikanischen Abenteuers und die moralische Sanirung. Das Land verlangte nach einem Ende der Politik, die von Massaua nach Saati, von Saati nach Asmara, von Asmara nach dem Mareb und vom Mareb nach Amba Aladschi geführt hatte, deren Schläge man fortwährend fühlte und von deren Segnungen noch immer nichts zu spüren war; und das Land wollte klar sehen in den Anklagen und Ableugnungen, die die Regirung in einen schäumenden Höllentrichter von Unsittlichkeit hinabzuziehen drohten, — einer Unsittlichkeit, die

Hosted by Google

wahrscheinlich nicht größer war, als man sie auch in anderen Ländern antrifft, die aber unter zwei Ministerien eine verhängnißvolle Nachsicht gefunden hatte. Rudini stand hoch über eder Verleumdung, er hatte von je her der politischen Korruption widerstrebt, seine Rathschläge in der afrikanischen Politik waren stets gemäßigt, vorsichtig und einsichtvoll gewesen: so war nach Abba Karima eine Regirung ohne ihn eben so unmöglich wie gegen ihn, jeder dahin zielende Versuch mißlang; und nachem er das Steuer ergriffen hatte, wuchs sein Ansehen von Fall zu Fall und triumphirte bald über alle Anschläge parlamentarischer Gegner. Heute wird das Ministerium, in dem Visconti-Venosta als Minister des Aeußeren neben dem Premier die bedeutendste Rolle spielt, bereits von Thatsachen und Erfolgen, nicht mehr von bloßen Hoffnungen und Erwartungen getragen. Das Land ist beruhigt und vertrauensvoll zur wirthschaftlichen Arbeit zurückgekehrt, die Aufgaben, die wir in Afrika zu lösen haben, sind kein Alb mehr, der uns den Athem raubt, sondern werden ohne Uebereilung und ohne Gefahr gelöst werden, — unter der sympathischen Mitwirkung Europas, das sich überzeugt, daß wir den Frieden und Fortschritt nicht stören, sondern, unter Erneuerung alter Garantien und Ansetzung neuer Initiativen, ihn zu fördern gewillt sind. Nicht alle Wünsche nach Enthüllungen sind erfüllt worden, aber das System der politischen Konnivenz ist gebrochen, und was der Strafrichter nicht erreichen konnte, ist doch der Brandmarkung durch die öffentliche Meinung nicht entgangen. Der Sturm hat bis in die entlegensten Winkel der politischen Lager und der Banken gewettert und gefegt, der betrügerischen Ausbeutung des Staatskredites und den Mißbräuchen der Verwaltung ist in ihren größten Auswüchsen Einhalt gethan, Beamte, die Unrecht thun, werden belangt und man ist zu der guten alten Gepflogenheit zurückgekehrt, Den bezahlen zu lassen, der die Töpfe zerschlagen hat.

Dem Ministerium verbleiben zwei große Aufgaben: die Verwaltungreform, zum Zwecke der Auslösung der Kommunen aus dem kostspieligen Zusammenhange mit der politischen Organisation und aus der Abhängigkeit von parlamentarischen Gruppen, und die Heeresreform zum Zwecke der Ausgleichung von Politik und Finanzen. Wird die Regirung diesen Aufgaben mit einer Kammer gerecht werden können, die vor zwei Jahren unter so wesentlich anderen Verhältnissen gewählt worden ist? Ich beabsichtige nicht, hierauf zu antworten, denn jedenfalls wird die Frage in naher Zeit zur Entscheidung kommen. Ob aber mit dieser Kammer oder einer anderen: das Ministerium wird erfolgreich sein wie bisher, wenn es ihm gelingt, über die parlamentarische Sphäre hinaus den Blick unverwandt auf die Bedürfnisse und den Willen des Landes zu richten. Mir liegt es fern, das Ansehen und die Rechte des Parlamentes anzugreifen; nur der Wilde fällt einen Baum, weil er sich an einem zackigen Dorn des Stammes verletzt hat, und die ungestümen Gegner haben nichts Besseres an die Stelle der geschmähten Einrichtung zu setzen. Aber nöthig ist, das Parlament auf die Legislative und die Kontrole des Staatslebens zu beschränken und die Minister zu vollen Trägern der Verantwortlichkeit einer freiheitlich organisirten und gerechten Exekutive zu machen. Italien hat seit den Zeiten des römischen Rechtes der Welt schon Vieles gegeben; gelänge es seiner zweiten Wiedererneuerung, das parlamentarische System neu und fruchtbar zu gestalten, so hätte es der europäischen Civilisation keinen geringen Dienst geleistet.

Rom. Senator R. Bonfadini.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Neun Briefe an Professor Paul Nerrlich über die Literatur der Griechen. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1896.

Der berliner Philosoph Paul Nerrlich hatte in seinem Buch „Das Dogma vom klassischen Alterthum in seiner geschichtlichen Entwickelung" gesagt, daß die griechische Literaturgeschichte auf der Grundlage, die ich in meiner „Demokratie von Athen" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) geschaffen habe, neu bearbeitet werden müßte. Hieran knüpfend, veröffentlichte ich diese „Neun Briefe", um anzudeuten, was in dieser Beziehung nach meiner Ansicht zu thun wäre, um die griechische Literaturgeschichte auf das Niveau einer wahren Wissenschaft zu erheben. Zweierlei schwebte mir dabei vor. Gerade in allerneuester Zeit haben die Verfasser der Handbücher der griechischen Literaturgeschichte sich auf den einseitigen Standpunkt der philologischen Seminar-Erziehung gestellt und so Alles, was weder grammatikalisch noch ästhetisch wichtig ist, zu Nebensachen degradirt, dem in Wahrheit Nebensächlichen dagegen eine übermäßige Bedeutung beigelegt. Dichterlinge wie Phanokles oder Xanthos scheinen ihnen ungleich bedeutsamer als die pythagoreischen Mathematiker und mindestens so bedeutsam wie die Philosophen Xenophanes und Empedokles oder der Astronom Aristarchos von Samos. Dem gegenüber verlangte ich, daß nicht blos einseitig gebildete Philologen, sondern philologisch gebildete Fachmänner die einzelnen Theile der griechischen Literaturgeschichte, ihrem Fache entsprechend, wissenschaftlich behandelten: philologisch geschulte Mathematiker also und Astronomen die Mathematik und Astronomie, philologisch geschulte Politiker die politische Literatur der Griechen u. s. w. Einen anderen Stein des Anstoßes bildet der farbenblinde Götzendienst, der in unserer geschichtlich entwickelten Historiographie der griechischen Literatur von einseitig gebildeten Philologen noch immer getrieben wird. Man gebe den Griechen, was ihnen wirklich gebührt: nicht weniger, aber auch nicht mehr! Auch ich frage mit Max Müller: Was wäre die Geschichte der Menschheit ohne die Griechen? Doch wenn ich auch voll pietätvoller Bewunderung vor Erzeugnissen des griechischen Genius stehe: so weit lasse ich mich dennoch nicht hinreißen, daß ich in Homer den größten Epiker, in Pindar den größten Lyriker aller Zeiten und eben so in Sophokles, Thukydides, Demosthenes, Platon und Aristoteles immer nur unerreichte und unerreichbare Vorbilder erblicke; ja, ich bin der Ueberzeugung, durch einen solchen orthodoxen Götzendienst werde die Sache des „klassischen" Griechenthumes geradezu kompromittirt. Von solchen Standpunkten aus müßte die Würdigung der griechischen Literatur reformirt werden, um die Bewunderung, mit der uns die Leistungen des griechischen Genius erfüllen, mit der nicht minder begründeten Werthschätzung zu vereinen, die wir dem Fortschritt des modernen Geistes entgegenbringen.

Professor Julius Schvarcz.

Nordische Meisternovellen mit Charakteristiken der Verfasser und ihren Portraits. Berlin. Schuster & Loeffler.

Das Buch erhebt natürlich keinen Anspruch, etwas Vollständiges zu bieten. Eine ganze Reihe hochbegabter Autoren mußte, trotz der Beschränkung auf die

Hosted by Google

Lebenden, fortbleiben, weil sonst der Umfang des Werkes zu groß geworden wäre. Sicher aber ist kein Unwürdiger in diese Musterreihe gestellt. Jeder Verfasser konnte nur mit einer Novelle vertreten sein, deren geringer Umfang obendrein noch der Auswahl sehr enge Grenzen steckte. Bei der Mehrzahl der Novellen war der Wunsch der Autoren für die Auswahl maßgebend. In den Essays habe ich versucht, aus den Werken der Autoren ein künstlerisches und geistiges Charakterbild zu gewinnen. Ich hoffe, daß den Lesern aus diesen kurzen Abrissen ein klares Bild der künstlerischen Persönlichkeiten erstehen kann.

Ernst Brausewetter.

Im Morgengrauen. Soziale Novellen. — **Die Kaufleute.** Drama. Berlin, August Deubner. 1897.

Die erste Novelle, „Troll", zeigt den Sieg ungebrochener Jugendkraft über Ausbeutung und Zwang; die letzte behandelt den Einfluß des individuellen Aeußeren eines Menschen auf sein Innenleben; und die zweite, „Die Auferstehung", versucht, die große materielle Tragik unserer Zeit zu erschöpfen, die Noth mitten in einem wachsenden Ueberfluß zu schildern. Das Drama zeigt den Zusammenbruch des modernen, Alles überwuchernden und erstickenden Geschäftsgeistes an dem Widerstand eines starken Talentes.

München. Leonor Goldschmied.

Friede der Judenfrage! Mit einem Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. Berlin 1896. Schuster & Loeffler.

Der Verfasser hofft, mit diesem Büchlein sowohl den Ariern als den Juden Freude, den Antisemiten und Philosemiten aber Aerger zu bereiten. Er ist sich allerdings bewußt, wie wenig heutzutage eine literarische Aeußerung, noch dazu, wenn sie keinen Brandgeruch mit sich führt, in die thatsächliche Entwickelung der Dinge eingreifen kann. Trotzdem versuchte er, dieses Wenige so beträchtlich wie möglich zu machen und gerade auf die Punkte hinzuweisen, deren Beachtung dazu beitragen kann, die „Judenfrage" — wenn nicht zu „lösen", so doch — sich selbst „lösen" zu lassen. Ja, er verstieg sich absichtlich bis zu der Fiktion, als sei die Sache bereits reif zu einem objektiven geschichtlichen Rückblick, und versuchte auf diesem Boden eine Vorarbeit zu einer künftigen „Geschichte des Antisemitismus". Der Anhang will die bisherige Entfaltung des Angriffes und der Abwehr seit den ältesten Zeiten in übersichtlicher Gliederung darstellen und besonders die wichtigen literarischen Beiträge kritisch vorführen. Der moderne Antisemitismus wird von 1878 an datirt und auf seine Ursprünge in einer Weise zurückgeführt, die Manches erklären dürfte, was inmitten des täglichen Streites unklar bleibt. Schwieriger Druckverhältnisse wegen konnte leider der Text des Ganzen nicht so vollkommen gehalten werden, wie er angelegt war; namentlich mußte auf den Abdruck des bereits gesetzten Inhaltsverzeichnisses verzichtet werden; möge diese literarische Sünde keine Nachahmung finden. Dr. Johannes Menzinger.

Hosted by Google

Haussemotive.

Die Börse ist zum Spezialitätentheater geworden. Von einem wirklich bedeutenden Geschäft ist nirgends die Rede und gerade deshalb wirkt es besonders komisch, wenn manche Berichterstatter die kleine Lebhaftigkeit einzelner Tage sorglich verbergen wollen, um nur ja den Gegnern keine neue Waffe in die Hände zu geben. Trotzdem die Umgehungen des neuen Gesetzes so ungemein zahlreich sind, macht sich der Ausfall der zahllosen kleinen Ordres doch fühlbar genug. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß jetzt ein Bankier beim Besuch eines bescheidenen Kunden förmlich Angst vor dessen etwa vorhandener Neigung zur Spekulation hat, weil fünfundzwanzig Kreditaktien keinen Ersatz für alle dabei erforderlichen Weitläufigkeiten bilden. Die großen Spieler sind freilich nach wie vor willkommen und unsere Banken sehen ihre Umsätze so stark vermehrt, daß einzelne mit Recht bereits wieder an Kapitalserhöhungen denken. Sollten unsere ersten Institute wirklich gezwungen sein, ihre Hundertmillionenfonds noch zu vermehren, so wäre Das die grausamste Ironie auf den Eifer der Börsen- und Bankreformatoren. Uebrigens bietet die Vielseitigkeit des modernen deutschen Bankwesens weniger Angriffspunkte, sobald der etwas enge Titel „Bank" durch das Wort „Handelsgesellschaft" ersetzt wird, das nach mancher Richtung der Wahrheit und Klarheit besser entspräche. Diese Thätigkeit ist ja durchaus nicht auf die Großbanken beschränkt; auch kaum mittlere Institute finanziren ihnen ganz fern liegende Gebiete mit Hilfe geschickter Zwischenhändler. So las ich neulich von einer Gründung in Hanau, die von Magdeburg aus besorgt wurde; man kann über einen solchen Wettbewerb nicht einmal verstimmt sein, denn er drückt den Gründergewinn hinunter.

Die Börse selbst, so ausgezeichnet sie sich auch gegen jeden Zwang zu vermummen versteht, hütet sich doch instinktiv vor jeder Beleidigung des Herrn von Miquel: alle Abschlüsse, ohne Unterschied, werden gestempelt, obgleich heute kein deutsches Gericht mehr Geschäfte mit einer unregistrirten Firma als vorhanden ansieht. Ohne diese Angst vor dem Fiskus würden wohl die meisten Umsätze an der Börse nicht gestempelt werden, denn, abgesehen von Hamburg, ist die Zahl der in das Register Eingetragenen noch immer verschwindend klein. Nicht ganz ohne Schaden ist diesmal unseres Kaisers Geburtstag verlaufen, der an manchen Orten mit dem als Ultimo ausgewählten Tage zusammenfiel. Bei solchen Gelegenheiten wäre es vernünftiger, die volle Sonntagsruhe anzuordnen als einen sogenannten Halbfeiertag. Die Börse ist geöffnet, die Kaufleute und Ladenbesitzer sind thätig wie sonst, aber Briefe werden nur zweimal ausgetragen und die Reichsbank ist von Mittag an geschlossen. Da entstehen denn leicht peinliche Zwischenfälle, besonders, weil der Ueberweisungverkehr der Reichsbank völlig stockt, also zahllose Geldverfügungen von und nach deutschen Bankplätzen unmöglich werden. Die anderen Banken jedoch hören keinen Augenblick auf, Rechnungen, Wechsel u. s. w. einzukassiren. Allerdings kann man wohl nicht gut verlangen, daß die Millionen Arbeiter in unseren Fabriken und Werken einen Tag opfern sollen, für den sie dann ja auch keinen Lohn erhielten, — wenn nicht etwa Herr von Stumm oder die staatlichen Gruben an der Saar mit patriotischem Beispiel vorangingen.

Die wichtigsten Haussemotive kamen diesmal von Amerika. Zunächst waren es Mexikaner, von deren voraussichtlicher Konversion man sich in Berlin

Hosted by Google

ein vollständiges Gelingen verspricht. Da dieser schöne Verdienst dem Hause Bleichröder nur dann nicht entgehen kann, wenn die sechsprozentigen Mexikaner auf pari gestiegen sind, so muß man sie eben zum Steigen bringen. Ich entsinne mich noch der Zeit — es war allerdings vor Porfirio Diaz —, wo einer unserer Bankdirektoren Mexikaner in London zu 10 Prozent gekauft hatte, sie zu 30 Prozent wieder losschlug und trotz diesem gewiß guten Profit dann von seinem Aufsichtrath doch Worte wie „unsolid" zu hören bekam. Jetzt herrscht ja über die vorzügliche Entwickelung Mexikos kein Zweifel mehr und es gehört nur zu dem Phrasenapparat unserer Presse, an den regelmäßigen Staatseinnahmen das Plus oder Minus superklug auszudeuten. Dennoch muß der heutige Kurs, der nur noch wenig von pari entfernt ist, als zu hoch angesehen werden, — selbst wenn man zugiebt, daß die Kurse aller Fonds heute mehr die Zeit als ihren Staat charakterisiren. Mexiko hat noch viele zweifelhafte, ja barbarische Bevölkerungschichten und seine Hauptsicherheit, die wirthschaftliche Bevormundung durch die Union, bietet auch so manche Schattenseiten In mexikanischen Papieren hat Deutschland das größte Interesse; der französische Markt hat andere Liebhabereien, wie Russen, Türken, Brasilianer; London kann aber leicht zu seiner alten Neigung zurückkehren und die Engländer scheuen, wenn sie zu kaufen Lust haben, auch einen etwas höheren Prozentsatz nicht.

Das zweite amerikanische Haussemotiv betrifft die glückliche Abmachung mit der Oregon- und Navigation-Company. Es handelt sich um ein Bahnunternehmen von etwa 1000 Meilen, dessen Bonds einst 22 Millionen Dollars betrugen, emittirt von der Deutschen Bank. Villard konnte an diesem Unternehmen nicht viel sündigen; vielmehr hat die große Union-Pacificbahn die Oregon zuerst ausgewuchert, dann gepachtet und in ihre Zahlungstockung mit hineingezogen. So wurden die Bonds der Oregon verhältnißmäßig schnell nothleidend. Jetzt endlich hat die Deutsche Bank diese Angelegenheit recht gut abgeschlossen; man darf wohl annehmen, daß die Northern-Pacific und die Great-Northern ohne Herrn Siemens keine so großen Käufe vornehmen würden. Diese beiden Bahnen haben nämlich, des Konkurrenzkrieges mit der Oregon müde, den Preferred Shares eine hohe Kaufofferte gemacht. Mit diesen zum beträchtlichen Theile in Deutschland liegenden Werthen ist dann die Majorität in der Generalversammlung und in der Verwaltung mit ihrer Tarifpolitik zu gewinnen. Die Hauptwirkung dieses günstigen Abschlusses dürfte sich aber in den Bonds der Oregon ausdrücken, von denen ebenfalls noch viele bei uns liegen. Diese Bonds werden nun von der Northern-Pacific, der Great-Northern und wahrscheinlich auch der Union-Pacific getragen, die wohl einer gesunden Reorganisation entgegengeht. Das Oregon-Unternehmen beruht auf Konjunktur und gedeiht je nach den Ernteergebnissen, die nach China und Japan verschifft werden. Das ungeheure System der Northern-Pacific aber hängt nicht von einem einzigen Faktor ab und vermag seine Ausfälle auf einzelnen Strecken durch gute Einnahmen auf den anderen wieder auszugleichen. Da jetzt die Preferred Shares der Northern steigen, scheint Aussicht auf Dividende zu sein.

Lebhafte Nachfrage macht sich für schweizer Bahnen bemerkbar. Ihre Kurse notiren noch immer über vier Prozent und die Verstaatlichung naht über kurz oder lang. Was jetzt von dem dortigen Gesetz über Neben- und Lokal-

Hosted by Google

bahnen gemeldet wird, hat die Hoffnung auf eine Menge neuer Transportunternehmungen hervorgerufen. In Wirklichkeit sollen aber zunächst einige verhängnißvolle Paragraphen des neuen Rechnungsgesetzes abgestumpft werden. Von nun an hätten nämlich alle Bahngesellschaften die von ihnen gewährten Subventionen — da sie trotz Verzinsung nicht ihr Eigenthum sind — aus dem Gesammtertrag einfach abzuschreiben. Das kann aber natürlich keine der bestehenden Bahnen verlocken, neue Schienenwege zu subventioniren, die dann ja sofort die Dividende herabmindern. Deshalb soll, wo es sich um Nebenbahnen handelt, künftig milder verfahren werden, damit es in solchen Fällen nicht geht wie mit der Central- und Nordostbahn, die ihre Gotthard-Subvention von acht Millionen abschreiben müssen, trotzdem der Verkehr dabei riesige Einnahmen gewonnen hat.

In Bergwerks- und Industriepapieren gab es an einzelnen Tagen ein großes Geschäft. Das Publikum kauft Eisen- und Kohlenwerthe aus Spekulation und einzelne Industrieaktien zur Anlage. Die Konversion der Konsols veranlaßt doch oft noch eine Verschiebung. Dynamit-Trust profitirte von den angeblichen Lieferungen zum Simplondurchstich. Was Eisenwerthe betrifft, so habe ich Marktberichte eingesehen, die für den Januar von einem völligen Aufhören der sonst so zahlreich eingehenden Aufträge sprechen. Allerdings handelte es sich dabei um Träger, die bei der jetzigen Witterung wohl bei keinem Bau nöthig sind. Ich höre auch, daß unsere rheinisch-westfälischen Hüttendirektoren wegen des Wettbewerbes aus der Union besorgt — oder richtiger: vorsorglich — sind; ihr manganhaltiges Eisen haben die Montanmänner der Union nämlich schon lange nach Deutschland zu bringen versucht, sie scheiterten aber stets an der zu hohen Fracht. Endlich ist nun doch ein Abschluß von 50 000 Tonnen gelungen und 15 000 Tonnen davon sind bereits bei uns angelangt. Zu den Abnehmern gehört auch eine Eisenbahngesellschaft. Von der Qualität dieses Eisens wird es abhängen, ob nachbestellt wird; unsere Bergwerksdirektoren sollen aber noch von ihrem letzten Besuche in der Union wissen, daß die Qualität vorzüglich ist. Daher die Furcht, binnen zwei Jahren mit den Roheisenpreisen wieder heruntergehen zu müssen, — denn ein Zollkrieg mit Herrn Mac Kinley als Präsidenten wäre doch nicht ganz gefahrlos. Die russischen Ordres sind auf unserem Eisenmarkte vorläufig wohl kaum zu entbehren, und wenn Krupp in Riga keine Kanonenfabrik anlegt, so werden in den russischen Hafenstädten wenigstens Hüttenanlagen entstehen; Erze und Kohlen haben da die billige Wasserfracht. Krupp wird sich wohl hüten, den Russen die beste Waffe direkt zu verkaufen.

Das Kassageschäft in Bergwerkswerthen kostet, so weit es nicht durch bloße Lieferungabschlüsse vorweggenommen wird, durchaus nicht so viel Geld, wie selbst die gewiegtesten Geschäftsmänner früher befürchtet hatten. Die Ursache ist klar: wenn ich kaufe und bezahle, ist doch auch Jemand da, der Papiere abgiebt und Geld dafür erhält. Der Käufer leiht sich zunächst die Baarschaft, der Verkäufer die Stücke, für die er einstweilen den Betrag hinterlegt. Hüben wie drüben sind es also oft Prolongationen, für die Geld gar nicht nöthig ist. Einst, an einem schwarzen Börsentage, wird es sich aber zeigen, wie stark die Spekulation heute auf einer Seite liegt und, wegen der Einschränkungen des Börsengeschäftes, liegen muß.

Pluto.

Hosted by Google

Herr von Miquel.

Herrn Johannes Miquel, dem preußischen Finanzminister, ist vom König der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen worden; damit ist der also Geschmückte zugleich in die geschlossenen Glieder des preußischen Erbadels aufgenommen und er wird das achtspitzige blaue Kreuz an der Adlerkette und das Orangeband gewiß mit Würde tragen. Ein beinahe abenteuerlich zu nennender Lebenslauf, der in unsere Tage nüchterner Uniformirung kaum noch zu passen scheint, hat so zu einem früher ungeahnten Höhepunkte geführt. Wenn Herr von Miquel beim nächsten Kapitel der Ritter vom Schwarzen Adler im rothen Sammetmantel die feierliche Akkolade empfängt, mag eine rasche Vision ihm für Minuten vielleicht die fernen Jugendtage heraufbeschwören, wo ein anderes Roth ihm vor den Augen flimmerte und er an Karl Marx schrieb: „Kommunist und Atheist, will ich wie Sie die Diktatur der Arbeiterklasse; meine Mittel wähle ich nach der Zweckmäßigkeit; ich bin bereit, die Grundbedingungen der bürgerlichen Produktion zu vernichten; der partikulare Terrorismus, die lokale Anarchie, muß erstrebt werden ... Den individuellen Haß, die Rachlust des Bauern gegen den Wucher, die Erbitterung des Tagelöhners gegen den Herrn, muß man ausbeuten; die revolutionäre Wuth muß auf die Spitze getrieben werden.“ Nur die ausbündige, stets unbelehrbare Thorheit unserer Wald- und Wiesenliberalen kann diesen ungewöhnlich begabten Mann einen Renegaten und Streber nennen; vernünftige Menschen werden ihm aus der Sinnesänderung keinen Vorwurf machen. Er ist älter geworden, reifer, klarer, kälter und klüger, hat, wahrscheinlich wehmüthig lächelnd, von dem demokratischen Ideal holder Jugendeselei Abschied genommen, mit Realitäten rechnen gelernt und allgemach eingesehen, daß man der organisch gewordenen Wesenheit eines Staates nicht mit Knüppeln, Sensen und Heugabeln beikommen kann. Er überragt heute seine sämmtlichen Ministerkollegen in Preußen um Haupteslänge, er ist unter ihnen der einzige Politiker großen Stils, der einzige staatsmännische Geist, dem Talent und gründliche Bildung die Möglichkeit giebt, den drängenden Fragen unserer Zeit die Antwort zu finden, — und es ist deshalb nur natürlich, daß er ohne Ermatten von dem Gehudel der Kleinen verdächtigt, beschimpft und verketzert wird, die nur mit Ihresgleichen zu thun haben wollen und sofort wüthend werden, wenn eine überlegene Intelligenz ihnen entgegentritt. Leider ist aber das Bild, das Herr von Miquel dem Betrachter bietet, doch nicht ganz fleckenlos. Auch der Wohlwollendste wird, wenn er die ministerielle Laufbahn des neuen Ritters vom Schwarzen Adler rückschauend prüft, des Wortes gedenken müssen, das der Kapuziner über die verschlossene Seele des Friedländers sagt: „Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!“ Daß der Finanzminister über den nebelhaften Kommunismus und über den rückständigen Gassenliberalismus hinausgelangt ist, muß ihm als Verdienst angerechnet werden; aber hat er, in dessen Auge Bismarck einst die pupillarische Sicherheit vermißt haben soll, während der letzten Jahre nicht Manches mitgemacht, was er innerlich nicht billigen konnte? Den Freunden, die ihn am Kastanienwäldchen besuchten, pflegte er früher gern zu sagen: „Da steht mein Stock, da hängt Rock und Hut, — ich bin stets und stündlich zum Gehen bereit!“ Aber er ging nicht; er blieb neben dem Handelsvertragsgrafen und sträubte sich nicht gegen dessen unselige Polenpolitik, er unterzeichnete das Boetticherattest und setzte seinen Namen unter die Umsturzvorlage, die Aeußerungen, wie er sie in seinem Brief an Marx von sich gegeben hatte,

Hosted by Google

mit langjährigen Zuchthausstrafen bedrohte und uns damit die Möglichkeit rauben wollte, daß auch künftig aus Organisatoren von Bauernaufständen kraftvolle Erhalter und kluge Minister des Staates erwachsen. Die Steuerreform, die nur durch seine Umsicht und Energie möglich wurde, lobt ihren Schöpfer; was er für die Gesundung der preußischen Finanzen gethan hat, würde ausreichen, seinem Namen in der Geschichte des Zollernstaates ein dankbares Angedenken zu sichern; auch der Grundgedanke seines weitausblickenden Planes einer Reichsfinanzreform wird von der Zeit und der Nothwendigkeit durchgesetzt werden und eines Tages wird man vielleicht von Schwierigkeiten hören, die Herr von Miquel zu überwinden hatte und überwand und von denen heute der beschränkte Unterthanenverstand noch nichts ahnt. Und dennoch hört man selbst in Kreise seiner Bewunderer häufig und eifrig die Zweifelsfrage erörtern, ob Herr von Miquel, der Politiker, wohl eine von festen Grenzen bestimmte Weltanschauung hat. Er paradirt bei Kircheneinweihungen, gilt als ein williger Förderer der agrarischen Wünsche und unterhält dabei mit der Großbankenwelt, die ihn freilich nie recht für voll nahm, gute Beziehungen; er hat über die Wohnungreform und andere soziale Probleme werthvolle Studien gemacht und bleibt während des greisenhaften Verfalles aller sozialen Arbeit nun doch Minister. Bisher glaubte man nicht, daß ein Minister, der auf den Ruhm eines selbständigen Politikers Anspruch erhebt, sich in sein enges Ressort zurückziehen und für den allgemeinen Gang der politischen Entwickelung im Privatgespräch die Verantwortung ablehnen dürfe. Sollte Herr von Miquel zu diesem Glauben gelangt sein, dann wäre solcher Wahn nur durch seine lange parlamentarische Thätigkeit zu erklären. Er hat in kommunalen und staatlichen Parlamenten gesessen, mit ironischem Lächeln gesehen, wie bequem sichs in solchen Redeanstalten von der Hand in den Mund leben läßt, und sich allgemach selbst in die Schwätzersitte geschickt. Manchmal, wenn man seine seicht dahinplätschernden Reden hört, die so gar nichts von der Bedeutung und der schöpferischen Intelligenz des Redners verrathen, möchte man meinen, der Mann am Ministertisch sei erschöpft und verbraucht. Aber er hat die Psychologie des Gewohnheitparlamentariers mit heißem Bemühen durchforscht, er kennt seine Leute und weiß, was er ihnen zu bieten hat. Eins nur scheint er völlig dabei zu vergessen: in den Parlamenten schlägt nicht der Puls des Volkes; und eine Nation hat noch andere Wünsche als den, daß es zwischen der Regirung und den Emsigen, die während der Wahlzeit Stimmzettel erlistet oder erschmeichelt haben, zu leidlichen Kompromissen kommt. Eine Nation braucht, wie das tägliche Brot, eine fruchtbar schaffende, rastlos vorwärts führende Politik, sie braucht starke Männer mehr noch als schmiegsame und biegsame Talente und sie weiß Den höher zu schätzen, der in der rechten Stunde für seine Ueberzeugung zu fallen versteht, als den behenderen Helden der Rederäume, der aus allen Fährlichkeiten ein rettendes Schlupfloch findet. Auf Herrn Johannes von Miquel blickt hoffend noch ein Theil der Nation, — auf ihn ganz allein unter allen seinen Kollegen; von ihm, der das Leben in seiner Mannichfaltigkeit kennt und sich auf dem Niveau der deutschen Bildung zu behaupten vermag, erwarten Viele das Zeichen zu neuen Kämpfen und neuem Sieg, der die Lust am vaterländischen Wesen endlich wieder erwecken kann, und es wäre traurig, wenn der Parlamentarismus, der die Kraft und die Selbständigkeit lähmt, auch diesen letzten Hort der Hoffnung zermorscht haben sollte.

Hosted by Google

Märchendramen.

Mit den sogenannten sozialen Dramen ging es wirklich nicht mehr. Die paar Typen morscher Hinterhausmenschlichkeit waren bald verbraucht, die paar armen Konfliktchen aus der Kleinbürgerlichkeit bald vertrödelt und die Ameisenkunstleistung des Webermelodramas war einstweilen nicht zu überbieten. Und das Publikum? . . . Ach, das liebe Publikum besteht ja immer noch aus den selben Leuten, die Schopenhauer so innig haßte, weil sie das echte Verdienst stets und überall mitleidlos verkümmern lassen und Nachäffer und Manieristen huldigend umheulen. Diese Wackeren hatte an den sozialen Dramen zunächst die Abwechselung und dann die Abhärtung gereizt; wenn man Jahre lang auf der Bühne nur Kommerzienräthe und Lieutenants, wortwitzige Wittwen und auf den Mann dressirte Backfische gesehen hat, wirkt der Anblick abgezehrter und zerlumpter Gestalten sehr suggestiv und nach der faden Wohlanständigkeit einer allem Menschlichen entfremdeten Theatersprache klingt ein Bischen Roheit und ein derbes Getuschel aus der Sexualsphäre recht reizvoll ins Ohr. Es war wirklich sehr nett, sich selbst so am Pranger zu sehen, von seinen kleinen Lastern und großen Lüsten die blutigen Lappen herunterreißen zu lassen und in allen Tonarten die neue Schmähweise von der scheußäligen Verworfenheit der Bourgeoisie zu hören. Nur durfte der Spaß nicht zu lange dauern, sonst wurde der absolute Herrscher, der, wie sein Kollege Philipp, auch einmal die Probe vom Gegentheil verlangt hatte, ungeduldig und drohte mit der Entziehung der Gnade. Vielleicht hätte das aus der Franzenküche entlehnte Rezept noch für eine Weile gereicht; aber da traten stockernste Männer auf, die den Spaß nicht verstanden und zu den wonnig von nie erschlürften Düften Gekitzelten also sprachen: Das dürft Ihr Euch nicht länger gefallen lassen, wenn Ihr nicht zu Verräthern an Eurer Klasse werden wollt, die von ausbündig bübischen Zotenreißern, Euch zum Tort und dennoch mit Eurem Beifall, verhöhnt und schmählich gescholten wird. Und sie erzählten noch Mancherlei von der großen Revolution und Mirabeau, von Marie-Antoinette und Trianon, und ihrer guten Rede Wirkung war nicht gering. Eigentlich hatten sie Recht: Das durfte man sich nicht länger gefallen lassen, sonst kam eines Tages die bourgeoise Herrlichkeit um Ehre und Reputation. Mit den Arbeitern wäre es allenfalls noch gegangen, für die Proletarierforderungen treten doch Alle ein, die selbst keine Arbeiter besolden; aber da waren die gräßlichen Agrarier und grinsten, wenn ein Fabrikant oder Händler geknutet wurde, und es genügte nicht, daß beim Herrn Sudermann die Junker und Offiziere so schlecht wegkamen. Nein, der Unfug mußte ein Ende nehmen; der erste Reiz der Abwechselung hatte sich ja auch schon abgestumpft und das sehnend gesuchte Ziel der Abhärtung war längst erreicht: die von den Paragraphen 173, 174 und 176 des Strafgesetzbuches bedrohten Handlungen waren genugsam durch mo-

Hosted by Google

derne Temperamente betrachtet, darüber hinauszugehen, wehrte der klagende Schatten Oskars Wilde und vorläufig mußte man sich also mit der Errungenschaft bescheiden, daß bleichsüchtigen Mädchen nicht mehr die Wimper zuckte, wenn auf der Bühne Zoten gerissen wurden, die alte Affen zu schamhaftem Erröthen veranlaßt hätten. . . So traf die Stimmung des Publikums mit der Erschöpftheit der Dichter zusammen und die eben noch als einziges Heil prahlend gepriesene comédie-rosse wurde unter dem Schleier der Nacht bestattet.

Was aber war nun zu machen? Man konnte doch nicht gleich das Bischen Weltanschauung wechseln, flink auf die andere Seite hüpfen und die Größe und Güte der Bourgeoisie verhimmeln. Das wäre den Dümmsten selbst aufgefallen und hätte ein höhnendes Echo geweckt. Ein besonders pfiffiger Herr schnüffelte ein Weilchen in die Coulissenluft und erwitterte, mit gierig geblähten Nüstern, den Wunsch nach neuer, bunter Phantastik. Schon um das Jahr 1880 hatte Zola gesagt, nach dem Siege des Naturalismus — ihm hatte, ihm ganz allein, das Schlagwort einen klar empfundenen Sinn bedeutet — müsse der Phantasie, der adorable école buissonière de l'imagination, auf dem Theater ein weiter Platz gewahrt bleiben, ein feenhaft heller, luftiger Spielraum, wo le dédain du vrai als höchstes Gesetz herrschen solle. Der entartete Romantikersproß träumte ein wundervolles Märchendrama von nie geahntem Reiz: der größte Lyriker sollte die Verse schreiben, der größte Komponist die Musik machen, den größten Malern und Bildhauern die Sorge für Dekorationen, Kostüme und Gruppen anvertraut sein. Ungefähr um die selbe Zeit bezeichnete Nietzsches Spott als die Aufgabe der modernen Kunst: „Stumpfsinn oder Rausch! Einschläfern oder betäuben!" . . Zola hat seinen Wundertraum bisher nicht verwirklicht gesehen. Nach und nach aber wurde es doch auf dem Wege lebendig, der an das Ziel des Traumes führen konnte. Zuerst wandten die Maler sich von der häßlichen Wirklichkeit ab; den Puvis, Rochegrosse und Cazin lauschte die Menge bald andächtiger als den Courbet, Bastien-Lepage und Roll, Boecklins einsames Genie eroberte sich die Sinne und Seelen der Besten, Klinger sang nie noch vernommene Weisen, die englischen Praeraphaeliten wurden vom Marktgewühl umdrängt und die Schaar der Symbolisten suchte sich mit der ersten Regung einer neuen Mode schlau in die Gunst einzuschmeicheln. Da und dort folgte, schüchtern erst, bald aber dreister, ein Poet; die parnassiens wagten sich trotziger wieder hervor, Musset und Lamartine, deren Ruhm lange geschlummert hatte, konnten mit frischen Kränzen wieder die Schläfe schmücken, Poë und Baudelaire wurden aus schaurigen Modergrüften beschworen, die der Rabe umkrächzte und die kränkelnden fleurs du mal mit geilem Geranke umspannen, dem irren Genius Verlaines erstand und wuchs die Gemeinde, die innigen Christmärchen Bouchors gewannen Beifall, weil das schmächtige Talent den Ton der Zeitstimmung traf, und Maeterlinck, der belgische Klinger, dessen ent-

Hosted by Google

fleischte Legenden im horchenden Sinn angstvoll süße Schwingungen schufen, sah schnell eine schwärmende Sekte um sein fahles Banner geschaart. Doch das Alles war noch nicht so recht Massenmode geworden; es blieb Literatur für die Raffinirten, die geweihten Esoteriker, und wollte nicht Volkskunst werden. Ob es nicht möglich war, auch im heimischen deutschen Land einmal ein poncif zu schaffen, ohne pariser Vorbild das neue Modemuster zu finden, das endlich wieder dem Massenanspruch Befriedigung bot? Schwarze und graue Stoffe gingen fürs Erste nicht mehr; vielleicht war mit bunten, geblümten Geweben Etwas zu machen. Der besonders pfiffige Herr, dem aus Gallien der Wind die Witterung hergeweht hatte, durchblätterte flink sein Germanistennotizbuch, las da von maere und spel, erinnerte sich, daß nach Sturm, Drang und rohem Naturalismus oft die kindergemüthliche Welt der rosigen Wunder sich aufgethan hatte, dachte an Perrault und Musäus, an die Brüder Grimm, Hoffmann und Andersen, und kam aus der Coulissenluft mit der Kunde zurück, ihm scheine die Konjunktur für Märchen auf dem Markt jetzt günstig zu sein und ein kluger Mann müsse deshalb zunächst einmal Märchen machen.

Das klang gar nicht übel. Märchen: da blieben die groben Alltagskonflikte erspart, die der Makronenmagen des Publikums nicht mehr verdauen mochte, da brauchte man den Leuten, aus deren Taschen die Einnahmen rannen, nicht die bitteren Wahrheiten zu sagen, die sie so ungern hörten, da durfte man tändeln, spielen und necken, die Phantasie, das holde, ruhlose Seelchen, durch ungemessene Weiten flattern lassen und konnte zu den Erstaunten doch immer sprechen: Wir sind die Selben geblieben, haben von unseren heiligen Grundsätzen keinen einzigen geopfert und sind ganz die Alten, — auf neuer Bahn. Das war die Hauptsache; seit die Frucht des Jahres 1859 in die Scheunen geschleppt ist und ein Heer von Zwischenhändlern die Schätze Darwins und Marxens verhökert, muß sich Alles hinnieden entwickeln und es wäre die äußerste Schmach, wenn in den Gang dieser determinirten Entwickelung, die Glauben und Wissen, Staat und Kirche, Recht und Wirthschaft rastlos wandelt, nicht auch die Kunst eingezwängt werden könnte. Natürlich muß die Entwickelung schnell gehen, weil man doch mit dabei sein will; da die strenggläubigen Sozialisten deutlich hören, wie der Kapitalistenstaat sacht in die künftige Gesellschaftform hineinwächst, können auch die Nichtsalsmodernen der Literatur verlangen, daß die Geschichte nicht zu lange dauert und alle paar Jahre mindestens eine neue Evolution zu verzeichnen ist . . . Also zunächst einmal Märchen; man würde ja sehen, was dann weiter daraus entsteht. Künstler, die nicht, ohne nach Gunst und Glück blinzelnd umherzuspähen, als freie Schöpfer den süßen Traum ihrer Seele gestalten, sondern ängstlich forschen, was wohl gerade wirken, gefallen, zum Applaus zwingen könnte, lassen sich immer gern von der Zeitstimmung treiben, der das große Vollbringen der Einsamen Wege und Ziele zeigt. Nur: ganz so

Hosted by Google

einfach und leicht, wie man sie sich gedacht hatte, war die Sache am Ende doch nicht. Die echten Märchen, die schönsten, die niemals welken, entblühen nach langer, finsterer Winternacht mit den Primeln dem fruchtbaren Schoße der Volkheit, aus dem auch die Mythen und Religionen, wenn die Zeit erfüllet ist, sich entbinden; den gemachten Märchen fehlt, wie den gemachten Blumen, fast immer der Duft und das sehnende Auge sucht in ihren künstlichen Kelchen vergebens den feinen Blüthenstaub und die feuchten Spuren des Thaues, in dem der erste verirrte Strahl des Tagesgestirnes sich wohlgefällig spiegelte und für die lange Reise ums Firmament erfrischte. Auserwählten ist es gelungen, im Volksempfinden Märchen zu zeugen, über deren Zauber die lauschende Schaar dann gewöhnlich das Lob des Schöpfers vergaß; doch der Wiege solcher Märchendichter muß eine Fee von besonderer, nur den Sonntagskindern sichtbarer Art genaht sein, eine in ewiger Jungfrauenjugend prangende Mädchengestalt mit Mohnblüthen im lichten Haar, einem ernst leuchtenden Kinderblick und zwei schelmischen Grübchen auf beiden Seiten des kirschrothen Mundes, — ein liebliches Wunderwesen, halb Kind noch und halb schon Weib, das dem Begnadeten mit keuschem Kuß für die Reize der Märchenwelt den Sinn und die Sinne weckte. Der Glückliche nur, dem solches Geschenk schon in die Wiege gespendet wurde, wird später wagen dürfen, mit der Phantasie erwachender Volkskunstbedürfnisse den schweren Wettkampf zu bestehen. Ihm wird, was der nüchternen Alltagsmenschheit unsichtbar oder leblos scheint, sichtbar und lebendig werden, Baum, Strauch und Pflanze werden ihm flüsternd ihr tiefstes Lebensgeheimniß verrathen, er wird die Sprache der Thierheit zu Land, zu Wasser und in den Lüften verstehen, ihr Jauchzen und Jammern, die weißen Sternlilien mit den blutrothen Staubfäden wie alte Bekannte begrüßen, mit himmelblauen Tulpen trauliche Zwiesprache halten, auf die grüne Sammetdecke des Rasens sich wie in sein schneeiges Kinderbett strecken, den frohen Anruf des Hofhundes und der Rehe scheu fragenden Frauenblick verständnißvoll und verständlich erwidern und im weiten Bereich der Märchenwelt heimisch sein. Märchen gehören zunächst den Kindern; Das bedachten die Brüder Grimm, als sie der ersten Auflage der Kinder- und Hausmärchen 1812 die Widmung gaben: „An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund.“ Und wie die Psyche des Kindes beschaffen ist, der die Phantasie des Märchenerzählers sich anpassen, deren Traum sie mit leichten Schöpferhänden in Wirklichkeit wandeln will, Das hat Wilhelms Sohn Herman in zwei schlichten Sätzen so ausgedrückt: „Es liegt in den Kindern aller Zeiten und aller Völker ein gemeinsames Verhalten der Natur gegenüber: sie sehen Alles als gleichmäßig belebt an. Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen und mischen ihn in die menschlichen Schicksale.“ Dieses zierlichen

Hosted by Google

Völkchens Dichter muß ein Unzeitgemäßer sein, der den modischen Krimskrams und sogar die wahre Weisheit des Modernen vergessen kann; ihn darf die rauhe Wirklichkeit nicht bekümmern, doch die Märchenwelt muß ihm heilig sein, mit ihrer Ordnung, ihrer Logik und Rangabstufung, mit der besonderen Sprache und dem unverbrüchlichen Sittengesetz. Denn auch diese Welt hat ihre festen Regeln, die Jeden binden, sobald er ihre Gemarkung betritt: die Phantasie mag schweifen, in süßer Trunkenheit taumeln und tollen, aber die innere Einheit des selbst geschaffenen Organismus muß streng immer gewahrt bleiben. Das Kind, das mit offenem Mund, mit vorauseilendem Auge und pochenden Schläfen auf die weite Reise ins Wunderland geht, achtet doch so sorgsam auf jeden Verstoß wie ein Ceremonienmeister bei der Defilircour; es verliert leicht, wenn der Erzähler auch nur mit einem falschen Ton die Zauberstimmung durchbricht, für einen ganzen Abend die Illusion und will, weil es noch an die eherne Logik des Handelns und an die ungehemmte Kraft des frei schaltenden Willens glaubt, von Inkonsequenzen und Charakterbrüchen nichts wissen. Diesem eigensinnigen Verlangen nach innerer Einheitlichkeit, nach dem harmonischen Walten der festen Gesetze einer kindlichen Teleologie und Kausalität muß der Märchendichter genügen; erst wenn er diese schwere Kunst spielend zu meistern vermag, hat er seine Hörer und hält sie und kann ihre unverbrauchten Sinne durch das unendliche Reich der Geister, Menschen, Thiere und Pflanzen führen und, wo es ihm eben beliebt, Rast machen, — bei Allem, was schwebt und wandelt, kribbelt und wibbelt, was kreucht und fleucht. Dann ist er der allmächtige Herrscher, der mit mildem Zauber selbst die wildeste Jugend, Struwwelpeter und Suppenkaspar und schlimme Mädchen, gewinnt. Dann aber folgen ihm willig in sein Himmelreich auch die Erwachsenen, denen die Gabe ward, für Stunden wenigstens wie die Kinder zu werden.

Die um Beifall buhlenden Herren, die eben noch an der bourgeoisen Erbärmlichkeit ihren Knabenzorn ausgetobt hatten, waren für solches Werk schlecht gerüstet; sie brachten zu viel Bewußtsein und Galle mit, ein gespreiztes Dünkelerwesen, zu wenig Einfalt und froh gläubigen Kindersinn. Sie richteten getrüffelte Märchen an, bastelten sorgsam polirte Sächelchen zurecht, die den Bildungprotzen behagten, weil es da Etwas zu deuten und, wenn eine Anspielung kam, auch zu zwinkern gab, der eigentlichen Märchengemeinde aber, den Kindern und den stummen Poeten, nicht das Geringste boten. Das kümmerliche Mühen, in Warmhäusern duftlose Spaliermärchen aufzuziehen und aus Pappe, Leinwand, buntem Licht, Flittertand und feinen Verschen eine Wunderwelt zu thürmen, wurde auch kaum ernst genommen; Herrn Fulda hielt man wohl höchstens im Bereich der Thiergartenstraße und der schlammigen Preßkanäle, die aus diesem Sumpfland die Abfuhr besorgen, für einen Dichter; im Urtheil der Uebrigen blieb sein größtes Verdienst, daß er als Erster das neue Bedürfniß erwittert hatte. Da, an einem nebligen Wintertage, kam der Führer des

Hosted by Google

schwarzen Haufens, Herr Gerhart Hauptmann, des Weges; er hatte sich an dem Riesenstoff des Bauernkrieges verhoben, die Sehnen versagten den Dienst und er blickte wohl recht sorgenvoll in die Zukunft; zwar spendeten die Freunde auch dem an Geyers frischem Grabe Trauernden noch ungemessenes Lob, aber er mochte fühlen, daß bald eine Zeit kommen könnte, wo solche stimulirenden Mittel auf seine Schöpferkraft nicht stärker mehr wirken würden als auf seinen Professor Crampton der Branntwein, den Löffler, das leuchtende Vorbild der im Hauptmannkult geschäftigen Schaar, dem Ermattenden reicht. Einem Dichter, dessen Leben und Werk schon jetzt zu Seminarübungen herhalten muß und der verhätschelt und verherrlicht wird wie vor ihm niemals ein Anderer, darf man nicht böse sein, wenn er den festen Maßstab für das eigene Vermögen und Vollbringen mählich verliert. Herr Hauptmann unterscheidet, mit der Akribie eines Philologen, der die Biographie des unermeßlichen Weberdichters zu schreiben unternimmt, in seinem kurzen Schaffen schon sicher und scharf die einzelnen Perioden; in einem Brief, den er vor fünf Jahren an einen noch jüngeren Dramatiker schrieb, sprach er bereits, ungefähr wie der alte Goethe von seinen Werthertagen, von der Zeit, wo in ihm „die Neubildung die Ueberlieferung noch nicht aufgezehrt hatte," und man kann sich mühelos vorstellen, welche Wegstrecke er seitdem durchmessen zu haben wähnt. Sollte ihn, der bewußt immer dem Stammeln der Zeitstimmung lauscht, der Versuch nicht locken, auch der neuen Sehnsucht die Sättigung zu finden? Ein Märchen: Das wäre in seinem Schaffen eine neue Periode und der Biograph, der vom Sonnenaufgang bis zur Mittagshöhe künftig dieses reiche Leben überblickt, würde, wie Carlos dem geschmeidigen Freunde Clavigo, seinem Helden nachrühmen können, daß er in alle Fächer gerecht war. Aber ein Märchen, das den Namen des Herrn Hauptmann ins Land hinaustrug, durfte natürlich nicht sein wie andere Märchen; es mußte das Höchste und Tiefste klammernd umfassen, der Menschheit große Gegenstände mit himmlischem Glanz bestrahlen und in dem Kampf um die Weltanschauung eine Etappe bezeichnen. Und als das Wunderwerk, von dessen Unvergleichlichkeit lange vorher schon in scheuer Ehrfurcht geflüstert wurde, fertig war, als die versunkene Glocke endlich erklang und mit ihrem Tönen das Gewimmel der unfrommen Ganzberliner herbeizog, da hieß es, ein kühner Schatzgräber habe die verborgensten Kostbarkeiten ans Licht gebracht, die in Jahrhunderten von der Volksphantasie gewebt und gewirkt worden seien, und nun erst sei dem verschmachtenden Sinn der Deutschen das wahre, das große und echte Märchendrama geschenkt . . . Leider hat unser Schwabenvischer das Schauspiel nicht mehr erlebt; er hätte sich sonst vielleicht noch einmal als Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski vermummt und sich am Ende gar herabgelassen, der „Versunkenen Glocke" zweiten Theil zu schreiben. Da diese Kurzweil ihm und uns nicht vergönnt war, müssen wir uns an dem mystischen Schlußchor aus seiner Faustparodie schadlos halten, den man dem Modemärchen wohl als Motto vorsetzen könnte:

Hosted by Google

Das Urmystagogische,
Hier ist es erfolgt.
Das Urpädagogische,
Hier ist es gepolkt.
Das Hintergründliche,
Hier guckt es hervor!
Das äußerst Kindliche
Zieht uns empor.

Ob das äußerst Kindliche des Herrn Hauptmann ein unverdorbenes Kindergemüth erfreuen könnte? Sein Märchen ist nicht einfach, nicht rein, nicht einheitlich und nicht klar; in seiner Welt geht es nicht ordentlich zu und die ehrwürdige Märchensitte, die dem Kindersinn heilig ist, wird nicht geachtet. Ein Kind, das mit wachen Augen in der Natur umhergeblickt und mit den Bäumen im Wald seine kleinen Freuden und Leiden beplaudert hat, würde wohl schon nach dem ersten Satz, der von einer „tannenumrauschten Bergwiese" erzählt, die Mutter mit der erstaunten Frage stören: „Mama, seit wann rauschen denn Tannen?" Dieses Staunen würde noch wachsen, wenn Rautendelein, das liebliche Elfenkind, wie eine gezierte und belesene Menschentochter aus der höheren Klasse spricht und empfindet, wenn der kleine Lauscher glauben soll, der dem fremdartigen Wesen aus dem fernen Menschenlande Gesellten nahe der Klapperstorch, und wenn das leichte Geschöpf der Luft am Ende gar die wider alle Märchensatzung verstoßende Mesalliance mit dem triefenden Wassermann schließt. Dieser gräuliche, von Elfen und Faunen gefoppte Brunnengreis ist mit seinem Quorax und Brekekekex anfangs ja recht ergötzlich, — auch für den Erwachsenen, den er quakend an den aristophanischen Chor der Frösche und an den heute noch lehrreichen Kronenstreit zwischen Aeschylos und Euripides erinnert; bald aber wird er zum pathetischen Raisonneur, spricht wie ein frommer Pfarrer vom lieben Herrgott, von Schuld, Opfer und Pflicht, und kramt eine Weltanschauung aus, die er unter Tang und Algen gewiß nicht erwerben konnte. Und was soll ein Kind mit dem faunischen Waldgeist anfangen, der in der künstlichen Welt des keuchenden Dichters die ungebundene Sinnlichkeit verkörpert, eine perverse, schwitzende Sinnlichkeit, der alles Natürliche fremd ist und die mit schnödem Zotenspaß sich zum Vermögen zu peitschen sucht? Was mit der bärtigen Buschgroßmutter, die, der strotzend leibhaftigen Frau Holle sehr unähnlich, als ein gespenstisches Symbol über den Märchengrund huscht, und mit der Elfe, die das enge Strumpfband am Knie drückt? Nein: dem Kindersinn erschließt diese Schöpfung sich nicht; schon die pretiöse, geputzte Sprache, die unter Tannen Brillanten sucht und einfachem Fühlen fast nie den einfachen Ausdruck findet, muß die kindliche Neugier von ihren Grenzen scheuchen.

Aber dieses Wunderwerk, so belehrt uns die Esoterikerweisheit, wendet sich auch gar nicht an die Kleinen; es will zu den Großen sprechen, zu den

Hosted by Google

reifsten, freisten und feinsten Geistern, es ist ein philosophisches Märchen und Ihr hört, Ihr ärmlichen Neider, wie seiner Glocke dumpf schwingender Klang im Sinn der Besten heiligen Widerhall weckt. Die Besten: so heißen jetzt nämlich die poetisch gestimmten Parquetbesucher, die noch vor einem Jahr, weil ihnen für die geheimnißvolle Schönheit des Geyerdramas das gereifte Verständniß fehlte, zum Pöbel geworfen wurden. Daß diesen Trefflichen die Glockenspeise schmeckt, ist nicht wunderbar; Schopenhauer kannte sie, als er in seinem Klagelied über das Elend der Universitätphilosophie von dem „verschmitzten Kniff" sprach, „dunkel, d. h. unverständlich, zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Gallimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er den Sinn nicht versteht, während der Schreiber sehr wohl weiß, daß es an ihm selbst liegt, indem er eben nichts eigentlich Verstehbares, d. h. klar Gedachtes, mitzutheilen hat . . . Statt auf jede Weise bemüht zu sein, seinem Leser deutlich zu werden, scheint er ihm oft neckend zuzurufen: ‚Gelt, Du kannst nicht rathen, was ich mir dabei denke!' Wenn nun Jener, statt zu antworten: ‚Darum werde ich mich den Teufel scheeren', und das Buch wegzuwerfen, sich vergeblich daran abmüht, so denkt er am Ende, es müsse doch etwas höchst Gescheites, nämlich sogar seine Fassungskraft Uebersteigendes, sein, und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, seinen Autor einen tiefsinnigen Denker." Diesem Kniff, den er wahrscheinlich unbewußt anwandte, dankt Herr Hauptmann den Ruhmestitel des philosophischen Dichters. Noch ist es Keinem gelungen, den Sinn des Märchens von der versunkenen Glocke zu deuten, und so schlimm war selbst im engsten Freundeskreise, der zur höheren Ehre des Herrn und Meisters doch gern auch die Fälscherkunst aufbietet, die Verlegenheit, daß man uns mit ernster Miene verkündete, in diesem Drama setze der blonde, bleiche Poet sich mit dem Weltenschöpfer über das schlimme Geschick seines Florian Geyer auseinander. Das war eine Bubengeschichte, an der die Bosheit sich freuen mag; aber auch der Verstand der Verständigsten wird, wenn er den gehäuften Märchenräthseln die Lösung sucht, nicht mehr ausrichten als die tastende Einfalt des Kindergemüthes. Alle erdenklichen Motive aus allen Zeiten und Zonen klingen an: die Kluft zwischen christlicher Askese und gewissenlos froher Heidenkraft thut sich auf, die alten Romantikerabsurditäten von der Befreiung des Fleisches und vom Künstlermarthyrium tauchen aus thränenfeuchten Nebelschleiern hervor, von einem Pascha und von Sykophantenseelen, von Charons Kahn, von Balder, Freya und Thor wird gesprochen, die Elfen, Faunen, Elementargeister und Dorfbewohner beherrschen das ganze Gebiet der altnordischen, griechischen und christlichen Mythologie und der sieche Held träumt einen von mitleidigem Galiläerempfinden gesänftigten Sonnenkult, der den toten Heiland vom Kreuz erlöst und den dem Leben Wiedergewonnenen zu lachender Maienlust stimmt . . . Ist es ungerecht, wenn man dieses künstlich verdunkelte Stückwerk den im hellen Tageslicht finster erscheinenden Pharus am Meere

Hosted by Google

des Unsinnes nennt? Um es zu schaffen, hat der Dichter aus den Reichskleinodien des poetischen Besitzes, aus Mythos, Sage, Dichtung und Philosophie mit kecker Hand kostbare Juwelen entwendet, die sein flinker Finger nun zu einer Einheit nicht fügen konnte. Er wollte um jeden Preis das Ungeheure schaffen, das nie Erschaute, er überschätzte die eigene Kraft und leimte mühsälig ein Gedicht zusammen, das, trotz manchem feinen Gedanken, mancher zarten Stimmung und lyrischen Schönheit, in seiner stillosen Mischung ältester und neuester Motive auf den gebildeten Betrachter doch wie eine widrige Barbarei wirken muß und in seiner Abscheulichkeit als das Werk eines starken und ernsten Talentes erst verständlich wird, wenn man sich Doudans Wort ins Gedächtniß ruft: C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force. In diesem ungesunden, anmaßlichen Streben wurzelt die Tragoedie des Glockengießers und seines Dichters, deren schmerzlich läuternde Wirkung erst offenbar werden wird, wenn den Trunkenen der Rausch entweicht und das Bim! Baum! der Phrase den Ernüchterten nicht mehr in ihre Ohren gellt.

... Auch Hans Christian Andersen hat uns ein Märchen von einer unsichtbaren Glocke geschenkt. Da geht die Konfirmandenschaar auf die Suche, denn der Kaiser will den Glücklichen zum Weltglöckner ernennen, der herausbringt, woher der geheimnißvolle Schall wohl stammen mag. Den Titel holt sich ein Pfiffikus, der mit der Kunde zurückkommt, in einem hohlen Baum sitze eine uralte und sehr weise Eule, die ihren Kopf Tag und Nacht gegen den morschen Stamm stoße und so den dumpfen Glockenton erzeuge. Später erst, als diese Weisheit veraltet ist und nicht mehr genügt, macht noch ein ungleiches Paar sich auf den Weg, ein Königssohn und ein armer Knabe in Holzschuhen und mit kurzen Aermeln in der geflickten Jacke. Sie trennen sich unterwegs, aber Beide erreichen, weil sie reinen Herzens sind und in der Natur die Wunder vernehmen, ihr Ziel; und als sie in der großen Waldkirche unter der Himmelskuppel einander liebreich bei der Hand fassen, ertönt über ihren Häuptern die unsichtbare, heilige Glocke. Die kleine Welt dieses Märchens spricht jedem Kind und jedem Erwachsenen, der das kindliche Gefühl noch nicht völlig verlernt hat, und erzählt still und schlicht vom köstlichsten Klingen in der Tiefe der Menschenbrust. Der Dichter, der das deutsche Märchendrama wecken will, wird darauf achten müssen, daß er den Weg des Königssohnes und des Kurzärmeligen nicht verfehlt und, Glauben und Liebe im Herzen, die Stätte findet, wo die weißen Sternlilien mit den blutrothen Staubfäden blühen und himmelblaue Tulpen im Morgenwind sich feierlich grüßend vor der aufsteigenden Sonne neigen.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Februar 1897.

Die Irrenfrage im Reichstag.

In der Sitzung des Reichstages vom sechzehnten Januar ist ein Antrag des Abgeordneten Dr. Kruse eingebracht und angenommen worden, des Inhaltes: „Die verbündeten Regirungen zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Grundsätze feststellt, wodurch die Aufnahme, die Aufenthaltsverhältnisse und die Entlassung von Geisteskranken in resp. aus den Anstalten reichsgesetzlich geregelt werden.“ Hiermit ist der erste Schritt zum Erlaß eines Irrengesetzes gethan, das, wie sich die Dinge nun einmal gestaltet haben, am Ende nicht zu vermeiden ist.

Wenn wir Irrenärzte diesem Gesetz mit nicht allzu großem Vertrauen entgegensehen, so wird man uns Das nicht verdenken können. Wir sind seit längerer Zeit daran gewöhnt, die Geschenke, die uns von oben herab zu Theil werden, mit Mißtrauen und nicht ohne ein geheimes Grauen in Empfang zu nehmen, und die Fanfare, die dem in Aussicht gestellten Gesetz als Wiegenlied ertönte, ist nicht dazu angethan, eine Aenderung dieser Gefühle bei uns hervorzurufen. Wohl aber dürfen wir, und zwar mit Recht, die Frage stellen, ob wir alles Das, was bei dieser Gelegenheit in so reichem Maße an Verdächtigungen und Beleidigungen über uns ausgegossen wurde, auch verdienen. Wäre Das wirklich der Fall, dann sähe es fürwahr traurig aus mit unserem Irrenwesen und die Jüngeren unter uns thäten besser, ihr unehrliches Gewerbe aufzugeben, so lange es für sie nicht zu spät ist, und ein anderes zu ergreifen, das weniger anrüchig wäre. Ist es aber nicht wahr, was dort so leichten Sinnes in die Welt geschleudert wurde, dann hätten wir eigentlich ein Recht, von zuständiger Stelle etwas Anderes zu erwarten, als daß sich der Herr Minister bemüssigt fand, seinem persönlichen

Hosted by Google

Zweifel Ausdruck zu geben, ob auf dem Gebiete des Irrenwesens wirklich viel gesündigt werde und es gut sei, die bessernde Hand an diese Zustände zu legen.

Daß es schwer hält, hier keine Satire zu schreiben, wird Niemand in Zweifel ziehen, der sich die Behandlung von Geisteskranken zur Lebensaufgabe gemacht hat und der Ansicht ist, dieser Lebensaufgabe bisher leidlich und ohne allzu nahe Berührung mit dem Strafgesetz nachgekommen zu sein. Ob er aber damit einen besonderen Nutzen stiften werde, Das ist eine andere Frage.

Was ist über die Irrenfrage nicht schon Alles geschrieben worden! Wäre eine Belehrung der eifernden Herren überhaupt menschlich möglich, dann würden solche Behauptungen, wie sie in der Sitzung des Reichstages dem Gehege der Zähne der Herren Reichsboten entströmten, einfach zu dem Undenkbaren gehören. Doch selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird; warum sollte einem getretenen Psychiater dieses Recht nicht auch zustehen? Und daß er uns getreten hat, Das wird Herr Lenzmann nicht in Abrede stellen können, — von seinen Eideshelfern, den Herren Stadthagen und Förster, ganz zu schweigen. Als spiritus rector trat nämlich Herr Lenzmann auf. Dieser Rechtsanwalt ist in psychiatrischen Kreisen durch seine Thätigkeit in dem vielbesprochenen Alexianer-Prozeß in Aachen wohl bekannt und er versäumt es nicht, auf diese Thätigkeit besonders hinzuweisen. Aus ihr leitet er seine Berechtigung ab, in psychiatrischen Fragen die Führung zu übernehmen, und es geht daher nicht an, die alte und meist zutreffende Bemerkung auf ihn anzuwenden, wonach sich eigentlich nur solche Personen mit dem Irrenwesen befassen, die nachweislich nichts oder doch möglichst wenig davon verstehen. Das trifft, wie schon bemerkt, bei Herrn Lenzmann nicht zu, da er jenen Prozeß geführt und, was für ihn von größerem Werth ist, auch gewonnen hat.

Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß ihn die dankbare Bevölkerung Aachens für seine Bemühungen mit einem Lorberkranze bedacht hat, und wenn sie ihm diese Belohnung für die mise en scène des Prozesses gab, so war die etwas theatralisch angehauchte Huldigung ganz an ihrem Platze, denn diese mise en scène war wirklich vorzüglich. Ihr ist es denn wohl auch in erster Linie zuzuschreiben, daß im Verlaufe des Prozesses Erscheinungen zu Tage traten, die sich kaum auf eine andere Weise erklären lassen.

Bekanntlich wurde eine Anzahl Insassen der Anstalt als Zeugen vernommen und beeidigt. Wer die Natur der Epileptischen kennt, Dem mußte dieses Verfahren von vorn herein als ein zum Mindesten recht gewagtes Unternehmen erscheinen. Nach den — leider etwas spät — erschienenen Veröffentlichungen des damals in Mariaberg dirigirenden Arztes ist es geradezu unerklärlich, wie man diese Kranken zum Eide zulassen und ihren Worten Vertrauen schenken konnte. Diese und andere Erwägungen ähnlicher Art haben auf den früheren Enthusiasmus erheblich abkühlend eingewirkt,

Hosted by Google

und wenn Herr Lenzmann jetzt nach Aachen zurückkehren wollte, hätte er zwar keine Steinigung, aber eben so wenig eine neue Kranzspende zu befürchten.

Herr Lenzmann hat im Reichstag allerlei Behauptungen vorgebracht, von denen insgesammt sich das Eine sagen läßt, daß sie der Wahrheit nicht ganz entsprechen. Nicht als ob er absichtlich die Unwahrheit spräche — Das soll ausdrücklich hervorgehoben werden —, aber Herr Lenzmann ist Advokat und mit der Wahrheit der Advokaten ist es eine eigene Sache. Es hat mich gewundert, daß nicht schon längst nach dem Muster von Lombrosos vielgenanntem „Verbrecher" der Versuch einer Naturgeschichte der Advokaten gemacht wurde; wenn sich hier Jemand finden würde, der Herrn Lenzmann etwa in der selben Weise unter die Lupe nähme, wie es kürzlich in Frankreich von Toulouse mit Emile Zola versucht worden ist, dann würden wir wahrscheinlich wunderbare Dinge zu sehen bekommen. Zanardelli sagt über die Advokaten — und da er selbst Advokat war, sollte er es doch wissen —: weil sie gewohnt seien, das Wahre und Falsche mit gleicher Geschicklichkeit zu vertheidigen, kämen sie schließlich dazu, daß sie selbst das Eine vom Anderen nicht mehr genau unterscheiden. Etwas Aehnliches mag bei Herrn Lenzmann der Fall sein. Er hat ganz gewiß die gute Absicht, die Wahrheit zu sagen, aber die Unwahrheit fließt ihm von den Lippen, wie das Wasser von der Quelle, unaufhaltsam und unbewußt. Und immer sind es die alten Klagen, die alten Beschuldigungen, die, tausendmal widerlegt, dennoch wiederkehren und die, wie es scheint, zu dem alten Inventar gehören, das stets aufs Neue hervorgeholt und bengalisch beleuchtet wird, wenn es sich um Irrenanstalten und Irrenwesen handelt. Wir sagen, es sei nicht wahr, die Anderen weisen unsere Berichtigungen zurück, — und weiter kommen wir damit nicht.

Und nun frage ich: Was in aller Welt sollen wir Irrenärzte davon haben, wenn wir Leute in unsere Anstalten aufnehmen und darin behalten, die nicht dahin gehören und am Ende gar gesund sind? Sollte man nicht das gerade Gegentheil für das Wahrscheinlichere halten und wird sich nicht Jeder schon nach dem einfachen Gesetz der Trägheit alles Das vom Leibe halten, was ihn in seiner Ruhe stört und nur dazu angethan ist, ihm Unannehmlichkeiten zu machen und die nicht immer wohlwollende Aufmerksamkeit der Presse auf ihn zu lenken? Aber ich frage weiter: Was soll denn der Aermste thun, der nun einmal Leiter einer Irrenanstalt ist? Der Kranke wird ihm mit den gesetzlich vorgeschriebenen Papieren zugeführt und er hat ihn aufzunehmen und fürs Erste in der Anstalt zu behalten.

Und hier setzt allem Anschein nach der große Irrthum ein, daß wir Irrenärzte kraft unserer Wissenschaft im Stande seien, uns sofort ein Urtheil zu bilden und den Weizen von der Spreu zu scheiden. Daß jeder Laie Das vermag, ist ohne Weiteres selbstverständlich und ein Vorrecht des „gesunden

Hosted by Google

Menschenverstandes," der hier, wie in allen anderen Dingen, der beschränkten Wissenschaft so unendlich überlegen ist. Wir Irrenärzte können es wirklich nicht und es bleibt uns daher nichts Anderes übrig, als abzuwarten und die Kranken einer längeren Beobachtung zu unterwerfen.

In vielen Fällen wird sich der Kranke in der Beschränkung der Anstalt ruhig verhalten; und nach der Ansicht jener erleuchteten Laien müßte er dann sofort entlassen werden. Daß der Kranke aller Wahrscheinlichkeit nach zu Hause sofort wieder unruhig werden, sich und den Seinen unendliche Sorgen, Kummer und Schaden zufügen wird, Das kümmert die Herren nicht. Wohl aber hat uns diese Erwägung bisher von einer übereilten Entlassung zurückgehalten und zu jenen Anklagen geführt, die uns immer wieder und wieder entgegengeschleudert werden. Läßt man den Kranken laufen und es geschieht ein Unglück, dann fällt Alles über den Anstaltdirektor und dessen Leichtsinn her; und hält man den Kranken fest, dann ist der Arzt erst recht ein schlechter Kerl und gehört ins Gefängniß.

Und nun frage ich nochmals: Was soll er denn eigentlich thun?

Der Staatsanwalt lehnt jede Verantwortlichkeit ab, da ihn der Aufenthalt der Kranken in der Anstalt nicht angeht, und die Ortspolizei schiebt die Entscheidung dem Anstaltarzte zu, der es besser wissen müsse.

Früher war es anders. Der Anstaltarzt war der Vertraute und Beschützer seiner Kranken, deren Angehörige ihm und seinem Rath mit Vertrauen entgegenkamen. Man hielt die Kranken so lange zurück, wie es irgend möglich war, um sie vor Rückfällen zu bewahren, und man sorgte nach ihrer Entlassung durch Hilfsvereine und Unterstützungskassen für ihr ferneres Wohlergehen, so gut man konnte. Das Alles wird uns jetzt gründlich verleidet und von dem alten patriarchalischen Verhältniß ist kaum noch die Rede. So weit haben es jene Herren mit ihren Hetzereien gebracht.

Aber vor einem Irrengesetz nach dem Herzen ihrer Anwälte möge die armen Kranken ein guter Gott gnädig bewahren. Denn im Grunde genommen sind die Anstalten doch dazu geschaffen, die Geisteskranken, wenn möglich, zu heilen und den Ungeheilten die verlorene Heimath zu ersetzen. Das und manches Andere kann aber nur geschehen, wenn man die Geisteskranken als Kranke auffaßt und dieser Auffassung gemäß behandelt. Umgiebt man eine fließende Wissenschaft, wie es die Irrenheilkunde nun einmal ist, mit ehernen Schranken, dann hemmt und hindert man sie in ihrem Wirken und unterdrückt von vorn herein Bedingungen, ohne die sie nicht bestehen kann. Noch regt und sträubt sich der Rest des Mitgefühles für die uns anvertrauten Kranken, den wir aus früheren, besseren Tagen mit in die neue, freudlose Zeit hinübergenommen haben, und noch geben wir uns der vielleicht trügerischen Hoffnung hin, daß noch nicht Alles verloren sei. Wenn aber die frommen Wünsche

Hosted by Google

jener Anwälte einer angeblich gefährdeten Freiheit harmloser Staatsbürger zur That werden und das Irrengesetz wirklich am grünen Tische in ungezählten Paragraphen ausgearbeitet und mit den erforderlichen Strafandrohungen ausgestattet sein wird, dann . . . wird man sich bald genug gezwungen sehen, Hand an seine Abänderung zu legen, um die wohlerwogenen schönen Bestimmungen mit den Forderungen des praktischen Lebens in nothdürftige Uebereinstimmung zu bringen. Bis dahin werden wir Irrenärzte gut thun, uns, anstatt wie bisher mit Wissenschaft und Humanität, mit jenen Gesetzesparagraphen zu befassen. Der ärztliche Dienst wird dadurch eine erhebliche Erleichterung erfahren, keinerlei Spezialkenntnisse mehr erfordern und er kann zur Noth dann von jedem Referendar oder Rechtsanwalt besorgt werden. Anstatt nach der Krankheit werden wir nach den Papieren zu fragen haben, — und wehe dem Kranken, dessen Papiere nicht in Ordnung sind: rücksichtlos wird er von der Aufnahme zurückgewiesen, mag er auch mit Ketten und Banden beladen der Anstalt zugeführt werden. Und so wird es weitergehen, bis man den Kranken glücklich wieder los ist, froh, nicht, wie bisher, über seine Genesung, denn so Etwas kommt nicht mehr vor, sondern, daß man durch keinen der vielen Paragraphen zu Schaden gekommen ist und dem Kranken keine Veranlassung gegeben hat, sich zu beklagen.

Das ist die Psychiatrie der Zukunft in der Beleuchtung des Herrn Lenzmann und seiner Genossen. Schön ist sie nicht und viel Verlockendes hat sie auch für den Kranken nicht, aber dafür wird das Stillleben des verehrtesten Staatsbürgers nicht mehr durch das Schreckgespenst einer Anstaltbehörde gestört, da er weiß, daß ihm nichts zu Leide geschehen kann, so lange sein Schutzengel in der Gestalt von Stadthagen, Förster & Co. über ihm wacht. Wie sich die Gesellschaft dabei befindet, wie es dem Kranken ergeht und was aus ihm wird, Das kümmert die Herren nicht und kommt dabei nicht in Betracht; und wenn wir uns etwas ganz Anderes von einem Irrengesetz versprochen und uns sogar eingebildet haben, es würde uns Schutz und Sicherheit gegen die albernen Anklagen und Verdächtigungen gewähren, so beweist Das wieder einmal, daß wir nicht auf der Höhe der Situation stehen oder, wie sich Herr Lenzmann freundlich ausdrückt, daß wir in unserem ungerechtfertigten Unfehlbarkeitdünkel den Sinn für das Wirkliche verloren haben. Wir armen Irrenärzte: den Dünkel haben uns jene Herren doch gründlich ausgetrieben und für unfehlbar haben wir uns meines Wissens nie gehalten!

So viel aber steht fest: eine tiefe Kluft trennt unser Denken von dem jener Herren, — eine so tiefe Kluft, daß sie unüberbrückbar und eine Verständigung ausgeschlossen erscheint. Ich habe mich daher auch keinen Augenblick der Hoffnung hingegeben, Herrn Lenzmann und Genossen durch meine Ausführungen eines Besseren belehren zu können; nur das Bedürfniß, sich den Aerger von der Seele zu schreiben, hat mir die Feder in die Hand gedrückt.

Bonn. Professor Karl Pelman.

Hosted by Google

Die Psychose des Cesare Beccaria.

Die Persönlichkeit eines genialen Mannes hat in den letzten Jahren zweimal den Vorwurf für eine detaillirte Studie abgegeben. Patrizi und Roncoconi haben in ihren Arbeiten über Leopardi und Tasso meine Theorie des Genies gewissermaßen die Feuerprobe bestehen lassen, jene Theorie, die ich in großen, allgemeinen Linien skizzirt habe, mehr synthetisch als analytisch verfahrend; weniger auf die genaue Untersuchung eines einzelnen Falles gestützt als auf zahlreiche Thatsachen aus den Biographien genialer Männer, versuchte ich, darzuthun, daß das Genie eine Form der Degeneration, der Anomalie darstelle, daß die Genialität immer Hand in Hand gehe mit geistigen und moralischen Mängeln, mit pathologischen Merkmalen: Fehlen des moralischen Gefühles, Epilepsie, Hypertrophie gewisser Fähigkeiten und Atrophie anderer, Melancholie u. s. w. Wenn die Gestalten mancher Genies auf den ersten Blick frei von jeder Anomalie erscheinen, so mag man versichert sein, daß Dies nur an der Unvollständigkeit unserer Kenntnisse über sie liegt. Einen neuen Beweis hierfür mag eine Studie über Beccaria bieten, den gewiß Wenige für einen Neuropathen gehalten haben und der sich doch nach den jetzt über ihn veröffentlichten Dokumenten als in hohem Grade krank und nervenleidend herausstellt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber die Kindheit des großen Rechtsgelehrten liegen nur sehr wenige Angaben vor. Keinerlei Zeichen ließen auf eine übermäßige Intelligenz des Knaben schließen: er sprach selten und sehr unklar, war wenig geweckt und lernte nur mühsam lesen und schreiben, so daß ihn die Eltern nicht zum Studiren für befähigt hielten. Auch über seine Familie haben wir nur spärliche Daten: man weiß aber, daß er aus einer adeligen Familie stammt, in der viele Fälle von Geisteskrankheit vorgekommen waren. Charakteristisch für seine Angehörigen war der völlige Mangel seelischen Gleichgewichtes, der sie von einem Extrem ins andere trieb, der ihre Freude wie ihre Trauer oder Entrüstung jedes Maß und jede Schranke entbehren ließ. Der Freund und zeitweilige Mitarbeiter Beccarias, Verri, entwirft in seinen Briefen folgendes nach dem Leben gezeichnete Bild der Familie Beccaria: „Vater und Mutter sind eben so schwach und inkonsequent wie ihr Sohn: es ist eine Familie, die weder mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft rechnet und eigentlich nur instinktiv handelt. Die Tochter ist krank; man beweint sie wie eine Tote und rast gegen den Tyrannen, der sie in diesen Zustand versetzt hat. Wird sie gesund, so ist Alles vergessen. Heute ist der Marquis unhöflich, ja grob gegen seinen Schwiegersohn, morgen schmeichelt er ihm und macht ihm den Hof,

Hosted by Google

als ob er seine Protektion suchte: eine Mittelstraße giebt es nicht. Obwohl der Marquis das Geld in der Hand und die Gesetze und die öffentliche Meinung auf seiner Seite hat, hat er es fertig gebracht, daß keiner seiner Söhne auch nur die mindeste Rücksicht auf ihn nimmt, nicht einmal so viel, um ihm von einem Gerichte bei Tisch Etwas übrig zu lassen. Meine Magdalene ist die einzige, die ihm seine bis zur Dummheit gehende Gutmüthigkeit nicht durch Rücksichtlosigkeiten vergilt."

Auch folgende Thatsache ist charakteristisch für die Familie. Als Beccaria gegen den Willen der Seinen Theresa Barbo heirathete, gab seine Mutter Ortensia in ihrer Ueberspanntheit ihrer Entrüstung dadurch Ausdruck, daß sie anordnete, die ganze Familie sollte tiefe Trauer tragen, als ob der Sohn gestorben sei. Es war zu einem so ungeheuren Skandal gekommen, daß jede Versöhnung ausgeschlossen schien. Verri aber, der ein feiner Menschenkenner war und sehr wohl wußte, wo man diese impulsiven, dem Eindrucke des Augenblickes gehorchenden Gemüther fassen mußte, ermuthigte seinen Freund, sich eines schönen Tages mit seiner Frau ins Elternhaus zu begeben und um Verzeihung zu flehen: sie wurde gewährt, die Versöhnung kam sofort und unvermittelt zu Stande, — nach der feierlichen Exkommunikation, der ostentativ getragenen Trauer u. s. w. Beccaria scheint diese Wandelbarkeit der Stimmung, dieses stete Schwanken zwischen Energie und Niedergeschlagenheit und die Tendenz, dem ersten Impulse zu gehorchen, hundertmal vervielfältigt geerbt zu haben, so daß er sich selbst seine glühendsten Bewunderer damit entfremdete.

Er war auch Halluzinationen und Zwangsvorstellungen unterworfen. So setzte er sich z. B. bei einer Reise, die er mit Verri unternommen hatte, auf einmal in den Kopf, daß seine Frau krank sei, und es war unmöglich, ihm Das auszureden. Man giebt ihm Hunderte von Gründen, die dagegen sprechen, mit dem Ergebniß, daß er auf Augenblicke zwar überzeugt ist, dann aber wieder von Neuem auf seine alte Frage zurückkommt. Er redet wie ein Irrer vom Morgen bis zum Abend und wiederholt fortwährend: „Wird die Marquise krank werden, wird die Marquise krank werden?" Auf der Reise erweckt der Anblick der Kahlheit und Trostlosigkeit des Gebirges in ihm schreckliche Wahnvorstellungen, die ihm Furcht einjagen. Weiter erzählt Cattaneo (Scritti politici ed epistolari I, Seite 116), daß Beccaria noch in reiferen Jahren wie ein Kind zitterte, aus Angst vor den Seelen im Fegefeuer und den Hexen und Gespenstern. Es ist bekannt, daß er in einer Kiste schlief, die an der Zimmerdecke aufgehängt war, damit ihn so die bösen Geister, die nach seiner Ansicht am Boden entlang streiften, nicht erreichen könnten. (Cattaneo Scritto II.) In einer Nacht weckte er Verri durch lautes Schreien: „Sieh doch, sieh doch." „Zwischen Schlaf und Wachen glaubte

Hosted by Google

er, daß Jemand aus dem Fenster in sein Bett steige, und er läßt mich aufspringen, um zu sehen, was es sei." Seine Furcht vor dem Dunkel der Nacht war so groß, daß der Abt Morellet, wie dieser selbst erzählt, ganze Nächte bei ihm verbringen mußte, um ihn ruhig zu halten. Auch machte er nie einen Schritt in der Dunkelheit. Eines Abends im Theater bildet er sich ein, daß ein Kronleuchter herunterfiele, und setzte das ganze Parterre in Bewegung; kurz vorher hatte er sich eingebildet, daß eine Kerze sich loslöse.

Aeußerst merkwürdig war auch seine Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen. „Als er in Paris angekommen war," erzählt Verri, „pflegte er lange Zeit hindurch Jeden zu fragen, in wie vielen Tagen man mit der Post in Mailand sein könne, und sprach von nichts Anderem als von der Nothwendigkeit, Tag und Nacht hindurch zu reisen, um zurückzukehren; und als dann die Abreise festgesetzt war, wollte er sie ganz unvermittelt um drei Wochen verschieben." In einem anderen Briefe Verris heißt es: „Meine Reise ist verschoben, da Beccaria, dessen Leidenschaften beständig hin- und herschwanken, augenblicklich entschlossen ist, den ganzen Monat hier zu bleiben." Und Frisi sagt in einem Brief an Alexander Verri: „Dienstag bin ich von Beccaria abgereist, als er im Begriff stand, die Pferde zu bestellen. Kurz darauf hat er seiner Frau versprochen, bis zum Mittwoch dazubleiben, um im nächsten Augenblick das gegebene Wort zu bereuen und den ganzen Tag darüber zu wüthen. Um das Maß voll zu machen, hat er dann noch von dem jungen Morellet verlangt, die Nacht über im Nebenzimmer zu schlafen, und so sind seine nächtlichen Rasereien Allen bekannt geworden, — Rasereien, die eines Irrenhauses würdig wären." Seine Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, ging so weit, daß er, „nachdem er sich entschlossen hatte, eine Tour nach Versailles zu unternehmen — in eine Entfernung von vier Meilen von Paris — hocherfreut ist über ein Hinderniß, das dazwischen kommt, weil Versailles ihn immer weiter von seiner Frau entfernen sollte." Manchmal legte er noch merkwürdigere Eigenheiten an den Tag. So schlägt er Verri rundweg ab, dem Bruder seines Freundes farbigen Sand mitzubringen, den Jener ihm mitgeben wollte.

Ferner ist er so argwöhnisch, daß er seinen mehrjährigen Freund Verri, der die Ehrlichkeit in Person war und dem er einen Theil seiner Berühmtheit dankte, im Verdacht hatte, die gemeinsame Kasse unehrlich zu verwalten. Dann wieder wurde er mißtrauisch, als Verri zufällig von der Seine und ihren Quais sprach — die doch wohl Jedem bekannt sein dürften, der auch nur den Titel eines Buches zu lesen vermag —, denn er glaubte, daß Verri davon wisse, weil ihm sein Bruder davon geschrieben habe. Es scheint auch, daß Beccaria Anfällen von Exaltation unterworfen war, die mit Zeichen der Niedergeschlagenheit wechselten, wie es bei Fällen von Melancholie und cirkulären Psychosen

Hosted by Google

vorkommt. Mehrmals hörte man ihn sagen: „Ich habe die Zustimmung Europas in meinen Händen."

Er wollte immer nur von sich selbst sprechen. Als einmal Verri in Gesellschaft von seinen Studien über den Verbrecher sprach, schnitt Beccaria ihm kurz die Rede ab. „Als ich ihn darüber zur Rede stellte," erzählt Verri, „antwortete er, daß er mich zu hoch schätze, um nicht eifersüchtig auf mich zu sein. Er hört mir nie zu, wenn ich spreche, und ist immer zerstreut. Wißt Ihr, was er für ein Mensch ist? Er ist Einer von Denen, die im Glück unverschämt werden. Lobt man ihn, so wird er ganz toll vor Eitelkeit, wird geistreich und glänzt durch seinen Witz; beginnt man ihn aber zu vernachlässigen, so fällt er von Einem ab und zieht den Schwanz zwischen die Beine, wie ein kleiner Hund."

Er schwankt zwischen Trauer und Exaltation, Niedergeschlagenheit und Impulsivität: „Meine Stimmung pendelt stets zwischen Lustigkeit und Trübsal auf und nieder", gesteht er Verri. „Meine Vernunft und mein Empfinden sind stets im Widerstreit. Ich gehe in Gesellschaft, wo man mich mit Lob überschüttet, stürze mich in Vergnügungen und fühle mich doch unglücklich! Das intimste Innere meines Herzens ist zerrissen." Diese beständige Unruhe und Ungleichmäßigkeit der Stimmung brachten Verri oft aus der Geduld, so daß er sich z. B. so darüber ausläßt: „Seit zwei Wochen ertrage ich seine hochgradige Melancholie, die wie ein Druck auf mir lastet. Er magerte ab, sein Blick war trüb und zur Erde gerichtet, er seufzte und weinte, so daß ich fürchtete, er werde verrückt. Ich kann es wirklich nicht mehr aushalten, absolut nicht mehr aushalten! Auch der weich fühlende Mensch nimmt nur an den Uebeln und Schmerzen Antheil, die mannhaft ertragen werden, verliert aber fast das Mitgefühl den Schmerzen gegenüber, die er von weibischer und kindischer Schwäche und Niedergeschlagenheit begleitet sieht." Um seine trübe Stimmung zu lindern, begann Beccaria, viel zu trinken, aber der Wein steigerte sie nur, anstatt ihr abzuhelfen, so daß er nur noch trauriger wurde.

Hören wir weiter: „Was fehlt Beccaria", schreibt Verri, „um sich hier dauernd wohl zu fühlen? Wir sind in den ersten Tagen beim Baron Holbach eingeführt worden, blieben zur Tafel und lernten die berühmtesten Männer Frankreichs kennen: Beccarias Name klang von Mund zu Mund, man feierte ihn und hob ihn in den Himmel. An den folgenden Tagen ging es so weiter, und wo immer man ihn vorstellte, wurde ihm die selbe Huldigung dargebracht. . . . Das sind doch Dinge, die der Eigenliebe eines Menschen sehr schmeicheln müßten. Wie aber wirkten alle diese Auszeichnungen auf Beccaria? Er freute sich gar nicht daran; wohl boten sie ihm eine leichte Zerstreuung, aber er kehrte zu seiner früheren Stimmung zurück und fühlte immer den Wurm, der ihm am Herzen nagte. Schließlich geht

Hosted by Google

er ins Theater und einige Szenen, die auch einen Berg erschüttern würden, rühren ihn einen Augenblick und bringen ihn zum Weinen; sobald aber die Vorstellung kälter wird, hört für ihn jede Illusion auf und er kehrt zum eigenen Schmerz zurück. Er betheiligt sich an den angenehmsten Unterhaltungen, befindet sich unter den reizendsten Menschen, hat eine gute Tafel, geht in die Tuilerien, in unschätzbare Bibliotheken, — und das Alles, das, auf hundert Menschen vertheilt, die Glückseligkeit jedes Einzelnen ausmachen würde, trägt durchaus nichts zu der seinigen bei. Heute waren wir in Versailles: ich versichere Euch, daß der Ort dazu angethan ist, jedwedem Menschen einen Genuß zu verschaffen, und doch blieb unser Freund die ganze Zeit über in tiefer Melancholie begraben."

Aber nicht weniger krankhaft als seine Melancholie ist auch seine Unschlüssigkeit, die Impulsivität und Wandelbarkeit seiner Ideen, die ihn beständig von einer zur anderen schweifen und von jeder neuen sich zeitweilig beherrschen läßt. „Er ist von einer fast kindischen Schwäche", sagt Verri, „die er durch Flicken erborgter Kraft zu bedecken sucht, — doch leider so, daß Jeder sieht: sie ist geborgt." „Sein Fehler ist, sich von einer vorübergehenden Empfindung erfüllen und hinreißen zu lassen; niemals überlegt er Etwas. Er strebt nach der Lust des Augenblickes und flieht den augenblicklichen Schmerz, und da er sich über das Vermögen freut, das er sich geschaffen hat, und über die Ueberlegenheit, die die allgemeine Meinung ihm seinen Freunden gegenüber zugesteht, will er sie möglichst auskosten und genießen: die Freunde empfinden Das und fühlen sich verletzt, — und der Anblick ihrer Kränkung ist Beccaria schmerzlich und deshalb meidet er sie." Und an anderer Stelle: „Beccaria ist ein Mensch, der eines Betruges oder einer Täuschung völlig unfähig ist; er wäre der Anstrengung gar nicht gewachsen, die solches Beginnen fordert. Er genießt alle Freuden, die man ihm zu verschaffen weiß, und da es die Freunde sind, die uns die größten Freuden geben, genießt er in hohem Grade die Freundschaft. Aber ein Mensch, der so dem Augenblick lebt, kann dem momentanen Lustgefühl nicht eine Reihe künftiger Freuden gegenüberstellen und eine gegen die andere abwiegen."

Der selbe Widerspruch, der in dem gleichzeitigen Bestehen einer großen Impulsivität und einer Unfähigkeit zum Entschluß liegt und der den Grundton von Beccarias Wesen bildete, tritt in seiner vollen Stärke in seinen Neigungen und Leidenschaften hervor. Es ist, als habe er eine doppelte Persönlichkeit: er schwankt von der höchsten Zärtlichkeit zur Gleichgiltigkeit und äußersten Kälte. Seine wider den Willen der Eltern geschlossene Ehe mit Maria Barbo, wegen der er vom Stadthauptmann gemaßregelt und als Gefangener gehalten worden war und zu der er bereit war, obwohl sie ihm das schlimmste Elend zu bringen drohte, beweist die unüberwindliche Kraft,

Hosted by Google

die ein Gefühl über ihn hatte. Man sollte meinen, daß diese Neigung nun auch die allerzärtlichste bleiben würde; wir haben auch gesehen, daß Beccaria auf seiner Reise in beständiger Unruhe und Sorge um die Gattin war. Und doch, trotz dieser Liebe und Leidenschaft, die er für sie zu haben schien, zögerte er nicht, sobald er Wittwer geworden war, sich vierzig Tage nach dem Tode seiner Frau von Neuem zu vermählen. Lomonaco und Custodi, seine Biographen, konstatiren mit Verwunderung diesen Gegensatz zwischen Gefühl und Handlung. Custodi sagt, daß seine Philosophie damals mit seinen Handlungen in Widerspruch gestanden habe (Vita di Beccaria 1890).

Die Ungleichheit seiner Stimmung und die Unberechenbarkeit seiner Launen treten besonders stark im Verkehr mit seinen Freunden hervor, so daß er sie sich gar zu leicht zu Feinden machte. „Er hat wohlgethan", schreibt Verri, „so bald wieder abzureisen (von Paris), denn er fing schon an, unfreundlich und hart zu werden, so daß selbst Morellet die Geduld zu verlieren begann." Den Brüdern Verri gegenüber, die nicht nur seine Freunde und Bewunderer, sondern auch seine Mitarbeiter gewesen waren (Alexander Verri hat sogar seine zerstreuten Noten abgeschrieben und gesammelt und ihm die Anregung zu seinem Hauptwerk: Delitti e Pene gegeben), war Beccarias Benehmen völlig unqualifizirbar; und zwar nicht nur in Bezug auf einen gewissen Mangel an Rücksicht und Zartgefühl, den man der Zerstreutheit oder Vergeßlichkeit zuschreiben könnte — wie z. B., wenn er einen Diener, der für die Bedienung Beider bestimmt war, ganz für sich allein in Anspruch nimmt oder aus irgend einer Marotte sich weigert, einem der Brüder Verri farbigen Sand mitzubringen —, sondern auch in Handlungen, die den nackteſten Egoismus zeigen: schlug er doch Verri ab, ihm Bücher zu borgen, und zeigte sich eifersüchtig und übel gesinnt gegen Pietro, der auf der ganzen Reise Alles versucht hatte, um ihn zu trösten. Morellet erzählt ferner, daß Beccaria, als er seinen Freund durch sein liebenswürdiges und gefälliges Wesen alle Zuneigung auf sich ziehen sah, so vom Neid verzehrt wurde, daß er gegen Ende seines Aufenthaltes sich den ganzen Tag über ins Hotel einschloß, „wo ich und mein Bruder ihm Gesellschaft leisteten, vergebens bemüht, ihn zu beruhigen. Er reiste ab und fand bei meinem Schwager in Lyon Aufnahme, der ihn bis Ponte Benoisin begleitete, in beständiger Angst, daß Beccaria völlig verrückt werde" (Mémoires de Morellet, Bd. 1, S. 168).

Und wirklich muß er Verri zum Aeußersten getrieben haben, damit dieser in folgender Weise sich brieflich über ihn ausläßt: „Wir können unmöglich weiter zusammen leben. Er selbst wiederholt mir diese Wahrheit mehrmals täglich und für mich ist sie hinlänglich bewiesen. Ich halte es nicht mehr aus. Ich habe jede Achtung und jede Freundschaft für ihn verloren, — und Beides, glaube ich, mit vollem Rechte. Mag er Bücher schreiben:

Hosted by Google

ich werde sie bewundern, aber ich werde immer zwischen dem Autor und seinem Werke zu scheiden wissen. Neulich abends, als wir aus dem Theater kamen, hat er mich höchst unfreundlich behandelt, weil ich nach Hause gehen wollte und nicht Lust hatte, ihn weiter zu begleiten, um mich zu Tode zu langweilen bei einer Unterhaltung, die in einem Tone geführt wurde, als ob ich ein wildes Thier sei, so daß mich wahrhaftig nur die Ueberlegung zurückhielt, ihm zu zeigen, wie ungerecht er in seiner trunkenen und tollen Dummheit einen Menschen beleidigte. Es waren Dinge, die im Stande wären, Einen aus der Haut fahren zu lassen: hätte es sich um einen Anderen gehandelt, so wäre der fünfzigste Theil hinreichend gewesen, um mich dazu zu bringen, ihn, wenn auch nicht zu fordern, so doch mit Faustschlägen zu traktiren." Mehrmals hat Verri versucht, das sonderbare Räthsel zu lösen, als das sich ihm Beccaria darstellte, und er hat wirklich tiefe Einblicke in dessen Charakter gethan, obwohl er sich nicht von einer gewissen Bitterkeit und Härte frei machen konnte. „Ich halte diesen Menschen eines großen Verbrechens nicht für fähig: Kinder pflegen solche nicht zu begehen. Aber ich würde mich gar nicht wundern, ihn aller Verbrechen der Furchtsamkeit, der Undankbarkeit und literarischen Eifersucht schuldig zu finden. Was mir diesen extravaganten Menschen immer — ich möchte fast sagen — widerwärtig gemacht hat, ist seine Dummheit, die mit einer tollen, wilden Zügellosigkeit Hand in Hand geht, seine Zerstreutheit, die bis zum schwärzesten Undank reicht, seine Einseitigkeit im Betrachten der Objekte, jener herzlose Egoismus, der ihn zu einem werthlosen Freunde macht, die Niedrigkeit seiner Gesinnung in Geldsachen und in Bezug auf das Elend Anderer, die ich im Grunde seines Herzens vermuthe, obwohl er in seinen Schriften ganz anders erscheint. Es ist ferner der Krieg, den er dem Genie seiner Freunde geschworen hat — der selben Freunde, die sein Genie verehren —, und schließlich jener Firniß von Güte und Bravheit, mit dem er die großen Flecke seines Charakters bedeckt."

Aber was auf ihn noch ein weit schlechteres Licht wirft als sein Benehmen gegen seine Freunde, denen gegenüber sich Gereiztheit und Ungerechtigkeit noch aus dem Motiv der Eifersucht erklären ließe, ist seine Härte gegen Untergebene, in der er sich wirklich als jeden moralischen Gefühles bar zeigt. Er ist von drakonischer Strenge gegen seine Diener, läßt keine Gelegenheit ungenutzt, um Schwache zu beleidigen und zu kränken, wie sein Verfahren gegen den armen Krüppel zeigt, der im Theater allerhand Tand verkaufte, und gegen den unglücklichen Padello, die nicht die Einzigen sind, die ihn zu heftigen Zornesausbrüchen hinrissen. „Nenne mir nur einen Menschen, dem er wohlgethan, einen Freund, dem er eine Viertelstunde des Schmerzes oder der Trübsal erspart hätte, zeige mir einen Zug, der Wohlwollen oder Edelmuth bewiese!"

Hosted by Google

Hören wir ferner Lomonaro, seinen Biographen: (Vita di Beccaria). „Sein Mitgefühl, das das ganze menschliche Geschlecht umfaßte, verlor an Tiefe in dem selben Maße, wie es an Ausbreitung gewann." So zeigte er einen Diebstahl, den einer seiner Diener begangen hatte, nicht nur dem Gericht an, sondern bat auch noch die Behörden, den Schuldigen der Tortur zu unterwerfen, um ihn zum Geständniß zu bringen. Um das Bild von Beccarias Neurose zu vervollständigen, fügt Lomonaro hinzu, er sei so geizig gewesen, daß er in Geldsachen vergaß, daß er Vater und Bruder hatte; so entschlossen er die Sache der Menschheit in seinen Schriften verfocht, so furchtsam war er in seinem Bette. In der Jugend ein Mann von geregeltem Lebenswandel, ergab er sich im Alter den Vergnügungen, namentlich denen des Gaumens, in wahrhaft sybaritischer Weise; beredt als Schriftsteller, sprach er schlecht und unklar u. s. w.

Bemerkenswerth sind die mannichfachen Aehnlichkeiten mit Leopardi: seine Melancholie, seine Genußsucht — besonders in Sachen des Gaumens —, seine Rücksichtlosigkeit gegen die Freunde und ähnliche Züge.

Wenn Beccaria in seiner Kindheit geistig zurückgeblieben erschien, so ließ er doch schon im Alter von zwanzig Jahren sein Genie erkennen. Verri nennt ihn einen jungen Menschen, dessen Phantasie und äußerst lebhafte Einbildungskraft, vereint mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, ihm besonderen Werth verleihen. Er ist ein ausgezeichneter Algebraiker, geschickter Dichter, ein Kopf, der ganz geschaffen scheint, neue Wege zu finden. Unter Verris Leitung begann er zu schreiben. „Er langweilte sich und die Anderen und so gab ich ihm das Thema ein: Schuld und Strafe." Verri giebt uns werthvolle Einblicke in seine Entwickelung. Auch beim Denken und Schreiben scheint er nach Impulsen gehandelt zu haben, die sich seiner plötzlich bemächtigten und dann völlig den Einfluß über ihn verloren. „Ihm wird das Schreiben so schwer, daß er nach einer Stunde thatsächlich zusammenbricht und nicht weiterkann." Es scheine auch, daß er keinem klaren, vorhergefaßten Plane folgte, sondern sich aufs Gerathewohl den Ideen überließ, die ihm in den Sinn kommen. „Er pflegte," erzählt Verri, „auf kleine Fetzen Papier unzusammenhängende Gedanken zu schreiben, die er dann erweiterte und unter einander verflocht. Er schrieb auch nicht — eine andere Aehnlichkeit mit Leopardi — Das, was er wirklich empfand, sondern, was ihm die Erregung diktirte, als sei sein Herz wirklich von Tugend und Wohlwollen erfüllt; aber diese Eigenschaften waren ihm so fremd, daß er nach einer halben Stunde zu schreiben aufhören mußte, erschöpft von der Anstrengung und dem Fieber seines Geistes, und mit erschlafften Armen auf sein natürliches Niveau zurücksank." Hier erweist sich Verri nicht als guter Psychologe, da er zwei Erscheinungen in Verbindung setzt, die in keiner

Hosted by Google

Weise zusammengehören; immerhin führt er uns zwei Thatsachen klar vor Augen: die Schwierigkeit, mit der Beccaria schrieb, und ferner, daß er nur in Momenten der Inspiration, in einer Art Verzückung, zu schreiben vermochte, die sehr verschieden von seinem normalen Zustande war. Verri selbst hat Das früher schon vorzüglich mit folgenden Worten charakterisirt: „Die Poesie ist ihm angeboren, die Logik findet er im Austausch mit Anderen.“ Er schrieb eben seine Briefe, wie man ein Sonett improvisirt.

Gerade dieser Zustand der Verzückung, von dem einige geniale Menschen im Momente der Inspiration ergriffen werden, um nachher in ihren gewöhnlichen Zustand oder auch in einen noch unter ihrer normalen Geistesverfassung stehenden zu verfallen — wie es bei Beccaria der Fall war, der von der Höhe der Philosophie zur kindischen Schwäche herabsank —, gerade dieser Zustand bleibt auch dem scharfsinnigen Beobachter, wie den Gebrüdern Verri, ein Räthsel. Ihnen, die nicht die epileptoide Entstehungsform des Genies kannten, war es unmöglich, die Koexistenz der Genialität und jenes Komplexes von Schwäche, Furchtsamkeit und Impulsivität zu erklären, der thatsächlich eine niedrige Stufe der Charakterbildung darstellt. „Er hat manchmal“, sagt Verri, „schlichte Züge von Genialität, die mir gefallen, jedoch schon im nächsten Augenblick zeigt er sich mir in einem Lichte, das jedes eben aufgetauchte Freundschaftgefühl wieder zerstören muß.“ Verri verstand nicht, daß diese Inferiorität Beccarias, dieser Mangel, eben die Kompensation seiner Genialität darstellte, daß Eins ohne das Andere nicht möglich war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es hieße Zeit verlieren, wenn ich hier erst beweisen wollte, daß Beccaria ein genialer Mann war. Seine Werke haben nicht nur auf die Gebiete des Strafrechtes einen Strahl des Lichtes geworfen; sie sind auch reich an neuen Gesichtspunkten in Bezug auf die Münz- und Freihandelsfrage. Er trat gegen die öffentlichen Lotterien (Lotto) auf und erschien nie zu den Ziehungen, obwohl es seines Amtes war. Auch ersann er ein neues System von Gewichten und Maßen, das auf das Sonnensystem gegründet war. Es ist klar, daß wir in Beccaria einen wahrhaft genialen Mann vor uns haben, aber auch einen Menschen, dessen Genialität kompensirt wird durch wesentliche Inferiorität in verschiedenen Beziehungen: durch sittliche Perversität, die bis zum moralischen Wahnsinn geht, Infantilismus und eine an Dummheit grenzende Schwäche in Dingen des Wollens und selbst auf gewissen Gebieten des intellektuellen Lebens, — so befremdend uns Das erscheinen mag bei einem Geist, der es vermocht hat, der Moral und der Wissenschaft neue Wege zu weisen.

Turin, im Februar 1897. Cesare Lombroso.

Hosted by Google

Bismarcks Sozialpolitik.

Wer die preußische Geschichte kennt, wird sich kaum darüber wundern, daß Preußen-Deutschland das klassische Versuchsfeld der imperialistischen Sozialpolitik geworden ist. Denn in Preußen, dem Lande der „Schulen und Kasernen", des technisch vorzüglichsten Beamtenthumes und der staatlichen Bevormundung, wo die Krone sich im ganzen Staatsleben als Faktor von größter Bedeutung erwiesen hatte, da konnte der Gedanke wahrlich nicht fern liegen, daß es der Krone im Bunde mit ihren mächtigen administrativen Organen gelingen möchte, der sozialen Schwierigkeiten mindestens zeitweise Herr zu werden. Der Staatsmann, der diese Idee in die Praxis zu überführen suchte, war Bismarck. Im Gegensatze zu d'Israeli und Louis Napoleon brachte er kein fertiges soziales Programm mit, als er (1862) Preußens leitender Minister wurde. Das war kein Fehler, da Preußen gegenüber Westeuropa in der wirthschaftlich-sozialen Entwickelung zurückgeblieben war. Aber von dem Augenblick an, wo Bismarck Minister wurde, sann er unablässig darüber nach, was angesichts der eben sich ankündigenden Arbeiterfrage die Aufgabe der Regirung sei. Wir dürfen unbedingt annehmen, daß für die sozialpolitische Thätigkeit Bismarcks der selbe Grundsatz galt wie für seine öffentliche Thätigkeit als Reichskanzler überhaupt: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: salus publica". Er konnte auch so handeln; denn im Gegensatze zu d'Israeli und Napoleon hatte er nicht zu abenteuerlichen Mitteln greifen müssen, um zur Macht zu gelangen, und hatte nicht Konzessionen nöthig, um sich persönlich das Regiment zu sichern. Liegt so in seiner ganzen Politik, ganz abgesehen von ihrer Größe, etwas Abgeklärtes, ja Harmonisches, so darf man dabei doch nie vergessen, daß Bismarck viel zu sehr Realpolitiker im schärfsten Wortsinn war, um nicht stets auch ganz unmittelbare politische Zwecke — also Stärkung des Prestiges der Regirung und ihrer Partei, Schwächung der feindlichen Parteigruppirungen — ins Auge zu fassen. So kamen in Bismarcks Sinn offenbar verschiedene Faktoren zusammen: die Ohnmacht des laisser-faire hatte er mit sicherem Blick erkannt, eben so, daß die soziale Lage der Arbeiter dringend der Verbesserung bedürftig sei; daß eine Staatsintervention, wenn sie geschickt und vorsichtig geleitet wurde, keine Verwirrung stifte, lehrte ihn die Betrachtung der Sozialpolitik Louis Napoleons, die er als preußischer Gesandter in Paris an der Quelle studirt hatte; endlich hatte er damals gerade in Preußen vornehmlich mit der Fortschrittspartei zu ringen, die wirthschaftpolitisch — theils den Interessen der Bourgeoisie zu Liebe, theils aus doktrinärer Verblendung — dem starren Manchesterthum huldigte und den Arbeiterstand in der Wüste des Kapitalismus hilflos verschmachten ließ.

Wenn Bismarck trotzdem bis 1866 keine positiven Reformen auf diesem

Hosted by Google

Gebiete in die Hand nahm, so lag Das an verschiedenen Gründen. Zunächst an seiner staatsmännischen Vorsicht: er betrat eben — wie er zu sagen pflegte —, wenn er auf die Bekassinenjagd ging, ein Terrain, das ihm nicht bekannt war, nur, nachdem er es genau sondirt hatte. Dann fand Bismarck damals nirgends die geeigneten Rathgeber, so daß er sich, bei der geringen sozialpolitischen Bildung jener Zeit, genöthigt sah, im Staatsministerium bald die staatliche Subvention von Pensionkassen für invalide Arbeiter nach dem Muster Napoleons anzuregen, bald sogar an die Verwirklichung der lassallischen Pläne der Begründung von Produktivassoziationen zu denken. Aber Alles, was er auf diesem Gebiete erwog und sann, stieß — weil es der hergebrachten Schablone zuwider war — bei der bureaukratischen Maschinerie auf den heftigsten Widerstand. Wir haben uns gewöhnt, in Bismarck den allmächtigen Minister zu erblicken, und können es kaum fassen, daß die Bureaukratie, anstatt ihn zu unterstützen, ihm auf sozialpolitischem Gebiete Steine in den Weg legte. Und doch war Dem so. An der Spitze dieses Widerstandes stand der Handelsminister Graf Itzenplitz, also gerade der Mann, dessen Ressort in erster Linie zur Förderung der geplanten Sozialpolitik berufen gewesen wäre. Regt Bismarck an, Altersversorgungskassen ins Leben zu rufen, so wird geantwortet: Das ginge nicht, die seien nicht sicher fundirt; räth er, bestehende Arbeiterassoziationen durch Zuwendung von Aufträgen zu unterstützen, so heißt es: dann würden sich zu Viele an den Staat wenden; bittet er um passende Vorschläge, was denn eigentlich der Staat für die Arbeiter zu thun in der Lage sei, so wird einfach erwidert: jede Staatsintervention sei gefährlich; und erklärt er, Produktivassoziationen der Arbeiter unterstützen zu wollen, so läßt der Handelsminister offiziös erklären: es sei ein Wahn, zu glauben, „der Staa könne durch irgend welche gesetzliche Bestimmungen oder Anordnungen der Verwaltung den Nothständen abhelfen, die mit den Bedingungen der Arbeit überhaupt und mit dem in der Weltordnung begründeten Unterschied von Arm und Reich zusammenhingen.“ Ja, die manchesterliche Insubordination ging so weit, daß man in einem Falle sogar siebenzehn Erinnerungschreiben ohne Antwort zu lassen wagte: „man hoffte eben, durch rücksichtloses Zu-den-Aktenschreiben den lästigen Projektenmacher zu ermüden“ (H. von Poschinger). Später zwingt er wirklich einmal den Grafen Itzenplitz, eine Kommission einzuberufen, die positive Vorschläge zu Gunsten der arbeitenden Klassen machen soll, er bittet ihn dringend, auch Gelehrte der verschiedenen Richtungen und intelligente Arbeiter einzuberufen: und Itzenplitz nimmt einen einzigen Gelehrten, keinen einzigen Arbeiter, dafür aber die Kommerzienräthe Stumm und Benjamin Liebermann. Natürlich beeilte sich diese Kommission nicht mit der „Lösung“ der sozialen Frage und so „verlief die Angelegenheit im Sande“, wie Poschingers Chronik berichtet. Angesichts solcher Dinge bemerkt

Hosted by Google

damals Bismarck mit Recht: „Erst der genaue Einblick in die Geschäfte läßt das Maß der Friktion erkennen, das bei uns überwunden werden will, bevor ein Ueberschuß der Kraft frei wird und zu praktischer Verwerthung gelangt.“ Und so grollt er: „An dem Ressort-Partikularismus geht Alles zu Grunde; jetzt arbeitet Das wie acht Mühlsteine gegen einander; was bin ich als Ministerpräsident? Ein ornamentales Glied.“ Und dieser Widerstand der Beamten geht bis herab zum Referendar und Gendarmen. Das ist wirklich kein Scherz: Beweis die folgende Geschichte, die die Rebellion der unendlich Kleinen gegen den genialen Neuerer köstlich illustrirt. Im waldenburger Kreise waren elf Weber, die sich beim König über ihre Fabrikanten beklagt hatten, von diesen entlassen worden (1864). Bismarck, der den Webern die Audienz beim Könige verschafft hatte, schickte 120 Thaler an das zuständige Landrathamt zur Vertheilung unter die brotlosen Arbeiter. Das Weitere erhellt aus dem folgenden Schreiben Bismarcks an den Minister des Innern, Grafen zu Eulenburg:

„Der zeitige Verweser des Landrathamtes, Regirung-Referendarius Böhm, hat, statt die ihm aufgetragene, als dringend bezeichnete Vertheilung der qu. Unterstützung zu bewirken, in dem oben allegirten Bericht sich nicht allein gegen eine solche überhaupt ausgesprochen, sondern auch Anlaß genommen, in die ihm gar nicht aufgegebene Erörterung der Lohnverhältnisse der Weber einzutreten. Er ist dabei, wir mir scheint, in einseitiger Weise zu Werke gegangen, indem er, statt beide Theile zu hören, sich allein auf die Vernehmung der Fabrikbesitzer beschränkt und dafür den in Giersdorf stationirten und daher wohl kaum vollständig parteilosen Gendarm benutzt hat. Er geht dabei so weit, daß er in seinem amtlichen Bericht von der durch die Regirungpartei intendirten Aufregung der Arbeiter spricht. Eine derartige Haltung der amtlichen Organe widerspricht den Intentionen der Allerhöchsten Ordre vom zwölften d. M., welche die unparteiische Ermittelung des Sachverhaltes anordnet. Aus der Bestimmtheit übrigens, mit welcher der Regirung-Referendarius Böhm seine einseitige Auffassung im Widerspruch gegen die der höchsten Staatsbehörden vertritt, möchte ich den Schluß ziehen, daß ihm die Reife des Urtheils und die Folgsamkeit gegen höhere Anordnungen fehlt, welche für die selbständige Verwaltung des Landrathamtes erforderlich sind. Aus diesen Gründen kann ich nicht umhin, Ew. Excellenz zu ersuchen, in Erwägung zu ziehen, ob nicht die Rückberufung des Regirung-Referendarius Böhm erforderlich sein dürfte, um die Ausführung der Ordre vom zwölften d. M. in einer den Allerhöchsten Intentionen entsprechenden Weise zu sichern. Eben so läßt sich annehmen, daß die Berichte des in Wüstegiersdorf stationirten Gendarms nicht den Charakter vollständiger Parteilosigkeit tragen.“

Bismarck machte übrigens damals einen Versuch, eine Produktivassoziation der entlassenen Weber ins Leben zu rufen, aber der Wunsch scheiterte, trotz der Unterstützung aus der königlichen Schatulle und der Oberaufsicht des Landrathes Olearius, — was uns heute nicht wundert, wo dieser Weg der sozialen Reform von Wissenschaft und Praxis als ungangbar erkannt worden ist.

So kam erst 1866 die erste soziale Handlung großen Stils: die Ver-

Hosted by Google

leihung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes. Bismarck war zu diesem Akt durch nichts gezwungen: eine mächtige Strömung, der nachzugeben nothwendig gewesen wäre, war nicht da. Im Jahre 1848 hatte er sich sogar entschieden dagegen ausgesprochen: Pfunde Menschenfleisch und Menschenknochen — hatte er damals geäußert — gewähren keinen Maßstab für das Wahlrecht. Er entschloß sich also zu dem radikalen Wahlgesetz „aus eigenem Antrieb, weil er sich eine sehr große Wirkung für seine politischen Ziele versprach; denn es ist eine Eigenthümlichkeit Bismarcks, daß er ein ganz gefährliches Mittel ergreift, wenn er dadurch sein nächstes Ziel zu erreichen hofft; er fühlt in sich die Stärke, die Gefahr, die er heraufbeschwört, zu beherrschen," so erzählt ein bekannter Parlamentarier der bismärckischen Aera, der Herr von Unruh, in seinen Aufzeichnungen (laut Poschingers Mittheilung). Faktisch war da wohl Mehreres maßgebend: man gewann mit diesem volksthümlichen Wahlrecht viele Schichten mit einem Schlage für das Reich und that somit einen wirksamen Schachzug gegen den Partikularismus; man drückte der bisher von der Politik ausgeschlossenen Arbeiterklasse eine kräftige Waffe in die Hand und man wußte, daß sich diese Waffe zunächst gegen die oppositionelle Bourgeoisie der großen Städte kehren würde. Welche aber auch die subjektiven Gründe der Realpolitik sein mochten, — objektiv hatte den Hauptnutzen das „Volk in Kitteln und Kappen", das von nun an seine Stimme im öffentlichen Leben mit Macht geltend machen konnte. 1869 folgte der zweite Akt, die Verleihung der Koalitionfreiheit. Aber damit waren erst Hindernisse der sozialen Evolution hinweggeräumt, noch nicht positive Organisationen zur Erleichterung des Daseinskampfes des Arbeiterstandes geschaffen, — und daß solche nothwendig waren, erkannte Bismarck instinktiv. Und da ihm nirgends von der Bureaukratie Rath kam, so blieb ihm nichts übrig, als sich selber über die soziale Frage zu unterrichten. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er die Entwickelung der Arbeiterpartei und die in den siebenziger Jahren zu großem Aufschwunge gelangte „kathedersozialistische" Bewegung, die damals noch eigene Ideen produzirte; angeschlossen hat er sich keiner der hier vorgetragenen Lehren, vielmehr das Material, das er erhielt, nach gewissen eigenartigen Gesichtspunkten betrachtet. Prinzipiell kam er dazu, den einen Theil der Staatshilfe, und zwar den gleichzeitig von den Kathedersozialisten und den Sozialdemokraten gepflegten, den eigentlichen „Arbeiterschutz", abzuweisen. Einmal lag dieser Stellung die fundamentale Anschauung zu Grunde, daß der Industrielle Herr in seinem eigenen Hause sein solle und den Betrieb ganz nach seinem Ermessen gestalten könne. Dann aber ließ Bismarck nicht von der Ansicht, die man so häufig von Praktikern hört, daß der gesetzliche Maximalarbeitstag, die Sonntagsruhe und die Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit den Gewinn des Fabrikanten zu sehr herabdrückten und zugleich das Lohnein-

Hosted by Google

kommen des Arbeiters schmälerten, wenn nicht gar überhaupt seine ganze Beschäftigung in Frage stellten. So sagte er gelegentlich im Reichstage:

„Es ist die Frage: wo ist die Grenzlinie, bis an welche man die Industrie belasten kann, ohne dem Arbeiter die Henne zu schlachten, die ihm die Eier legt. Wenn man an die Industrie Anforderungen stellt zur Erfüllung staatlicher Zwecke, so muß man sich die Grenze der Tragfähigkeit dieser Industrie sehr genau vergegenwärtigen. Wenn man aber an die Sache geht, ohne die Grenze zu suchen, ohne sie zu respektiren, so läuft man Gefahr, die Industrie mit Anforderungen zu belasten, zu deren Erfüllung sie gar nicht im Stande ist. Mit Schaden betreibt Niemand eine Industrie, selbst für geringen Gewinn betreibt sie Niemand; wer mit fünf Prozent seines Kapitals zufrieden ist, hat es bequemer, wenn er sich rein auf die Couponscheere verläßt, die brennt nicht ab, die versagt auch nicht, es ist ein reinliches Geschäft. Wer ein Risiko übernimmt durch Anlage großer Kapitalien in Unternehmungen, deren Verlauf Niemand vorhersehen kann, Der thut es für den Gewinn, den er dabei zu machen hofft, zur Vermehrung seines Vermögens, zur Versorgung seiner Familie. Schwindet dieser Gewinn, so tritt das Unglück für den Arbeiter ein, das meines Erachtens viel größer ist als die lange Dauer der Arbeitzeit, nämlich die Gefahr der Brotlosigkeit mit dem Uebergangsstadium der Lohnverringerung."

Bismarck glaubte übrigens, daß auf diesem Gebiete die Arbeiter nur lokal Grund zu Beschwerden hätten, so daß ein Einschreiten um so weniger berechtigt sei. Für das eigentliche Unglück des modernen Proletariates sah er die Unsicherheit der Existenz an. Denn — meinte er —

„der Arbeiter ist nicht sicher, daß er immer Arbeit haben wird, er ist nicht sicher, daß er immer gesund ist, und er sieht voraus, daß er einmal alt und arbeitunfähig sein wird. Verfällt er aber der Armuth auch nur durch eine längere Krankheit, so ist er darin nach seinen eigenen Kräften vollständig hilflos und die Gesellschaft erkennt ihm gegenüber bisher eine eigentliche Verpflichtung außer der ordinären Armenpflege nicht an, auch wenn er noch so treu und fleißig die Zeit vorher gearbeitet hat."

Daher lautete das Programm Bismarcks: Versorgung des Arbeiters, wenn er krank, alt oder invalid wird; Beschaffung von Arbeit, wenn er außer Stellung ist. Die Verwirklichung der ersten Forderung dachte er sich in der Weise, daß Millionen Arbeiter bei staatlich organisirten Kassen gegen die wirthschaftlichen Folgen von Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter versichert werden sollten: die erforderlichen Kosten waren theils durch die Arbeiter selbst, theils durch die Betriebsunternehmer, theils endlich durch das Reich aufzubringen, das durch Einführung des Tabakmonopols und ergiebiger Getränkesteuern zur Hergabe reichlicher Zuschüsse befähigt werden sollte. Die zweite Forderung wollte er durch Anerkennung des „Rechtes auf Arbeit" erfüllen, das durch Ausführung zweckmäßiger Arbeiten (Kanal-, Wegebauten u. s. w.) auf öffentliche Kosten — in Zeiten der wirthschaftlichen Krisis und der damit zusammenhängenden Arbeitlosigkeit — praktisch werden sollte. Die

Hosted by Google

Pflicht zu Alledem ergab sich nach des Kanzlers Anschauung aus dem Wesen von Staat und Gesellschaft. Man hat sich nur einfach zu fragen: welche Zwecke der Einzelne, welche die Gemeinde und welche der Staat zu erfüllen in der Lage ist. Die Untersuchung ergiebt, daß der Staat allein zu einer ausreichenden Sorge für seine hilflosen Mitbürger im Stande ist, und Dem gemäß hat jeder Staat diese Pflicht und doppelt natürlich der christliche Staat. Und so, erklärte er, sei man genöthigt, „dem Staate ein paar Tropfen sozialen Oeles im Rezepte beizusetzen." Doch war er weit entfernt, zu glauben — wie es gewöhnlich soziale Projektenmacher thun —, daß etwa mit jenen Reformen die soziale Frage erledigt sei. Im Gegentheil meinte er, daß damit auch unsere Söhne oder Enkel noch nicht ins Reine gekommen sein würden. „Keine politische Frage kommt überhaupt zu einem vollständigen mathematischen Abschluß, daß man Bilanzen nach den Büchern ziehen kann; sie stehen auf, haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter anderen Fragen der Geschichte, Das ist der Weg einer organischen Entwickelung."

Mit diesen Ansichten von der Nothwendigkeit staatlicher Arbeiterfürsorge verband Bismarck die durch die Entwickelung der Sozialdemokratie in ihm gekräftigte Ueberzeugung, daß diese Partei im höchsten Maße gefährlich für den Staat sei und, bei fernerer ungehinderter Entwickelung, früher oder später eine blutige soziale Katastrophe heraufbeschwören müsse. Er selbst hat bekannt, daß diese Ansicht

„von dem Augenblicke herstammt, wo im versammelten Reichstag Bebel oder Liebknecht, Einer von diesen Beiden, in pathetischem Appell die französische Commune als Vorbild politischer Einrichtungen hinstellte und sich selbst offen vor dem Volk zu dem Evangelium dieser Mörder und Mordbrenner bekannte. Von diesem Augenblick an habe ich in den sozialdemokratischen Elementen einen Feind erkannt, gegen den der Staat, die Gesellschaft, sich im Stande der Nothwehr befindet. Auch hätte Lassalle diesen kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, ein quos ego zugeschleudert, sie mit Hohn in ihr Nichts zurückgewiesen und würde sie außer Stand gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen!"

Und da Bismarck den Hauptgrund ihrer Erfolge darin erblickte, daß der Staat in seiner Fürsorge für die unteren Klassen ein Vakuum ließ, das von den Agitatoren, die dem Staat ins Handwerk pfuschten, ausgefüllt würde, so ergab sich mithin schon aus diesen realpolitischen Gesichtspunkten die Nothwendigkeit der Sozialreform. Um aber die — nach seiner Ansicht — unlautere Konkurrenz und Kritik durch die sozialdemokratischen Agitatoren hintanzuhalten, erstrebte er ein drakonisches Gesetz, das diese Partei igne et aqua interdizirte. Auf diese Weise hoffte er, „die Mehrzahl der Arbeiter mit der bestehenden Staatsordnung auszusöhnen und die Interessen von Arbeitern und Arbeitgebern wiederum in Harmonie zu bringen."

Dies soziale Programm Bismarcks zeigt in den allgemeinen Grund-

Hosted by Google

linien eine deutliche Uebereinstimmung mit jenem Louis Napoleons, denn beide gipfeln in den Grundsätzen: Allgemeines Stimmrecht, Koalitionfreiheit, Arbeiterversicherung, Bekämpfung der Arbeitlosigkeit, — kein Arbeiterschutz, Unterdrückung der revolutionären Arbeiteragitation. Aber welcher gewaltige Unterschied in der praktischen Handhabung dieser Prinzipien! Auch Napoleon hatte in einer amtlichen Proklamation erklären lassen: „Genügende Hilfe bei Unfall und Krankheit während der Zeit der Arbeitfähigkeit und ein bescheidenes Auskommen, wenn die Periode der Ruhe eintritt, Das wünscht die Regirung für Euch, Arbeiter; und Das wird sie auch mit der Zeit, dem Frieden und Eurer eigenen Hilfe Euch verschaffen!" Aber wie armsälig nimmt sich Das, was hier Napoleon mit seiner Methode der Subvention von Hilfskassen faktisch erreichte, gegen Das aus, was Bismarck schuf! Die deutsche Arbeiterversicherung, die — in der kaiserlichen Botschaft 1881 angekündigt — bis 1889 vollendet worden ist, ist ein großartiger, weltgeschichtlich geradezu einzig dastehender organisatorischer Aufbau. Wie gewaltig das Geleistete ist, zeigen die folgenden Zahlen. Es sind bei uns versichert:

gegen Krankheit 8 Millionen Arbeiter,
gegen Alter und Invalidität $11\frac{1}{2}$ Millionen,
gegen Unfälle 18 Millionen.

Die Summen, die auf Grund des hierdurch geschaffenen Rechtsanspruches den Arbeitern zufließen, betragen bereits rund 200 Millionen Mark jährlich und müssen bald noch eine weitere Steigerung erfahren. Zur Bekämpfung der Arbeitlosigkeit hat freilich Bismarck nichts gethan, und daß er den Arbeiterschutz nicht weiterbildete, ist beklagenswerth und bedeutet recht eigentlich eine Lücke in seiner Sozialpolitik. Der schlimmste Fehler freilich war das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, das trotz seiner Härte gänzlich unwirksam war und die politische Moral schädigte. Hier hat sich das folgende Regime durch die Fortbildung des Arbeiterschutzes und die Aufhebung des Sozialistengesetzes ein großes Verdienst erworben. So sind die offenkundigen Fehler der bismärckischen Sozialpolitik beseitigt, während das Große an ihr erhalten geblieben ist, — ein monumentum aere perennius.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die imperialistische Sozialpolitik der Gegenwart ist oft mit der caesaristischen des niedergehenden Römerreiches verglichen worden. Und wie die Parole „Brot und Spiele!" allgemein als Symptom der Decadence der antiken Welt gilt, so wird dann auch die Sozialreform der modernen Träger des imperialistischen Gedankens als Symptom des Niederganges der neueren Kultur dargestellt. Aber diese Parallele ist unzutreffend. Denn die caesaristische Politik des Alterthumes bestand in Erhaltung, Fütterung und Amusement eines hauptstädtischen Pöbels, der die Machtmittel und Hilfsquellen

Hosted by Google

des Imperium Romanum zu einem Lotterleben ohne Arbeit mißbrauchte; während die geschilderte Sozialpolitik in der Hauptsache darauf ausgeht, Denen, die arbeiten wollen, Arbeit zu verschaffen, die Lage der hart Arbeitenden zu erleichtern und die Thätigen vom Untergang zu retten, so daß bei diesem System nur der Arbeitunfähige ernährt wird. Proudhon hat einmal diesen Unterschied sehr schön hervorgehoben, als er schrieb: „Der Caesarismus ward bei den Römern möglich, als sich zum Siege der Plebs über das Patriziat die Eroberung der Welt hinzugesellte. Jetzt konnte Caesar seine Veteranen mit ausländischen Gütern belohnen, seine Prätorianer mit den Tributen des Auslandes bezahlen, seine Plebs mit den Erträgen des Auslandes ernähren. Sizilien und Egypten lieferten ihm Getreide, Griechenland seine Künstler, Asien sein Gold, seine Parfums und seine Buhlerinnen, die Barbaren ihre Gladiatoren. Die Plünderung der Nationen geschah für die Bedürfnisse der römischen Plebs, einer faullenzenden, wilden und ekelhaften Masse, und hatte die Sicherheit des Kaisers zum Zweck. Heutzutage handelt es sich um etwas ganz Anderes. Wir ziehen aus dem Auslande keinen Pfennig. Es handelt sich nicht mehr darum, diese Plebs mit den geraubten Schätzen besiegter Nationen zu unterhalten, sondern sie von ihren eigenen Erträgen leben, mit einem Wort: sie arbeiten zu lassen." Und Das suchte der moderne Imperialsozialismus durch all die aufgeführten Maßregeln zu erreichen. Daß es ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, läßt sich kaum bestreiten. Um seine Bedeutung voll zu würdigen, muß man sich erinnern, wie in der vergangenen Epoche der Widerstand der Bourgeoisie und Bureaukratie gegen die aufkommende industrielle Arbeiterklasse und ihre politisch-sozialen Bestrebungen so groß war, daß man ihre legitimsten Regungen nicht gestattete und noch weniger daran dachte, ihr Antheil an der politischen Macht zu gönnen oder gar soziale Organisationen zu ihren Gunsten einzurichten. Dieser Widerstand wurde nun mit Hilfe des Imperialsozialismus gebrochen, der einen Faktor zur Unterstützung der Arbeiter darstellte, überall ein ihnen günstiges Wahlrecht einführte, ihnen das Recht zur Selbsthilfe im wirthschaftlichen Kampfe verbürgte und darüber hinaus noch positive Institutionen schuf, um ihren Lebenskampf zu erleichtern; während ohne jene sozialistische Ader der leitenden Männer das ungeheure Gewicht staatlicher Autorität und Machtmittel vielleicht gar gegen die aufsteigende Arbeiterbewegung in die Wagschale geworfen worden wäre.

Freilich könnte nur eine naive Psychologie annehmen, daß die Staatsmänner, die diese Politik begannen, hierin durchaus selbstlos gehandelt hätten. Sie Alle waren vielmehr nachweislich des Glaubens, auf solche Weise die Arbeitermassen gewinnen zu können. Diese Hoffnung hat sich nun freilich als trügerisch erwiesen. Denn überall haben im öffentlichen Leben gerade

Hosted by Google

die Arbeiter zu jenen Staatsmännern im feindlichen Sinne Stellung genommen: d'Israeli ist bei den Wahlen von 1880 durch die Stimmen der Arbeiter gestürzt worden, für die er doch so viel gethan und deren Aspirationen er auf allen Gebieten so warm unterstützt hatte; Napoleon hat nie einen furchtbareren Feind gehabt als das Proletariat, das nur auf die Stunde lauerte, wo eine Revolution Aussicht auf Erfolg zu bieten versprach; und in Deutschland hat Bismarck in den Arbeitermassen seine tötlichsten Hasser gefunden. So war es also, neben kühl-verstandesmäßigen und weitblickend-staatsmännischen Erwägungen, im Grunde eine Illusion, die das sozialpolitische Handeln jener Staatsmänner bestimmt hat. Aber damit ist der Imperialsozialismus nicht etwa gerichtet. Denn wir wissen, daß die Weltgeschichte nicht blos durch die fortschreitende wahre Erkenntniß der Dinge vorwärts geführt wird, sondern nicht minder durch gewisse Illusionen über die Dinge. Und da der Imperialsozialismus in Dem, was von ihm Dauer hatte, objektiv einen mächtigen Schritt zur Einordnung des Proletariates in die moderne Gesellschaft und zu seiner positiven Mitarbeit an ihren Kulturaufgaben darstellte, so ist er als weltgeschichtlich bedeutsame Illusion zu bezeichnen, — und damit sind seine berühmtesten Träger, d'Israeli, Napoleon III. und Bismarck, auch in der Sozialpolitik als weitblickende Staatsmänner charakterisirt.

Basel. Professor Georg Adler.

Pulszky-Olschki.

Es gab eine Zeit, wo man scherzend sagen durfte, nur vier gute Dinge gebe es in Ungarn, um die die Welt weiß: Wein, Korn, Zigeunermusik und — Kossuth. Alles Andere schien unbekannt und gleichgiltig und so wenig interessirte man sich für Vergangenheit und Gegenwart dieses Landes, daß man in Frankreich und Italien die Slaven, in England Deutsche und Oesterreicher und in den Vereinigten Staaten die Juden mit den Ungarn zusammenwarf, obgleich zwischen Slaventhum, Deutschthum und dem finisch-mongolischen Magyarenthum eben so wenig Stammes- oder Sprachverwandtschaft ist wie — trotz gewissen Theorien einer halb-turanischen östlichen Rassengemeinschaft — zwischen ihm und dem Semitenthum. Die Urtheile über Ungarns Antheil an der allgemeinen Kulturbewegung sind hart. „Vergebens forscht man", schreibt Franz von Löher, „nach ein paar Bausteinen, die die Magyaren zum großen Fortschritte der Menschheit beigetragen hätten. Es giebt keine einzige Kulturidee, sei es im Rechts-, Kriegs- und Staatswesen, in Religion und Sitte, in Kunst- und Wissenschaft oder auf welchem Gebiete man sonst wolle, die von Ungarn aus den Weg zu der gebildeten Welt genommen hätte. Man häufe alle die historischen Leistungen der Magyaren zusammen und vergleiche sie mit

Hosted by Google

Dem, was andere Völker, die Schweden, Dänen, Schotten Holländer, Portugiesen, für die Kultur gethan haben, — welche gähnende Oede herrscht in der ganzen tausendjährigen Geschichte der Magyaren! Ihr Geist, so feurig und stählern und willenskräftig er ist, so unfruchtbar ist er in seiner Tiefe. Ihr Charakter, so prächtig er in seinem Löwenmuth und verzehrendem Ungestüm sich entfaltet, so hinderlich ist und bleibt er dem eigentlichen Schaffen. Ungarn war immer ein Verzehrer und konnte, was ihm an geistigem und sonstigem Gute von anderen Völkern zufloß, niemals mit etwas Anderem bezahlen als mit Korn, Vieh, Wein und ausgezeichnetem Soldatenmaterial." Das hat sich nun geändert. Ungarn steuert den Zielen westeuropäischer Kultur mit seiner ganzen Kraft zu, es eifert vor Allem Deutschland nach, dessen politische Zustände seit dem Prager Frieden die Möglichkeit gewährten, daß Franz Deak, der ungarische Timoleon, durch den Ausgleich von 1867 aus einer österreichischen Provinz die „Länder der Stefanskrone" neu schuf. Der Eifer zeigt sich auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet und besonders auch in dem Bestreben, durch Einrichtung von Museen, Sammlungen und Akademien Alles heranzuziehen, was zur Hebung des intellektuellen und moralischen Niveaus der Nation dienen kann. Ungarn will den Beweis führen, daß es auch in den geistigen Wettbewerb der Völker einzutreten vermag; und dieser nationale Sturm und Drang ist der eigentliche Ausgangspunkt des Rechtshandels, den ich hier kurz skizziren will.

Schon lange wünschte man in Budapest etwas Aehnliches zu besitzen wie das königliche Kupferstichkabinet in Berlin, dessen Schätze den Direktor Karl von Pulszky lebhaft reizten, eine Abtheilung für ältere Kupferstichwerke und Verwandtes in der Nationalgalerie anzulegen. Er bereiste Italien und fand, was er suchte, hauptsächlich in Venedig bei Leo S. Olschki, einem Buchhändler, der als intelligenter und wissenschaftlich gebildeter Sammler von Dante-Literatur und Dante-Ausgaben, Inkunabeln und sonstigen bibliographischen Seltenheiten rühmlich bekannt ist. Von ihm erstand er hundertsechsunddreißig Werke im Gesammtwerth von dreißigtausend Lire: einen Bergamensis, De claris mulieribus, gedruckt in Ferrara 1497 mit wundervollen Holzschnitten, zu achthundert Lire. Das Werk hatte dem Verkäufer früher zwölfhundert Lire eingebracht und auf der Auktion der Bibliothek des Grafen Paar zu Wien im verflossenen Jahre erzielte ein durch Wurmfraß beschädigtes Exemplar ein Gebot von vierhunderacht Gulden fünfundvierzig Kreuzer. Ferner: die Hypnerotomachie des Poliphilus, eine Aldina aus dem Jahre 1499 mit Abbildungen nach Bellini und Carpaccio, eines der schönsten Bücher, das je gedruckt worden ist. Während Pulszky über diese Rarität verhandelte und sie zu neunzehnhundertfünfzig Lire erwarb, traten zufällig der Marchese Rudini und der Graf Papadopoli in den Buchladen, um gleichfalls einzukaufen, und bedauerten, daß ihnen der Ungar zuvorgekommen war, der dann noch andere seltene Werke erstand, darunter verschiedene Ausgaben des Savonarola aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit Abbildungen und zwei Petrarkas von 1497 und 1498 zu vierhundert und achthundert Lire, die zweite auf sechs Tafeln mit den Holzschnitten, die Botticelli zugeschrieben werden. Ein gleiches Exemplar, allerdings mit zwei Serien Holzschnitte, hatte in dem öffentlichen Verkauf der Bibliothek Sunderland neunzehnhundertfünfzig Pfund Sterling gebracht. Von Venedig ging Pulszky nach Mailand und kaufte außer werth-

Hosted by Google

vollen Büchern mehrere hervorragende Gemälde, darunter ein dem Raphael zugeschriebenes Hauptstück der Galleria Scarpa, dessen Authentizität jedoch zu Gunsten des Sebastian del Piombo angezweifelt worden ist. Hierfür bezahlte er 133000 Lire. Bald darauf kehrte er nach Budapest zurück, verfiel in ein auffälliges Gebahren und wurde auf Veranlassung seiner Familie für geisteskrank erklärt. Sein Zustand beschäftigte das Parlament, er wurde von Neuem ärztlich untersucht und das Resultat war eine so starke Erschütterung des früheren Gutachtens, daß sein Leiden und seine Unzurechnungfähigkeit heute weder mit Sicherheit bejaht noch verneint werden können. Inzwischen waren Bücher und Rechnung natürlich von Venedig abgegangen, als Antwort traf statt der Bezahlung aber ein Schreiben des ungarischen Staatskommissars von Kammerul bei Olschki ein, das ihn belehrte, Pulszky habe kein Recht zur Anschaffung so kostspieliger Bücher gehabt und seine Befugnisse seien nicht weiter gegangen als bis zur Verwendung des ihm überwiesenen Dispositionfonds, das Kaufgeschäft sei also ungiltig. Der Verkäufer antwortete, die Bücher seien verkauft und empfangen, auch preiswerth, und ihm habe es nicht obgelegen, den Umfang der Vollmacht Pulszkys zu prüfen, — um so weniger, als dessen Einkäufe im Jahre vorher von der Galerie nicht beanstandet worden waren. Die Galerie blieb bei ihrer Zahlungweigerung und stellte die Bücher zur Verfügung, der Verkäufer protestirte ohne Erfolg und das Ende war eine Klage des Verkäufers bei dem Civilgericht in Venedig gegen den ungarischen Fiskus, deren Ausgang noch nicht entschieden ist. Natürlich hat der Prozeßfall nicht nur in Italien Aufsehen erregt: der Werth des Kaufobjektes, die merkwürdigen Winkelzüge der Galerieverwaltung, der bekannte Name Pulszky haben gleichmäßig zusammengewirkt.

Karl von Pulszky ist der Sohn des ungarischen Patrioten Franz von Pulszky, des Gefährten Kossuths auf dessen amerikanischer Reise, der, seit er im Jahre 1840 sein heimathliches saroser Komitat im Reichstage auf den Bänken der Opposition zuerst vertrat, den dornenvollen Weg jener Generation durch die Gefahren und Leiden des Aufstandes und des Exils hindurch bis zu seiner Repatriirung und Berufung an die Spitze sämmtlicher Museen und Bibliotheken des Landes mit Ehren gegangen ist. Er war in der alten deutschen Kolonie Eperies an der Tarcza geboren, in einer Gegend, in der häufig das Gesinde einer Herrschaft nicht weniger als vier verschiedenen Nationalitäten angehört: der Knecht ein Slovak, der Kutscher Magyar, der Koch deutsch, das Mädchen polnisch. Aus dieser Sprachmischung, die in Ungarn nicht selten ist, mag sich die wunderbare Begabung erklären, durch die Kossuth und Pulszky in England und Italien, in der Türkei und den Vereinigten Staaten die fremden Sprachen zu beherrschen vermochten. Der Grundton seiner Erziehung und der Familientradition war jedoch von deutscher Bildung bestimmt und Das hat ihm, trotz seiner nationalen Richtung, einen Zug von Universalität erhalten, der während seiner Blüthezeit in der Freundschaft mit einer ganzen Reihe von führenden Männern in Deutschland, England, Frankreich und Italien zum Ausdruck kam. Ihn trifft das Unglück seines Sohnes besonders schwer und schon deshalb ist zu wünschen, daß die ungarische Regirung nicht an einem Entschluß festhält, der geeignet ist, einen Makel auf den Namen seiner Familie zu werfen.

Mailand. Dr. Augusto Setti.

Hosted by Google

Tartuffe in Uniform.

Bei einer Vereidigung der Rekruten soll der Kaiser an die jungen Soldaten eine Ansprache gerichtet haben, deren erste Sätze in der Wiedergabe der Zeitungen so lauten: „Ihr habt jetzt auf das Kruzifix und die Fahnen Treue geschworen mir, Eurem Kriegsherrn, und dem Vaterlande. Eben so wie die Krone ohne Altar und Kruzifix nichts ist, eben so ist das Heer ohne die christliche Religion nichts.“ Die Ansprache ist vielleicht nicht wörtlich, aber gewiß inhaltlich richtig mitgetheilt und so darf ich an die Worte, in die der Kaiser bei einem feierlichen Anlaß seine ernste Ueberzeugung zusammengefaßt hat, eine kurze Betrachtung knüpfen. Mit dem inhaltschweren Ausspruch, die Krone sei nichts ohne Altar und Kruzifix, mag Voltaires großer Freund, dessen Tracht der Kaiser so gern anlegt, sich nach elysischem Gutdünken abfinden. Im Verlauf meiner Darlegung wird sich eine Erklärung dafür ergeben, warum der Kaiser gerade jetzt die in ihrer apodiktischen Form so überraschende Aeußerung für nothwendig hielt, die in späteren Zeiten vielleicht die Gegner der Krone als schneidige, von des Ahnen Hand geschmiedete Waffe wider den Erben kehren werden. Zunächst jedoch möchte ich mich an den Nachsatz halten: „Das Heer ist ohne die christliche Religion nichts.“

Ich glaube, den Gedanken des Kaisers nicht zu mißdeuten, wenn ich die soldatisch knappe Formulirung in der erläuternden Erweiterung wiedergebe: das Heer vermag seiner Aufgabe nicht zu genügen, wenn es nicht in seiner Gesammtheit und ihren Gliedern von lebendiger Religiosität durchdrungen ist. Die einstweilige Anerkennung dieses Satzes stellt mich vor die Frage, ob denn die Annahme, unser Herr sei in solchem Sinne religiös, durch die Thatsachen bestätigt wird.

Unser Heer ist ein Volksheer. Alle wehrhaften Männer des Volkes gehören ihm vorübergehend an und so bleibt das Heer zu jeder Zeit und in jeder Zusammensetzung ein Theil des Volkes. Volk und Heer sind nicht exzentrische Kreise, das Heer ist vielmehr in das Volk eingeschlossen. Da ich nun nicht zu hoffen wage, daß der in das Heer Eintretende mit seiner Vereidigung die Weihen religiöser Gesinnung empfängt und mit der Einkleidung einen neuen Adam anzieht, so muß ich bis zu besserer Belehrung annehmen, daß das Heer religiös empfinden wird, wenn das ganze Volk religiös empfindet. Daß aber im deutschen Volk, in dem der „Lokalanzeiger“ den Seelsorger zu verdrängen beginnt, die Religion sich über Formalien hinaus äußere und in Saat und Ernte lebendig sei, Das möchte ich einstweilen bestreiten. Auf Einwürfe bin ich gefaßt. „Werden nicht Kirchen gebaut, mehr als je zuvor? Heißt es nicht schon: Dreh' dich nicht um, der Mirbach geht rum!“ Der Kirchennoth gedenken und die Noth des Darbenden vergessen, bedeutet aber, Steine reichen

Hosted by Google

an Brotes Statt. In manchen Volksschichten und am Meisten in denen, die das Bekehrungobjekt bilden, erzeugen die Bemühungen um den Kirchenbau lediglich Erbitterung. „Nun, und der Kirchenbesuch nimmt doch auch fortwährend zu!" Gewiß, es ist Winter und die Kirchen werden jetzt geheizt, viele Leute hören mit Genuß den Domchor und verschwinden nach der Liturgie, Mancher lobt sich einen wohltemperirten Kirchenschlaf, Beamte wenden den Blick überhaupt gern nach oben . . . kurz, Gründe sind billig wie Brombeeren und zahllos wie bei Karl Buttervogel immermannschen Angedenkens. „Aber die Wohlthätigkeit!" Sicherlich, sie wirkt wie Sulfonal auf das Gewissen der Bourgeoisie, der Bebels schrille Anklagen in die Ohren gellen, sie ist häufig die gefällige Mittlerin zwischen den Ständen der verarmten Ritter und der bereicherten Glücksritter und auch der Tropfen echter Nächstenliebe soll nicht übersehen werden, der in das Meer des Elends träuft. Beileibe aber darf unsere Wohlthätigkeit nicht als ein Beweis lebendigen religiösen Empfindens gelten. Die Quelle der Wohlthätigkeit, die heutzutage geübt wird, ist nicht religiöses, ist soziales Empfinden, — und Juden und Atheisten sind eben so wohlthätig wie die Christen. Mit jener christlichen Wohlthätigkeit, die sich der im höchsten Sinne völlig werthlosen, ja schädlichen Habe froh entäußert, haben die modernen Bestrebungen sehr wenig zu thun. Der christlichen Art des Empfindens und Handelns ist schon der Ausdruck „Wohlthätigkeit" nicht adäquat.

Nein, wir wollen es nur offen heraussagen: die Denkenden unter den Deutschen haben sich von der Religion und mehr noch von der Kirche zum größten Theile innerlich, zum kleinen Theile auch äußerlich gelöst; ihre Haltung ist nicht einmal mehr feindsälig, sondern gleichgiltig. Manche suchen in systematischer oder eklektischer Philosophie Ersatz, Manche summiren eine Anzahl von ethischen, „allen guten Menschen gemeinsamen" Anschauungen zu einem buntscheckigen Sammelsurium, Manchen „bleibt doch die Moral des Neuen Testamentes bestehen". Diese bewundern in romantischen Schauern die grandiose Ruinen-Architektur der Kirche und grollen im Stillen Luther, als dem schlimmen Deformator; Jene erquicken sich an dem Buch der Bücher als dem Urquell aller Poesie und können den Blick nicht abwenden von dem rührenden Bilde des Heilands. Andere verzichten leicht und seicht auf alles Irrationale und gleichen einem mir bekannten Amerikaner, der, wenn von Religion die Rede war, immer nur brummte: „superstition!"; wieder Anderen ist die Religion nur noch Objekt psychologischer Pathologie; und die wachsende Zahl endlich der junggesellenhaft desinteressirten Agnostiker schmunzelt mit Ernest Renan: „Tout est possible, même Dieu." Alle diese und viele andere „Richtungen" laufen bald neben einander, bald in einander daher. Gleichviel aber, ob sie dahin streben, das religiöse Element, als überflüssig oder gar schädlich, zu entfernen, ob sie versuchen, nach Bedürfniß ein-

Hosted by Google

zelne Bestandtheile von dem ihnen widerstrebenden Ganzen zu sondern und mit sich zu verschmelzen, gleichviel, ob in ihnen mehr die moralisch-philosophische, die künstlerisch-poetische oder die historisch-psychologische Auffassung zur Geltung kommt: alle diese Richtungen besitzen nicht „das Eine, was noththut", jene lebendige Religiosität, deren unerläßliches Kennzeichen ist, daß sie den moralischen Zusammenhang eines Menschenlebens trägt.

Haben wir so die unendlichen Verschiedenheiten des individuellen Standpunktes — dürftig genug — skizzirt, so läßt sich vom gesellschaftlichen Standpunkt aus die Stellung des ganzen Volkes zur Religion ohne Gewaltsamkeit nach dem Alles beherrschenden Gegensatze zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zusammenfassen. Die Besitzenden, auch das sonst so aufklärerische Bürgerthum von Feigheit und Besitz, sind der entschiedenen Ansicht, daß dem Volke die Religion erhalten und, nicht zu vergessen, daß die Begehrlichkeit der Massen eingedämmt werden müsse. Die unteren Volksklassen sehen in der Religion einen „Leim"; sie sagen, bisweilen in nicht ganz so literarischer Form: „Notre crédulité fait toute leur science". Für die Besitzenden, meinen sie, sei es sehr bequem, auf jene bessere Welt, in die Niemand hinein will, zu vertrösten, besonders wenn Rothschild frères nach ihrem Aufenthalt in diesem Jammerthal überdies auch noch ins Paradies eingehen und von den Nadelöhrschwierigkeiten unter Gebildeten gar nicht mehr die Rede sein darf. Die Deutschen, deren Reich noch bei Lebzeiten der Frau von Staël nicht von dieser Welt war, haben sich unter Bismarcks Führung auf dem festen Boden der Mutter Erde zurechtgefunden und mit dem ganzen Volk ist nun auch der vierte Stand aus den Wolken gefallen. Was ist daran zu verwundern? Von der metaphysischen Spekulation haben die Gebildeten, vom Katechismus hat das Volk sich abgewandt. Der Katechismus ist heutzutage Gedächtnißballast, der den Lebensnachen nur in die Fluth hinabzieht, er erschwert das freie Spiel der Kräfte. Der gemeine Mann wirft ihn über Bord und seine Führer sogar fragt er, der früher so gläubig Aufnehmende, herrisch und mißtrauisch sein „Was ist Das?" und „Wie geschieht Das?"

So steht es um das Volk, dessen Jünglinge in das Heer eintreten. Die Besten gleichen höchstens dem frommen Fridolin, von dem der Dichter sagt:

„So übt er Jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn."

Und woher soll nun die tiefe Wandlung, die begnadende Erweckung kommen? Zur Erklärung bleibt uns der Einfluß des stehenden Heeres im engeren Sinne, des Offizier- und Unteroffizier-Corps. „Der Geist der Armee steckt in ihren Offiziers". Wie die Offiziere, so die Unteroffiziere;

Hosted by Google

Das wird Niemand bestreiten. Nun weiß ich nicht, ob man glaubt, daß das preußische Offiziercorps fromm sei, in Thun und Lassen geleitet von einem innigen religiösen Empfinden. Ich glaube, man kann eben so gut sagen die preußischen Offiziere sind fromm, wie etwa: die preußischen Offiziere tragen Korsets. Beides mag manchmal vorkommen. Aber ich lasse die individuelle Artung ganz bei Seite und behaupte: das preußische Offiziercorps als Gesammtheit besitzt allerdings eine Religion, aber es ist eine Berufs- und Standes-Religion, eine Militärreligion, die vom modernen Staatschristenthum sich beinahe eben so unterscheidet wie dieses von dem ursprünglichen, durch Kompromisse noch unverfälschten Christenthum. Daß hier nicht zwischen Beiden, der reinen, dem Himmel zugekehrten und der angewandten, hienieden heimischen Lehre, wie zwischen altem und neuem Kurs unterschieden, daß ein Ultimo nicht fixirt und eine scharfe Grenzlinie nicht gezogen werden kann, weiß ich wohl. Πάντα ῥεῖ; aber die großen Züge der beiden weltgeschichtlichen Erscheinungen hat uns die Forschung doch je und je zu einem charakteristischen Bilde gestaltet.

Die Gesammtrichtung des Christenthumes geht nicht auf die Welt, sondern auf Gott. Damit aber die Lehre wirken könne, mußte sie sich eine Legirung gefallen lassen. Es galt, aus der Abgeschlossenheit der Sekte herauszutreten, um das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen, und in diesem harten Kampf der Lehre und des Lebens haben sich so viele Kapitulationen ergeben, daß der Satz nicht als gehässig übertrieben gelten dürfte: die Gesammtrichtung des Kirchenthumes geht auf die Welt, nicht auf Gott. Daß der Mensch ein Glied jener Welt ist, daß die Wirklichkeit einen provisorischen Charakter trägt und nichts ist als Vorbedingung und Vorbereitung, daß das Christenthum von fortschrittsfreudigem Optimismus nichts weiß, daß eine Selbstentwickelung der Menschheit ausgeschlossen ist, und wenn sie noch so „feste um sich haut", daß das Christenthum, die Religion der in jedem Sinne der Hilfe Bedürftigen, eine bis zur Umkehrung schreitende Umwerthung der irdischen Werthe vollzogen hat, — alles Dies und vieles Andere hat die Kirche, um der Existenz willen, vergessen müssen, ohne es vergessen zu können.

Eine besonders merkwürdige Erscheinungform der im Kampf ums Dasein modifizirten Religion ist nun die, welche ich als die preußische Militärreligion bezeichnet habe. Das preußische Offiziercorps verdankt seinen Charakter den Hohenzollern. Die Hohenzollern, und nicht am Wenigsten der zornige Spötter von Sanssouci, der im Dienst keinen Spaß verstand, sie haben den Charakter des Offiziercorps geschaffen. In der Summe der Wesenszüge war die Religiosität nur ein Nebenzug. Aber auch diese Religiosität trug das Gepräge der Hohenzollern, und zwar jener Hohenzollern, die in harter praktischer Arbeit um die Existenz rangen. Daher ist auch die eigenartige Reli-

Hosted by Google

giosität unseres Heeres ganz praktisch, nüchtern, terre à terre, nie beschwingt zum Wolkenfluge, — und duftlos wie eine gemachte Blume. Die mystische Neigung, die dem Wesen der Hohenzollern ebenfalls eigen ist und bei den Erben großer Perioden naturgemäß stärker hervortritt als bei den in Noth erstarkten Erwerbern dieses Geschlechtes, ist in der Armeereligion gar nicht zu spüren. Die Lebensfreudigkeit, die gerade dieser todesmuthige Beruf erzeugt, die rastlose Thätigkeit, die von einer sublimen Idee beherrscht und doch fast ganz Metier ist, duldet dieses Element nicht. Wir haben unseren Preußengott — auch ein Franzose, Edouard Rod, hat es richtig erkannt und in seiner Studie „L'empereur allemand" klug ausgeführt —, den Gott der guten Sache, unseren Alliirten vom siebenjährigen Kriege her, der nicht zu Schanden werden läßt, dem man aber auch nicht mit jeder Lumperei kommen darf. Und wenn bei der Vereidigung der Kaiser sprach: „Gebe Gott, daß wir bei dem himmlischen Appell gut vor ihm bestehen mögen", so ist Das ein echt preußisches Wort, im Geiste des alten Ziethen oder des Marschall Vorwärts.

Das preußisch-schlichte, karge, „gar zu brave" Wesen, wie es noch in den besten Männern unseres Heeres lebt, abhold der Wortgerechtigkeit und allem Prunk öffentlichen Bekennens, — Das sagt den Orthodoxen von heute gewiß nicht zu. Die Religion unseres Offiziercorps war eigentlich immer — ich gebrauche geflissentlich den charakteristischen und in der Armee üblichen Ausdruck — „der Allerhöchste Dienst". Wohl lautete es auch früher: „Mit Gott! Vorwärts für König und Vaterland!" Aber im Allgemeinen ließ man doch Jeden nach seiner, selbst nach des alten Fritzen Façon, selig werden. Die Liebe zum König, das traditionelle Pflicht- und Ehrgefühl des Offiziers, Gehorsam und Treue, Hingebung an das Vaterland in Krieg und Frieden: Das war die preußische Militärreligion. Aber es wurde davon nicht viel Wesens gemacht, Das verstand sich Alles von selbst, — und wahrhaftig, das Vaterland konnte ruhig sein.

Quieta non movere: warum soll es nun anders werden?

Wir haben in den sauren Apfel gebissen und nun sind wir bei dem bitteren Kern angelangt: unsere historische Armeereligion war ausreichend, so lange es dem äußeren Feinde galt. Jetzt, wo es, nach der Ansicht theils durch den Preßlärm verschüchterter, theils im Trüben fischender Schwarzseher, dem inneren Feinde bald gelten wird, soll die Religion die Sturmfreiheit der Staatsveste sichern. Und dazu muß vor Allem dem Volke die Religion erhalten werden. Nicht dem Volke als der Zusammenfassung aller Staatsangehörigen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, vom Aermsten bis zum Reichsten, vom Analphabeten bis zum Kanzler, wie unser ehrwürdiger alter Kaiser gemeint und wie es sein Enkel in den Worten, die unser Thema bilden, unzweideutig bekundet hat, sondern nur den sogenannten niederen Ständen. Noch

Hosted by Google

immer giebt es kluge, doch höchst unweise Leute, die da glauben, ein Salonbekenntniß weltmännischer Aufklärung neben einer polizei-politisch wirksamen Massenreligion, eine esoterische Lehre der Wissenden neben der exoterischen des Volksgehorsams statuiren zu können. Diese schon im achtzehnten Jahrhundert grassirende, in Lord Bolingbroke verkörperte und von ihm mit cynischer Frechheit ausgesprochene Anschauung dürfte, hundert Jahre nach der französischen Revolution, sich gar bald als undurchführbar erweisen. Zwar hat das technische Zeitalter zur Abstumpfung der als Maschinenergänzung bediensteten Volksklasse erheblich beigetragen, aber dennoch ist die Blutcirkulation im Organismus der Völker zu mächtig geworden, als daß diese Art geistiger Exklusivität sich länger aufrechterhalten ließe. Die leitenden Kreise haben Das auch erkannt und sie haben aus sozialen Gründen die Nothwendigkeit einer mindestens äußeren Bekehrung betrübt empfunden.

Besonders aber, Das sagen sich die Weitsichtigen und Hellhörigen tagtäglich, muß dem Heere die Religion erhalten werden. Ideale und materielle Güter stehen auf dem Spiele. Das Interesse der Monarchie, das mit dem der Besitzenden heute in dem zur Parole gestempelten Bestreben zusammenfällt, das „Bestehende zu erhalten", muß eifrig bedacht sein, dem Heere die Religion zu bewahren. Und es ist durchaus nicht im Interesse der großkapitalistischen Hintermänner gehandelt, wenn gewisse bürgerliche Blätter „unentwegt" gegen den Kastengeist des Offiziercorps, gegen die Isolirung des Heeres wettern. Nur wenn das Heer, dem Leben der Nation entfremdet, auf einer keineswegs seligen Insel verkümmert, nur wenn es hineingedrängt wird in einen schroffen, durch Preßhetze und Gesinnungzüchtung immer verschärften Gegensatz zu dem Volke, das es erzeugt und ernährt, nur dann wird es ein brauchbares Instrument abgeben in der blutigen Auseinandersetzung, wo die Kreuze Schwerter werden. Weil man das Eindringen der sozialdemokratischen Tendenzen fürchtet, soll unsere preußische Armeereligion mit allerhand Extrakten aufgepäppelt werden.

Ich halte dieses Beginnen erstens für überflüssig, zweitens für innerlich aussichtlos und möchte kurz auf die Uebel hinweisen, mit denen ein vielleicht äußerlich erzielter Erfolg viel, viel zu theuer erkauft werden würde.

Erstens läßt sich der Kriegergeist mit dem Christengeist nun und nimmermehr zusammenkoppeln. Wie die Christen der ersten Jahrhunderte sich geweigert haben, Kriegsdienste zu leisten, so beschwört jetzt Tolstoi den Schatten des unglücklichen Schwärmers Droschin, der den Märtyrertod gestorben ist, weil er nicht „morden" wollte. Die verzeihende, duldende, durch Leiden zum Siege schreitende Demuth des Neuen Testamentes ist mit dem Ehrbegriff unseres Offiziercorps, dem passionirten Erfassen jedes Wagnisses, dem jedem schlagfertigen Heere unentbehrlichen „Geist der Offensive" unvereinbar. Das Alte Testament, sagt Heinrich von Treitschke, predigt wunderschön die Herr-

Hosted by Google

lichkeit des heiligen und gerechten Krieges, aber unsere Religiosität ist doch nicht die des Alten Testamentes. Also entweder Selbstverleugnung und christliche Nächstenliebe oder Selbstbehauptung und Bajonettfechten. Man kann nicht zween Herren dienen.

Eine weitere Frage ist, ob die Belebung des religiösen Gefühles — vorausgesetzt, sie sei möglich — nicht die Einheitlichkeit unseres Heeres schädigen würde. Ich brauche kaum zu sagen, daß ein Heer, das Schwert sein soll in der Hand des Kriegsherrn, innerer Einheit vor Allem bedarf. Wir haben keine nationale Religion, — und so wird jede Stärkung des religiösen Gefühles eine Verschärfung der konfessionellen Gegensätze bedeuten. Wo Altar und Kruzifix Alles sind, ist es mit einer überkonfessionellen Lehre nicht gethan und die Neugewonnenen freuen sich billig der stützenden, schützenden Formen. Damit ist aber auch ein Keim der Zwietracht gelegt, denn jede starke religiöse Empfindung ist intolerant und propagandistisch und nährt sich verzehrend wie die Flamme.

Drittens sollte man doch ja nicht eine Prämie auf die positive Frömmigkeit setzen, will man nicht auch auf diesem Boden noch ein demoralisirendes Konkurrenzrennen herbeiführen. Viele tüchtige Offiziere, die jetzt den Kirchgang als „Dienst" betrachten, würden, wenn ihre religiöse Konduite das Avancement beeinflussen sollte, vor herbe Seelenkämpfe und verbitternde Entscheidungen gestellt werden. Die Anpassungfähigen würden bleiben und avanciren, die Charaktere aber würden dem Dienst des Königs und des Vaterlandes entzogen werden. Heuchelei, Mißtrauen und Denunziantenthum würden das innere Gefüge der Armee untergraben. Die Kottwitze, die alten ehrlichen Schnauzbärte, die in Manneskeuschheit ihr weiches Herz unter harmlosem Poltern verstecken, die aber auch zu reden wissen, wo es nöthig ist, von der Leber weg und nicht dem Vorgesetzten nach dem Munde, diese braven und aufrechten Männer sind schon jetzt selten genug. Die neue Auslese würde ihre Typen wohl aussterben lassen.

Was aber weit schlimmer ist: ein anderer, völlig neuer Typus wird sich herausbilden. Ich sehe schon den Lieutenant, der mit der „Streberei" und der „Schusterei" auch noch die Frömmelei verbindet. Wie er den Mannschaften in reinem Wandel voranleuchtet, wie er mit treuem Blick und biderbem Wort die Herzen der Vorgesetzten gewinnt und, von oben bis unten schwarzweiß, von Loyalität und Königstreue trieft, wie er bei jedem derben Wort der Kameraden prüde-lüstern erröthet, wie er den Sekt, die liebe Gottesgabe, so dankbar schlürft, — und wie Alle aufathmen, wenn der hoffnungvolle junge Offizier das Kasino verläßt!

Mancher Leser wird fragen: Wozu dies Zukunftbild? Und Mancher wird sagen: C'est un mécontent qui parle. Wer aber weiß, was ein

Hosted by Google

Kaiserwort bedeutet, Der wird finden, daß die Warnung an der Zeit ist. Fürsten überschätzen meist den Mannessinn der Bürger. Sie ahnen nicht, auch wenn sie Tacitus und Schiller gelesen haben, wie beflissen die Menschen „freiwillig ihres Adels sich begeben". Ein aufrichtig frommer Fürst spricht seine Gesinnung aus, gewiß nicht mit dem Wunsche, Heuchelei zu züchten, — und flugs sind Tausende von Unterthanen bereit, die Konjunktur auszubeuten und Frömmigkeit zu grimassiren. Aber der alte Preußengott wird ein Einsehen haben und die Armee vor der widerlichsten Erscheinung bewahren, die es giebt: vor dem Tartuffe in Uniform.

* * *

Mein Bruder, der berühmte Mann.

„Sie wissen, mein Bruder, der berühmte Mann, — Friedrich Erich Amell. Ich erwähne die Vornamen, weil es verschiedene Linien Amells giebt, die vom Binnenlande und die aus den Hansestädten; diese stammen aus einem uralten Patriziergeschlechte, mein Bruder und ich sind seine letzten Sprossen. Sie kennen doch unser großartiges Landhaus an der Außenalster, eine Sehenswürdigkeit Hamburgs?"

„Gehört habe ich wohl davon," gab ich, etwas zweifelnd, zur Antwort, „aber ist es noch im Besitz Ihrer Familie?"

„N— nein, es mußte veräußert werden;" (dann pomphaft) „es wäre uns Geistesaristokraten ja auch nur eine Last gewesen."

„Und wie kommt es, daß Sie und Ihr Bruder nicht Kaufleute wurden, — Das heißt: Handelsherren?" so verbesserte ich mich rasch, als George Amell unwillig die Stirn runzelte.

„Sein Genie zeigte sich eben auf einem anderen Gebiete, auf dem der dramatischen Poesie. Und ich war nicht seßhaft genug veranlagt, um in Hamburg als Chef unseres Handelshauses zu leben und zu sterben. Ich brauchte weiteren Raum, mehr Horizont. So kam es, daß die Firma in andere Hände überging."

Der so sprach, war nicht etwa eine mächtige, königliche Erscheinung, eine Siegernatur, sondern ein mageres, blutloses, verhutzeltes Männchen. Er war ärmlich gekleidet, doch mit einer gewissen Koketterie: über dem abgeschabten, speckigen Rocke strahlte eine neue bunte Kravatte und an den unsauberen Fingern glitzerten mehrere „bijoux"; so nannte er nämlich die Ringe, die seine knochigen Hände zwar nicht zierten, aber doch bedeckten.

Unsere Unterredung fand in einem kleinen, düsteren Hinterzimmer statt; es ging auf einen Hof, wo es — weil die im Keller befindliche Waschküche weit offen stand und die Mägde bei der Arbeit waren — sehr reinlich nach Seife und Lauge roch. Es war mein Redaktionpalast (ich redigirte damals ein berliner belletristisches Blatt) und Herr George Amell machte mir einen geschäftlichen Besuch. Ich weiß nicht mehr, galt sein Kommen dem Drama seines Bruders,

Hosted by Google

das nächstens im Lessingtheater aufgeführt werden sollte, oder hatte er mir ein Manuskript von sich selbst mitgebracht. Er sündigte nämlich auch manchmal in Tinte und Papier. Im Uebrigen war George Amell — er sprach seinen Namen Schorsch aus, denn er hatte lange Zeit in Sachsen gelebt — das harmloseste Wesen auf der Gotteswelt. Nur Eins reizte ihn und brachte ihn in gewaltigen Zorn: wenn man an der Größe von Friedrich Erich zweifelte. Er sonnte sich im Ruhme seines Bruders, er war der Kolporteur von dessen Dichtererfolgen, — eine Aufgabe, die in diesem Umfange sonst wohl nur eine Mutter auf sich nimmt.

Herr Schorsch hatte beim Theater ein kleines Aemtchen, das beständig wechselte. Auch der Schauplatz seiner Thätigkeit veränderte sich fortdauernd; er widmete sein Talent bald diesem, bald jenem Theater. Seine Pflichten erfüllte er zwar eben so gewissenhaft, wie er seine Kravatte band; allein seine Prahlereien mit dem berühmten Bruder fielen doch wohl lästig, vielleicht machte er sich auch durch seine rasche Zunge Feinde, — genug, die Direktoren behielten ihn nie lange. Oft wunderten sich die Leute darüber, daß Herr Schorch so ärmlich und schmutzig gekleidet erscheine, während sein Bruder mit den Erfolgen zugleich auch vorzügliche Einnahmen hatte. Das geschah nicht etwa, weil Friedrich Erich unbrüderlich oder knauserig war, sondern weil Schorsch ihn selten besuchte und nie klagte. Der Bühnendichter hatte sich vor einigen Jahren verheirathet und wurde ganz von seiner jungen, schönen Gattin und deren Familie in Anspruch genommen. Den kleinen Zigeuner, wie er George nannte, sah er nicht häufig. Nur bei den Geburtstagen von Friedrich Erich, von denen stets in der Zeitung stand, erschien auch Schorsch im Festgewande ganz gentlemanmäßig und tadellos zur Gratulationcour. Nachher, nach diesen Ersten-Februar-Festen, mußte man ihn hören; da war er unvergleichlich. Sah er die schönsten Blumen, so rümpfte er die gebogene Nase in dem klugen, runzligen, häßlichen Gesicht und meinte: „Lieber Gott, gar nichts, rein gar nichts gegen die Blumen, die mein Bruder geschenkt bekommt. Die bringen nicht ein paar Frachtwagen weg. Und am ersten Februar, bei den theuren Preisen, ein Vermögen steckt darin, ein ganzes Vermögen. Und nicht blos in Berlin huldigt man ihm, nein, auch aus London, ja aus Paris und Rom sendet man ihm Lorbeerkränze, und Rosen — Rosen — — so was habt Ihr überhaupt noch nie gesehen, Kinder."

Die Szene spielte sich wieder in meinem Redaktionstübchen ab. Er nannte mich immer Ihr, wenn er in Eifer gerieth. Wahrscheinlich, weil ihm dadurch die Illusion kam, mehr Zuhörer zu haben.

„Wißt Ihr übrigens, daß die ‚Mädchenschlacht' ins Italienische übersetzt ist? Die Duse hat darin die Elsa kreirt, — großartig, einfach großartig. Daß die ‚bataille des filles' das einzige deutsche Stück ist, das in Paris gegeben wird, habt Ihr wohl schon gelesen? Antoine hat sie im théâtre libre bekanntlich zuerst gewagt. Jetzt reißen sich die Heroinen vom théâtre français förmlich um die Elsa, zwischen zweien soll es schon zu einem amerikanischen Duell gekommen sein."

„Ach, was Sie sagen!"

„Ja, wißt Ihr denn Das nicht? Ihr redigirt ein Blatt und wißt die Hauptsache nicht."

„Aber die Zeitungen haben ja nichts gebracht," warf ich, niedergedrückt durch so viel Unwissenheit, ein.

Hosted by Google

„Die Zeitungen? Bah! Wer giebt was auf das Zeug? Weltbekannte Dinge gehen von Mund zu Mund, von Haupt zu Haupt, vom Herzen zum Herzen."

Das war eine seiner Phrasen, die er einer Rakete gleich in die Luft schleuderte und an deren Prasseln und Leuchten er sich wie ein Kind erfreute.

„Doch nun muß ich gehen. Dieser elende Direktor (das Adjektiv zierte jeden seiner Direktoren) hat mir wieder eine neue Last aufgebürdet. Wenn Das mein Bruder, der berühmte Mann, wüßte! Unsterblich lächerlich würde er den Schurken in einer seiner nächsten Bühnendichtungen machen. Doch man ist rücksichtvoll, man belästigt Friedrich Erich nicht mit diesen Miseren; sein Genie muß auf den Höhen wandeln. Wollt Ihr übrigens Etwas in der Humoreske geändert haben?" Damit wandte er sich zum Schlusse wieder an mich.

„Nein, Herr Amell, sollte es nöthig sein, dann werde ich es selbst thun."

„Nun gut, macht, wie Ihr wollt. Doch machts lang, nicht kurz; Zeile fünfzehn Pfennige, abknappsen greift an die Nieren. Lebt wohl!"

Mit einer stolzen Geste war das Männchen verschwunden.

Sein Bruder sollte nicht lange mehr auf den Höhen wandeln. Bei dem Mißerfolge eines seiner Stücke erlag der leicht verletzliche, zarte Dichter — von Gestalt war er auch nicht größer und kräftiger als Herr George — einem Herzschlage. Als George Amell zwei Tage nach dem Trauerfalle auf unsere Redaktion kam, erschien er so ganz in Schwarz gehüllt, daß man keinen weißen Faden an ihm sah. Selbst sein Taschentuch, das er zerknittert und schmutzig in der mit bijoux geschmückten Hand hielt, hatte einen daumenbreiten Trauerrand. Ohne etwas Theatralisches ging es selbst bei diesem echten Schmerz nicht ab.

Herr Schorsch kam, um uns Alle, die im Verlagsgeschäfte arbeiteten, zur Beerdigung einzuladen. Wir versprachen, zu erscheinen. Der folgende Tag war der Glanzpunkt in George Amells schattenhaftem Dasein. Das klingt sonderbar, weil er den Bruder aufrichtig beweinte, allein man kann es nicht anders bezeichnen. Bei den Geburtstagsfesten war der unbekannte, unberühmte George stets im Hintergrunde geblieben. Heute nun nahm er, als der einzige Blutsverwandte des Unvergeßlichen, das Heft in die Hand. Er empfing die Theaterdirektoren (diese elenden Direktoren mußten ihn heute feiern und respektiren), er drückte allen Freunden und Verehrern Friedrich Erichs die Hand, er ließ sich von den reizenden Schauspielerinnen, die die Elsa verkörpert hatten, liebe, süße Dinge sagen: wie sehr er seinem Bruder ähnlich sähe, wie vollkommen er an ihn erinnere in der Haltung, in den Augen, ja besonders in den Augen. Die junge Wittwe trat ganz in den Hintergrund neben dem Bruder des berühmten Mannes. Der war doch sein Fleisch und Blut, ein Stück, eine — wenn auch verwischte und verdorbene — Kopie von ihm; „der letzte Sprosse des alten Patriziergeschlechtes, das in den Hansestädten geblüht und geherrscht seit einem Jahrtausend." So hieß es in den Nekrologen und in den Berichten über die Leichenfeier, die sämmtliche Zeitungen Berlins und die besten des Auslandes brachten.

Herr Schorsch hat sie alle aufbewahrt und fein säuberlich in ein schwarz gebundenes Buch geklebt, dessen Seiten ein daumenbreiter Trauerrand ziert. Ist einer dieser elenden Direktoren wieder einmal schlecht gegen ihn, dann sieht George Amell in dem schwarzen Buche nach, überzeugt sich von seiner eigenen Bedeutung und träumt von dem Glanztage seines Daseins. G. von Beaulieu.

Hosted by Google

Narben.

I.

Die Wunde heilt, der Schmerz wird alt,
Der Schrei der Seele ist verhallt,
Der Gram hört endlich auf zu wühlen.
Es schlägt das Herz, wie's einstens schlug, —
Nur, daß es eine Wunde trug,
Das wirst Du bis zum Tode fühlen.

II.

Als gestern ich abends nach Hause ging,
Da traf ich ein liebendes Paar.
Wie zärtlich doch Eines am Anderen hing,
Wie glücklich dies Menschenpaar war!

Ich schaute sie an, dann schritt ich vorbei
Und habe mich abgewandt
Und dachte, wie schön doch die Liebe sei
Und . . . daß ich sie niemals gekannt . . .

III.

Noch manchmal in der Seele klingt
Ein Lied mir aus den alten Tagen.
Es ist verstummt, — beinah verstummt,
Das Lied vom Meiden und Entsagen.

Doch weiß ichs noch: 's hat wehgethan,
Wie tapfer wir uns auch bezwangen
Und wie wir, was nach Liebe schrie,
Fast übermenschlich niederrangen.

Gesprochen ward dabei kein Wort
Und Keines durft' dem Andern zeigen,
Wie schwer er war, der schwere Sieg:
Wir mußten Gott zu Liebe schweigen.

Und wenn der Glaube doch ein Wahn?
Wenn dennoch man uns hat belogen?
Dann wären um das Schönste wir
Auf Erden und auch dort betrogen.

Hosted by Google

Dann wär' das Dort das öde Grab,
Nachdem getrauert wir auf Erden,
Dann könnt' für Das, was wir versäumt,
Uns nimmermehr Vergeltung werden.

IV.

Gefallen sind die Blätter,
Ein Regen niedergeht.
Laß ab vom alten Sehnen:
Es ist zu spät.

Wenn ich Dich drüben fände,
Sag' an, was hülf' es mir?
Fremd bist Du mir geworden
Und fremd ich Dir.

Das Feuer ist erstorben.
Wie Alles kommt und geht,
Ist auch das Herz erkaltet:
Es wär' zu spät.

Emil Marriot.

Im Feenpalast.

"Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, was folgt:

§ 4. . . . Daß in den Vorständen der Produktenbörsen die Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Nebengewerbe und die Müllerei eine entsprechende Vertretung finden. . . .

§ 50. . . . Der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten ist untersagt. . .

§ 51. . . . Auch dürfen für solche Geschäfte, sofern sie im Inlande abgeschlossen sind, Preislisten (Kurszettel) nicht veröffentlicht oder in mechanisch hergestellter Vervielfältigung verbreitet werden. . .

§ 77. . . . Wer wissentlich dem § 51 zuwider Preislisten veröffentlicht oder in mechanisch hergestellter Vervielfältigung verbreitet, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft. . .

§ 82. . . . Der Abschluß von börsenmäßigen Termingeschäften (§ 50) ist nur bis zum ersten Januar 1897 gestattet, mit der Maßgabe,

Hosted by Google

daß die bis zu diesem Tage abgeschlossenen Geschäfte auch bis zu diesem Tage abgewickelt sein müssen.

Kiel, am zweiundzwanzigsten Juni 1896.

Wilhelm.

Fürst zu Hohenlohe."

Die Wirkung dieses Gesetzes, wenn es der Absicht getreu durchgeführt wurde, mußte nothwendig sein, den Getreidezwischenhandel von den reichlich neunzig Prozenten unnützer Geschäfte und Geschäftsleute zu befreien, die so lange an den Produktenbörsen ihr böses Wesen trieben, und diesen Handel, zum Segen der Landwirthe wie der Verbraucher, auf einen kleinen Kreis sachverständiger Kaufleute wieder einzuengen. Darum fühlten wir, als wir Das lasen, uns im Feenpalast; heute sitzen die Anderen darin.

Ich halte diesen Szenenwechsel nicht für wunderbar. Im Bewußtsein des durch seine Presse auf die Regirenden und auf das „Bürgerthum in Stadt und Land" so lange geübten Einflusses hat das Jobberthum jenes Gesetz von vorn herein für einen blinden Schreckschuß gehalten. Und die Thatsachen gaben ihm dabei lange genug Recht. Obwohl nach § 82 des Gesetzes mit dem Augenblick seiner Publikation überhaupt kein börsenmäßiges Getreidetermingeschäft mit einer über den ersten Januar 1897 hinausgehenden Abwickelungdauer mehr zulässig war, wurden solche Geschäfte doch im größten Maßstabe, bis zum Mai und Juni 1897 laufend, unter den Augen der Aufsichtbehörde an der berliner Börse abgeschlossen, und zwar auch dann noch, als der Bund der Landwirthe am neunzehnten Oktober in einer Eingabe an die Staatsregirung auf diese offenbare Gesetzesverletzung ausdrücklich hingewiesen und um Anwendung des rechtskräftig gewordenen Gesetzes ersucht hatte. Die Regirung schwieg. Später, im November, geschah der erste Schritt zur Durchführung des Reformgesetzes. Die Regirung berief einen Staatsanwalt als Dezernenten für das Börsenwesen ins Handelsministerium. Das sah sehr forsch aus. Nachher berief der Bundesrath den im § 3 des Gesetzes als Sachverständigenorgan verordneten Börsenausschuß. Der machte einen weniger guten Eindruck, obgleich er dreißig Mann stark war. Zwar hätten, nach dem Sinn des Gesetzes, in dieser Gutachterkommission die beiden mit einander ringenden Parteien gleich stark vertreten sein müssen, also gegenüber den vom Gesetz verordneten fünfzehn Börsenvertretern, als Reformgegnern, fünfzehn Reformfreunde ernannt werden sollen. Aber so viele Reformer konnte man wohl in Deutschland nicht finden und so entsandte der Bundesrath auch in diese Hälfte noch zur Hälfte Börsianer und sonstige warme Börsenfreunde. Nachher entschuldigte sich zwar die Regirung mit der Bemerkung, Das seien nur ganz provisorische Sachverständige gewesen, so für den Anfang; in den späteren definitiven Börsenausschuß sollten dann schon die Richtigen hinein. Das glaubte ihr die Börse aber nicht und so waren, unter klugem juristischen Beirath, auf dem Fondsmarkt wie auf dem Produktenmarkt alle Vorbereitungen bereits bestens getroffen worden, um mit eintretender Jahreswende den fröhlichen Anfang vergnügt an das fröhliche Ende sich knüpfen zu lassen.

Da geschah ein den Herren ganz Unerwartetes. Der preußische Handelsminister verfügte, dem Gesetz entsprechend, wirklich die Aufnahme einiger Landwirthe in den Vorstand der Produktenbörse. Flugs packen die Kinder ihr Spiel-

Hosted by Google

zeug zusammen und retten so für die Welt die Segnungen des modernen Handelsverkehres in ein anderes Lokal hinüber. Ich habe mich der komischen Wirkung dieses Vorganges und der daran sich knüpfenden grotesken Haltung der Börsenpresse selbst so wenig entziehen können, daß ich es verständlich finde, wenn im agrarischen Lager bisher fast nur heitere Betrachtungen über diesen modernen Exodus angestellt worden sind. Nachgerade aber wird es doch Zeit, sich zu erinnern, daß hinter dem kindischen Spiel bitterer Ernst sich verbirgt. Es sind nach übereinstimmender Schätzung am berliner Platz rund vierhundert Papierkornhändler, mit ihren Angestellten etwa fünfzehnhundert Personen, „thätig" gewesen. Und die volkswirthschaftlich verderbliche Thätigkeit dieser vom Gesetz nun geächteten Zunft, die im Feenpalast um ihre Weiterexistenz kämpft, kann mit Bonmots nicht unterdrückt werden Der Anreiz zu einer weiteren scherzhaften Behandlung der Angelegenheit entfiel mit dem Augenblick, wo man auf jener Seite den so lange hoch erhobenen Schild der kaufmännischen Ehre sacht einpackte und in der Vossischen Zeitung ehrlich bekannte: „Der kennt das Wesen des Handelsstandes schlecht, der glaubt, daß dieser sich bei seinen Maßnahmen von leidenschaftlichen Aufwallungen leiten lasse. Trotz und Rachegefühle vertragen sich mit dem Wesen des Handelsstandes nicht. Der Handel sucht den Verdienst mit allen ehrlichen und erlaubten Mitteln; und ein sehr großer Theil des Handelsstandes ist in der Lage, diesen Verdienst von einem Tage zum anderen suchen zu müssen. Es mag vorkommen, daß ein einzelner Kaufmann sich einen Verdienst entschlüpfen läßt, um einer trotzigen und rachsüchtigen Regung zu genügen; er fiele damit freilich aus seiner Rolle als Kaufmann. Aber daß fünfzig Kaufleute, wie in Halle, oder vierhundert, wie in Berlin, das Beispiel nachahmen sollten, das die Fabier an der Kremera oder die Spartaner bei Thermopylä gegeben haben, ist ein außerordentlich lächerlicher Gedanke. Wenn von jenen Fünfzig oder von diesen Vierhundert ein Einziger dächte, er würde an der amtlichen Produktenbörse mehr verdienen als in der freien Vereinigung, in die er nothgedrungen gegangen ist, so erschiene er heutigen Tages an der Börse. Diese freien Vereinigungen sind ein kümmerlicher Nothbehelf; aber daß die Kaufleute sie aufsuchen und sich von der amtlichen Börse fernhalten, ist der schlagende Beweis dafür, daß man ihnen den Aufenthalt an der Börse schlechthin unmöglich gemacht hat." Ersetzt man hier die beschönigende Bezeichnung Handelsstand mit dem Ausdruck Jobberthum, dann hat man eine Kennzeichnuug der Sachlage, wie sie besser nicht gegeben werden kann. Darum wird die Frage an den als Staatsanwalt ja sachverständigen Börsendezernenten des preußischen Handelsministeriums nun dringlich: ob der berliner Feenpalast im Inlande liegt und ob die fortgesetzt über die dort abgeschlossenen börsenmäßigen Termingeschäfte in den Zeitungen veröffentlichten Preislisten etwa nicht veröffentlicht sind?

Der preußische Handelsminister hat diesen Fragen namens des Staatsministeriums im Abgeordnetenhause jüngst die Antwort gefunden: die freien Vereinigungen und deren Geschäfte seien zweifellos ungesetzlich, aber man wolle zunächst versuchen, im Wege eines billigen Kompromisses zu einer friedlichen Einigung zu gelangen. Nun, daß auch nach der Meinung der Regirung ein böses Kind nicht ein gutes wird, wenn man ihm handelsrechtlich einen anderen Namen liefert, scheint am Ende selbstverständlich. Darum kann man nicht recht

Hosted by Google

einsehen, warum die meisten Redner der reformfreundlichen Parteien über diese Zusicherung des Ministers so erfreut waren, daß sie es unterließen, aus diesem ausdrücklichen Zugeständniß die logischen Folgerungen für die in Preußen bis dahin wohl unerhörte Meinung zu ziehen, die der Minister im zweiten Theil seiner Rede entwickelte. Mit Leuten, die einem rechtskräftig erlassenen Gesetz offenkundig zuwiderhandeln, pflegte man bisher anders umzugehen und ich stehe nicht an, nach diesem neuesten Vorgang die Bauern im Lande für Tröpfe zu halten, die an die Möglichkeit einer wirksamen Durchführung der Börsenreform heute noch glauben.

Die Vorgänge an der nicht im geschlossenen Feenpalast, sondern unter voller Staatsaufsicht handelnden Fondsbörse zeigen deutlich genug, welche Zustände wir aus der freundlichen Nachgiebigkeit der Regirung zu erwarten haben. „Der Börsenterminhandel in Antheilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen ist untersagt." Die Börse aber ersetzt die im Kassageschäft bedingte sofortige Stückelieferung einfach durch die papierne „Gutschrift und Belastung auf Stücke-Konto per Ultimo", — und handelt Laurahütte und Dortmunder, Dannenbaum und Gußstahl still vergnügt weiter, auf Termin und Differenz, ganz wie früher. Der Terminhandel in Bahnaktien mit einem geringeren Betrage als 20 Millionen Mark ist untersagt. Dieser Bestimmung gemäß verbot sogar der alte Börsenvorstand für die Zeit seiner Funktion vom ersten bis zum sechsten Januar diese Geschäfte für Marienburger, Ostpreußen u. s. w. Der neue Vorstand aber interpretirt, ganz entgegen dem klaren Wortlaut der Motive und aller Kommentare, den Paragraphen so gewaltsam, daß dieser Terminhandel flugs wieder zugelassen werden konnte. Das geschieht, wie gesagt, nicht in der im Feenpalast versteckten Winkelbörse, sondern ganz offiziell auf dem staatskommissarisch kontrolirten Fondsmarkt; und wer hier heute, ein paar Wochen nach dem Inkrafttreten des Reformgesetzes, auch nur den leisesten sachlichen Unterschied in den Schachervorgängen zwischen Einst und Jetzt aufspüren wollte, Der würde sich ganz vergebens plagen. Aehnliches würden wir an der Produktenbörse erleben, wenn man die Herren bittet, freundlichst doch zurückzukehren, und wenn man ihnen den Weg hierfür durch Kompromisse zu ebnen sucht. Der Handelsminister hat in seiner letzten Rede schon durchblicken lassen, daß vielleicht die von ihm in der neuen Börsenordnung gestellte, von den Börsianern aber für unannehmbar erklärte Forderung der genauen Spezialisirung der Getreidequalitäten ein geeignetes Kompromißobjekt bilden könne. Leider fand sich auf der rechten Seite des Hauses nicht Einer, der ausgesprochen hätte, daß die Beseitigung dieser Forderung den Umsturz des Fundamentes bedeuten würde, das der Getreidehandelsreform überhaupt bisher gegeben worden war. In dem Augenblick, wo man durch den Verzicht auf die minutiöseste Charakteristik jedes geschlossenen Einzelngeschäftes den Begriff der Fungibilität des Getreides wieder hineinschlüpfen läßt, beseitigt man die von der Vossischen Zeitung sehr richtig erkannte Grundursache des Fernbleibens des Jobberthumes von der offiziellen Börse. Das auf der vorausgesetzten Fungibilität fußende Blanko-Angebot bildet die Grundlage des Differenzhandels und nur in diesem Handel kann das Gros der in den Feenpalast geflüchteten „Kaufleute" überhaupt Geschäfte machen. Da es aber doch die Absicht des Gesetzes ist, diese Art der Geschäftmacherei zu zerstören, so darf man sich nicht bemühen, der Rückkehr dieser Zunft goldene Brücken zu

Hosted by Google

auen, sondern eine vernunftgemäße Gesetzesdurchführung muß genau aufpassen, aß die aus dem Feenpalast gescheuchten Herren nicht etwa wieder an die offizielle Börse zurückkehren.

Unter dem Terrorismus des Jobberthumes und der Börsenpresse hat auch der geringe Prozentsatz der Händler mit wirklicher Waare vorläufig gemeinsame Sache mit den „Ehrbaren" machen müssen. Das wird, aus inneren Gründen, so lange andauern, bis man gewaltsam gegen die wilden Börsen einschreitet und die Autorität des Gesetzes wieder herstellt. Sobald Das geschieht, wird dieser reelle Handel, dem nach seinem eigenen — in privater Unterhaltung willig gegebenen — Zugeständniß die Reform nur nützlich ist, sofort an den öffentlichen Markt zurückkehren, denn er kann ihn auf die Dauer nicht entbehren. Darum werden wir um so schneller wieder zu geordneten Zuständen gelangen, je schärfer man gegen das Wildererthum einschreitet und ohne schwächliche Kompromißsucht die reinliche Scheidung vornimmt.

Die Landwirthe bemühen sich überall emsig, durch Bildung eigener Marktvereinigungen und Herausgabe von Preisnotirungen den Strike der Börsianer unwirksam zu machen. Dieser löbliche Eifer ist für den jetzt nöthigen Kampf gänzlich werthlos. Es hat für andere Zwecke gewiß Interesse und es ist für die Besserung der Zustände im lokalen Handel vielfach durchaus nützlich, durch solche örtliche Preisstatistiken einen klareren Einblick in die lokalen Paritäten und in die Differenzgewinne der Zwischenhändler zu erhalten. Aber wenn man glaubt, damit eine nützliche Waffe für den prinzipiellen Kampf zu gewinnen, so übersieht man, daß für die gesammte lokale und provinzielle Preisbildung das von den „Freien Vereinigungen" der Hauptbörsenplätze, insbesondere Berlins, ausgehende Preisdiktat nach wie vor beim Einkauf für die provinziellen Händler maßgebend bleibt. Die amtliche Preisstatistik, z. B. die der Landwirthschaftkammern, spiegelt also, nur acht oder vierzehn Tage später, einfach die Preisbewegung wieder, die vorher aus dem berliner Feenpalast „nach den privaten Ermittelungen unseres Berichterstatters" von den Zeitungen schon gemeldet worden war.

Wer nur halbwegs mit diesen Dingen sich beschäftigt hat, weiß, daß eine ausgiebige volkswirthschaftliche Wirkung nur bei international gleichmäßiger Durchführung der Reform erzielbar ist. Wie erfolgreich aber in Paris, Wien und Budapest die heutigen Vorgänge in Deutschland gegen die dortigen Maßregeln ausgenützt worden sind und noch fortgesetzt ausgenützt werden: Das lassen die Zeitungberichte und privaten Mittheilungen dortiger Interessenten klar erkennen. Die erlogenen Darstellungen unserer Börsenblätter, daß Regirung und Agrarier in Deutschland geradezu entsetzt seien, nun sehen zu müssen, welches Unheil sie hier angerichtet haben, und daß man sich mühe, die Jobber wieder zu versöhnen und zum Heile der Landwirthschaft in die Börsenhallen zurückzuführen, — dieser im Auslande ja noch viel mehr als hier wirksame Schwindel kann aus den verunglückten parlamentarischen Debatten des Abgeordnetenhauses leider mit Recht neue Nahrung ziehen und es ist ein Jammer, zusehen zu müssen, wie Regirung und Parlament sich abmühen, das Jobberthum davon abzuhalten, daß es die im Gesetz vom zweiundzwanzigsten Juni 1886 ihm präsentirte seidene Schnur etwa wirklich gebraucht.

Steglitz. Edmund Klapper.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Kirne und Girbe. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, besonders zur Geschichte der Milchwirthschaft. Verlag des Verfassers. Berlin NW., Kreuzbergstr. 10.

Die Kulturgeschichte hat, so weit sie die Erwerbsthätigkeit behandelt, sich bisher auf allgemeine Uebersichten beschränkt; natürlich, denn Niemand kann alle Erwerbszweige genügend kennen. Erst wenn die verschiedenen Gebiete menschlicher Thätigkeit in ihrer Geschichte von Fachkundigen einzeln dargestellt wären, könnte eine zusammenfassende Kulturgeschichte das wirthschaftliche Dasein in möglichster Vollständigkeit begründend schildern. Eine solche kulturgeschichtliche Einzelnuntersuchung, beschränkt auf einen Theil der Milch- und damit der Landwirthschaft, bildet den Inhalt meines Buches. Es ist eine Geschichte des Butterfasses bei allen Völkern der Erde bis auf unsere Tage. Das Buch führt alle die Tausende verschiedener Gefäße, die zur Butterbereitung dienten oder noch dienen, auf drei je selbständig erfundene Urformen zurück: zwei davon, vertreten durch die Kirne, gehören seßhaften (arischen) Stammvölkern an; die dritte ist, in der Gestalt der Girbe, der Eigenart nomadischer (semitisch-mongolischer) Völkerschaften entsprungen. Die Untersuchung zeigt das Butterfaß in der Verschiedenheit des zu seiner Herstellung verwendeten Stoffes — Thierfell, Kürbisschale, Thon, Holz, Eisen, Glas, Porzellan —, in der Verschiedenheit seiner Größe, seiner Leistungfähigkeit, seiner Betriebsart als einen treuen, die jeweilige Entwickelungstufe der Völker bezeichnenden Kulturbegleiter. Auf dem Gebiet der Landwirthschaft besaßen wir bisher außer Skizzen nur eine einzige umfassendere kulturgeschichtliche Sonderdarstellung ähnlicher Art: die Geschichte des Pfluges vom Dr. K. H. Rau; doch auch diese fußt nicht auf eigenen Quellenforschungen, spürt nicht dem eigenartigen Ursprung des Geräthes bei den verschiedenen Völkerschaften, nicht seiner volksthümlichen Entwickelung nach, sondern beschränkt sich im Wesentlichen darauf, an der Hand von gelegentlichen Nachrichten anderer Schriftsteller die allgemeine Entwickelung vom Einfacheren zum Vollkommeren zu veranschaulichen. In „Kirne und Girbe" ist zum ersten Male von einem Fachmann versucht worden, die Methode philologischer Forschung zur Ergründung des Ursprunges und der Entwickelung eines landwirthschaftlichen Geräthes anzuwenden.

Benno Martiny.

Das neue Gewissen. Verlag von H. Hässel, Leipzig. 1897.

Während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 vollzieht sich unter der Bewohnerschaft eines schweizerischen Grenzdorfes, das groß genug ist, um die politischen Erregungen und Schwankungen des ganzen Volkes allen Farben nach wiederzuspiegeln, eine auf idealer Basis sich bewegende politische Wandlung, die bei den Schweizern eine Stärkung des Bewußtseins ihrer Stammesverwandtschaft mit der deutschen Nation zur Folge hat. Mitten im Dorfgetriebe steht ein junger, gebildeter Mann, der sich im Kampf mit den politischen und ethischen Vorurtheilen der Bevölkerung eine feste Stellung erringt, sich zugleich unter dem Einfluß eines einsichtvollen Pfarrherrn und eines rein und natürlich empfindenden Weibes von des alten Gewissens Qualen, die ein Schwur über ihn gebracht hat, befreit und dieses zu einer höheren Form emporbildet, in der er es dann in den Dienst der Mitmenschen stellt. So veranschaulicht der Roman durch eine bewegte Handlung das Werden einer Sitten-

Hosted by Google

lehre, die, das ganze Leben der Menschheit umfassend, die Erreichung der höchsten sittlichen Ziele sowohl von der Wohlfahrt des Einzelnen als derjenigen der Gesellschaft abhängig macht. Das Gesetz der Entwickelung fordert auch für das Gewissen Wandlung, wie sie sich hier in der Form vermehrter Selbstverantwortung darstellt.

Basel. Adolf Vögtlin.

Das Vaterwort. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg 1896.

Eine voreilig, ohne vorhergehende Untersuchung ertheilte Strafe und die in den Schulstuben heimische Macht der Suggestion treiben einen phantasievollen Knaben in so schlimme Verwirrung, daß er ein Vergehen, das er nicht begangen hat, eingesteht und es begangen zu haben glaubt. Die Entdeckung seiner Unschuld veranlaßt den Vater, dem Sohne eine Lebensregel einzuprägen, gegen die sich im zweiten Theile der Novelletten-Trilogie die Mutter versündigt, während im dritten ihre Verwirklichung durch den Sohn beim Vater selbst auf Widerspruch stößt. Sobald aber der Erzieher in der Willensbethätigung und dem aufrechten Charakter des Sohnes das Resultat seiner eigenen Erziehungweise erkennt, löst sich der ernst gewordene Konflikt.

Basel. Adolf Vögtlin.

Wilhelm der Große. Bilder aus dem Leben des Helden in Liedern und Versen.

In dieser Festdichtung habe ich mich bemüht, das Leben des alten Kaisers in gedrängter Kürze poetisch darzustellen. Aus seinem Leben habe ich elf Bilder gewählt, die als selbständige Gedichte in verschiedenem Strophenbau ausgeführt sind. Diese habe ich durch reimlose fünffüßige Jamben zu einem Ganzen verbunden. Von den strophischen Gedichten sind drei aus eigenen Kundgebungen des Gefeierten gestaltet, nämlich „Glaubensbekenntniß", „Ein Königswort" und „Thronrede". In meine Dichtung eingeschaltet habe ich auch zwei fremde Lieder, nämlich E. M. Arndts Sturmlied vom Jahre 1841, um der Melodie willen, mit der ich es sangbar gemacht habe, und des Prinzen von Preußen Lied vom Jahre 1840 „Der Oberrhein", wegen seiner inneren Zugehörigkeit zu der Aufgabe, das Leben des Kaisers wahr zu schildern. Außerdem schreibe ich mir ein kleines Verdienst um den Text dieses Liedes zu. Im Jahre 1876 lief es durch alle Zeitungen mit einer unsinnigen Entstellung. Da hieß die dritte Strophe:

Du Straßburg, Burg der Starken
Von Frankreich und Burgund,
So lang dort rasen Franken,
Wird Deutschland nicht gesund.

Richtig heißt die Strophe: Du Straßburg, Burg der Straßen
Von Frankreich und Burgund,
So lang dort Franken rasen,
Wird Deutschland nicht gesund.

Mit dieser Berichtigung habe ich das Lied meiner Dichtung eingefügt und ich möchte wünschen, daß es aus dieser in der gereinigten Form von Neuem in die deutschen Zeitungen übergehen möchte, damit die alte Entstellung beseitigt werde.

Sebnitz in Sachsen. Fr. Ohnesorge.

Hosted by Google

Bilanzen.

Seit wir die Steuererklärung haben, zeigt gewöhnlich schon der Februar, was die Banken im verflossenen Jahre geleistet haben; freilich braucht man mit dem Abschluß nicht fertig zu sein und hätte dann, statt des Ertrages von 1896, vorläufig wieder den Nutzen von 1895 zu versteuern. Zuerst erschien die Nationalbank für Deutschland. Die Mehrung der Zinsen und Minderung der Provisionen entsprachen der Erwartung, da der theuere Geldstand des letzten Quartals und die Geschäftseinschränkung wegen des allzu sehr gefürchteten Börsengesetzes ja bekannt waren. Die Flüssigkeit der Bilanz ist noch immer nicht anzutasten, trotzdem jetzt keine Gründung — und die Nationalbank hat deren viele — vor einem mindestens einjährigen Betrieb auf den Aktienmarkt kommen darf, die Papiere zunächst also im Portefeuille bleiben. Da die Bank aber ihr Kapital vermehrt, wird ihrer Liquidität wohl etwas Kunst beigemischt sein. Wie die neuen Aktien herauskommen, ist noch nicht bekannt. Der Kurs ist etwa 148, excl. Coupon 144; die sichtbaren Reserven bilden 20 Prozent. Da also der innere Buchwerth der Aktien etwa 120 ist, so werden die „jungen" vielleicht zu 125 angeboten. Eine Contremine in Nationalbank würde einer Raritätensammlung einzuverleiben sein. Die Freunde des Aufsichtrathes und der Direktion besitzen große Aktienposten und so ruft ein Jahresabschluß selten eine Bewegung hervor.

Ganz anders liegt die Sache bei der Dresdener Bank; da wird mindestens beim Erscheinen der Bilanz gefixt und man sucht der Direktion die üblichen beruhigenden Erklärungen abzutrotzen. Diesmal genügte den Fixern die Mittheilung, daß an der Spritfabrik Nagel in Hamburg, einem alten Schmerzenskinde der Bank, abermals beträchtliche Abschreibungen erfolgen müssen. Sofort trat ein Kursrückgang ein, der auch durch die Versicherung nicht gehemmt wurde, daß alle Abschreibungen, mit Einschluß des südafrikanischen Unternehmens, kaum drei Millionen ausmachen. Die Dresdener Bank hat beim Ankauf der Bremer Bank am Uebernahmekurs und am Einschlucken der Reservefonds Millionen verdient; so reiche Extragewinne wiederholen sich aber kaum, da das Geschäft in Bremen keine übergroßen Chancen läßt. Das wäre in Hamburg schon eher möglich, aber dort hat die Deutsche Bank mit Hilfe eines sehr coulanten Geldbewilligungsystems der Konkurrenz das Leben recht schwer gemacht. Die Dividende der Dresdener Bank schwankt noch zwischen 8 und $8^1/_2$ Prozent und ich glaube nicht, daß ihre afrikanischen Geschäfte üble Folgen haben werden. Die Lage der dortigen Mineninduſtrie darf nicht nach den niedrigen Kursen beurtheilt werden, die die großen Besitzer von Goldshares in ihre jüngste Bilanz eingestellt haben. Es giebt Leute, die behaupten, die Transvaal-Regirung werde künftig sich der wichtigsten Thätigkeit der Bevölkerung freundlicher zeigen. Auch sind peinliche Zwischenfälle oft nur auf persönliche Differenzen zurückzuführen; so der noch nicht genügend aufgehellte Vorgang bei Miders Estate. Der französische Konsul in Johannesburg vertritt außer Frankreich auch die Gruppe Ephrussi; es war daher vielleicht etwas unbedacht von ihm, in seinem Konsularbericht neben dem Einfall Jamesons auch des Herrn Rhodes und der Firma Wernher, Beit & Co. unsanft zu gedenken. Nicht lange nachher gründeten Wernher, Beit & Co. mit diesem Konsul zusammen die Miders Estate. Jeder übernahm 40 000 Aktien zu 4 Pfund Sterling, und zwar auf Grund der damaligen bergmännischen Schätzung. Während der Franzose sich aber noch des neuen Besitzes seiner Gruppe freute, wurden Wernher-Beit plötzlich von Ehrlichkeitanfällen

Hosted by Google

betroffen: sie ließen die Mine noch einmal untersuchen, erhielten schlechte Berichte, die sie veröffentlichten und zur Inhibirung der Dividende benutzten. Das Ergebniß war starker Kursrückgang, Verluste der französischen Gruppe, Genugthuung für Wernher-Beit, die ja scheinbar selbst in Mitleidenschaft gezogen sind, an dem theuer verkauften Objekt aber ein so großes Interesse hatten, daß sie so ziemlich auf ihre Kosten kommen.

Bei der Diskontogesellschaft nimmt man wieder zehn Prozent Dividende an. Von der schwebenden Schuld, die ihr bei der Großen Venezuela-Bahn aussteht, sucht sich die Bank durch Vermehrung des Aktienkapitales der Bahn zu befreien. Das Wichtigste bleibt aber für die nächsten Jahre ihre Theilnahme an unseren Industrie-Unternehmungen, vor Allem der Elektrotechnik, der die Diskontogesellschaft folgen muß, wenn sie nicht veralten will. Sehen wir doch aus zahlreichen Inseraten, daß seit zwei Monaten selbst eine so konservative Firma wie Siemens & Halske ganz moderne Bahnen einschlägt, — vielleicht, weil ein früherer Privatdozent dort eingetreten ist. In Paris soll ein elektrolytisches Unternehmen geschaffen werden, zu dessen Gründung sich eine deutsche chemische Fabrik und eine deutsche Elektrizitätfirma vereinen.

Die Deutsche Bank könnte bei ihren amerikanischen Gewinnen 15 Prozent vertheilen, wird sich aber wohl mit 10 Prozent begnügen. Das Vertrauen zu den Leitern dieser Bank, die auch vom Glück begünstigt waren, hat sichtlich zugenommen. Die Handelsgesellschaft wird auf 9 Prozent geschätzt. An ihr haben Börse und Publikum bisher eigentlich mehr verdient als an der Siemens-Bank. Sie scheint auch in den wichtigen Industrien gute Berather herangezogen zu haben, so daß bei bedeutenden neuen Unternehmungen, deren Finanzleute noch unbekannt sind, gewöhnlich auf die Handelsgesellschaft gerathen wird. Früher spielte das Frühstückslokal von Hupka eine gewisse Rolle bei dieser Bank, da dort die Direktoren zu plaudern und „Tips“ auszugeben pflegten. Die Darmstädter Bank schätzt man auf 10 Prozent. Ihr Kommissionsgeschäft gilt als so ausgebreitet und fundirt, daß sie nicht einmal die Eintragung in das Register für nöthig hielt. Eine Zeit lang schien sie sich russischen Geschäften zuwenden zu wollen. Das ist bekanntlich ein Gebiet, wo die Deutschen bisher häufig hinter Belgiern und Franzosen zurückstanden. Ich habe die vorjährigen Abschlüsse der hier besprochenen sechs großen Banken durchgesehen; wenn ich noch die Leipziger und die Oesterreichische Kreditanstalt hinzunehme, so ergiebt sich allein an Vorträgen auf das jetzt zur Nutznießung gelangende Jahr die Summe von 2729000 Mark.

Wenn der gestiegene Kurs den Gründern selbst noch Vortheil bringen kann, d. h. wenn sie mit einem Theil der neuen Aktien gewartet haben, müssen diesmal riesige Gewinne gemacht worden sein. Es giebt kleine Fabriken, deren Papiere zu 180 emittirt wurden, sofort auf 190 stiegen und heute 250 stehen. Hier tritt bereits ein sozialpolitisches Moment hervor. Die theuren Gründungen nämlich, deren Aktien nicht mehr zu pari, sondern auf der Basis einer Rente bis zu 5 Prozent herauskommen, tragen nicht wenig zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeiter bei. Wenn z. B. junge Bochumer zu 220 angeboten werden, so fällt Das den Arbeitern nicht weiter auf; bringt aber die Dividende 10 Prozent, dann vergleichen sie mit solchem glänzenden Erträgniß ihre Löhne. In Wirklichkeit machen aber 10 Prozent bei einem Kurs von 220 nur $4^1/_2$ Prozent; die Aktionäre erhalten also nicht zu viel, desto mehr steckt aber eine kleine Zahl von Unternehmern ein.

Von rheinisch-westfälischen Instituten nenne ich den Schaaffhausenschen Bankverein, der ja übrigens bereits residenzfähig geworden ist, die Bergisch-Märkische

Hosted by Google

Bank in Elberfeld, die Essener Kreditanstalt, Barmer Bankverein, Aachener Diskontogesellschaft, Kölner Wechslerbank, Bank für Rheinland und Westfalen, Westfälische Bank und Dortmunder Bankverein. Sie alle haben seit einigen Jahren zwischen $5^1/_4$ und $7^1/_2$ Prozent vertheilen können und ihre Kapitalsvermehrungen in diesem kaum begonnenen Jahre betragen zusammen nicht weniger als $39^7/_8$ Millionen. Unter Umständen werden hübsche Theile davon auch eine Zeit lang in Börsenreports angelegt, gewöhnlich ist aber in jenen Provinzen selbst schon Verwendung dafür. Dort fehlt es auch nicht an glücklichen Zufällen, die dann rasch verallgemeinert werden. Beispiel: die Bergwerksgesellschaft Bliesenbach, deren Aktien Ende Januar 1896 zu 130 herauskamen und seitdem bis auf 249 steigen konnten. Die Aufschlüsse sollen nämlich für die ersten acht Jahre genügende Mengen von Zinkerzen gezeigt haben, wie im Dezember der Generalversammlung mitgetheilt wurde. Vor sieben Jahren wollte kein kölner Bankier auf die sämmtlichen Kuxe 200000 Mark vorstrecken; Geschichte und Entwickelung solcher Etablissements werden bei uns eben erst dann bekannt, wenn sie kurszettelfähig geworden sind. In den versteinerten Handelstheilen unserer Zeitungen ist immer nur vom Ertrag, fast nie aber von der Organisation und der eigentlichen Arbeit die Rede.

Von den wichtigsten Fragen des praktischen Fortschreitens deutscher Industrie erfährt das große Lesepublikum beinahe gar nichts. Um diese Lücke auszufüllen, hatte ich kürzlich z. B. versucht, die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in ihrer vielseitigen Thätigkeit hier zu schildern. Ich konnte dabei nicht ahnen, daß dieser Versuch sechs deutsche Unternehmer von Holzverkohlungfabriken (alten Systems) zu einer umfangreichen Erklärung anregen würde, wonach „der wesentliche Inhalt" meines Artikels auf ein von der Gesellschaft selbst verbreitetes Schriftstück zurückzuführen sei. Hoffentlich ist die Verkohlungmethode der Unterzeichner weniger leichtfertig als diese öffentliche Behauptung, denn auf drei Druckseiten habe ich ganze 25 Zeilen nach einem Cirkular mitgetheilt, das auch in den Händen der Konkurrenz ist. Der weitaus größte Theil meines Artikels enthielt eine Zusammenfassung der Technik, des Vertriebes, des kaufmännischen Wesens und des Monopolisirungsystemes der kasseler Gesellschaft, wie sie von nicht ganz dummen Unternehmern selbst sicher nicht zu haben war. Kein Unbefangener wird ferner glauben, daß meine Angaben über den ungemein großen Gewinn an den Maschinenlieferungen, über den Namen der Fabrik, über die durch Vermittelung der Leipziger Bank abgeschlossenen fünfzigjährigen Holzverträge mit Bosnien u. s. w. die Kontrahenten selbst irgendwie angenehm berührt haben können. Eben so wenig dürften die Herren in Kassel gern gelesen haben, daß ich einen Preisdruck der kostbaren Chemikalien wegen der unverhofften Produktionvermehrung für möglich halte. Da, wo ich — ziemlich kurz — „nach einer mir vorliegenden Berechnung" die Erfindung Bergmanns bespreche, heißt es fast stets vorsichtig: „Es soll" oder: „Die Interessenten versichern nun". Das Aufsehen, das mein Artikel erregte, wurde aber wohl auch weniger durch den Inhalt veranlaßt als dadurch, daß alle diese Dinge hier überhaupt zum ersten Male einer Würdigung werth gefunden wurden. Pluto.

Für Herrn Arno Holz sind noch folgende Beiträge eingegangen: Dr. M. 20, J. C., M. F. und M. 22, O. H. 10, Geheimrath Schw. 100, Leipziger Auguren-Kolleg (vierte Rate) 42,40, Aus Südamerika 402 Mark. Im Ganzen sind 4620 Mark eingegangen. Der Empfänger dankt herzlich für diese Hilfe.

Hosted by Google

Berliner Karneval.

Berlin ist nicht lustig. Ob das erste Grün den sauberen Rand der Straßen und die schmalen Vorgärten putzt oder ob Wochen lang eine weiße Schneeschicht sich auf Wege und Stege legt und wie ein weißer, lastender Alb dem Wanderer den Athem hemmt: Berlin ist nie lustig. In den Bahnwagen kann mans beobachten; schweigsam, fremd und mürrisch sitzt Einer da neben dem Anderen, kein munteres Gespräch kommt zwischen den eng Zusammengepferchten auf, Jeder denkt nur an sein Geschäft oder verschlingt den schwarzen Unsinn, den ihm sein Blättchen bietet, und auf dem Perron der Straßenbahnwagen qualmen verdrossen blickende Leute einander den Rauch schlechter Cigarren in die Nase. Man muß, um vergnügt lachende Gesichter zu sehen, den Sonntag abwarten, wo Dienstmädchen und Ladenjünglinge in die fröhliche Freiheit eilen und aus blanken, lüsternen Aeuglein die Kunde guckt, daß es am Spreestrande noch Lustigkeit giebt. Sonst merkt man nichts davon; der Grundton der eigentlich berlinischen Gesellschaft ist frostig, ironisch und bissig und er färbt sich auch nicht heiterer, wenn Karneval im Kalender steht. Dieser berliner Karneval ist furchtbar. Man möchte so gern lustig sein, lustig um jeden Preis, man verrenkt die Glieder und zappelt sich warm, aber die rechte, gemüthliche Heiterkeit will sich nicht einstellen und im besten Falle kommt ein rüder, unfreundlicher und unerfreulicher Spaß heraus. Keine Spur von der Italerstimmung, die jauchzend sich für den Abschied vom fetten Fleischgenuß und für magere Fasttage vorbereitet, kein Hauch der phantastischen Tollheit, durch die Brants Narrenschiff rollte und in Paris noch heute der boeuf gras mit den vergoldeten Hörnern zur Schlachtbank geführt wird. . . Wer repräsentiren muß, giebt Diners und Bälle, um den Standesgenossen, den Konkurrenten und Kunden zu zeigen, wie er eingerichtet ist und wie viel er für seine Gäste aufwenden kann, und dünkt sich stolz und selig, wenn er Spargelspitzen serviren, das feinste Zuckerwerk von Hoevell herumreichen und in nachgekünstelten Köppinggläsern alte Weine kredenzen läßt. Nach reichlicher Atzung und Letzung werden die Stimmen lauter, ein paar kleine Mädchen, denen die Sache noch neu ist, kichern wonnig hinter dem Federfächer, allerlei Dünste und Parfums umnebeln die Hirne und man bildet sich einen Augenblick ein, das lärmende Geschwirr sei ein Zeichen herzhafter Lustigkeit. Doch die holde Illusion dauert nicht lange, und wenn die Scheidestunde schlägt und der Trinkgeldzoll zu entrichten ist, fühlt Jeder, daß er seinen Abend verloren hat, und die Hausfrau berechnet seufzend, was die erzwungene Abfütterung diesmal wieder gekostet hat. Wir haben auch öffentliche Bälle, Maskenbälle sogar, aber da siehts noch viel schlimmer aus. Wer draußen weit in der Provinz die Zeitungberichte liest und von strömendem Sect und vom bunten Treiben einer stattlichen Schaar schöner Mädchen hört, wird häufig wohl von der Gier gepackt werden, auch einmal, nur einmal die orgiastische Lust mitzumachen. Er mag sich trösten und die Sehnsucht für immer stillen; die Leute, die solche Berichte schreiben, glauben selbst nicht daran und haben sich ganz gewiß zum Sterben gelangweilt. Von Zeit zu Zeit macht auch Einer, der nicht dazu verpflichtet ist, den unsinnig kecken Versuch, auf solchen Bällen für eine Stunde Zerstreuung zu finden, aber jedesmal treibt der Ekel ihn schnell wieder fort. Ein geschmacklos aufgeputzter Saal, über dem übel gemischte Düfte schweben, gelangweilte Börsenherren niederer Ordnung in fettigen Dominos und eine Horde von Frauenzimmern, denen selbst der Fremde ansieht, daß sie im grünen Wagen seit manchem Jahr

Hosted by Google

heimisch sind. Es sind immer die Selben; man trifft sie in der Friedrichstraße, bei Keck, im Club Royal oder im Coursaal und sie besuchen die Maskenbälle, weil sie hoffen, da vielleicht einen besonderen Kunden zu fangen. Natürlich geschminkt, knallrothe Lippen und rosige Ohrläppchen, dick mit dem schwarzen Stift umränderte Augen, schlechtes Schuhwerk auf plumpen Füßen und billige Armbänder über dem zu engen Handschuh, der eine rothe, rissige Köchinnenhand umspannt. Für ihr Kostüm können sie nicht viel aufwenden, sie haben es in der Maskengarderobe oder bei einer Choristin für ein paar Mark geborgt, es mitunter aus den verschiedensten Zeiten und Zonen zusammengestoppelt, und wenn beim Tanzen der Spitzenrock aufflattert, erkennt der Zuschauer schaudernd, daß dieses Prachtstück schon manchen Maskenball mitgemacht haben muß. Die Unseligen verstellen sich auch gar nicht: jeder Wink und jede Miene sagt, daß sie nicht etwa zum Vergnügen da sind, sondern als Geschäftsdamen; sie fragen, wenn ein Naiver sich mit einer Einladung zum Souper naht, ob es „auch einen Zweck hat", und sie wägen, ehe sie den artig gebotenen Arm annehmen, vorsichtig des Käufers Zahlungfähigkeit. Dabei dumm ohne Einfalt und frech ohne Grazie, ohne die Grimasse der Sinnlichkeit sogar ... Wie soll in solcher Gesellschaft eine Karnevalsstimmung entstehen? Da oder dort schwatzt man allenfalls ein paar Minuten mit einer verwitterten Huldin, die den alten Bekannten erlauert hat, bezahlt einen Punsch oder eine Limonade, schlendert ein Bischen durch den Vorsaal, um das Gute gleich abzufangen, und trollt sich, wenn gar nichts Jagdbares auftauchen will, angewidert von dannen. Nur die ganz kindlichen Gemüther lassen sich noch auf zweifelhafte Soupergenüsse ein, bestellen zwinkernd einen nicht zu theueren Schaumwein — auf dem Kühlkübel muß natürlich die carte blanche liegen, sonst schöpft die zarte Genossin Verdacht — und müssen gähnend dann die alten Couplets aus dem Apollo-Theater vernehmen, etwa: „Du bist so kalt und machst Alles so heiß, Du zauberst Flammen hervor aus dem Eis!" Leider wird ihnen aber gar nicht heiß und kein noch so bescheidenes Flämmchen züngelt in ihren Sinnen auf ... Der berliner Karneval ist frostig, Dominos und Masken bergen kein wärmeres, zu launiger Lust gesteigertes Leben und der Fremde, der von den Faschingsgenüssen der herrlichen Reichshauptstadt Wunderbares gelesen hat, steht staunend vor der bunten Dürre, die ihn umgiebt. Gegen Morgen erst, wenn er trüb und verkatert heimwärts schleicht, den Pelzkragen hochschlägt und die letzte Cigarre paffend in Brand setzt, kann er des berlinischen Humors manchmal einen Hauch verspüren. Zwischen den halb erfrorenen Wurstverkäufern und den verschlafenen Bäckerjungen, zwischen galanten Droschkenkutschern und vermummten Liebesspenderinnen, die auf dem Maskenball und im Kaffeehause trotz allem Mühen den Anschluß versäumt haben, entspinnen sich dann oft derbe Wortgefechte, in denen eine rohe, aber gesunde Lustigkeit aufleuchtet und das innerste Wesen der winterlichen Parvenupolis sich dem Verweilenden enthüllt. Dieses Wesen ist kalt, nüchtern, abfegend und gar nicht auf Karnevalstöne gestimmt. Der Neuberliner dünkt sich von einer besonderen Rasse, jeder Berliner glaubt, er müsse bei der ersten Begegnung gleich den Fremden seine Ueberlegenheit fühlen lassen und der Zugereiste scheidet mit dem größten Respekt vor der Arbeit, die hier geleistet wird, aber ohne frohe Erwärmung und er denkt, während der Zug ihn sacht in die stillere und behaglichere Heimath trägt: Es war ganz schön und ich kann was erzählen, — aber Berlin ist nicht lustig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Februar 1897.

Mohammed Marschall.

Herr Justizrath Karl August Munckel, der, wie andere geistreiche Leute, häufig von heiteren Einfällen und witzigen Blähungen heimgesucht wird, hat im Reichstag die berühmte Flucht in die Oeffentlichkeit der Hedschra des islamitischen Propheten verglichen und mit getragenem Ton, der ihn selbst beinahe wie einen Propheten erscheinen ließ, das immer noch Hohe Haus daran gemahnt, daß einst mit der Flucht von Mekka nach Medina eine neue Zeit begann. Diese Mittheilung ist nun zwar nicht ganz richtig; die neue Zeit hatte schon früher begonnen, in den stilleren Stunden, wo Mohammed Abul Kassim mit seinen religiösen Zweifeln und seinen Angriffen auf den Götzendienst die Schaaren der Armen und Elenden gewonnen hatte, und der Tag der Auswanderung nach der Stadt Jathrib, die später Medina hieß, wurde erst nachher zum Geburtstage des Islams gewählt. Aber auf solche Kleinigkeiten kommt es schließlich nicht an; die Hauptsache ist, daß ein geistreicher Herr den Helden der neuesten Hedschra mit ernster Miene dem Manne vergleicht, der sich rühmen konnte, er habe alle Wohnungen Allahs in kürzerer Zeit besucht, als er brauchte, um seinen Wasserkrug zu leeren. Der Freiherr Marschall von Bieberstein wird gewiß nicht, wie der Deputirte Grenier aus Pontarlier im Palais-Bourbon, nächstens als Mohammedaner im Reichstag erscheinen, im weißen Burnus, mit rothen Handschuhen und einem Kameelhaarstrick um den Kopf, aber er hat den Vergleich lächelnd hingenommen und darf deshalb nicht böse sein, wenn man bei seinem Anblick künftig des genialen Epileptikers gedenkt, der von den Gläubigen mit dem Namen des Gepriesenen und Preisenswerthen gerufen und angefleht wurde. Der

Hosted by Google

Prophet war durch ein ungewöhnlich entwickeltes Selbstbewußtsein ausgezeichnet, er litt an Halluzinationen und Verfolgungwahn, sah die Dinge dieser Erdenwelt stets durch seltsam gefärbte Gläser und schuf ein Werk, den Koran, von dem der ungläubige Morkos sagen mußte: „Er ist unfertig, ohne Zusammenhang, ohne fortlaufende Idee; seine Kapitel, die Suren, sind ein bunt zusammengewürfeltes Flickwerk; ein Kapitel enthält oft etwas ganz Anderes als das voraufgehende und das folgende; die Geschichte wird mitunter fabelhaft entstellt, ungeheuren Anachronismen begegnet man häufig und das Unglaublichste wird mit ruhiger Dreistigkeit vorgetragen." Manches Wort aus dieser Charakteristik paßt auch auf die Rede, die Herr von Marschall am fünften Februar im Deutschen Reichstag gehalten hat und die, wie es scheint, als das erste herrliche Denkmal der neuen Zeit gefeiert werden soll, — ungefähr wie die Heilige Moschee in Mekka, von deren hoch ragender Zinne den Gläubigen einst Trost und Erquickung herniederwehte. Diese Rede, so wird uns erzählt, ist ein unermeßliches Meisterwerk; sie hat die ostelbischen Junker ins Mausloch gejagt, die bündische und die bismärckische Presse vernichtet und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes einen Sieg eingetragen, den er, nach der Behauptung der privilegirten Zeitungen von Verleumder-, Analphabeten- und Kuppler-Sachen, „mit unfehlbarer Sicherheit, leicht, überlegen, spielend" erfochten hat. Bisher sprach man von einem Sieg freilich nur, wenn ein Kampf vorangegangen war, und sogar in den Rennberichten wurde ein Pferd, das mit stolz wallender Mähne allein die Bahn durchmessen hatte, nicht als Sieger vorgeführt. Aber dieser Brauch gehört einer Zeit an, die vor dem modernen Mohammed, dem unfehlbar Gepriesenen, liegt; jetzt, im zweiten Monat nach der neuen Hedschra, kann man eben auch ohne Kampf Sieger werden. Im Reichstag ist Herrn von Marschall kein Gegner erstanden; zwei sonst muthige Männer, die den schüchternen Versuch machten, seine Ansicht zu bekämpfen, merkten bald, daß sie keine Ahnung von der Sache hatten, über die sie reden wollten, und zogen sich mit schamhaft verlegenen Komplimenten zurück. Einer von diesen beiden Kämpen, der kluge Graf Mirbach-Sorquitten, versicherte obendrein noch, er denke gar nicht daran, Herrn von Marschall Opposition zu machen, er nicht, und die konservative Partei sei überhaupt sehr stolz darauf, daß dieser bedeutende Staatsmann aus ihren Reihen hervorgegangen sei. Offenbar hat der geehrte Herr nicht die nützliche Gewohnheit, seine früheren Reden erst noch einmal durchzulesen, bevor er das Wort ergreift, und so wird

Hosted by Google

er nächstens vielleicht auch Herrn von Boetticher mit eben so zärtlichen Erklärungen bewirthen. Wenn aber die konservative Partei, die ja noch existiren soll, seine Ansicht theilt, dann müßte sie bald einmal ernstlich der Frage nachdenken, ob das Beginnen, gegen so ausgezeichnete Männer seit sechs Jahren im Lande Unzufriedenheit zu erregen, nicht geradezu ruchlos war und ob sie unter ihrem neuen Führer, dem trefflichen und tapferen Herrn von Levetzow, auch die Gefahr der Lächerlichkeit nicht zu fürchten braucht. So oft diese streitbaren Recken jetzt ein Stürmchen wagen, muß man, wie Schopenhauer beim Anblick der von den Katheder-philosophen vollbrachten Geistesthaten, an Shakespeares braven Zettel denken, den spielwüthenden Weber, der dem verehrlichen Publico versprach, zu brüllen wie ein entsetzlicher Löwe, zugleich aber doch so sanft, wie nur irgend eine Nachtigall flöten kann. Vor den wilden Löwen aus Sorquitten und Ebers-park wird der badische Adler, der so viele Federn zu bewegen vermag, das Zittern nun wohl nicht mehr lernen; sie hat er am fünften Februar wirklich glorreich besiegt. Und um dieses Sieges Herrlichkeit zu preisen, rufen seitdem zweimal an jedem Tage die Muezzins von allen Minareten zum Gebet und verkünden laut Allahs Größe und Mohammeds Ruhm. Wohlgefällig lauscht ihnen wahrscheinlich der Gepriesene und Preisenswerthe und denkt, wie sein Vorgänger einst in Medina: „Der Muezzins wartet das Paradies; sie werden, wenn sie sieben Jahre des geweihten Amtes gewaltet haben, aus den Flammen des Höllenfeuers erlöst."

Eine Rede, die so Wunderbares zu wirken vermochte, muß wohl von ungewöhnlichem Werth sein, und wer sie beurtheilen will, wird mit ganz besonderer Sorgfalt ans schwere Werk gehen müssen. Deshalb war es nöthig, das Stenogramm der Reichtagssitzung abzuwarten und aufmerksam auch den stenographischen Bericht über die Strafkammerverhandlung gegen die Herren Leckert, von Lützow und Genossen zu lesen, auf den die Rede des Staatssekretärs sich an mehren Stellen bezieht. Diesen Bericht, der 291 große Seiten umfaßt, kann man jetzt für fünf Mark kaufen; er bringt zwar nichts Neues, giebt auch kein lückenlos vollständiges Bild der Gerichtsverhandlung, aber er liefert doch in beglaubigter Fassung das Material, das, nach dem Wunsch der Instigatoren des Prozesses, dem Publikum mitgetheilt werden sollte. Es ist, nach ernster, der großen Sache würdiger Vorarbeit, nun also möglich, ein ruhig erwogenes Urtheil über die angestaunte Reichstagsrede nüchtern zu begründen.

Sie wurde an sechzehn Stellen durch Regungen unterbrochen, die

Hosted by Google

der Bericht als „Heiterkeit" oder auch „Große Heiterkeit" bezeichnet. Das ist, selbst für den Deutschen Reichstag, der längst den Ruhm des allerheitersten Parlamentes erworben hat, ziemlich viel, denn es handelte sich um eine Angelegenheit, die nicht nur über die Existenz eines — freilich untergeordneten — Beamten entscheidet, sondern auch für sehr viel beträchtlichere Staatsinteressen von Bedeutung ist, und vor der neuen Hedschra war es nicht Sitte, bei der Erörterung solcher Dinge die stets wache Lachlust der wackeren Volksvertreter zu reizen. Aber vielleicht sollte der scherzhafte, zur Heiterkeit stimmende Ton das leichte Herz und die fröhliche Unbefangenheit des Redners beweisen. Der Freiherr von Marschall empfand ja gar kein Bedürfniß, „auf den jüngsten Strafprozeß zurückzukommen", der für ihn „mit dem Urtheil des Gerichtshofes definitiv erledigt ist". Mit dieser Versicherung begann er; sie mußte recht überraschend wirken. Denn erstens ist über den nach der Ansicht des Staatssekretärs Hauptschuldigen noch kein Urtheil gefällt und zweitens ist schwer zu begreifen, warum der geehrte Herr eigentlich sprach, wenn er zum Reden kein Bedürfniß empfand. In die Machtsphäre des Reichstages gehört die Sache ganz sicher nicht, für den Antrag, der sie vor dieses falsche Forum zu schleppen versuchte, ist im Rahmen der Verfassung kein Raum und der Reichskanzler meinte mit Recht, er wisse nicht, „was darüber jetzt noch viel zu sagen wäre". Sein erster Vortragender Rath, der den Titel eines Staatssekretärs trägt, hatte nicht die geringste Veranlassung, diesen kühl abweisenden Worten des Vorgesetzten eine lange Rede nebst etlichen Nachträgen folgen zu lassen, wenn er nicht das Bedürfniß empfand, sich in der ihm heiligen Oeffentlichkeit noch einmal auszusprechen. Seine oratorische Leistung, der ein praktisches Ergebniß nicht beschieden sein konnte, ist nur als der Versuch einer Rechtfertigung und Aufklärung zu verstehen. Der Gewaltige wollte beweisen, daß erstens das Verhältniß des von ihm geleiteten Reichsamtes zur Presse so ist, wie es sein muß und „nicht anders sein kann", und daß zweitens der unter das Rubrum Leckert und Genossen gebrachte Prozeß so geführt wurde, wie er geführt werden mußte; und er wollte verkünden, daß es zwar keine „hochgestellten Hintermänner", wohl aber einen „Chor der Beschädigten" giebt. Diese drei Gruppen von Beweisversuchen und Behauptungen wird man also zu betrachten haben.

Herr von Marschall beklagt sich über den Mißbrauch, der mit dem Wort „Offiziös" getrieben wird. Er hat diese Klage vom Fürsten Bismarck übernommen, der im Februar des Jahres 1876 im Reichs-

Hosted by Google

der Bericht als „Heiterkeit" oder auch „Große Heiterkeit" bezeichnet. Das ist, selbst für den Deutschen Reichstag, der längst den Ruhm des allerheitersten Parlamentes erworben hat, ziemlich viel, denn es handelte sich um eine Angelegenheit, die nicht nur über die Existenz eines — freilich untergeordneten — Beamten entscheidet, sondern auch für sehr viel beträchtlichere Staatsinteressen von Bedeutung ist, und vor der neuen Hedschra war es nicht Sitte, bei der Erörterung solcher Dinge die stets wache Lachlust der wackeren Volksvertreter zu reizen. Aber vielleicht sollte der scherzhafte, zur Heiterkeit stimmende Ton das leichte Herz und die fröhliche Unbefangenheit des Redners beweisen. Der Freiherr von Marschall empfand ja gar kein Bedürfniß, „auf den jüngsten Strafprozeß zurückzukommen", der für ihn „mit dem Urtheil des Gerichtshofes definitiv erledigt ist". Mit dieser Versicherung begann er; sie mußte recht überraschend wirken. Denn erstens ist über den nach der Ansicht des Staatssekretärs Hauptschuldigen noch kein Urtheil gefällt und zweitens ist schwer zu begreifen, warum der geehrte Herr eigentlich sprach, wenn er zum Reden kein Bedürfniß empfand. In die Machtsphäre des Reichstages gehört die Sache ganz sicher nicht, für den Antrag, der sie vor dieses falsche Forum zu schleppen versuchte, ist im Rahmen der Verfassung kein Raum und der Reichskanzler meinte mit Recht, er wisse nicht, „was darüber jetzt noch viel zu sagen wäre". Sein erster Vortragender Rath, der den Titel eines Staatssekretärs trägt, hatte nicht die geringste Veranlassung, diesen kühl abweisenden Worten des Vorgesetzten eine lange Rede nebst etlichen Nachträgen folgen zu lassen, wenn er nicht das Bedürfniß empfand, sich in der ihm heiligen Oeffentlichkeit noch einmal auszusprechen. Seine oratorische Leistung, der ein praktisches Ergebniß nicht beschieden sein konnte, ist nur als der Versuch einer Rechtfertigung und Aufklärung zu verstehen. Der Gewaltige wollte beweisen, daß erstens das Verhältniß des von ihm geleiteten Reichsamtes zur Presse so ist, wie es sein muß und „nicht anders sein kann", und daß zweitens der unter das Rubrum Leckert und Genossen gebrachte Prozeß so geführt wurde, wie er geführt werden mußte; und er wollte verkünden, daß es zwar keine „hochgestellten Hintermänner", wohl aber einen „Chor der Beschädigten" giebt. Diese drei Gruppen von Beweisversuchen und Behauptungen wird man also zu betrachten haben.

Herr von Marschall beklagt sich über den Mißbrauch, der mit dem Wort „Offiziös" getrieben wird. Er hat diese Klage vom Fürsten Bismarck übernommen, der im Februar des Jahres 1876 im Reichs-

Hosted by Google

offiziösen Dienst thätig? Und ist es wunderbar, wenn diese Thätigkeit, die hauptsächlich von den Vertretern ehemals demokratischer Blätter geleistet wird — die allerliebste Mischung demokratisch-gouvernemental ist nur eine von vielen Errungenschaften des neuen Kurses —, manchmal zu sehr unangenehmen Konflikten führt? Gewiß nicht; die Informirten, die mannhaft für ihre Informatoren fechten, haben ja nicht den geringsten Grund, auch andere Minister und Würdenträger zärtlich zu schonen; „im Gegentheil", würde der Erste Staatsanwalt am berliner Landgericht I sagen: es muß ihnen erwünscht sein, durch laut klatschende Hiebe, die sie den Anderen von Zeit zu Zeit versetzen, den Schein einer Unabhängigkeit zu erregen. Dieser Wunsch hat den Zustand geschaffen, der gleich nach dem Prozeß hier so geschildert wurde: „Nicht in den paar Blättern, die mitunter die staatsmännische Begabung des Herrn von Marschall schüchtern anzuweifeln wagten, wurde von der unheimlich-heimlichen Nebenregirung gesprochen, sondern dieses ‚nichtsnutzige, frivole Wort' gehörte zum täglichen Bedarf der Zeitungen, die in Ergebenheit dem Auswärtigen Amt und dessen Leiter dienstbar sind. In diesem dichten Blätterwalde wuchs die Schauermär von den unerhört schrecklichen Umtrieben, von denen das Dreigestirn Hohenlohe Boettticher-Marschall beständig bedroht sein sollte; hier wurde zuerst erzählt, Herr von Köller wolle mit Bronsarts Hilfe die Agrarier zum Siege über den Biebersteiner führen, dann, Köller habe Bronsart ein Bein gestellt, und endlich, der General von Hahnke habe den Kriegsminister hinausgebissen; hier tobte die Hetze gegen die Kabinetschefs und die Adjutanten des Kaisers und hier wurde Herr Miquel der schmählichsten Zettelungen und der infamsten Gewissenlosigkeiten beschuldigt." Die Angegriffenen haben der deutschen Welt die Ausbrüche ihrer Empörung erspart; der von der Presse verhätschelte Herr aber, dessen Dienerschaft hinter dem hohen Rücken des Gebieters diese Thaten geleistet hat, ist furchtbar entrüstet und versichert, erstens gebe er nur „über die auswärtige Politik pflichtmäßig" Informationen, zweitens sei zur Ertheilung solcher Informationen seine „ausdrückliche Bestimmung" nöthig und drittens seien sie allen Korrespondenten zugänglich, auch solchen, die den neuen Mohammed „auf das Schärfste angegriffen haben". Den ersten Punkt birgt das Dunkel; die Höflichkeit und das Strafgesetz zwingen uns, dem Wort des Redners ohne Vorbehalt zu glauben, und wir müssen also annehmen, das unsinnige Zeug, das in den informirten Blättern über die auswärtige Politik aufgestapelt wird

Hosted by Google

und jetzt, in den Tagen des wüsten Griechenlärmes, selbst die jobbernden Türkenfreunde oft zu homerischer Heiterkeit reizt, stamme aus den heiligen Hallen der stillen Wilhelmstraße. Da der Zweck der Hedschra nun aber einmal war, das Licht in alle Winkel, auch in die heimlichsten, hineinleuchten zu lassen, hätte es sich, um jeden Zweifel fürder zu bannen, vielleicht empfohlen, die Getreuen des Auswärtigen Amtes unter ihrem Eid zu fragen, ob die Informationen und Inspirationen sich niemals auf Gegenstände der inneren Politik erstrecken. Einstweilen stimmt uns die Gewißheit ein Bischen bänglich, daß auch ohne die „ausdrückliche Bestimmung" des Staatssekretärs der Nachrichtenborn manchmal recht munter sprudelt. Im stenographischen Bericht — Seite 235 — ist zu lesen, daß Herr Gingold-Staerck, der „diplomatische Rechercheur" des Berliner Tageblattes, obwohl Herr von Marschall befohlen hatte, ihn nicht mehr zu empfangen, in der handelspolitischen und in der juristischen Abtheilung des Amtes offene Thüren und Informationen fand und daß Herr Levysohn, der als Vertrauensmann sich des rechten Weges doch bewußt sein mußte, seinen Boten direkt an Herrn von Holstein sandte. Durch diesen Irrthum wird die zweite Versicherung des Herrn von Marschall einigermaßen entwerthet. Und die dritte? Sie klingt wunderschön und entspricht gewiß auch der Wahrheit. Aber wie lange ist es denn her, seit der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes seinen Räthen verbot, Herrn Hugo Jakobi, den früheren berliner Korrespondenten der Münchener Allgemeinen Zeitung, zu empfangen, und Verleger und Redakteure, die das Verbrechen begingen, offen für Bismarck einzutreten, vor rächenden Maßregeln zittern mußten? Wir wollen doch nicht Blindekuh spielen; kein Minister wird auf die Dauer eine Zeitung, die ihn angreift, mit Nachrichten unterstützen; er wird es zweimal, vielleicht auch zehnmal und noch öfter, thun, weil er hofft, dadurch den ihm feindlichen Sinn zu sänftigen, aber er wird sich, wenn es auch dann nicht nützt, schließlich sagen, daß selbst die Christenpflicht nicht gebietet, dem Gegner Waffen und Munition zu liefern. Gerade darin wurzelt die korrumpirende Kraft des offiziösen Unwesens; je mehr die Presse, die ja schon längst nicht mehr von Journalisten, sondern von Kapitalisten geleitet wird, zum Nachrichtenbehälter herabsinkt, desto größer ist die Gefahr, daß der Gier, mit den allerneuesten Nachrichten die Konkurrenz zu übertrumpfen, das sichere Urtheil und die Unabhängigkeit geopfert wird. Die Presse hat nur dann einen politischen Werth, wenn sie die Regirung und die Beamten, ohne durch irgend eine Rücksicht der Dankbarkeit gehindert zu sein, rück-

Hosted by Google

haltlos kritisirt und scharf kontrolirt, und sie verliert diesen Werth und ihren Daseinszweck völlig, wenn sie uns nur die amtlich gewünschte und gewährte Spiegelung der Ereignisse bietet. Lagarde, der, dem Helden der Hedschra zum Heil, nicht mehr lebt, hat gesagt: „Wenn die Regirung in irgend eine für unabhängig geltende Zeitung einen Artikel glissirt, wie das echt deutsche Wort für diese echt deutsche Sache lautet, so redet sie nicht als Regirung. Was in Deutschland Sitte gewesen ist, soll auch in jedem Theile des Deutschen Reiches Sitte sein: der Mann muß für Das, was er sagt und thut, mit seinem Namen eintreten. Wir sind bereit, den Ministern des Königs zu glauben; was Herr Beckmann und Herr Levi Cahn glissirt, lehnen wir ab." Wenn die Herren Beckmann und Levi Cahn — die zeitgemäßen Namen sind ja bekannt genug — nun in scheinbar noch immer demokratischen Blättern bedienstet sind und von Zeit zu Zeit das Gelüsten spüren, in hitzigen Fehderufen gegen die ihren Informatoren feindlich gesinnten Minister den Reckenzorn auszutoben, dann sind Erscheinungen, wie wir sie schaudernd erlebt haben, unvermeidlich. Die Rede des Herrn von Marschall hat, trotz der geschickten Gruppirung und Beleuchtung der Thatsachen, nicht die winzigste Spur eines Beweises dafür erbracht, daß die Beziehungen des von ihm geleiteten Reichsamtes zur Presse so sind, wie sie zu seiner und unserer Beruhigung sein sollten und müßten. Der offiziöse Preßdienst ist genau so schlecht eingerichtet wie der offiziöse Telegraphendienst; und wenn unsere sogenannten Liberalen ihre erhabenen Grundsätze nicht in hastigen Ausverkäufen schmählich verschachert hätten, dann hätten sie, statt Beifall zu brüllen, diese Bekenntnisse einer schönen Seele mit den verdienten Zischlauten begrüßt.

Ein Liberaler der alten, ehrlichen Achtundvierzigerart hätte auch an dem Prozeß Mancherlei auszusetzen gehabt. Der Gerichtssaal war sonst ja die Weihestätte des Liberalismus. Zwar ist es den liberalen Helfern am Reichsbau nicht gelungen, „den Weg zu Gericht", wie Herr von Marschall behauptet, zu einem „für Hoch und Niedrig gleichen" zu machen: für den Hohen treten die Staatsanwälte ein und er kann, die trübe Wirklichkeit lehrt es, dem Verfahren jede erwünschte Ausdehnung geben, während der Niedrige vor dem Schöffengericht zwischen zwei albernen Dienstbotenzänkereien seinen Handel selbst ausfechten und froh sein muß, wenn der Beleidiger seiner Ehre mit fünfzig Reichsmark gepönt wird. Aber die formale Gleichheit aller Bürger vor den Gerichtsschranken hütete der alte Liberalismus doch wenigstens mit ängstlicher Sorgfalt und Waldecks Gefährten hätten

Hosted by Google

sicher sehr böse Reden in ihre Demokratenbärte gebrummt, wenn einem hohen Staatsbeamten gestattet worden wäre, als Zeuge überragend im Vordergrunde der Verhandlung zu stehen und mit dem Gewicht seines Ansehens jede andere Aussage niederzudrücken. Hier ist über den Prozeß so ausführlich gesprochen worden, daß jedes Wort nur noch eine überflüssige Wiederholung bringen könnte; von Allem, was auf diesen Blättern, besonders von Otto Mittelstaedt, über den Ausgangspunkt, die Architektur und die Wirkungen des seltsamen Verfahrens gesagt wurde, ist auch nicht eine Silbe widerlegt oder zu widerlegen versucht worden. Die Rede des Staatssekretärs, die allein jetzt noch in Betracht kommt, zeigt nur, daß selbst ihn sein Gedächtniß zuweilen im Stich lassen kann und daß er die ausgesprochenen und angedeuteten Bedenken gar nicht verstanden hat, — denn die Annahme, er könne sie absichtlich mißverstanden haben, muß ja ausgeschlossen sein. Nach seiner Darstellung war er in fürchterlicher Bedrängniß, durch „Infamien" und „Schurkenstreiche" tötlich gekränkt und hatte, um die „Pflicht der Selbstachtung" zu erfüllen, nur ein einziges Mittel: die Flucht in die Oeffentlichkeit; und wenn man ihn neugierig fragt, vor wem er geflohen sei, so antwortet er: „Vor der Lüge und der Verleumdung; mit diesen Feinden im Dunklen zu kämpfen, habe ich in meiner Jugend nicht gelernt." Das ist, mit Vergunst, eine niedliche advokatorische Wendung ohne ernsthaften Sinn: vor der Verleumdung flieht man nicht, sondern man erwartet sie und wehrt sie dann ruhig lächelnd ab; und ein hoher Staatsbeamter lebt, auch wenn er nicht die Hilfe einer Strafkammer in Anspruch nimmt, am Ende doch nicht im Dunklen. Eben ist der sechste Band der Tagebuchblätter Theodors von Bernhardi erschienen; da mag Herr von Marschall lesen, welche gethürmten Schwierigkeiten in den kritischen Jahren von 1864 bis 1866 der Mann zu überwinden hatte, dem damals die Leitung der auswärtigen Politik Preußens anvertraut war: ihn bedrohte nicht ein kleiner Polizeibeamter, gegen ihn wurde der ganze Einfluß zweier Königinnen und des Kronprinzen aufgeboten, die Kamarilla dreier Höfe spie gegen ihn Gift und Galle, die Presse verleumdete ihn ohne Ermatten, — und er kam dennoch ohne sensationelle Gerichtsverhandlungen ans Ziel, weil er stark war und sicher stets, im Gefühl seiner Kraft, auf der einmal gewählten Straße vorwärtsschritt und weil er nicht zu den Leuten gehörte, von denen Bernhardi sagt: „Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges kauften sich die Leute Amulete, die sie kugelfest machen sollten; wenn ich doch einen

Hosted by Google

Talisman wüßte, um die Leute zeitungfest zu machen! Vor einem Zeitungartikel brechen sie Alle zusammen, den kann Keiner von diesen Herren vertragen." Weil Herrn von Marschall die Kugelfestigkeit des Staatsmannes fehlt, half er sich mit den kleinen Künsten des Staatsanwaltes. Er behauptet, jeder andere Weg sei ungangbar gewesen, denn er habe gegen den Kriminalkommissar von Tausch, der in seiner Rede bereits zum „Chef der geheimen Polizei in Preßsachen" avancirt ist, früher „nicht bestimmte thatsächliche Beweismomente in Händen gehabt". Der Ausdruck „Beweismomente" ist an dieser Stelle sehr geschickt gewählt: den bündigen Beweis kann immer erst das Verfahren bringen, das, wenn genügende Verdachtsmomente vorliegen, eröffnet wird; und an solchen Verdachtsmomenten hat es dem Staatssekretär, der seit fast fünf Jahren jede Verbindung mit der politischen Polizei gelöst hatte, nach eigenem Geständniß doch nicht gefehlt. Und welche Beweismomente hat er denn jetzt, wo er von dem angeklagten Kommissar in öffentlicher Reichstagssitzung wie von einem überführten Verbrecher spricht? Das Zeugniß eines elenden Wichtes, von dem der Oberstaatsanwalt in seinem Schlußplaidoyer sagen mußte: „Daß man die Aussage eines solchen Mannes mit der größten Vorsicht aufnehmen wird, liegt ja auf der Hand; und ich glaube, zu den ganzen Enthüllungen ist der Angeklagte von Lützow nur deshalb gekommen, weil er nun gesehen hat: für ihn ist jetzt Alles verloren, jetzt bleibt nichts Anderes übrig, als seine Handlungweise, so weit es geht, in einem milderen Licht darzustellen und Herrn von Tausch vorzuschieben für alle die Strafthaten, für die er überhaupt zu seinen Gunsten den Kriminalkommissar vorschieben kann." Nein: Herr von Marschall kann sich offenbar nicht mehr in die Stimmung zurückversetzen, die ihn in den Prozeß trieb, und er kann auch die Bedenken nicht verstehen, die gegen sein Verhalten geäußert wurden. Er erzählt: „Man greift mich ja draußen aufs Heftigste an, daß ich zu scharf zugegriffen habe und daß da Leute zu Schaden gekommen seien, um die es schade sei. (Heiterkeit.) . . . Es sei ein Kriminalkommissar zu Schaden gekommen, — und Das sei im öffentlichen Interesse sehr bedauerlich." Diese Art der Darstellung macht eigentlich jede verständige Diskussion unmöglich. Kein Mensch, kein einziger, hat irgend etwas Aehnliches gesagt, keiner hat gejammert, daß die Beschädigung eines Kriminalkommissars im öffentlichen Interesse bedauerlich sei. In dieses Bedauern haben die Informirten den sehr ernsten Zweifel umgefälscht, ob in dem merkwürdigen forensischen Kampf die Mittel dem Zweck entsprachen und ob es nöthig und nützlich war, dem Deutschen Reich und den

Hosted by Google

hämischen Blicken des Auslandes das traurige Schauspiel zu bieten, das ihnen geboten wurde. Daß ein gleichgiltiger Polizeibeamter vielleicht verbrecherischer Handlungen überführt werden wird, braucht man gewiß nicht zu bedauern, wohl aber, daß man, um diesen Beamten unschädlich zu machen, Zustände und Einrichtungen enthüllen mußte, die das grelle Tageslicht nun einmal nicht vertragen, und daß jedem unbefangenen Betrachter dieser Tragikomoedie sich die bange Empfindung aufdrängen mußte, die Mittelstaedt hier in den knappen Satz zusammenfaßte: „In wie gearteten politischen Zuständen müßten wir leben, von welcher Beschaffenheit müßte das herrschende Regime sein, wenn es wirklich denkbar würde, daß Leute vom Schlage Tauschs mittelbar oder unmittelbar Einfluß darauf gewinnen könnten, welche Männer der Kaiser für genügend oder ungenügend erachtet, dem Rathe seiner Krone anzugehören!" . . . Herr von Marschall leidet selbst, wie es scheint, an der seltsamen optischen Täuschung, die er bei Anderen zu erkennen wähnt: er sieht die Stellung und die düsteren Wachtfeuer seiner Gegner nicht und malt sich einen erdichteten tückischen Feind auf flüchtig vorüberziehende Wetterwolken. Er widerlegt, was niemals behauptet wurde, und behauptet, was längst wiederlegt worden ist. Diese optische Täuschung erklärt wohl auch, daß er stolz verkündet, es sei ihm „gelungen, die ziemlich verworrenen Fäden dieser Intrigue zu entwirren." Ja, — was hat er denn entwirrt? Nichts, bis jetzt wenigstens nicht das Allergeringste; trotzdem der gleichgiltige Injurienprozeß mit allem erdenklichen Material belastet wurde, hat er den Hauptpunkt, die Frage nach den bewegenden Kräften, die in nächtigem Dunkel wirkten, so wenig aufgehellt, daß selbst die getreuesten Preßdienstmänner des Staatssekretärs meinten, nun müsse die erhoffte Entwirrung und Enthüllung erst kommen, und daß auch außerhalb dieses trauten Kreises das Staunen groß war, als dem heißen Hoffen plötzlich die Erfüllung verweigert wurde.

Denn nach den Worten des Freiherrn von Marschall ist ein Zweifel leider nicht mehr möglich: die Sache ist aus, soll aus und beendet sein und von „hochgestellten Hintermännern" darf künftig nicht geredet werden. Alles, was geschehen ist, soll nur von dem Kriminalkommissar und seinen Agenten verschuldet sein und der Staatssekretär deutet leise an, auch den Verfasser der sogenannten Kotzebriefe werde man „in den Quartieren finden, wo die Leckert-Lützow-Normann-Schumann wohnen." Das klingt höchst wunderbar und geheimnißvoll. Ein Polizeibeamter, ein Spion oder ein Journalist letzter Klasse soll Schmähbriefe geschrie-

Hosted by Google

ben haben, die nur verwunden konnten, weil sie die intimste Kenntniß der winzigsten Vorgänge des Hoflebens verriethen, und für deren Verfasser der Monarch selbst seinen Ceremonienmeister und Liebling Lebrecht hielt? Die Hand mögen solche Leute zu dem schmutzigen Werk geliehen haben, den eigentlichen Thäter wird man in ihrer Gesellschaftschicht aber vergebens suchen. Und eben so fruchtlos wird das späte Bemühen bleiben, irgend einem nüchtern Prüfenden den Glauben beizubringen, Herr von Tausch könne auf eigene Rechnung und Gefahr gehandelt haben. Wenn der Mann schuldig ist — was ja, obwohl Herr von Marschall öffentlich von ihm bereits wie von einem verurtheilten Missethäter spricht, erst bewiesen werden muß —, dann war er ganz sicher auch der Gehilfe eines Mächtigeren. Es klang schon sonderbar genug und war dem Politiker schwer verständlich, daß ein dem Leiter des Auswärtigen Amtes Unheil sinnender Geselle seine Lust daran gehabt haben sollte, gerade die beiden Minister von Bronsart und von Köller zu verdächtigen, von denen doch Jeder wußte, daß auf beträchtlichen Gebieten ihre Wege sich von denen des Herrn von Marschall trennten. Ganz unbegreiflich aber würde der Vorgang, wenn die vielfach verknotete Intrigue aus eigener Kraft von einem untergeordneten Beamten gesponnen wäre, der politischen Ehrgeiz nicht hegen konnte. Das nicht laut und lange genug zu preisende Verdienst des Staatssekretärs sollte ja auch gerade darin bestehen, daß er den offenen Kampf gegen die Tücke mächtiger Männer gewagt hatte; so las mans täglich in allen liberalen Zeitungen und auch Namen wurden genannt: Bismarck natürlich zuerst, dann Waldersee, Eulenburg und Andere mehr. Nun hat der Preisenswerthe diesen Ruhmestitel selbst abgelehnt, — aber die Jubelchöre sind nicht verstummt und in stillen Privatgesprächen nur spürt man die Enttäuschung. Die guten Bürger wollen nicht glauben, daß die höchsten Staatsbeamten kostbare Stunden, die sie zum Wohl des Reiches nützlich verwenden könnten, in der üblen Luft eines Gerichtssaales zugebracht haben sollten, — nur, um einem kleinen Kriminalkommissar den Garaus zu machen; sie hatten sich auf ein großes Schlachtfest gefreut und senken betrübt nun die Häupter, da ihnen nichts Anderes als ein armsäliger Dutzendprozeß geboten wird. So gehts, wenn man mit tönendem Wort der Menge unbeschränkte Oeffentlichkeit verspricht: die Lust an Sensationen wird kitzelnd geweckt und der Verdacht, am Ende könnte doch irgend Etwas verborgen werden, wirkt Mißtrauen zeugend fort. Herr von Marschall rechnet einen Kriminalkommissar zu den „großen Dieben", die man nicht laufen lassen darf; er wird

Hosted by Google

nach menschlicher Voraussicht sehr bald das Werden der Legende erleben, die wirklich großen Diebe seien auch diesmal ungehängt geblieben.

Eine Hoffnung aber, die einzige, die man an seine Rhetorenleistung knüpfen darf, wird er uns gewiß nicht rauben. Er hat von einem Chor der Beschädigten gesprochen, der im Lande draußen gegen ihn lärme. Mit dieser bedauerlich dunklen Redewendung können wir uns nicht begnügen; an verleumderischen Unterstellungen hat uns der gegen Verleumder geführte Feldzug nachgerade genug gebracht und wir wollen nicht erst warten, bis das Gesinde auch die neue Andeutung des Meisters wieder zu ihrem schmählichen Gewerbe benutzt. Herr von Marschall muß die Namen der Leute nennen, die er für beschädigt hält, denen er also zutraut, sie könnten mit einer unsauberen Sippe gemeinsame Sache gegen ihn gemacht haben und nun kompromitirt sein, — er muß sie nennen, auf die Gefahr, dem Einen oder Anderen von ihnen Unrecht zu thun. Das wäre, nach Allem, was an infamen Verleumdungen während der letzten Wochen schon geleistet worden ist, das viel kleinere Uebel; und der ungerecht Verdächtigte könnte ohne Groll und Ressentiment, wie Junius einst zum Sir William Draper, zu dem Staatssekretär sprechen: „Denken Sie denn wirklich, es könne die Gemüthsruhe eines ganz ehrlichen Mannes stören, wenn ich ihn fragte, ob er nie einen Diebstahl oder Mord begangen habe? Eine solche Frage könnte wohl den Ernst seiner Gesichtsmuskeln stören, aber die Ruhe seines Gewissens würde sie wenig berühren. Verwundbar ist der Mann nur, der, ohne die nöthige Kraft, eine unehrenhafte Handlung zu vermeiden, Gefühl genug hat, sich ihrer zu schämen." Das öffentliche Interesse, das in den Reden des früheren Staatsanwaltes eine so große Rolle spielt, fordert gebieterisch, daß schadhafte Existenzen beseitigt werden, und die Publizisten, an die man, wenn von öffentlichen Angriffen die Rede ist, ja zuerst denken muß, haben allen Grund, solche Existenzen unerbittlich auszumerzen. Es ist behauptet worden, einzelne Schriftsteller hätten mit Herrn von Tausch konspirirt, sich von ihm informiren und zu Artikeln „anregen" lassen; ist die Behauptung wahr, dann sind diese Leute, selbst wenn dem Kommissar eine strafbare Schuld nicht nachgewiesen werden kann, ehrlose Verräther an ihrem ernsten Beruf und reif für Pranger und Peitsche. Ein Mann, der das Wagniß unternimmt, durch öffentlich geübte Thätigkeit auf das Urtheil seiner Volksgenossen zu wirken, hat die heilige Pflicht, der eigenen, in gewissenhafter Arbeit erworbenen Ueberzeugung zu folgen und nicht den Einflüsterungen eines Beamten, mag es ein Kanzler oder ein Schutzmann, ein Heros oder ein Lump

Hosted by Google

sein, und er scheidet aus der Reihe der Ehrlichen, wenn er diese Pflicht leichtfertig verletzt. Der Freiherr von Marschall sieht freilich recht oft, wie die wackeren Männer, die öffentliche Meinungen machen, ihr Handwerk treiben, wie sie in Vorzimmern dienern, nach einem Wink winseln und, um eine Neuigkeit früher als Andere zu erschnappen, sogar die engste Berührung mit den Lützows, von denen sie mit Verachtung sprechen, nicht scheuen; aber er ist doch wohl zu klug, um von diesem schäbigen Theil auf das Ganze zu schließen. Er muß wissen, aus welchen Elementen der Chor der Beschädigten sich zusammensetzt, und er wird sich ein dankeswerthes Verdienst erwerben, wenn er diesen Verbrecherchor unbarmherzig entlarvt.

Das wäre die erste nützliche Wirkung seiner sonst leeren, aber laut hallenden Rede, zu deren Betrachtung nur der läppische Jubellärm zwang. Ob er selbst nicht mit sehr gemischten Empfindungen auf die Thaten zurückblickt, die ihm so hohen und herrlichen Ruhm eintrugen? Er ist eben wieder vor Gericht erschienen und hat abermals die Verurtheilung eines Mannes durchgesetzt, der ihn in einem thörichten Artikel gekränkt hatte. Können solche Aufgaben wirklich auf die Länge einen Politiker locken, der an den Geschicken eines großen, ins Weite strebenden Volkes mitzuwirken berufen ist? Die beste Antwort auf Tadel und Schimpf ist stets eine Leistung: wer rüstig schafft, zeigt auch dem Zweifler bald die Thorheit oder Niedertracht der Befehder. Eine schöpferische Leistung wird dem Staatssekretär mehr Freunde gewinnen als hundert Prozesse und Reden. Als Herrn von Bismarck 1865 erzählt wurde, man wispere, er könne den Krieg gegen Oesterreich nicht wagen, weil er die öffentliche Meinung gegen sich habe, sagte er spöttisch lächelnd zu Bernhardi: „Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei.“ Auch Herr von Marschall sollte sich allgemach weniger um die Gunst der öffentlichen Meinung als um die Heranschaffung der Munition für künftige Kämpfe kümmern. Und wenn er von Bismarck nichts hören und lieber den Spuren Mohammeds folgen will, dem ihn Herr Munckel verglich, dann mag er bedenken, daß der Prophet, dessen letzter Gedanke dem Krieg gegen die Byzantiner galt, nicht durch die Hedschra berühmt wurde, sondern durch seinen staatsmännischen Sinn und durch die gestaltende Kraft eines starken Geistes, der aus religiösen Zweifeln einen neuen Glauben zu bilden verstand.

Hosted by Google

Getreideterminhandel.

Es war ursprünglich nicht meine Absicht, zu den Ausführungen des Landgerichtsrathes Schneider Stellung zu nehmen, mit denen der Deutsche Landwirthschaftrath die erste Nummer seiner diesjährigen „Nachrichten" gefüllt hat. Da aber nicht nur die Börsenblätter die Resultate dieser Untersuchung mit Zustimmung ihren Lesern mitgetheilt haben, sondern auch Organe, denen eine sachliche Behandlung der Tagesfragen nicht abgesprochen werden kann, wie z. B. der „Deutsche Oekonomist", in diesen Erörterungen des Herrn Schneider eine Vertheidigung des Getreideterminhandels durch den Deutschen Landwirthschaftrath erblicken, scheint es allerdings im Interesse der Sache geboten, aus der bisher beobachteten Reserve hervorzutreten.

„Der Deutsche Landwirthschaftrath als Vertheidiger des Getreideterminhandels," — dieser Satz steht in grellem Widerspruch zu den Beschlüssen und Handlungen des Deutschen Landwirthschaftrathes selbst, der bekanntlich mit voller Energie mitgearbeitet hat an der Aufhebung des börsenmäßigen Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten. Aber man wird trotzdem dem „Deutschen Oekonomist" diese Ueberschrift gestatten müssen, wenn man mit diesem Blatte als Gedankengang des in den amtlichen Nachrichten des Landwirthschaftrathes enthaltenen Artikels des Herrn Schneider das Folgende mittheilen kann: „Der echte wie der unechte Terminhandel, auch derjenige in nur gedachter Waare, ist nützlich und nothwendig. Versuche, die Preise gewaltsam zu beeinflussen, haben schwerlich einen bedeutenden Einfluß. Die vom ‚Bunde der Landwirthe' für zulässige Zeitgeschäfte in Getreide aufgestellten Vorbedingungen sind reine Nebelbilder. Das Verbot des börsenmäßigen Terminhandels im Börsengesetz ist unwirksam, da alle wesentlichen Eigenschaften dieses Terminhandels auch unter Verzicht auf die Börsenmäßigkeit beibehalten werden können. Die ‚freien Vereinigungen' sind nicht gesetzlich verboten. Und ob die Verwaltungbehörden Etwas gegen sie ausrichten können, scheint höchst zweifelhaft. Nach Alledem ist das Ergebniß für die auf Ausrottung des unechten Terminhandels gerichteten Bestrebungen offenbar recht gering. Zur Lösung der hier eigentlich gestellten Aufgabe kann der erste im Börsengesetz gemachte Versuch nicht gerade anspornen." Also: eine gewisse Vertheidigung des Getreideterminhandels liegt in diesen Ausführungen unzweifelhaft. Und es gewinnt somit die Frage eine ganz besondere Bedeutung, ob diese Sätze des Herrn Landgerichtsrathes sich mit den Anschauungen eines beachtenswerthen Theiles der deutschen Agrarier decken oder decken können, wie es wenigstens nach dem Orte ihrer Publikation den Anschein haben könnte. Aber Herr Schneider hat wohl nur als Jurist zu der Frage Stellung genommen. Und die Kritik wird sich deshalb vor Allem an den juristischen Theil dieser Abhandlung zu halten haben.

Hosted by Google

Da muß es nun freilich auffallen, daß der Herr Landgerichtsrath sich für seine juristische Interpretation auf eine „gelegentliche" Aeußerung des Nationalökonomen Professor Knapp beruft. Juristischer wäre es jedenfalls gewesen, wenn Schneider sich hier auf Celsus, Ulpian oder Paulus gestützt oder jene Methode der Auslegung beobachtet hätte, die das Reichsoberhandelsgericht und das Reichsgericht in ihren Entscheidungen über den Begriff „Börsentermingeschäft" im Sinne der Tarifposition 4 B des Reichsstempelgesetzes anzuwenden für richtig befunden haben. Dann hätte der Herr Landesgerichtsrath es wohl unterlassen, die Bestimmungen des Börsengesetzes einfach „beim Wort zu nehmen," — ein Verfahren, das in diesem Falle um so mehr überraschen muß, als Schneider sonst keine Gelegenheit vorübergehen läßt, „die Mangelhaftigkeit der Fassung des Börsengesetzes" zu betonen.

Die Resultate nun, die Schneider mit dieser Methode gewonnen hat, müssen in folgende Sätze zusammengefaßt werden:

1. Es ist eine ganz außerordentlich schwere, wenn nicht überhaupt unlösbare Aufgabe, den „echten" von dem „unechten" Terminhandel zu unterscheiden.
2. Wenn aber diese Unterscheidung auch wirklich gelingen sollte, dann fehlen immer noch im heutigen Börsengesetz Strafbestimmungen gegen die Privatbörsen.
3. Würden nun auch durch eine Novelle zum Börsengesetz solche Strafbestimmungen nachträglich getroffen, so leidet doch die Sache immer noch an einer gewissen Ungreifbarkeit der Privatbörsen selbst.
4. Wenn wirklich die Privatbörsen faßbar wären, dann steht man wieder vor der fast unlösbaren Aufgabe, den echten Terminhandel vom unechten in jedem einzelnen konkreten Falle juristisch zu unterscheiden.

Mit anderen Worten: Es ginge wohl, aber es geht nicht.

Herr Schneider scheint nicht zu wissen, daß in den letzten Jahren erst ein ganz bestimmter „unechter" Terminhandel gerade an der berliner Börse kurz und bündig aufgehoben wurde, ohne daß man dabei auch nur einen Augenblick über einen dieser juristischen Zwirnsfäden gestolpert wäre, die der Landgerichtsrath sich in diesem Falle ziehen zu müssen glaubt. Und diese Aufhebung des Börsenterminhandels erfolgte sogar unter erschwerenden Umständen, nämlich nicht durch einen inländischen, sondern durch einen ausländischen Minister. Ich meine die Aufhebung des berliner Börsenterminhandels in russischen Rubelnoten durch den russischen Finanzminister Witte im Jahre 1894. Nach dem türkisch-russischen Kriege hatte man an der berliner Börse, wie für Getreide und Mühlenfabrikate, auch einen Terminhandel in Rubelnoten organisirt. Den Börsenusancen gemäß wurden allmonatlich Millionen von Rubelnoten durch den Schlußschein fabrizirt, — genau so wie beim Getreide. Diese Spielengagements hat man dann im

Hosted by Google

Wege des Reportgeschäftes von Monat zu Monat weiter geschoben. Ohne die geringste sachliche Ursache gab es damit die unerwartetsten und unheimlichsten Kursschwankungen. Einem jähen Hinaufschnellen des Kurses folgte eine lange dauernde Baisse, ganz so wie bei unserer Getreidepreisbewegung. So war z. B. der berliner Rubelkurs im Jahre 1891 von 234 Mark für 100 Rubel im Januar auf 245 Mark für 100 Rubel im Mai hinaufgeschnellt, um dann im November des selben Jahres auf den Kurs von 191 Mark 50 Pfennigen für 100 Rubel zurückzusinken und zwei Jahre hindurch auf dem hiermit gegebenen Tiefstand zu beharren, der nur in vereinzelten und vorübergehenden Fällen eine Erhöhung auf 216 Mark oder 217 Mark für 100 Rubel gestattete. Durch diese Spielmanöver mit den Rubelnoten wurde natürlich die ganze russische Finanzwirthschaft einschließlich des russischen Außenhandels arg geschädigt, ganz so wie heute die landwirthschaftlichen Interessen durch den Börsenterminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten. Und so beschloß denn der russische Finanzminister Witte, den „unechten" Terminhandel mit Rubelnoten an der berliner Börse kurzweg aufzuheben, und zwar, ohne vorher lange Umfrage bei „Sachverständigen" gehalten zu haben. Zunächst kam am Anfang des Jahres 1894 in Rußland das Ausfuhrverbot für Rubelnoten. Die berliner Spekulation wurde dadurch offenbar sofort erschreckt. Die Rubelkurse wurden plötzlich auffallend stabil und ihr tiefster Preisstand besserte sich von Monat zu Monat. Gegen September und Oktober 1894 aber erwachte wieder die Spielleidenschaft und die Baissiers begannen, schlankweg in Blanko zu verkaufen. Herr Witte gab nun dem Bankhause Mendelssohn den Auftrag, diese Blanko-Verkäufe der Baissepartei aufzunehmen und sich die in Blanko verkauften Rubelnoten liefern zu lassen. Und als der Oktobertermin 1894 herankam, sollte die Baissepartei 12 Millionen Rubelnoten liefern, ohne auch nur eine Rubelnote zu besitzen. Die berliner Börse hätte damals eigentlich bekennen müssen, daß sie ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen könne, daß also ihr ganzer Rubelnoten-Terminhandel ein vollendeter Schwindel sei. Um solcher unsterblichen Blamage auszuweichen, ließ sich das hohe Börsenkommissariat herbei, für die Seinigen bei Witte um gutes Wetter zu bitten. Der russische Finanzminister gab unter Ertheilung eines entsprechenden strengen Verweises an die Herren Börsenspekulanten drei Millionen Rubel — freilich nur zu dem Kurse von 234 Mark für 100 Rubel! — aus seinen berliner Beständen zur Erfüllung ihrer Engagements. Damit war auf einmal der Rubelkurs von 219 Mark auf 234 Mark für 100 Rubel gestiegen. Die berliner Baissepartei hatte an Differenzen weit über hundert Millionen Mark zu zahlen. Und der Terminhandel in Rubelnoten ist seit diesem Tag verschwunden. Es giebt heute weder an der offiziellen berliner Börse noch an irgend einer „Privatbörse" eine Kursnotiz für Rubelnoten-Termine.

Digitized by Google

Der Landgerichtsrath Schneider ist also im Irrthum, wenn er glaubt, die Aufhebung des „unechten" Terminhandels als ein fast unlösbares Problem bezeichnen zu müssen. Dieses Problem ist seit Oktober 1894 gelöst, — und zwar in einer verblüffend einfachen Art. Was aber dem russischen Finanzminister gegenüber der berliner Spekulation so vollständig gelungen ist, Das wird doch wohl auch den deutschen Regirungen mit Hilfe des neuen Börsengesetzes gelingen. Der Weg freilich, der dabei betreten werden muß, ist ein ganz anderer als der, den Herr Schneider vorgezeichnet hat.

Es handelt sich nämlich nicht darum, in jedem einzelnen Falle es dem konkreten Vertrage anzusehen, ob er sich juristisch als „echtes" oder „unechtes" Termingeschäft qualifizirt, sondern es handelt sich um eine viel leichtere Aufgabe. Die Börsentermingeschäfte besitzen nämlich die in unserem Falle erfreuliche Eigenthümlichkeit, daß die Bestimmungen der „Börsenusancen" in jeden einzelnen konkreten Kaufvertrag als wesentliche Bestandtheile des Kontraktes aufgenommen werden. Diese überall bekannten und auf den Terminmärkten gedruckt vorliegenden Usancen sind es nun gerade, die dem Markte die spezifische Organisation geben, die ihn zur Terminbörse macht. Die juristische Aufgabe, die aus dem Verbot des Börsenterminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten nach § 50 Abs. 3 des Börsengesetzes sich ergiebt, besteht daher einfach darin, die an den Börsen und Märkten geltenden „Usancen" — allgemeine Geschäftsbedingungen oder wie sie sonst genannt sein mögen — im Hinblick auf die Frage zu prüfen, ob nach ihrem Wortlaut Börsentermingeschäfte abgeschlossen werden können oder nicht? Für jeden Sachverständigen ist die Beantwortung dieser Frage auch nicht eine Minute zweifelhaft. Die speziellen Theile der Usancen nun, nach denen Börsentermingeschäfte abgeschlossen werden könnten, sind gemäß den Bestimmungen des Börsengesetzes von den zuständigen Behörden zu streichen. Und es ist ferner darüber zu wachen, daß nicht etwa eine neue Aenderung der Usancen den verbotenen Börsenterminhandel durch eine Hinterthür wieder hineinläßt. Die wenigen Handelsplätze aber, um deren Usancen es sich hierbei handelt, haben im allgemeinen Verkehr eine so hervorragende Bedeutung, daß sie überall gekannt sind und beachtet werden. Was aber in der Entfernung von Erdtheilen für jeden Interessenten ersichtlich ist, Das wird doch hoffentlich an Ort und Stelle dem juristisch geübten Auge nicht unsichtbar sein.

Dieses damit bezeichnete Ueberwachungrecht der Regirungen den Börsen-Usancen gegenüber ist heute durch eine Reihe von Paragraphen des Börsengesetzes den zuständigen Behörden ausdrücklich zugewiesen. Die Regirungen hatten aber auch schon früher, also vor Erlaß des Börsengesetzes, nach meiner Ueberzeugung die gleiche Befugniß, und zwar auf Grund der Bestimmungen der allgemeinen Ordnung- und Wohlfahrtpolizei, wie sie für Preußen z. B.

Hosted by Google

jetzt, in der Hauptsache, im Landesverwaltunggesetze von Juli 1883 prinzipiell festgesetzt sind. Zur Bekräftigung dieser Auffassung kann ich mich auf eine ganz ausgezeichnete Abhandlung des berühmten Rechtsgelehrten Paul Laband über die juristische Natur der „Handelsusancen" (in Goldschmidts Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht. Bd. 17 1872, S. 467 ff.) berufen. Dieser klassische Aufsatz hat den großen Vorzug, bereits vor einem Vierteljahrhundert, also in vollkommenster Unbefangenheit gegenüber den heutigen wirthschaftpolitischen Tageskämpfen, niedergeschrieben zu sein. Und die juristische Bedeutung der darin gezogenen Schlüsse ist so rückhaltlos anerkannt worden, daß reichsgerichtliche Entscheidungen diese Ausführungen Labands sich aneigneten. Danach steht nun aber das Folgende fest: Die Börsenusancen sind nicht als „Handelsgewohnheitrecht" aufzufassen, das etwa einer „Autonomie" der Börsen entsprossen wäre, — analog der Entstehung der „Observanz" des hohen Adels. Börsenusancen sind vielmehr nichts Anderes als „eine höhere Potenz" des „Geschäftsgebrauches". Sie sind hiernach in ihrer juristischen Natur genau eben so zu beurtheilen wie z. B. die Geschäftsbedingungen der Versicherungsgesellschaften und die Frachtreglements der Transportunternehmungen. Und wie die Regirungen diesen beiden Formen des potenzirten „Geschäftsgebrauches" gegenüber das volle Ueberwachungrecht prinzipiell fordern und ausüben, so muß also auch das Selbe bei der Ueberwachung der Börsen-Usancen gelten.

Aus diesen Gründen ist auch eine Novelle zum Börsengesetz mit Strafbestimmungen gegen die „Privat- oder Winkelbörsen", wie sie der Herr Landgerichtsrath in Vorschlag bringt, gänzlich überflüssig. Es handelt sich vielmehr nur darum, daß diesen Winkelbörsen gegenüber ebenfalls die Bestimmungen des § 1 des Börsengesetzes Anwendung finden und die Frage beantwortet wird, ob sie als „Börsen" zu betrachten sind oder nicht. Die in dieser Beziehung bedeutsame Definition des Begriffes „Börse" in der von Wermuth und Brendel kommentirten Ausgabe des Börsengesetzes läßt ja zum Glück darüber kaum einen Zweifel, welcher juristischen Anschauung der Fachreferent im Reichsamt des Inneren zuneigt. Trotzdem vermag ich diese Definition mir nicht ganz anzueignen. Es giebt nämlich auch Einzelverträge, wie z. B. die ersten Verkäufe beim Obsthandel, die für weite Gebiete in Bezug auf die Preisbildung von bestimmendem Einfluß sind. Trotzdem hat man in solchen Fällen noch keine „Börse". Das Wesentliche der juristischen Natur der „Börse" scheint mir deshalb mehr in den Usancen und in dem Schlußschein zu liegen. Und dabei bin ich in der angenehmen Lage, mich auf ein Gutachten der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft zu berufen, das diese Korporation im Jahre 1888 an das Reichsgericht abgegeben hat und das im reichsgerichtlichen Urtheil vom vierundzwanzigsten Januar 1889 wiedergegeben ist. Wenn aber das Wesentliche des juristischen Begriffes „Börse" in den Usancen und

Hosted by Google

im Schlußschein gegeben ist, dann sind sämmtliche Privatbörsen und Winkelbörsen, an denen heute börsenmäßiger Terminhandel betrieben wird, ganz selbstverständlich ebenfalls als „Börsen“ im Sinne des Börsengesetzes zu betrachten. Sie bedürfen dann also ebenfalls der behördlichen Genehmigung, die ihnen wieder entzogen werden kann; auch sie haben Börsenordnungen aufzustellen, die einschließlich der Usancen von der Genehmigung der zuständigen Behörden abhängig sind; auch bei ihnen ist der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten untersagt; sie müssen sich ebenfalls die Mitwirkung von Vertretern der Landwirthschaft und Müllerei bei der Preisfestsetzung gefallen lassen. Nun ist damit freilich noch nicht ausgeschlossen, daß die berliner Terminspekulanten z. B. auch den „Feenpalast“ wieder räumen und ihre Zusammenkünfte an irgend einem anderen Ort fortzusetzen versuchen. Aber „eine gewisse Ungreifbarkeit“, wie Herr Schneider sie erwartet, haben diese Winkelbörsen auch damit dann noch keineswegs sich gesichert. Im Gegentheil: sobald die Politik der Regirung hier erst einmal ordentlich festen Fuß gefaßt hat, kann wahrscheinlich schon binnen wenigen Tagen das Verfahren gegen eine solche neue Winkelbörse jedesmal abgeschlossen sein. Und wenn das Publikum erst merkt, daß die Regirung wirklich Ernst macht, dann fehlen bald die „ahnungslosen Engel“, nämlich die Mitspieler der Außenseite bei der Terminspekulation, und ohne sie sitzen die Spekulanten in der Innenseite der Börsen sofort auf dem Trockenen. Und der Börsenterminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten wird damit verschwunden sein.

Was wir aber in der That als Ergänzung zu dem geltenden Börsengesetz noch dringend brauchen, sind die von mir schon früher geforderten eingehenden „Ausführungbestimmungen“. Und wenn Herr Schneider mich nun fragt, wie sie denn aussehen sollen, so will ich die Antwort hier kurz andeuten. Die Ausführungbestimmungen müßten durchaus unzweideutig zum Ausdruck bringen, daß die vom Landgerichtsrath Schneider gegebene Interpretation des Börsengesetzes in allen wesentlichen Punkten eine unrichtige ist. Es müßte deshalb in ihnen gesagt werden, daß § 48 des Börsengesetzes nicht als Legaldefinition für die im § 50 Abs. 3 genannten Geschäfte zu betrachten ist und daß diese Bestimmung sich auch noch auf den werdenden Börsenterminhandel bezieht, der noch keine feste und lückenlose Organisation in einer Börse nach dem bisherigen Sinn gefunden hat. Es wäre ferner eine Definition Dessen zu geben, was man unter einer „Börse“ im Sinne des neuen Gesetzes selbst zu verstehen hat, — meines Erachtens mit besonderer Hervorhebung der Bedeutung der Usancen und der Schlußnote. Ferner müßte unter Heranziehung der Bestimmungen der allgemeinen Ordnung- und Wohlfahrtpolizei verfügt werden, daß sämmtliche Börsen, Privatbörsen, Winkelbörsen und Märkte aller Art die in Geltung befindlichen Usancen,

Hosted by Google

Ortsgebräuche, Schlußscheinformularien binnen kürzester Frist den zuständigen Behörden vorzulegen haben. Und endlich müßte das verwaltungrechtliche Verfahren festgelegt werden, sowohl für die Mittheilung der Usancen, Ortsgebräuche u. s. w. als für die Behandlung ungehorsamer Börsen aller Art, nebst Normirung entsprechend hoher Ordnungstrafen.

Zunächst ist es freilich nothwendig, die wahren Motive des gesetzlich ausgesprochenen Verbotes des börsenmäßigen Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten zu kennen. Und diese Erwägungen führen uns zum volkswirthschaftlichen Theil der Ausführungen des Herrn Schneider. Er hat eine neue Unterscheidung vorgenommen, nämlich die Unterscheidung zwischen „echtem" und „unechtem" Terminhandel. Dabei bezieht sich für ihn der „echte" Terminhandel auf die Waarenlieferungsgeschäfte, der „unechte" auf die Geschäfte mit „nur gedachter" Waare. Diese beiden Begriffe sollen nach Schneider juristisch außerordentlich schwer, vielleicht auch gar nicht zu unterscheiden sein. So besitze z. B. die Winkelbörse im Feenpalast einen Schlußschein, der eben so gut auch zu Effektivgeschäften benutzt werden könne. Verboten aber sei durch § 50 Abs. 3 nur der „unechte" Terminhandel. Also könne auch der heute im Feenpalast geltende Schlußschein rechtlich kaum beanstandet werden. Mit diesen Auslassungen befindet sich Herr Schneider in einem großen Irrthum. Die von ihm beliebte Unterscheidung von „echtem" und „unechtem" Terminhandel kommt — als eine von ihm ganz willkürlich konstruirte — für das Börsengesetz selbst gar nicht in Betracht, die damit bezeichneten begrifflichen juristischen Schwierigkeiten brauchen deshalb auch gar nicht überwunden zu werden. Die Reichstagsmajorität vom ersten Mai 1896 wollte etwas wesentlich Anderes aufheben als nur den Börsenterminhandel in „gedachter" Waare. Warum hat der Herr Landgerichtsrath nicht die Schriften von Hammesfahr und van Gülpen und die vortrefflichen Materialsammlungen von Charles W. Smith durchgearbeitet und sich so auf die Darlegungen von Männern gestützt, die ihr ganzes reiches Leben hindurch mitten im Getriebe des Börsenterminhandels stehen? Dann wäre es ihm nicht unbekannt geblieben, daß der Kampf gegen den Börsenterminhandel sich keineswegs nur gegen das Differenzspiel mit gedachter Waare wendet. Das Eigenthümliche und Verhängnißvolle des Börsenterminhandels besteht gerade in der Verschmelzung des Differenzspieles mit dem effektiven Waarenumsatz. Und das weitaus Gefährlichere liegt nicht in dem Handel mit gedachter Waare, sondern in jenem eigenartigen Waarenhandel, der auf den Terminbörsen lediglich als Mittel zu dem Zwecke dient, möglichst hohe Spielgewinne einzuheimsen. Das Charakteristische aller Schlußscheine des börsenmäßigen Terminhandels besteht deshalb auch gerade darin, daß sie ganz nach Belieben zum Effektivhandel wie zum reinen Differenzspiel benutzt werden können. Sind diese Schluß-

Hosted by Google

scheine nicht so formulirt, daß sie ausschließlich nur dem Effektivhandel dienen können und ihre mißbräuchliche Benutzung zu Differenzspielen ausgeschlossen ist, dann ist ein Verstoß gegen den § 50 Abs. 3 des Börsengesetzes gegeben.

Wie wirkt nun dieser Börsenterminhandel? Darüber findet man in dem Aufsatze Schneiders recht widersprechende Aeußerungen. Einmal heißt es: Der Börsenterminhandel, auch der Handel mit nur gedachter Waare, ist nützlich und nothwendig, weil er in Wahrheit nur dazu dient, den Handel mit wirklicher Waare beweglicher und glatter zu machen. An einer anderen Stelle wird gesagt, daß auf Grund des Börsengesetzes der Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten künftig fester börsenmäßiger Geschäftsbedingungen entbehren müsse; er falle „sozusagen wieder ins Wilde zurück". Und wieder an einer anderen Stelle ist das Alles mit dem ausdrücklichen Vorbehalt gesagt, daß die verwüstenden Wirkungen des „unechten" Terminhandels beim Kammzug z. B. allerdings unbestritten seien. Aus solchen Widersprüchen kommt man nur heraus, wenn man die willkürlich ersonnene Unterscheidung von echtem und unechtem Terminhandel vollständig fallen läßt. Es handelt sich lediglich um den ganz einfachen und klar erkennbaren Gegensatz zwischen dem effektiven Waarenhandel ohne Differenzspiel und dem börsenmäßigen Terminhandel, der das Differenzspiel mit der effektiven Waarenbewegung mißbräuchlich vermischt. Den ersten können nur die mit der nöthigen Sachkenntniß ausgerüsteten Getreidehändler betreiben, an dem anderen kann sich jeder Schuhmacher und Schneider betheiligen. Eben diese Ermöglichung der Theilnahme des großen Publikums an dem Börsenterminhandel reizt kapitalkräftige Spekulanten zu gelegentlichen Vergewaltigungen des Marktes. Aber diese dem Laien zunächst und hauptsächlich in die Augen springenden Börsenmißstände bezeichnen gewissermaßen nur die akute Erkrankung des Marktes. Weit schlimmer sind die schleichenden, chronischen Uebel des börsenmäßigen Terminhandels, von denen Herr Schneider leider nicht spricht.

Diese eigenthümliche Verquickung des Waarenhandels mit dem Differenzspiel in gedachter Waare, wie sie durch die Usancen an den Terminbörsen gegeben ist, hat die einzelne Waarenlieferung ihrer besonderen konkreten Qualität entkleidet und die Waare selbst durch den Begriff „Lieferwaare" in eine Spielmarke verwandelt. An der berliner Börse z. B. war und ist eine so niedrige Getreidequalität „noch lieferbar", daß nach sachverständigem Urtheil auch „Dreck" geliefert werden kann. Auf dieser Qualitätbasis finden dann die Getreideterminpreise ihre Notirung. Jede bessere Qualität wird an der Börse als Terminlieferung nicht mit einem Pfennig höher gewerthet, weil eben der Begriff „Lieferwaare" die Unterscheidung besserer Qualitäten nicht kennt. Und um diesen entsprechenden Betrag wird hiernach die deutsche Landwirthschaft fortdauernd durch die Institution des börsenmäßigen Terminhandels geschädigt.

Hosted by Google

Das Terminspiel pflegt auf neun bis zehn Monate im Voraus die Preise zu fixiren. Die Initiative hierzu liegt der Natur der Sache nach bei den Baissiers, die auf den spätesten Termin ihr Papiergetreide zu einem so erniedrigten Preise ausbieten müssen, daß sich die nur zu oft schon schlimm getäuschte Hausse-Partei doch „auch diesmal" wieder zur Annahme der Offerte der Baissiers geneigt finden läßt. Und von dem daraus sich ergebenden Preisdruck kann sich die Waare nicht erholen, weil eben alle regelmäßigen Beziehungen zwischen wirklicher Waare und Differenzspiel bis auf Weiteres dauernd in der Richtung einer Herabsetzung der Preise wirken. Einem soliden Effektiv-Getreidehändler ist es nicht möglich, seine Waarenbestände öfter unter dem Einkaufspreise abzugeben, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Der an der Terminbörse thätige Spekulant aber verkauft sein Getreide mit Vergnügen unter dem Einkaufspreis, weil er dann einen viel größeren Gewinn aus seinem — ja beliebig ausdehnbaren — Differenzspiel zieht und darin auch die reichliche Deckung für seinen Verlust an der verkauften Waare findet. Diese Neigung zu einer so unheilvollen Art des Getreidehandels wird bei den führenden Börsenspekulanten dadurch noch wesentlich verstärkt, daß es auf den Terminbörsen möglich ist, durch starke Blanko-Verkäufe von Papiergetreide eine merkliche Baisse-Bewegung schon innerhalb einer halben Stunde an dem Börsenplatze zu erzeugen. Sobald aber dann die Zahl der durch dieses Manöver angelockten „Mitläufer" die Baisse verschärft, kauft der führende Baissespekulant zu nun erheblich niedrigerem Preise sein vorher verkauftes Papiergetreide schnell wieder zurück und streicht dann seinen zuweilen nach Millionen zählenden Differenzgewinn ein. Die Getreidepreise aber sinken unter der Herrschaft dieses seit einigen Jahren allgemeiner üblich gewordenen Coups nothwendig mehr und mehr.

Wenn bei einem soliden Getreidehandel, wie z. B. bei unserem Gerstenhandel, ein Speicherinhaber Waarenbestände lagern hat, dann ist er naturgemäß an der Aufrechterhaltung und Besserung der Preise interessirt. Durch die Terminbörsen aber wird auch diese Vernunft zu Unsinn. Ein Beispiel. Zur Zeit der Einlagerung kostete im Jahre 1896 in Chicago Nr. 2 mixed Mais pro Bushel 30 Cents. Im September 1896 aber wurde von der Terminspekulation an der chicagoer Börse die künftige Ernte des Jahres 1897 „per Mai 1897" pro Bushel mit 25 Cents ausgeboten und gehandelt. Die Speicherinhaber lieferten ihre alten Maisbestände gegen ihre Termin-Maisverkäufe im September an die Börsen und kauften sie von der durch dieses Manöver natürlich überraschten Hausse-Partei nur zu einem Preise von $19\frac{1}{2}$ Cents pro Bushel wieder zurück, um bis zur neuen Ernte mit ihren Waarenbeständen weiter kein Risiko zu haben. Weil also der neue und noch nicht einmal gewachsene Mais auf sieben Monate später durch das Differenzspiel an der Börse auf 25 Cents fixirt worden war, mußte die alte vorhandene

Hosted by Google

Ernte auf 19 1/2 Cents herabgedrückt werden. Solche unvernünftigen Preisdepressionen ereignen sich an den Terminbörsen ganz regelmäßig und sind nur möglich auf Grund jener unheilvollen Verquickung des Differenzspieles mit dem wirklichen Waarenverkehr, wie sie in den Usancen der Terminbörsen begründet ist. Alle diese Verhältnisse aber können auch nur dadurch beseitigt werden, daß der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten völlig aufgehoben wird und nur der solide Handel mit wirklicher Waare übrig bleibt. Herr Schneider ist freilich der Meinung, daß wir auf diesem Wege „wieder ins Wilde zurückfallen". Die Erfahrungen aber, die man gerade an der berliner Börse mit der völligen Beseitigung des Terminhandels in Rubelnoten sammeln konnte, setzen uns in die Lage, auch die voraussichtliche Wirkung der Aufhebung des Börsenterminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten erkennen zu können. Zur Zeit der Aufhebung des Terminhandels in Rubelnoten war natürlich in den Börsenblättern auch laute Entrüstung mit den schwärzesten Voraussagungen gepaart. Die reine Spekulation sollte nie einen anderen als gelegentlichen und vorübergehenden Einfluß auf den Rubelkurs geübt haben und üben können. Von der Regirung forderten die Börsianer ein schnelles, energisches Einschreiten gegen den „russischen Vertrauensbruch". Dem russischen Reich aber stellte man die Vernichtung seines Außenhandels und das völlige Abströmen seiner Goldbestände mit einem noch viel niedrigeren Rubelkurs in Aussicht. Und was ist von Alledem eingetreten? Die russischen Finanzen haben sich fortwährend gebessert; der russische Außenhandel ist durch die Aufhebung des Terminspieles in Rubelnoten eher gestärkt als geschädigt worden; die Goldbestände in Rußland sind heute größer als je; und der berliner Rubelkurs hat sich seitdem, besonders gegenüber dem Tiefstand der Jahre 1892 und 1893, wesentlich gebessert. Dabei zeichnet sich der berliner Rubelkurs seit diesem Oktober 1894 durch eine geradezu bewundernswerthe und vorher nie gekannte Stabilität aus. Und während im Jahre 1891 z. B. die berliner Spekulation binnen sieben Monaten einen Preissturz um 53 Mark 60 Pfennig für 100 Rubel verzeichnen konnte, hat im Jahre 1896 der Rubelkurs in Berlin nur um den minimalen Betrag von 2 Mark 55 Pfennigen für 100 Rubel geschwankt. Die Preise für den russischen Rubel sind also durch die Beseitigung des börsenmäßigen Terminhandes zu stabilen mittleren Preisen geworden. Die extremen Bewegungen nach oben und unten sind verschwunden und die Preise selbst haben sich gegenüber dem Tiefstande der früheren Jahre natürlich gehoben. Genau die selben günstigen Wirkungen dürfen auch von der Aufhebung des Börsenterminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten erwartet werden.

Dr. Gustav Ruhland.

Hosted by Google

Neues im alten Florenz.

So unbegreiflich und der seltensten Wunder voll Florenz erscheinen mag: das Merkwürdigste steckt hinter all den erstaunlichen Schätzen, tiefer als Das, was sich dem Auge bietet; es ist nicht die Kunst des Quattrocento und Cinquocento, sondern Das, was dem Lebenden hier wiederfährt, dem Neuen im Alten. Vier Wochen pendelt man hier herum, täglich sechs Stunden in den Galerien; vorher, sobald es hell ist, in den Kirchen, nachher, bis es dunkel wird, in den Straßen; abends in Kneipen, die man anderswo unter keiner Bedingung betreten würde, um mit Menschen zusammen zu sein, mit gleichgiltigen Fremden, um zu reden, zu diskutiren und sich auszuleeren, wo und wie es auch sei. Es ist das Liebebedürfniß der gefüllten Bombe.

Sonst ist man vielleicht Phlegmatiker, auch auf der Reise; da manchmal erst recht. Man hat sich nach vielerlei Erfahrungen in den verschiedenen Welttheilen die Philosophie angewöhnt, über dem Bädeker zu stehen und seinen Rathschlägen nur so weit zu folgen, wie es für die Erholung, den Endzweck der Reise, ersprießlich ist. Warum wacht man denn hier jeden Morgen mit brennender Unruhe auf, mit einer wahren Angst, ob man nicht eine halbe Stunde zu lange geschlafen hat? Warum wird man nach jeder thatenlos verbrachten halben Stunde von jener hetzenden Angst des Schuljungen gepackt, der die Klasse schwänzt und ganz bestimmt weiß, daß es herauskommt? Warum wird man hier zum Philister, der nicht eine schwere Mahlzeit riskirt, aus Furcht, sich womöglich die Sinne zum Sehen zu ermüden? Woher nimmt man hier die erstaunliche Kraft, ganze Nächte in einer engen Bude herumzurennen, ganze Bücher von Briefen und Notizen von sich zu geben und dabei den Tag über munter zu sein? Begeisterung kann es nicht sein; wer ist heutzutage denn noch rechtschaffen begeistert, wer für seine Begeisterung zu Opfern bereit?

Selbstopferung: man opfert sich hier, nicht an Hab und Gut, sondern anders, vielleicht noch intensiver, jedenfalls ungewöhnlicher. Es giebt hier bedachtsame Leute, die ursprünglich auf acht Tage gekommen sind und jetzt schon sieben Jahre hier wohnen. Aber Das kann auch anderswo vorkommen, Boecklin ist es in Rom passirt; nur wie man hier lebt, Das sieht man so nirgends wieder; was hier mit Klammern, die man immer noch verstärken möchte, die jauchzende Seele bindet, Das giebt es nirgends mehr in der Welt. Unter vielen Anderen ist bekanntlich auch Goethe hierher gekommen; nicht der Goethe, der die moderne deutsche Lyrik geschaffen hat, sondern der Goethe der griechischen Dramen, der in Venedig die antiken Bronzepferde auf der Markuskirche bemerkenswerth fand, in Verona sich nur an den römischen Thoren und dem Theater zu begeistern vermochte, in Padua an dem Gattamelata Donatellos vorbeiging, um im Botanischen Garten unter dem Keuschbaum zu träumen. Er hat auch hier nichts außer der importirten Antike gesehen. Kurz vor ihm war ein gewisser Heinse hier, den später, seiner merkwürdigen Begeisterung zu Liebe, Laube dem Jungen Deutschland neu herausgab; Der hat von der blühenden Stadt schon mehr zu sagen gewußt. Viele sind nachgekommen, Deutsche und bedeutende Menschen anderer Völker, Vieles ist darüber geschrieben, Manches auch gedichtet worden; aber nie hat

Hosted by Google

eine Generation, in welchem Land es auch sei, dem Eigensten in Florenz, der Seele der Renaissance, mit klopfenden Pulsen so nachgespürt wie die unsrige.

Woher kommt Das?

Man sieht: es soll den vielen Lobeshymnen über Florenz hier keine neue hinzugefügt, sondern versucht werden, zu ergründen, wo Das steckt, was speziell uns Lebende hier packt und nicht losläßt. Ich will mich also nicht in die produktive Begeisterung hineinreden, die die Stimmung zu einem Feuilleton zu geben vermag; die besten Feuilletons werden ohne Begeisterung geschrieben, — und ohne meins im Entferntesten zu ihnen rechnen zu wollen: ich bin durchaus nicht begeistert oder meine Begeisterung ist so groß, daß aus ihr vollkommen ein Zustand, eine bleibende Sache, also Etwas, das sich in dem wesentlichsten Punkt von dem allgemeinen Begriff unterscheidet, geworden ist. Sie ist so stabil wie eine einfache, auf Logik begründete Erfahrung; ich kann mich daher vollkommen über sie erheben und sie objektiv untersuchen. Schon Das ist enorm. Man gehe den gewöhnlichen Begeisterungen einmal mit Reflexionen zu Leibe, selbst den allergrößten. Wo sind in unserer entgeisterten Zeit die schönen Gefühle, hinter denen man nicht Dummheit wittert, mangelhafte Kenntnisse von Menschen und Dingen? Man sagt vielleicht am Sonntag Abend im vertrauten Kreis ein wohlklingendes Adjektivum, — und Montag früh ist der erste Gedanke beim Erwachen dieses etwas lachhafte Wörtchen und man zermartert sich das dunstige Hirn, ob nicht Einer in dem vertrauten Kreise bei dem Wort den Mund ein Bischen ironisch verzog; und dann erinnert man sich plötzlich, daß Einer dabei war, der sogar aus vollem Halse darüber gelacht hat. Der typische Ausdruck dieses Lachhaften ist der Berliner, aber Etwas haben wir Alle davon. Kein Organ wird in unserer Zeit feiner geschärft als dieser Nerv, diese kitzlige Erkenntniß, die im Keime bereits den Beiden im Paradies wurde, als sie zum ersten Male gegen Gottes Gebot gesündigt hatten.

Hier schämt man sich nicht seiner nackten Menschlichkeit, deshalb liebt man Florenz, — man liebt in ihm seine Begeisterung. Eine ganz leise Spur hat Jeder von jener Substanz, die sich im Alltäglichen nicht bemerkbar machen darf, aber trotz allem Training nicht umzubringen ist, sondern unter dem glatt gestärkten Hemd ruhig fortglimmt. Die lodert jetzt auf mit der lebendigen Kraft einer stark gebogenen Gerte und schnellt den Menschen hoch, hoch, ja, über sich selbst hinaus, bis in die Wolken. Da kann man sich selbst von unten als ein interessantes Pünktchen am Himmel segeln sehen. Natürlich wartet man skeptisch, bis der Punkt wohl größer werden und wieder herunter kommen wird, denn bis jetzt ist er noch immer wieder ganz sacht herunter gekommen. Merkt man schließlich aber, daß man trotz allen schlechten Witzen definitiv oben bleibt, so kommt eine unbändige Freude; man läuft herum wie ein Mensch ohne Gewohnheiten, ohne Müssen und Dürfen, ohne Leiden, ohne Laster, eben wie ein Mensch, dessen Seele in den Wolken spazirt. Dieses Gefühl hat nichts mit der angewöhnten Kultur zu thun, die sich auch sonst mit der Kunst zu beschäftigen pflegt. Konzerte, Theater und Kunst, d. h. also die sogenannten schönen Interessen, sind im Allgemeinen das Futionelle des Lebens; sie erscheinen unter dem Strich, haben unzweifelhaft ihre berechtigte Bedeutung, aber erst nachdem die Bedeutung der übrigen Dinge erschöpft ist. Hier erscheint auf einmal, und zwar ganz selbstverständlich, das sogenannte schöne Interesse als Leitartikel, als das Einzige, was überhaupt gelesen wird, der Rest hat nicht mehr Werth

Hosted by Google

als gewöhnlich der Notizentheil oder die Briefe aus dem Leserkreise. Das bedeutet völlige Umwälzung. Man ist gewöhnt, für das Brot zu leben und sich für das Schöne zu begeistern; jetzt lebt man auf einmal für das Schöne und von Begeisterung für irgend Etwas ist überhaupt nicht mehr die Rede. Was ist aus der typischen Erholungreise geworden! Man hat sich gewiß, als man abfuhr, wie gewöhnlich vorgenommen, keine Sorgen mitzunehmen und keine, gar keine Briefe nachkommen zu lassen. Aber während sonst alle diese Präservativs schon nach den ersten acht Tagen versagen, kommt hier ein bündiges Gesetz, das viel mehr nimmt, als man sich je zu gönnen wagte, das den Alltag mit einer kurzen Handbewegung ausstreicht und dafür etwas Anderes hinsetzt, das noch viel verlangender, saugender, quälender ist und sich durchaus nicht mit Dem deckt, was man sonst, auch in optimistischer Stimmung, unter Erholung verstanden hat.

Selbst bei ganz objektiver Bestimmung der Reize florentinischen Kunstlebens ist es schwer, die Phrase zu vermeiden. Das Wesentliche des Eindruckes ist für uns, wie Alles heute, eine Nervenfrage. Daß dieser Eindruck auf uns so tausendfach anders wirkt als auf unsere Ahnen, muß, da sich Florenz seit Goethes Tagen nicht übertrieben verändert hat, unzweifelhaft damit zusammenhängen, daß wir anders geworden sind als unsere Ahnen. Ich denke dabei nicht an die veränderte theoretische Richtung unserer kunstgeschichtlichen Bildung, sondern, wie gesagt, an unsere Nerven, an die Veränderung, die mit unseren Nerven seit Goethe vorgegangen ist. Wie sind unsere den ästhetischen Genuß vermittelnden Sinne beschaffen, wenn wir nach Florenz kommen? Nur diese rein materielle Frage kann hier ins Gewicht fallen, nicht etwa, wie unsere Gelehrtheit beschaffen ist, denn auch mit hundert der besten Kunstgeschichten und Cicerones wird man eben so wenig dieser Kunst wie jeder anderen, die den Namen verdient, nahe kommen, wenn man sie nicht mit den Sinnen zu greifen vermag. Die Frage vereinfacht sich dahin: welche Schulung haben unsere Sinne empfangen, was haben wir mit Bewußtsein gesehen, bevor wir hierher kamen?

Unsere heutige junge künstlerische Generation lebt vom Vergangenen. Jede künstlerische Entwickelung freilich ist ein Ergänzungprozeß, nichts Neues ist denkbar in der Kunst, das nicht in irgend einer Form ein Stück vom Alten enthielte. Nur hat sich in unserer Zeit die Differenz zwischen Dem, was von dem Früheren herübergenommen wird, und Dem, was an Neuem dazukommt, ins Ungeheuerliche vergrößert und der positive neue Bestandtheil ist auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Die Internationale in der Kunst, das gegenseitige Durchdringen der Künste aller Völker und Zeiten, hat den Fundus, aus dem geschöpft werden kann, in gleichem Schritt mit der Entwickelung des Weltverkehres vergrößert, und wie für alle Gewerbe und Wissenschaften die ganze Welt zum Vaterlande geworden ist, so sucht auch der Künstler die Grenzen seiner Nationalität immer weiter hinauszuschieben, um das gegebene Maß seiner Originalität vortheilhafter verwerthen zu können. Dieser Eklektizismus kann keine ganz eigene, starke Kunst schaffen, wohl aber eine ungeheuer raffinirte; er kombinirt hundert Akkorde, wo die Alten sich in einer einzigen starken Melodie zu äußern vermochten. Es ist Nuancenkunst, — ein Flüstern, das feinstes Gehör verlangt, reine Kultur, nichts, gar nichts für das „Volk", auch nicht für die obersten Zehntausend, sondern nur für die Wenigsten, deren Sinne die zugemuthete Gymnastik zu ertragen vermögen. Diese Schule hat uns feine Nerven gemacht, darin sind wir allen früheren Generationen voraus; wir können uns dieses

Hosted by Google

Selbstbewußtsein leisten, da es zugleich unsere Inferiorität den Alten gegenüber ausdrückt. Denn es liegt diesem ästhetischen Vermögen Schwäche zu Grunde, in letzter Instanz Mangel an Widerstandskraft, — Bildungfähigkeit, die außerordentlich reproduktiv macht, aber an selbständiger Schöpferkraft Mangel leidet.

Und nun wird ein solches, auf den feinsten Laut gestimmtes Nervenbündel vor ganz starke Kunst gestellt, vor Leute, in denen Das, was sie aus sich selbst heraus nahmen, immer das Zehnfache von Dem beträgt, was sie mitbekamen, die in wenigen Generationen eine Entwickelung schufen, deren Mannichfaltigkeit und Kraft unsere Welt — die in einer einzigen Stadt heute mehr Künstler beherbergt, als damals das ganze Italien besaß — nie annähernd wieder erreichen wird, auch wenn man ihr ein Jahrtausend lang Zeit ließe. Zweierlei kann dann geschehen. Entweder geht der feine, komplizirte Apparat vor diesem Material in Stücke oder er leistet sein Bestes, das Material wird zerkleinert wie nie zuvor, aufgesogen in seiner ganzen Pracht mit unserer wunderbaren Oekonomik, die uns bei den Unsrigen gelehrt hat, auch für die kleinste neue Nuance dankbar zu sein.

Da ist es denn kein Wunder, daß wir mehr sehen als die Anderen, die vor uns hier waren. Da, wo sie schon an der Oberfläche genug hatten, tauchen wir ganz in das Innere, nach allen Seiten hinein, nicht nur in die Breite, sondern vor Allem auch in die Tiefe. Und da kommt man denn an Stellen, wo Andere nie waren, man entdeckt Länder, strotzend fruchtbare Gefilde, wo Andere nur Wüsteneien sahen; und in dem Entdeckertriumph vergißt man sich, die Welt, Alles, ja selbst den Neid, daß man nicht an solchen Schöpfungen theilnehmen durfte. Das ist es, dieser neidlose Genuß; es ist so groß, was man hier erlebt, daß selbst dem Egoismus in uns verdutzt das gefräßige Maul zuklappt, damit man nur ja keinen Moment anders als genießend verbringt. Und dieser starke Wille ist nicht das Geringste an dieser Selbstopferung. Man gewinnt sich selbst, wenn man diese Kunst gewinnt. Man muß sie gewinnen, wenn man sich behalten will. Wie ein riesiges, wunderbares Gebirge liegt die Schöpfung dieser Wunderstadt da: man muß hinauf, wenn man sich nicht wie ein Knirps erscheinen will; es ist kein Bildungtrieb, keine Kultur, sondern einfach persönliche Forderung.

Damit sind wir dem für uns Persönlichen in Florenz schon etwas näher gerückt. Freilich, persönlicher Forderungen giebt es mehr. Goethe ist etwas Aehnliches für die lebenden Deutschen, Wagner für Manche, Nietzsche wurde als internationale Forderung proklamirt mit der Behauptung, jeder Moderne müsse sich mit ihm auseinandersetzen, um zum Eigenbewußtsein zu kommen. Ich leugne es: es giebt ganz gewiß Menschen, die nicht ein Wort von Nietzsche gelesen haben und genau so weit sind — vielleicht weiter —, als der Mensch in dem größeren Künstler Nietzsche war, die längst im Instinkt haben, was er zuweilen nur durch Reflexion erreichte, und die unbefriedigt von dem Menschen Nietzsche gehen, durchaus ohne an Persönlichkeit einzubüßen. Kein Philosophenthum kann heute noch bewußt diese diktatorische Rolle spielen; der Instinkt, der gerade bei Nietzsche das Größte war; entscheidet gegen ihn.

Anders Florenz, dies goldene Buch der reinsten und größten Instinkte, in dem man liest, was man nie im schönsten Traum gesehen hat, Weisheit, die über allem Verstandesmäßigen steht, Schönheit, die jenseits von Schön und Häßlich bleibt. Hier wird das nackt Persönliche gefordert und der Genuß wird zu einem Glaubens-

Hosted by Google

bekenntniß, an dem nichts geheuchelt sein darf, weil man sich sonst um das Beste betrügt. Daher fühlt man sich hier, so viel Größe gegenüber, doch niemals gedrückt. Man ist so stolz darauf, so unvergleichlich genußfähiger als daheim zu sein, daß man sich selbst um das große Stück gewachsen erscheint, um das diese Kunst Alles, was man bisher gesehen hat, überragt. Und aus diesem Stolz erwächst ein Schaffenstrieb, wie man ihn nie an sich gekannt hat. Jeder, dem die Beziehung zur Kunst gegeben ist, wird hier produktiv; Jeder, nicht nur der Künstler, Jeder in seiner Art, in seiner kleinen, vielleicht nichtigen Sphäre. Im Anfang wundert man sich, daß hier noch Leute zu malen wagen. Aber es gilt ja nicht, jenen Unerreichbaren gleichzukommen, man will nur Das, was ihnen im größten Stil gelungen ist: sich ausgeben und ausleben, so viel man hat und so gut man kann.

Dies Wenige giebt schon eine Seite des großen Eindruckes, die sich natürlich nur subjektiv darstellt; es ist sozusagen die quantitative Bestimmung. Ganz nüchtern läßt sich der Eindruck nach einer mehr qualitativen Seite feststellen, — und da wieder ganz und gar einzig in seiner Art. Wenn man Florenz zum ersten Male durchwandert, so kann man sich bei aller Ueberraschung zuweilen nicht einer scheinbar widersprechenden merkwürdigen Vorstellung erwehren. Bei manchen Werken bildet man sich ein, etwas Aehnliches geahnt, ja in einem anderen, seltsam schattenhaftem Zustand schon gesehen zu haben. Der Eindruck wiederholt sich, man muß immer wieder an Dinge denken, die eigentlich gar nicht hierher gehören, an moderne Kunst und moderne Künstler, und schließlich findet man den Zusammenhang, — und dann wird Einem Florenz noch einmal so lieb und man erklärt sich immer mehr, warum man sich hier nie als Fremder gefühlt hat. Die Wiege eines Theiles der modernen Kunst hat hier gestanden. Daß hier die ganze Kunst der Neuzeit überhaupt im Wesentlichen begründet, zum Mindesten mitbegründet ward, ist nicht das Zwingende für uns; es gehört der Kunstgeschichte. Aber daß ganz moderne Erscheinungen, die wir im Norden entstehen gesehen haben, die, als sie entstanden, sich in den stärksten Widerspruch zu ihren nächsten Vorgängern und ihrer nächsten Umgebung setzten, hier ihren Ursprung haben, daß sie ohne jedes Zwischenglied über vier Jahrhunderte hinweg auf Florenz zurückgreifen, Das erhöht den Begriff von der geheimnißvollen Wirkung dieser Stadt. In Dem, was die heutigen Engländer aus Florenz gemacht haben, ist, was auf ihren eigenen Antheil kommt, so gering, daß man dreist behaupten kann, die ganze künstlerische Kultur des Englands unserer Zeit, so weit sie tiefer als irgend eine andere moderne Kunst in das Herz des Volkes gedrungen ist, die populärste bildende Kunst, das musterhafte englische Kunstgewerbe, das von allen Ländern bewundert, von den Meisten als Mode aufgenommen wird: alles Das sähe vollkommen anders aus, ja es wäre in seinen vorspringendsten Erscheinungen überhaupt nicht vorhanden, wenn hier im fünfzehnten Jahrhundert nicht ein Mann gewirkt hätte, Donatello, mit seinem Gefolge von Malerarchitekten, Botticelli und Anderen, Leute, die durchaus nicht allein das Wesentliche toskanischer Kunst ausmachen, sondern in denen wir heute nur die Vorläufer der allergrößten Italiener erkannt haben.

Die Engländer sind es nicht allein, auch die Münchener sind hier gewesen. Lenbach hat hier für den Grafen Schack die besten Tizians kopirt und noch mehr sich selbst gegeben, als er sich in die dunklen Venetianer vertiefte, die man hier besser als in Venedig gesammelt findet. In Franz Stuck ist die selbe koloristische Schule wieder jung und berühmt geworden, freilich nur mit einem gar sachten Abglanz der

Hosted by Google

Vorbilder, die hier in den Uffizien hängen. Viele Andere sind, wie diese Münchener, nicht der eigenen florentinischen Kunst wegen hier gewesen, sondern um die Schätze zu sehen, die einst die glorreichen Medicis zusammengebracht haben, als sie aus Venedig das Paris ihrer Zeit machten, wo aus allen Ländern das Beste vereint wurde. So findet man hier gar manches Holländische und Deutsche, das man in Deutschland vergebens sucht und das auch wieder in der heutigen Kunst zu neuem Leben geweckt worden ist. Und dieses lebendige Wirken des Alten auf das Neue ist auch heute noch in Florenz in beständigem Fortgang begriffen. Alljährlich ziehen ganze Schaaren von Künstlern aus allen Ländern über die Alpen, um hier in die Schule zu gehen. Viele wohnen hier. Die Meisten begnügen sich, wie überall, nachzustammeln, frei oder unfrei zu kopiren, mit den Augen anzufassen, was nur mit den Sinnen begriffen werden kann. Ein ganzes Heer schlägt Kapital daraus; ich möchte wissen, wie viele Hunderte von armen Schluckern von einem einzigen Raphael leben. Einer löst den Anderen ab, auf Jahre hinaus werden die Kopirplätze vergeben, bei der Madonna della Sedia muß heute Einer volle zwölf Jahre warten, um an die Reihe zu kommen. Es giebt freilich auch Künstler unter den Kopisten, die es wirklich fertig bringen, ein absolut getreues Abbild des Vorwurfes zu erreichen, so daß selbst langjährige Kenner die Kopie nicht vom Original unterscheiden. Ich kenne nur Einen; er heißt Röbbecke. Außer dem Prinzen Georg von Preußen, für den er fast ausschließlich Raphael kopirt, werden Wenige von ihm wissen und doch hat er ein sehr gediegenes Anrecht auf Berühmtheit. Es ist ungeheuerlich, wie dieser Mensch arbeitet. Wer sich einmal einen raphaelischen Teint angesehen hat, wird wissen, was hier das Wörtchen „getreu" bedeutet. Kopiren heißt für Röbbecke, zwei, drei, vier Monate auf seine Seele verzichten und in eine andere hineinschlüpfen, nicht nur in die Seele des Malers, der das Vorbild gemacht hat, sondern in die Seele des Bildes, die bei vollkommenen Werken eine Sache für sich ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel Unverständniß schlechte Reproduktionen mechanischer und künstlerischer Art gerade über Raphael gebracht haben, dessen Werken keine Nuance fehlen darf, wenn sie nicht ganz die Wirkung einbüßen sollen, dann wird die Bedeutung von Leuten wie Röbbecke offenbar. Man kann, wenn man solche Kopien sieht, zweifelhaft werden, ob unsere staatliche Kunstpflege das Rechte thut, wenn sie Millionen ausgiebt, sehr oft, um nur echte, nicht bedeutende und charakteristische Werke der Großen zu bekommen. Wie viel mehr würde sie zum Verständniß beitragen, wenn sie das Beste in solchen mustergiltigen Kopien sammelte! Es ließe sich aus solchen Kopien der Perlen aller Galerien eine Musteranstalt schaffen, die vielleicht nicht alle Reiseengländer anzuziehen vermöchte, aber den Liebhabern Etwas wäre.

Aber es leben auch Größen hier, eigene Künstler, und darunter ist Einer, dessen Anwesenheit am hiesigen Ort den Reizen von Florenz noch eine ganz seltene und tiefe Note hinzufügt. Jeden Sonntag, wenn der Himmel blau ist, wandert eine kleine, immer wechselnde Schaar — nur Röbbecke ist jedesmal darunter — nach Fiesole hinauf. Jetzt liegt der Hügel silbergrau in seinem Reichthum von Oliven, dunkel ragen dazwischen, wie Ahnungen Dessen, was man droben zu sehen hofft, Cypressen in die Höhe, das Symbol des Meisters der Toteninsel und der Seligen Gefilde. Auf halbem Weg, im großen Garten, liegt die Villa. Sie ist nun endlich fertig geworden; Vater und Sohn haben es sich sauer genug werden lassen, um aus dem vielwinkligen Nest eines koketten Franzosen das Heim eines Boecklin

Hosted by Google

zu machen. Immer wieder wurde angefangen, um noch eine Mauer einzureißen, bis der Alte Platz genug hatte. Und neulich wurde zum ersten Male Feuer in dem neuen Kamin gemacht. So ein richtiger boecklinischer Kamin, bis zur Decke hinauf, die genau um das Doppelte höher liegt als die Decke in den Wohnungen anderer Sterblichen. Man fröstelte fast vor der Größe des Raumes. Aber das Feuer warf lodernden Schein auf den braunrothen Grund der Wände, wo in goldleuchtenden Rahmen dunkle Farben, dunkle Märchen erglühten. Und der Alte fing an, in seiner schwerfälligen, fast stöhnenden Art zu erzählen, — ganz feine und ganz bunte Geschichten, von dem Bellini, von Tizian, von Michelangelo und von den Anderen unten, aber zumal von Einem, der gar nicht Maler war, dem Mönch Theophilus, der im Jahr 1000 das Rezept gab, nach dem die Alten die Tempera zu mischen lernten und von dem es auch Boecklin gelernt hat.

Aber mich gelüstete es nach dem „Brand" im Atelier, von dem ich Wunderdinge gehört hatte, das alle Redensarten vom Alter und Siechthum Boecklins zu Schanden machen sollte, nach dem letzten Werk des demnächst Siebenzigjährigen. Erst das nächste Mal, und erst nachdem der Alte im Boccia — wohlverstanden: dem toskanischen, dem mit den großen Bleikugeln — sein Müthchen an uns gekühlt hatte, wurde ich zugelassen. Das Atelier ist natürlich ganz einfach, kein Bild an den dunklen Wänden, nirgends etwas Entbehrliches, kaum ein paar Sessel. Ein Theil des Daches ist mit Glas abgeschrägt, durch das vom Norden das Licht hereinfällt.

Es fiel auf zwei bald fertige Bilder, die stärksten Kontraste, an denen der Meister zugleich malt, um sozusagen die beiden Pole seiner Kunst zu umspannen, die reizendste Idylle und die gewaltigste Dramatik. Auf dem ersten sitzt oben auf grünem Hügel ein alter Bekannter, Pan, ein Abbild des Meisters, und bläst, unbekümmert um alles Andere, nur in seine Melodie versenkt, mit alter Kraft eine neue, volltönende Melodie. Unten lauschen, lang hingestreckt, mit kühlen, schlanken Leibern, in duftigen, schimmernden Gewändern, drei Wunderblumen in blauer Nacht. Das Andere: er nennt es „Brand", nach dem Feuermeer, das über die Stadt lodert. Aus dem Dunst kommen Drei angesprengt, auch alte, uralte Bekannten, die apokalyptischen Reiter, das Grauen in dreifacher, vielhundertfacher Gestalt, so nahe, so furchtbar, daß selbst die Rosse, auf denen sie dahergesaust kommen, wie ungeheure Furien erscheinen, wahre Träger des Todes, dieses Kriegsknechtes und dieses Scheusals von Weib, vor dessen Schönheit man zittern möchte, wie vor der Wuth der Natur.

... Man soll von unvollendeten Bildern nicht reden. Man wird sie ja sehen, in den großen internationalen Ausstellungen hier oder dort, wo sie unter tausend anderen eben so allein sein werden wie in diesem Atelier, in dem nichts außer ihnen war. Wer sie hier gesehen hat, wird sich froh erinnern, nicht nur an die Stunden in der Nähe des Meisters, sondern auch an Florenz, an das große Alte und ewig Junge, in das Boecklin tiefer hineingegriffen hat als vielleicht irgend ein Anderer; nur daß er das Alte mit seinem theuersten Blute so durchtränkt hat, daß es sein Ureigenes geworden ist.

Florenz. Julius Meier-Graefe.

Hosted by Google

Vom toten Bimetallismus.

In den kurzen Bemerkungen, die ich nach den amerikanischen Wahlen im November hier veröffentlichte, habe ich die Aufnahme allzu vieler populistischen Forderungen in das demokratische Programm als den Umstand bezeichnet, der dem von fern Beobachtenden früh schon Zweifel an den Wahlaussichten Bryans erwecken mußte. Mit etwa zwei Ausnahmen scheinen mir diese Forderungen an sich gerecht und vernünftig. Aber gerade solche Forderungen, gegen die sich in Deutschland kaum noch eine Opposition hervorwagen würde, haben der demokratischen Sache vielleicht am Meisten geschadet, wie ja auch in der französischen Republik die gleichen Bestrebungen — für Einkommensteuer und gegen die Eisenbahnmonopole — schon verschiedenen Parteien und Regirungen verhängnißvoll geworden sind. Liest man das Programm der Bryaniten durch, so sieht man ordentlich die mächtigen Interessengruppen vor sich erstehen und sich bewegen, die, davon aufgescheucht, ihre Reihen zu gewaltiger Abwehr zusammenschließen mußten. Da sind die Direktoren und hohen Beamten der Nationalbanken, der Eisenbahn- und der Telegraphencompagnien, mit ihren Aktionären, ihren Lieferanten und dem sonstigen vielgestaltigen Anhange, da sind alle Führer und Theilnehmer der zahlreichen Unternehmersyndikate — denn auch den pools und trusts hat das Programm den Handschuh hingeworfen — und nicht minder die Landspekulanten und Landagenten. Eng verknüpft mit allen diesen Interessen sind jene Großunternehmungen, in denen das eigenartige Produkt hergestellt wird, das man öffentliche Meinung nennt. Und dann war ja auch ein politischer Besitz bedroht. Die gewissermaßen erbeingesessenen Drahtzieher der alten Parteien, auch der demokratischen, sahen die Zügel ihren Händen entgleiten. Bezeichnend war der Nothschrei, mit dem der new-yorker Korrespondent der „Times“ schon am achten Juli seinen telegraphischen Bericht von der chicagoer Konvention eröffnete: „It is no longer a convention, but a political insurrection, which is in progress at Chicago.“ Der Mann zeigte sich überhaupt in diesem Telegramm schon ganz aus Rand und Band und ließ die ungeheure Aufregung der Kreise erkennen, von denen er, nach alter Gewohnheit, seine Informationen bezogen haben wird. „The issue is no longer between Silver and Gold only, but between society and a very crude form of socialism.“ Dann spricht er von dem „spirit of communistic revolution“, von einer „attack on property“, — und zwar im Zusammenhange mit der progressiven Einkommensteuer, einer Einrichtung, die wir in Preußen einem solchen Feinde und Verächter des Eigenthumes wie Miquel verdanken. Was diese Berichterstattung ahnen ließ, trat alsbald ein: die „Prominenten“ fielen von der demokratischen Partei ab, marschirten zwar getrennt von den Republikanern, schlugen aber mit ihnen vereint.

Eine Wahlbewegung begann, die selbst für die Vereinigten Staaten an Größe der aufgewandten Mittel wie an Kraft und Rücksichtlosigkeit der Agitation ohne Beispiel ist. Mit der Wahl der Elektoren für den Präsidenten und Vicepräsidenten trafen, wie immer, Erneuerungwahlen für den Senat und das Repräsentenhaus zusammen. Hierfür hatten die Populisten ihre besonderen Kandidaten und darum auch ihre besondere Platform. Das bot den Wahlmachern Mac Kinleys willkommenen Anlaß, beide Programme mit einander zu verwechseln und die

Hosted by Google

weitergehenden Forderungen der Populisten, die nur in deren Programm figurirten, dennoch den Demokraten und Bryan aufzubürden. Die Melodie, die der Times-Korrespondent schon angestimmt hatte, schwoll an. Recht, Sitte und Ordnung seien bedroht; die Gesellschaft befinde sich in unmittelbarster Gefahr der Auflösung. Wie doch der Jargon von weiland Metternichs Preßmameluken diesen Republikanern glatt von den Lippen ging! Mit welcher Virtuosität sie ihn in Rede und Schrift handhabten! Es war grotesk; es war manchmal so, daß man sich die Frage vorlegen mochte: wo hört da die Bornirtheit auf und wo fängt die Verlogenheit an? Allein: es wirkte. In blindem Schrecken vor den bassermannischen Gestalten, die man ihnen auch in unzähligen Karikaturen vor die Augen brachte, haben die Grundbesitzer des Südens den Schnitt ins eigene Fleisch gethan und für den Mann des Ostens, den Republikaner, den Schutzzöllner gestimmt.

Haben nun wenigstens die Populisten dem demokratischen Kandidaten solche Einbußen, die er ihrem Bündniß verdankte, durch um so eifrigere Hingebung zu vergüten gesucht? Im Gegentheil. In dieser Partei hat es an Querköpfen nicht gefehlt, die im Angesichte eines einigen, entschlossenen und mächtigen Feindes den Streit im eigenen Lager entfachten. Das Gezänk um die Person des Kandidaten für die Vicepräsidentschaft brach während der ganzen Wahlbewegung nicht ab, lähmte vielfach die Agitation und hat Bryan durch die erzeugte Verbitterung eine nicht geringe Anzahl von Stimmen gekostet. Dazu kam, daß der erste Beamte der Union die Macht, zu der ihn seine Partei erhob, gegen diese gekehrt und rücksichtlos gebraucht hat. Der new-yorker Korrespondent der Frankfurter Zeitung ist während der ganzen Wahlbewegung sehr fleißig gewesen. Mit so überflüssigen Dingen wie Argumenten hat er sich zwar nicht befaßt. Der Eifer für die Goldwährung trat mehr im Ton seiner Berichterstattung zu Tage. Silberbolde, Schwindler, Betrüger, cranks, quakende Frösche, — an dergleichen Vornehmheiten hat es bei ihm nicht gefehlt. Das zu erwähnen, würde ich gewiß nicht der Mühe werth erachten, wenn ich nicht deutlich machen wollte, daß es ein klassischer Zeuge ist, den ich im Folgenden citire. Der selbe Korrespondent hat nämlich nach der Wahl recht Interessantes ausgeplaudert. Bei einer Besprechung der kubanischen Angelegenheit meint er, die Demokraten würden Cleveland sein Verhalten in der Wahlcampagne entgelten lassen, denn er habe „alles in seiner Macht Liegende gethan, um ihrer Sache zu schaden", er sei „sogar so weit gegangen, Beamte der niederen Rangklassen zu disziplíniren, weil sie für Bryan stimmten." Armer Louis Napoleon, Du Schützer Deiner offiziellen Kandidaten, — wie sehr haben wir Ursache, Dir alle üble Nachrede abzubitten!

Zu der Macht der Gegner, der Schreckenswirkung des rothen Gespenstes, den Wirren im eigenen Lager und dem administrativen Drucke trat aber noch ein ganz Außergewöhnliches, um die Aussichten Bryans vollends zu verderben: die Weizenhausse, veranlaßt durch Mißernten in Indien und Australien. Die Goldwährungfreunde frohlockten, diese Hausse werfe die Theorie der Bimetallisten über den Haufen. Sollten amerikanische Bimetallisten irgendwo einen gesetzmäßigen Parallelismus zwischen Weizen- und Silberpreisen behauptet haben, so wäre diese Behauptung allerdings unsinnig genug gewesen. Harvey, in dessen merkwürdigem Buche „Coins financial school" man wohl die maßgebende bimetallistische Auffassung Amerikas suchen darf, glaubt, obwohl er sonst die roheste Quantität-

Hosted by Google

Theorie vertritt, an einen solchen Parallelismus nicht. Freilich ist Das nur an einer Stelle seines Buches erkennbar, die ich hier wiedergebe. „If a dollar buys a bushel of wheat, during a time when the supply is normal and the conditions continuing normal, at a later time a dollar will buy two bushels of wheat — then the dollar has doubled its purchasing power.“ Diese eine Stelle beweist aber zur Genüge, daß er den Weizenpreis doch auch noch von anderen Bedingungen als nur von der Quantität des „Werthmessers“ bestimmt weiß, wie ihn denn allgemein sein praktischer gesunder Menschenverstand aus einer falschen Theorie das Beste machen läßt und fast stets davor bewahrt, daraus sich ergebende unsinnige Konsequenzen wirklich zu ziehen. Dieser gesunde Menschenverstand ist überhaupt neben der wahrhaft künstlerischen Anordnung und Behandlung des Stoffes Das, was Harveys Buch charakterisirt und was ihm auch den außerordentlichen Erfolg verschafft hat, — wie er freilich in unserem lieben Deutschland für keine, wie immer geartete, literarische Erscheinung denkbar wäre. Die eifrig verbreitete Auffassung, eine Erhöhung der Weizenpreise unter der Herrschaft der Goldwährung sei etwas von der bimetallistischen Lehre ganz Unvorhergesehenes und ihr Eintreten gebe dieser Lehre ein Dementi, hat sicher manche Wähler umgestimmt. Entscheidender ist aber wohl gewesen, daß der Farmer, dem durch eine Konjunktur die Besserung kam, die eine Währungreform ihm bringen sollte, den Eifer für diese Reform verlor. Daß er durch einen außerordentlichen Glücksfall mit nur vorübergehender Wirkung begünstigt wurde, wird der selbe Farmer wohl schon im nächsten Jahre einzusehen Gelegenheit finden.

Trotz diesem Zusammentreffen widriger Umstände scheint Bryan nicht viel weniger als sechs Millionen Stimmen erhalten zu haben gegen rund sieben Millionen Stimmen, die für Mac Kinley abgegeben wurden.*) Einsichtige Monometalliſten wissen, daß es gewagt sein würde, für die nächste Wahl gerade auf eine eben solche Konstellation, wie sie diesmal bestand, zu rechnen. Sie verkennen nicht, daß eigentlich kein großer Wandel in den Verhältnissen, wie sie die letzte Wahl beherrschten, dazu nöthig ist, um eine halbe Million Wähler von der einen auf die andere Seite zu bringen, — und mehr würde ja bei dreizehn Millionen abgegebenen Boten nicht dazu gehören, um zur Mehrheit zu machen, was jetzt Minderheit war. Wer von diesen Monometalliſten persönliche Interessen durch ein einseitiges Vorgehen der Vereinigten Staaten in der Währungfrage bedroht glaubte, muß darauf gefaßt sein, daß diese Bedrohung in nicht ferner Zeit wiederkehren wird. In diesem Falle sind aber wohl die Potentesten aus den Kreisen, in denen die europäische Goldwährungpartei seither ihre kräftigste Stütze gefunden hat. Es wird ihnen nun freilich alle paar Tage zum Frühstück die schmeichlerisch-tröstliche Versicherung gebracht, der „Silberwahnsinn“ sei

*) Die genauen Wahlziffern sind mittlerweile längst bekannt geworden: 7 123 234 für Mac Kinley, 6 499 365 für Bryan. Ich entnehme Folgendes der Frankfurter Zeitung: „Wenn in den sieben Staaten California, Delaware, Indiana, Kentucky, North Dakota, Oregon und West Virginia, wo die Republikaner eine Mehrheit von zusammen 53 442 Stimmen erhalten haben, 26 726 Wähler für Bryan gestimmt hätten, würde Dieser 52 Elektoren mehr erhalten haben, d. h. er wäre mit 227 Stimmen zum Präsidenten gewählt worden.“

Hosted by Google

für die Vereinigten Staaten endgiltig abgethan, der Aufschwung der Geschäfte nach der Wahl habe ihm alle Anhängerschaft genommen. Wenn aber nicht gerade die Herren es lieben sollten, in einer Täuschung zu leben, werden sie sich schwerlich von dieser Zeitungweisheit beirren lassen. Aus ihrer eigenen praktischen Erfahrung kennen sie ja den Zusammenhang besser. Wie war es doch? Lange vor der chicagoer Konvention, zu einer Zeit also, wo die Geschäftsleute den Umfang der Silberbewegung noch gar nicht ahnten, waren in den Vereinigten Staaten eine größere Anzahl von Fallimenten eingetreten, darunter als das weitaus bedeutendste das einer Firma in Chicago. Die Spekulationen dieser Firma, namentlich in Eisenbahnwerthen, hatten eine so wahnwitzige Ausdehnung erreicht und der Markt war von ihrem Sturze so hart betroffen, daß er förmlich auseinanderbrach und die Börse von Porkopolis einfach geschlossen werden mußte. Ich stimme keineswegs mit Harvey überein, der für alle Krisen unterschiedlos das Goldmonopol verantwortlich zu machen scheint. Das Goldmonopol trägt zur Vermehrung und Verschärfung der Absatzkrisen bei, weil diese im letzten Grunde auf das Uebermaß der unverzehrten Renten zurückzuführen sind und weil das Monopol diese Renten virtuell vermehrt. Aber an Spekulationkrisen, wie die, deren Höhepunkt in der Katastrophe des chicagoer Hauses erreicht wurde, ist die Goldwährung unschuldig. Gegen die Wirkung so großer Ausschreitungen ist kein Kraut gewachsen und keine Währung erfunden. Aber so wenig man eine solche Krise dem Sündenkonto der Goldwährung zuschreiben darf, so völlig unberechtigt ist es auch, für die der Krise ganz naturgemäß folgende Erschöpfung und Erschlaffung die „Silberagitation" verantwortlich zu machen. Diese charakteristische Schwäche der Märkte haben wir nach dem wiener und dem Bontoux-Krach, nach unserer Spekulationkrise von 1890 und nach der Baringkrise beobachten können und die amerikanische Wirthschaftgeschichte ist an Beispielen dieser Art gewiß nicht weniger reich. Ohne die Wahlbewegung und ohne die Getreidekonjunktur hätte die Periode der Lethargie im Geschäftsleben der Vereinigten Staaten vermuthlich noch länger gewährt. Diese Bewegung rüttelte auf und bot in ihrer Beendigung einen sichtbaren Abschluß. Siegte Bryan, so wurde zugleich durch die Beseitigung des Goldmonopoles dem wirthschaftlichen Körper ein dauernd wirkendes Element der Gesundung zugeführt. Da Mac Kinley aus der Wahl hervorging, wirkte nur eben die Beseitigung der Ungewißheit, die in dem besonderen Falle durch eine Suggestion verstärkt wurde. Welche Kraft aber zuweilen das suggestive Element im Wirthschaftleben äußert, kann keinem Nationalökonomen und keinem aufmerksam beobachtenden Kaufmann unbekannt sein. Die Industriellen, die Bankiers und Waarenkaufleute der Vereinigten Staaten hatten sich in den Glauben hineingeredet, die Wahl Mac Kinleys werde all ihr Weh enden. Auf den von einer solchen Autosuggestion ergriffenen wirthschaftlichen Körper mußte das eingetretene Ereigniß wirken wie das kalte Bad in Lourdes auf den schwindsüchtigen Körper der Grivotte: Je suis guérie, je suis guérie! Mit einem ähnlichen Ruf — und auch in ähnlich mänadenhafter Erregung — ging man in den Vereinigten Staaten an die Eröffnung von Fabriken, schloß man Geschäfte ab, stürzte man sich in neue Spekulationen. Nach drei Tagen ist die arme Grivotte so krank wie zuvor. Verhältnißmäßig eben so schnell möchte der traurige Rückschlag sich in der amerikanischen Wirthschaft eingestellt

Hosted by Google

haben, wenn ihr nicht zufällig eine wirkliche Hilfe gekommen wäre, die nichts mit Währung und nichts mit Wahl zu thun hat. Die Vereinigten Staaten werden in dieser Campagne für exportirte Brotfrucht einige hundert Millionen Mark mehr vom Auslande erhalten als im Vorjahre. Man begreift ohne Weiteres, wie Das den ganzen wirthschaftlichen Organismus beleben muß. Aber es fehlt auch nicht an einem Beispiel innerhalb unserer Erinnerung. Wenigstens haben es die älteren Kaufleute erfahren, was die Erntekonjunktur von 1868 für das Papierwährungland Oesterreich bedeutet hat.

Wie stark aber auch die Wirkung der Exportcampagne auf das wirthschaftliche Leben der Union sein mag: einmal erschöpft sie sich und dann wird man genau wieder da halten, wo man vorher hielt. Sollten darum nicht jene Bankiers und Kapitalisten, von denen vorhin die Rede war, bei Zeiten diese Möglichkeit bedenken? Sollten sie sich nicht die Frage vorlegen, ob nicht das eigene Interesse ihnen gebietet, für eine internationale Regelung des Geldwesens einzutreten, die allein die Möglichkeit eines einseitigen Vorgehens der Vereinigten Staaten dauernd beseitigen kann? Eine internationale Regelung des Geldwesens kann aber nur dann Sinn und Bestand haben, wenn sie auf der Doppelwährung mit der alten Relation beruht. Man hat den Bankiers und Kapitalisten eingeredet, es sei nicht möglich, diese Relation herzustellen und zu behaupten. So mögen sie doch anfangen, selbst der Frage nachzudenken. Keiner Theorie bedürfen sie dazu. Der einfache Rechnerverstand muß hier zur Erkenntniß genügen für Leute, die doch den Abstand zwischen den Produktionkosten der reichen und der armen Gold- und Silberminen kennen und die wissen, wie sehr viel größer dieser Abstand ist als der Unterschied zwischen der alten Relation von Gold und Silber und dem heutigen Verhältniß ihres Marktwerthes. Die nöthigen vier Unterschriften unter einem internationalen Dokumente, — und jene Relation ist von heute auf morgen dauernd hergestellt.

Es genügt aber nicht, wenn jene Finanzkreise an den paar Doktrinären nur irre werden, denen sie bis jetzt Gefolgschaft leisteten. Sie sollten sich entschlossen von ihnen abwenden und für die Herbeiführung einer internationalen Verständigung wirken. Was ist inzwischen die Aufgabe der alten Bimetallisten?

Die europäischen Bimetallisten haben zunächst nur dafür Sorge zu tragen, daß keine Pfuscharbeit geliefert werde. Es giebt Stellen, an denen man das Goldmonopol erhalten will, doch aber recht gern ein Geschäft an Silber und an Fonds mit Silberverzinsung machen würde. Es wird nicht lange währen, so werden von diesen Stellen wieder Anregungen für eine „stärkere Verwendung von Silber zu Münzzwecken" kommen. Die Bimetallisten haben gar keine Ursache, derartigen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Die Gefahr ist, daß diese Bestrebungen auch gutgläubige Förderung durch Anhänger der Quantität-Theorie finden. Die Gefahr ist ferner, daß unsere Landwirthe vielfach noch der Meinung anhängen, es sei der niedrige Silberpreis, der sie geschädigt hat. Es ist begreiflich, daß diese Meinung aufkam, weil in der That die indische Konkurrenz für Weizen — bis zu diesem Mißjahre — mit der fortschreitenden Silberbaisse sich immer mehr verschärft hatte. Allein Das war doch nur darum so, weil immer, wenn der indische Weizenpreis sich einem reduzirten Silberpreise angepaßt hatte, ein neuer Rückgang dieses Preises erfolgte. Die Silberbaisse an sich vermag unsere

Hosted by Google

Landwirthe auf dem Wege der überseeischen Konkurrenz lediglich in einer Uebergangszeit zu schädigen. Wir hatten nun seit 1873 sehr viele solcher Uebergangszeiten, so daß sich fast eine ununterbrochene Kette schlimmer Wirkungen ergab. Der Silberpreis an sich könnte dem Landwirth völlig gleichgiltig sein. Was ihn dauernd benachtheiligt, ist nur die Erhöhung des Goldwerthes, die sich in einem dauernden Druck auf den Preis seiner Produkte äußert. Das ist eine Thatsache, an der die exzeptionellen Preise eines Mißjahres nichts ändern. An einer Hebung des Silberpreises ohne Herabdrückung des Goldwerthes haben die Landwirthe gar kein Interesse. Sie können nicht entschieden genug jede Vermehrung des unterwerthigen Silbergeldes ablehnen, durch die nichts weiter bezweckt würde als: die Behauptung des Goldmonopoles zu erleichtern. Eine solche Vermehrung, die heute ganz gewiß nur als Münzbetrug zu charakterisiren wäre, mögen die Herren vertreten, die sich sonst so sehr mit ihrem Einstehen für das „ehrliche Geld" brüsten.

Auch die amerikanischen Bimetallisten, ich meine hier die Bryaniten, die eine Doppelwährung zunächst für die Vereinigten Staaten allein erstrebten, können nicht genug davon gewarnt werden, sich durch die Aussicht auf eine limitirte Mehrprägung von Silber kirren zu lassen. Im Gegentheil sollten sie etwa vorhandenen Absichten der neuen Regirung, durch Einziehen von Banknoten und durch Abstoßen eines kleinen Betrages unterwerthigen Silbers künftige Goldentziehungen zu verhüten, einen prinzipiellen Wiederstand nicht leisten. Wie die Währungverhältnisse heute in den Vereinigten Staaten liegen, sind sie jedenfalls unhaltbar. So lange die Doppelwährung nicht erreichbar ist, muß wenigstens innerhalb der Goldwährung ein solcher Zustand hergestellt werden, daß die fortwährende Wiederkehr der durch Goldabfluß veranlaßten Störungen aufhört. Maßregeln zu widerstreben, die hierauf gerichtet sind, würde ein Odium auf die Bimetallisten laden. Dagegen würde man es ihnen im Volke gewiß nicht verübeln, wenn sie ihre Zustimmung von der Erlangung ausreichender Garantien dafür abhängig machen, daß die Regirung Mac Kinleys alle Kraft einsetzen werde, um, der republikanischen Platform gemäß, den internationalen Bimetallismus zu fördern. Verlangt Mac Kinley zu diesem Zwecke Kampfzölle gegen Europa, so können sie ihn dabei unterstützen. Die Golddemokraten und unsere extremen Freihändler, die sich für den amerikanischen Hochschutzzöllner ins Zeug legten, werden sich nicht beklagen können. Es wird ihnen dann nur die Gelegenheit gegeben sein, ihre Lehre vom „kleineren Uebel" praktisch zu erproben.

Inzwischen wächst sich das Goldmonopol aus. Oesterreich, dessen ewig in Vorbereitung begriffene „Valutareform" nachgerade zum allgemeinen Gespötte wird, kann doch wohl kaum länger zögern, sie zum Abschluß zu bringen. Der russische Finanzminister verliert die Geduld und wird vermuthlich in nicht sehr ferner Zeit mit seinem Goldwährungplan hervortreten, wodurch dann auch leicht die Entscheidung Japans bestimmt werden könnte. Ich denke, es soll unseren Goldfreunden bald des Erfolges zu viel sein. Als die Einstellung der indischen Silberprägungen verfügt wurde, war bei ihnen ein großes Frohlocken über die Bestimmung des Dekretes, wonach Rupien bei einem Preise von sechzehn Shilling gegen Gold abgegeben werden sollten. Aber da jetzt der Rupienpreis an dieses Maximum dicht herangekommen war und die Bestimmung demnächst praktisch werden konnte, ist den Herren vor der Aussicht etwas bange geworden.

Frankfurt a. M. Karl Hecht

Digitized by Google

Moabiter Gefängnißeindrücke.

Von ferne dumpf der Weltstadt Wogen rollen
Und durch das Gitter dringt die Sonnenhelle
Zu dem Gefangenen, dem kummervollen,

Der einsam brütet in der kahlen Zelle;
Wie schleicht hier träg, Minute für Minute,
Die Zeit, die draußen mir verging so schnelle!

Hier bleiben stumm dem ungeduld'gen Blute
Auf seine Fragen all die öden Mauern;
Kaum tröstet mich des Traumes Wünschelruthe . . .

Wenn diese Verse schlecht sind, so ist die Langeweile meiner moabiter Zellenhaft daran schuldig. Dazu kam an jenem Tage als erschwerender Umstand, daß ich Mangel an Lecture litt und keine Nachrichten von draußen hatte. Und auch sonst ist Moabit just keine Erholungsommerfrische. Die „Hauskost" von Moabit ist so ziemlich der unerfreulichste Brei, den der Hunger einen mit entwickelten Geschmacksnerven begabten Sterblichen zwingen kann, hinunterzuwürgen; und die Vorschriften über Reinigung der Zelle und der Reinigungutensilien vereinigen mit bewundernswerther Zweckmäßigkeit Alles, was erforderlich ist, um die Gefangenen für die Schwindsucht vorzubereiten. Ich sage ausdrücklich: und der Reinigungutensilien; denn während in Plötzensee blos die Zelle „propper" gehalten werden muß, sind in Moabit der Scheuerlappen und die Müllschippe zwei Heiligthümer, die der Gefangene ängstlicher zu behüten hat als eine Vestalin das ewige Feuer. Wehe dem Gefangenen, dessen Müllschippe Rostflecken zeigt oder dessen Scheuerlappen nach mehrwöchentlichem Gebrauch nicht so weiß ist wie am ersten Tage! Mag er seine Lunge in ein Staubmagazin verwandeln; es ist ja nur eine Untersuchungsgefangenen-Lunge.

Aber ich will nicht ungerecht sein. Ich war nicht die ganzen drei Monate lang auf die Gratiskost angewiesen. Sobald mein Rechtsanwalt für mich eingezahlt hatte, bekam ich Selbstbeköstigung, — und die war nicht gerade schlecht, wenn sie auch etwas wenig Abwechselung bot. In den heiligen Hallen von Moabit war es, wo ich zum ersten Male in meinem Leben Holländer Käse aß, und er schmeckte vorzüglich. Später, als ich die eingelegte Revision zurückzog und die „Strafe" antrat (alles Bisherige war nämlich nach Juristenlogik noch keine „Strafe"), da fing die Peinigung meiner Geschmacksnerven von Neuem an, so daß ich die Versetzung nach Plötzensee ordentlich als Wohlthat empfand. Dort gabs wenigstens Speckstückchen in der Suppe.

Und doch habe ich herrliche Stunden in Moabit durchlebt. Das war, wenn ich mich in selbstgewählte Lecture vertiefen konnte. Draußen hatte ich in den letzten Monaten so wenig Zeit zum Lesen von Dichtungen gehabt. Ich holte es drinnen nach. Darauf hatte ich mich ja im Voraus gefreut. Ich nahm Goethes Gedichte wieder vor und entdeckte Manches, was ich vor Jahren nicht verstanden oder nicht gewürdigt hatte. Und von Ibsen kannte ich erst neun

Hosted by Google

Dramen; die las ich noch einmal. Die anderen neun las ich drinnen zum ersten Male, die „Kronprätendenten", dieses gewaltige Historiendrama mit seinen abgrundgleichen Vergangenheit- und Zukunftperspektiven, „Baumeister Solneß", und vor Allem „Peer Gynt". Daß ich diese wundersam tiefe und reiche Dichtung, wo das Abstrakteste in packend sinnfälligen Symbolen sich verkörpert, in völliger Einsamkeit genießen durfte, preise ich als eine auserlesene Gunst des Schicksals.

Und zudem: ich war mir bewußt, daß mein Auftreten dazu beitragen sollte, geflissentlich genährte Vorurtheile hinwegzuräumen, die der Verbreitung eines Zukunftglaubens im Wege standen. Und ich konnte mit Befriedigung zurückblicken auf die nun hinter mir liegende Zeit angespannten Ringens und Schaffens. Wahrlich: nicht umsonst hatte ich mein züricher Idyll geopfert. Da gab es nun Stunden des fröhlichsten Uebermuthes, wo ich all die Kleinlichkeiten um mich her vergaß, sammt Müllschippe und Scheuerlappen. Und geträumt habe ich nie schöner als in jenen Nächten. Ich entsinne mich noch einer Strophe, der ersten, die ich in Moabit niederschrieb:

„Süße Trösterin Nacht!
Des Gefangenen lachende Freundin!
Vor Deiner weichen und leisen
Zauberstarken Berührung
Schwinden Mauern und Gitter,
All die häßliche Enge,
Und endlos dehnt sich vor mir
Die grüne, blühende, sonnige Welt, —
Und ich wandre befreit,
Am Hut eine blutrothe Nelke,
Zwischen rankenden Brombeerbüschen
Und Buchen mit glänzenden Blättern,
Ein kecker, fröhlicher Stürmer,
So lange Dein Reich währt,
Süße Trösterin Nacht!"

Ein Bischen Heimathschwärmerei hat da mitgedichtet. Wie hatte ich von den Alpen und ihrer Schönheit so ungern Abschied genommen! Bevor ich nach Norddeutschland ging, auf meiner unvergeßlichen Wanderung durch die Westschweiz, wie hatte ich da die Lieblichkeit und die schaurige Pracht mit gierigen Augen getrunken; wußte ich doch, daß ich bald genug nordwärts ziehen würde, — in ein flaches kaltes, nebliges Land. Und jetzt, wo die Hauptstadt mit ihren „dreisten Wirklichkeiten" mich nicht mehr umdrängte, da tauchten jene wunderherrlichen schweizerischen Landschaften in leuchtender Klarheit wieder vor mir auf: Vevey mit dem tiefblauen Genfersee, der Blick auf die schroffen, finsteren savoyischen Alpen, die sich so scharf und kühn vom sonnigen Himmel abhoben; der Thunersee inmitten seiner märchenhaft phantastischen Gebirgswelt; der Brienzersee im Schmuck seiner herbstlich bunten Wälder, dunkles Grün mit Gold und Scharlach und Purpur durchwirkt. Und dann tauchte Zürich selbst vor mir auf, — Zürich, meiner Erinnerung heiligste Stätte: der moosgrüne Uetliberg, wie ein ruhender Löwe lang hingelagert, darunter der See, glitzernd von hunderttausend Sonnenfunken, das Nordende wie ein schimmerndes Schlangenhaupt der Stadt in den Schoß ge-

Hosted by Google

schmiegt, und südwärts der breite, glänzende Streifen sich immer weiter dehnend, bis er sich fern in weiße Sonnendünste verliert . . . Aber ich weiß so manchen Tag und Abend, wo die Dünste schwanden; und als wäre ein Vorhang gehoben, trat dann die schier unabsehbare Kette der Schneeberge hervor, seltsam zackige Schroffen, bis westwärts zum mächtigen Glärnisch mit seinem gleißenden Gletscher und seinem fast senkrechten Absturz . . .

Von dieser fernen Schönheit träumte ich wachend in meiner Zelle. Wohl dachte ich manchmal auch dankbaren Herzens an Ravenstein, mein märkisches Standquartier, fünf Bahnstationen und einen Föhrenwald hinter Berlin gelegen, jenes Ravenstein, von wo aus ich ein Vierteljahr lang einen frischen, fröhlichen Guerillakrieg gegen Sklaverei, Volksverdummung und Polizeiherrschaft führte:

Ravenstein.

Dies war mein Heim, bevor ich es vertauschte
Mit einer engern Klause. In dies Laub
Flüchtet' ich oft aus Weltstadt-Lärm und Staub,
Dem Lüftchen hold, das leis in Zweigen rauschte.

Hierher so oft die Eisenbahn mich trug
In später Stund', zu ruhn von Lust und Plage;
Toll hatt ich durchzigeunert Nächt und Tage
Und fuhr nun heim, — und endlich hielt der Zug;

Und, halb schon schlummernd, stieg ich hastig aus
Und ging, und Fuß und Aug des Träumers fanden
Den Weg durch dunklen Wald zu Licht und Haus;

Schwarzgrüne Föhren hielten schweigend Wacht.
Und milde Sterne ob den Föhren standen
Und blinkten freundlich grüßend: Gute Nacht!

Aber öfter und lieber träumte ich mich heimwärts. Heimwärts, — Das hieß für mich: nach den Alpen. Denn die schweizerischen Alpen waren mir ja nur als eine Fortsetzung der österreichischen erschienen. Meine Jünglingswanderungen in den steierischen und kärntischen Bergen durchlebte ich im Gefängniß noch einmal, mit einer Leibhaftigkeit der Erinnerung, wie sie eben nur die völlige Einsamkeit zu gewähren vermag. Ich sah, wie vor Jahren an jenem Sonnenfinsterniß-Morgen, auf dem Gipfel der Koralpe stehend, die Sonne in Gestalt eines riesigen Sichelmondes aufgehen, jenseits einer Welt von welligen Hügeln. Und ich sah, das Murthal abwärts wandernd, die blendend weißen Kalkmauern der Lantsch vor mir aufsteigen. Und ich sah an den gewölbten Hängen der Gleinalpe die sammetgrünen Alpenrosenbüsche in blühenden Flammen lodern. Und ich sah zwischen den überhängenden Felsblöcken an der Nordseite des Schöckels goldgelbe Aurikeln mit den großen, nickenden, weißen Glocken der Alpen-Anemone um die Wette hervorsprießen . . . . . .

Alles in Allem: Es war eine schöne Zeit, die Zeit im moabiter Gefängniß.

Brüssel. Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Hosted by Google

Die Mänade.

Mänander Lysippos war nach Rom gekommen, weil er in seiner Vaterstadt Athen nicht genug zu thun fand. Dort war nicht mehr, wie einst, das Dorado der Bildhauer. Denn es fehlte an Aufträgen und Künstler waren in Hülle und Fülle da. In Rom sah es anders aus. Lysippos stellte sich mehreren Patriziern vor und der reiche, kunstliebende Marsillus gab ihm Aufträge, die er zur Befriedigung erledigte ... Für seinen Garten, den er herrlich auszuschmücken gedachte, wollte Marsillus noch die Marmorstatue einer tanzenden Mänade ausgeführt haben. Als einem passionirten Liebhaber altgriechischer Kunst lag ihm nicht daran, etwas Neues zu bekommen; vielmehr wünschte er die Wiederholung einer Bronze, die ihm auf einer Reise in Athen besonders gefallen hatte. Wenn der Besitzer darauf eingegangen wäre, hätte er sie ihm damals mit Freuden abgekauft, aber alles Reden war nutzlos und er mußte sich damit begnügen, eine Zeichnung danach zu machen, die er jetzt dem Bildhauer mit dem Bedeuten vorlegte, sich streng an sie zu halten.

Lysippos fühlte sich dadurch behindert, so daß er nicht gerade gern ans Werk ging. Er kannte nämlich das Bronze-Original auch und wußte es wohl zu schätzen. Aber es schien ihm, daß die Zeichnung, die keineswegs allen künstlerischen Ansprüchen genügte, besonders die Haltung des Kopfes und die Bewegung der Arme nicht ganz getroffen hatte. Waren diese doch im Original so lieblich und reizvoll, daß es nicht mit Worten wiederzugeben war. Dazu kam noch, daß sich die Figur gar nicht zur Ausführung in Marmor eignete, denn sie war für Bronze berechnet. Die zarten Füße berührten ja kaum den Boden; wie sollte man ihnen wohl Halt und Stütze im Marmor bieten! Wie bald, sagte der Künstler, bricht mir das Mädchen zusammen! Das geht doch nicht, — oder ich muß wieder diesen vermaledeiten Baumstamm anbringen.

Er trug seine Ansicht dem Marsillus vor und suchte ihn zu überreden, die Figur in Bronze gießen zu lassen. Der aber war taub dagegen und wies ihn mit den Worten ab: Das versteht man in Rom noch nicht; haben wir doch erst neulich ein arges Unglück gehabt, als der Senator Marcus seinen Krieger gießen ließ. Da war das Modell entzwei und der Guß auch nicht zu gebrauchen. Lysippos machte keine Vorstellungen weiter und fügte sich, denn ... schließlich ist doch Arbeit Geld, — und eine Gefälligkeit bedingt eine andere. Er modellirte also mit Fleiß und Mühe die Mänade nach der Zeichnung in Wachs, und zwar halb so groß, als er sie nachher in Marmor ausführen wollte, wie es allgemeiner Brauch ist.

Als das Modell fertig war, verglich es Marsillus mit seiner Zeichnung und fand, daß sich der Künstler, trotz seiner Weisung, in der Bewegung des Kopfes und der Arme nicht streng danach gerichtet hatte. Lysippos traute sich nicht recht heraus mit der Sprache und machte mancherlei Gründe geltend: er finde es so schöner und die Linienführung harmonire besser mit dem Ganzen. Aber er wagte nicht, seinem Gönner offen zu sagen, daß er die Zeichnung für fehlerhaft halte, denn der Besitzer war stolz darauf. Er war auch nicht eher zufrieden, bis sich der Künstler hinstellte und gleich die Aenderungen vornahm. Dann aber lobte er reichlich und schied freundlich mit der Ermahnung, die Marmorausführung möglichst zu beschleunigen.

Hosted by Google

Das geschah denn auch. Lysippos übertrug sich die Größenverhältnisse genau auf den Marmorblock und schlug wacker drauf los, bis die Gestalt mehr und mehr gleichsam dem Nebel entstieg. Jetzt konnte er schon die ganze Figur überschauen, denn es störte nichts mehr den Gang der Linien wie vorher. Zu seinem Bedauern fand er nun aber die Ahnung bestätigt und sah, daß er die Fehler der Zeichnung damals ganz richtig erkannt hatte. Denn die große Figur, bei der sich nicht nur die Körpertheile, sondern auch die Fehler größer zeigten, bewies klar, daß Arme und Kopf in ihrer Bewegung nicht zum Körper paßten. Aber er liebte seine Arbeit mehr, als er es vermuthete, wollte nicht recht an die Fehler glauben und suchte durch eine besonders sorgfältige Ausführung das Ganze zu heben. Schließlich ging er zu Marsillus und bat ihn, sich die Figur anzusehen, da sie fertig sei.

Marsillus kam schon am nächsten Tage zu ihm und bewunderte die feine Ausführung. Aber es schimmerte durch seine Worte die Meinung, daß ihm das Original doch schöner vorgekommen sei. Mochte es nun sein, daß er seiner Sache nicht ganz sicher war oder gar im Inneren seine Schuld erkannte — da er doch die Zeichnung geliefert hatte —, jedenfalls war er doppelt freundlich gegen den Künstler, zerstreute seine Bedenken und versprach, mit einigen Freunden bald wiederzukommen.

Lysippos, der allein zurück blieb, verstand sehr wohl die Stimmung des Römers. Aergerlich war ihm das Gefühl, daß er so viel schöne Zeit vergeudet und doch nichts Ganzes geschaffen hatte. „Warum habe ich mich überreden lassen", sprach er zu sich. „Viel, viel schöner wäre sie geworden! Keine Spur vom Original ist drin, keine Spur! Ach, daß diese Herren immer ihren Senf dazu geben müssen! Nun kommt wieder ganz Rom zusammen und sagt: Das hat Lysippos gemacht! Und die Landsleute, die Kollegen, — was werden sie für hämische Bemerkungen machen. Ei, ei, Lysippos, werden sie sagen, ist Das aber schön! Hinter dem Rücken freilich klingts anders, ganz anders. Aber was thun? Was kann ich nur dagegen machen?"

So stand er lange da. Plötzlich huschte ihm ein Gedanke durch das Hirn, daß er fast zusammenschrak. „Ja", sagte er wieder vor sich hin, „was wird er aber dazu sagen? Wie wird ers aufnehmen?" Er sann noch eine Zeit lang, dann aber sprang er in der Werkstatt umher und rief: „Ich habs! ich habs! Gewiß, so ists am Besten!" Er schob in aller Hast den Riegel vor die Thür, daß ihn Niemand störe, holte rasch Holzhammer und Stahlmeißel herbei und hieb heftig zu, so daß man draußen wieder die gewohnten Schläge hörte.

Marsillus kam noch am selben Tage mit zwei Freunden in die Werkstatt des Lysippos. Der Künstler empfing die Gäste draußen und sagte seinem Gönner, daß er noch geändert habe, nun aber zufrieden sei. „So," fragte Marsillus erstaunt, „was hast du denn geändert?" „Sieh selbst," entgegnete Lysippos und nahm das Tuch ab, das die Arbeit bedeckte. Marsillus erschrak heftig und sank auf die Bank, die hinter ihm stand. Er konnte den Anblick nicht fassen, denn die Mänade war nur noch ein Bruchstück —: Kopf und Arme fehlten.

„Jetzt erst", sagte Lysippos, „jetzt erst ist sie schön. So nur mag ich dulden, daß sie meinen Namen trägt. So gefällt sie mir! Sie ist schöner, als sie vorher gewesen!"

Walter Schulze,
Bildhauer.

Hosted by Google

Türken und Griechen.

An der Börse hatte die kretische Krisis die wunderlichsten Wirkungen. An einem besonders heftig erregten Mittag, wo selbst Konsols in London um 1/4 Prozent und Rente in Paris um 32 Centimes fielen, gingen die Aktien der Ottomanbank nicht mehr als die der Deutschen Bank zurück. Um diese Thatsache ganz zu würdigen, muß man bedenken, daß die Ottomanbank gleichsam den Vorort für alle türkische Geldbedrängniß bildet; an ihre Kassen werden stets die ersten stürmischen Ansprüche gestellt. Noch merkwürdiger war es um manche anderen Kurse bestellt; z. B. verloren Harpener in Frankfurt 4 Prozent, während Gelsenkirchener nur 1/2 Prozent einzubüßen brauchten. Im Grunde hat der kretensische Zwischenfall dem Kredit der Turbanwerthe nicht allzu sehr geschadet und es war recht interessant, zu sehen, wie die großen Interessenten auch in diesen gewiß schweren Tagen ihren festen Glauben an eine Finanzreorganisation der Türkei bewahrten. Eine gewaltthätige Pression auf den Sultan ist bisher ja noch gar nicht nöthig geworden: so oft man ihm ernste Vorstellungen machte, schien Abd ul Hamid mit eigenen Reformplänen herausrücken zu wollen. Die finanziellen Unterhändler glauben deshalb, daß dem Sultan die Reformen selbst nicht so peinlich sind wie der Zwang, den die Großmächte etwa üben könnten. Dann wäre also die Form nicht schwer zu finden, wie die Botschafter künftig bei der Pforte ihre Geschäfte zu erledigen hätten. Denn auf den Sultan kommt es, auch bei den Anleiheverhandlungen, immerhin noch mehr an als auf Herrn Maximow. Ihm wird sogar die fortwährend dementirte Anleihe unter europäischer Garantie als Lockspeise gezeigt und man scheint in französischen Bankkreisen an die Möglichkeit dieser Anleihe zu glauben. Auch in diesem Punkt wird von den konstantinopeler Korrespondenten wichtiger deutscher Blätter beharrlich der Thatbestand verschleiert; die Herren wollen eben ihren einmal begangenen Irrthum nicht eingestehen. Sie ließen sich nämlich von der Meinung beeinflussen, Herr Nelidow werde die Wünsche der Ottomangruppe und des Herrn Hanotaux niemals nachdrücklich vertreten; seit der entscheidende Schritt aber dennoch geschehen ist, mäkeln und deuteln sie unaufhörlich an dieser Anbahnung der türkischen Finanzreform. Würde man bedenken — was an dieser Stelle wiederholt gesagt wurde —, daß ein so weit verzweigtes Reich wie die Türkei eine einheitliche Kontrole, wie sie Egypten, zum Heil der Europäer und zum Leid der Fellachen, an sich erfährt, unmöglich durchführen kann, dann würde man die Sachlage gleich klarer erkennen. Aber die bekannte Art der telegraphischen Berichterstattung führt uns immer nur falsche Bilder vor die Augen.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit einer Anleihe, bei der die Mächte nur die geordnete Verwaltung des Unterpfandes zu überwachen hätten, fand namentlich in deutschen offiziösen Zeitungen Unterschlupf. Hoffentlich sind unsere maßgebenden Kreise inzwischen zu der Erkenntniß gelangt, daß der Türkei, wenn alle ihre Einnahmequellen verpfändet werden und sie so ihre direkten Geldzuflüsse versiechen sieht, schließlich nur eine Gewaltthätigkeit, d. h. eine Vertragsverletzung, übrig bleibt, — oder der Bankerott. Das kapitalistische Publikum denkt über die

Hosted by Google

Tragweite des Unterpfandsystemes nicht genauer nach; um so mehr ist es die Pflicht der Bankleute, ihre in anderen Ländern gemachten Erfahrungen zu Rathe zu ziehen und von nun an eine Anleihepolitik von Fall zu Fall, ohne weiter zu blicken, sogar unter Widerstand gegen die Regirungen fernzuhalten.

Die pariser Coulisse hatte von den türkischen Papieren schon wieder eine recht gute Meinung bekommen, die allein aber eine Bank von der Assoziationfähigkeit der Banque de Paris noch keineswegs veranlaßt hätte, schwere Posten dieser Werthe von der Ottomanbank zu kaufen. Sie that es, weil damals die Ueberzeugung herrschte, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse dort unten sich definitiv klären würden. Deshalb hofften die Herren, ihren billigen Kauf binnen absehbarer Zeit mit großem Nutzen realisiren zu können. Dazu kam dann noch in zweiter Linie der Wunsch, der feinsten französischen Bankgruppe (der Otttomane) einen Dienst erweisen zu können, der jeden Tag eines Gegendienstes werth war.

So ruhig mir nun auch die großen Interessenten des Türkenmarktes vorkommen, so trifft sie doch natürlich die neue politische Krisis nicht gerade guten Muthes. Immerhin werden Weiterungen erwartet, deren Folgen nicht recht zu übersehen sind. Daher spüren wir vorläufig eine Zurückhaltung dieser Kaufkräfte, bei einem im Grunde unerschüttert günstigen Urtheil über die künftige wirthschaftliche Entwickelung der Türkei. Man glaubt an einen Stillstand in den Verhandlungen wegen der Finanzreorganisationen, aber nicht an ein schließliches Scheitern des ganzen Planes. Diese optimistische Anschauung der großen Geldgeber ist jedenfalls bemerkenswerth. Uebrigens trat gerade da, wo die Bankkreise reservirt zu werden begannen, mitunter das Publikum als Käufer auf. Als ob man nur auf ein niedrigeres Kursniveau gewartet hätte, kamen sofort zahlreiche Ordres, — und den Nutzen hatten natürlich besonders Türkenloose.

Rußlands Geldverhältniß zur Türkei kommt, wie hier schon früher geschildert wurde, in den Transaktionen der Schwarzen Meer-Gesellschaft zum Ausdruck. Diese Gesellschaft ist viel thätiger, als fern Stehende annehmen können, da von Petersburg aus absichtlich alle Prahlerei vermieden wird. Das geht sogar bis zur Einmischung; bei dem schnellen Steigen der Aktien der Russisch-Chinesischen Bank (über 300 Rubel) erließ das Finanzministerium offiziös eine Warnung, in der es wörtlich hieß: „Obgleich keine Veranlassung vorliegt, an der vollen Solidität dieses Papieres zu zweifeln, sind wir doch davon überzeugt, daß die von jener Bank erlangte Konzession zum Bau der chinesischen Ostbahn keinen Gewinn bringen kann, der ein so schnelles Steigen der Aktien der Bank rechtfertigen könnte, und wir müssen deshalb die Befürchtung aussprechen, daß diese Spekulation vielleicht für das Publikum Enttäuschungen und Verluste zur Folge haben wird." Das Blatt, das diese Warnung enthielt, trägt das Datum vom achtundzwanzigsten Januar; noch eine Woche nachher konnte man aber in den pariser Depeschen deutscher Blätter die Vortheile weitläufig dargestellt finden, deren Erwartung den Kurs der Bankaktien gesteigert hatte.

Ueber die alte Kriegsschuld, die Rußland den Türken stundet, finde ich im letzten Bericht der Russischen Reichs-Kontrole interessante Angaben. Bekanntlich mußte sich der Sieger damals mit Theilzahlungen begnügen. Am ersten Januar 1896 betrug die türkische Schuld noch 17 797 Millionen Rubel Gold. Die Jahreszahlung von 1535 Rubel Gold (= 2,46 Millionen Rubel Kredit) kann die

Hosted by Google

Pforte nicht regelmäßig einhalten; so mußte sie auch im Finanzjahre 1895 mit einer halben Million Rubel Gold im Rückstande bleiben. Mit seinen Prolongationen von Schuldterminen ist aber das Zarenreich bekanntlich sehr theuer.

Die griechischen Fonds haben das Kunststück fertig gebracht, noch erheblich zu fallen und eigentlich werthloser als werthlos zu werden. Griechenland geberdete sich bei der Aufnahme seiner Anleihen höchst europäisch und wurde erst asiatisch, als es ermahnt wurde, seinen feierlich gegebenen Verpflichtungen nachzukommen. Selbst der alte Bleichröder hielt, wundersam genug, neben Mexikanern auch Griechen für sehr aussichtvoll, — eine Ansicht, die seinen näheren Freunden dann in den von ihm für sie angelegten Papieren schmerzlich fühlbar wurde. An dem trostlosen Zustand von heute sind auch die Mittelklassen des griechischen Volkes mitschuldig; ihre Presse hat in frecher und hetzerischer Weise die fremden Kapitalisten noch verhöhnt und verdächtigt und so zur Abstumpfung des Ehrgefühles (Couponzahlen gehört heute nun einmal doch zu den Ehrenpflichten!) beigetragen. Weder den auswärtigen Komitees noch den Regirungen war es möglich, auch nur eine bindende Abmachung durchzusetzen. Portugal hat es doch nur zu einem leichtsinnigen Bankerott gebracht, Griechenlands Verfahren würde aber jedes Gericht, das über einen Geschäftsmann zu urtheilen hätte, betrügerischen Bankerott nennen. Und wie ging man in Athen mit den Sicherstellungen der Monopolanleihe um? Es ist eine Thatsache, daß der König Georg hier in Deutschland im Hause eines Bankiers vor den Ohren recht besorgter Finanzmänner sehr bestimmt erklärt hatte: „Verlassen Sie sich darauf, meine Herren, die Unterpfänder der Monopolobligationen werden nicht angerührt!" Zehn Tage darauf war auch diese Anleihe angetastet. Das war gewiß kein Wortbruch des Königs; er täuschte sich eben nur über die Anständigkeit seiner Minister. Und wenn der Monarch selbst sich in seinen Griechen so verhängnißvoll irrt, — was bleibt dann erst den Fremden übrig? Nein, was auch Herr von Marschall thun zu wollen erklärt — und hohe Kreise scheinen ja ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen zu sein —: es wird aller Wahrscheinlichkeit nach nichts dabei herauskommen. Möglich, daß ein wirklich gewandter Diplomat eine Annexion Kretas von einem Arrangement unter strenger Verwaltung und Kontrole abhängig machen könnte; aber dazu gehört bei der heutigen politischen Lage mehr Talent, als wir erwarten dürfen.

Woher haben nun die Griechen das Geld zur Führung des Krieges? Von der Hochfinanz gewiß nicht, der dieser Typus ohnehin persönlich arg verhaßt ist. In Athen giebt es zwar ein paar reiche Leute, aber aus ihrer Kasse kann man keine Flotte rüsten und segeln lassen. Es müssen also Rubel oder Pfundnoten auf Reisen gegangen sein; ein hübscher Theil davon wird wohl weniger dem Vaterlande als den Privattaschen der Hellenen zu Gute kommen.

Fast alle Metalle sind jetzt übrigens bei uns im Preise gesunken, denn da die Aktien der Hütten und Fabriken unter der Politik leiden, wird auch der Unternehmergeist wieder entmuthigt. So ist die ganze Welt ein einziges Haus

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Als Byron, ein zweiter Leander, von Sestos einst nach Abydos schwamm, als er später dann, mit dem Kanalkatarrh in den morschen Gliedern, noch einmal nach Hellas eilte und, der Heimath fern, in Missolunghi das Grab fand, da flammte die Begeisterung für das edle Griechenvolk durch die humanistisch gebildete Welt, überall schaarten die Haufen der Philhellenen sich zum ruhmvollen Freiheitkampf, Wilhelm Müller sang seine Griechenlieder und der Sturm wehte endlich sogar die Regirungen aus trägem Schlummer. Nicht der bayerische Ludwig nur trat für das schöne Land der ehrwürdig klassischen Menschheiterinnerungen ein; auch Nikolai Palkin und Canning regten sich, Metternichs Einfluß wurde gelähmt und aus allen Ecken Europas rief man dem Volke, das so tapfer für seine Unabhängigkeit focht, in trunkener Wonne Heilswünsche zu. Die Fahnen Griechenlands flatterten lustig im frischen Frühlingswind, Niemand zweifelte, wo er im Heiligen Kriege gegen die Türkenherrschaft seinen Platz suchen sollte, und die schon damals sogenannte Kulturmenschheit jauchzte, da Prinz Otto von Bayern im Februar 1833 als griechischer König in Nauplia einziehen konnte. ... Vierundsechzig Jahre sind seitdem vergangen. Und was erleben wir nun? Wird auch jetzt für die Griechen gesammelt, die ihre kretischen Brüder aus der islamitischen Tyrannis befreien wollen? Begeistert sich für ihr Schicksal der christliche und der humanistische Sinn? Ach nein; jetzt lautet die Kunde recht nüchtern so: „Der Donner der griechischen Kanonen vor Kreta hat die kontinentalen Börsen gewaltig erschüttert. Der Preisstand aller Effektengattungen gerieth ins Wanken und Weichen. Spekulanten und solide Kapitalisten suchten durch schleunige Verkäufe zu retten, was möglich war." Jetzt werden nicht Griechenlieder gesungen, sondern die Börsenwitze geprägt: die Kretenser würden jedenfalls die Ersten sein, die von Griechenland einen Kreuzer zu sehen kriegen, und der griechische Prinz Georg werde nur Beulen nach Athen tragen ... Es kann kein entzückenderes Beispiel für die verheerende Wirkung geben, die unsere herrliche kapitalistische Kultur auf das Empfindungleben der modernen Völker geübt hat. Christenthum und Humanität sind sehr schöne Dinge, mit denen man an friedlichen Sonn- und Feiertagen gern prunkt; aber die Hauptsache ist doch der liebe Profit und die ungestörte Schachermachei. Sollen wir uns für die Griechen erhitzen, die nicht einmal ihre Schulden bezahlen? Mein Gott, ja, sie sind Christen, — aber an den Türken ist, nach der Versicherung kluger Männer, noch immer viel mehr zu verdienen und ein Staat, der Bankerott gemacht hat, darf sich wirklich nicht erfrechen, ganz ernsthaft für Ideale kämpfen zu wollen. Nur in England regt sich in den besitzenden Klassen Etwas wie Begeisterung für den Griechenkampf; aber es ist nur ein schwächlich nachhallendes Echo des alten Philhellenismus und stammt weniger aus dem Christengefühl als aus dem unfrommen Wunsch, den Russen und Türken im Südosten Europas Schwierigkeiten zu bereiten und sich selbst in Egypten Ruhe zu schaffen. Mit der Humanität hat die süße Bourgeoisie überall rasch aufgeräumt und für Kreuzzüge ist sie nicht mobil zu machen; sie will, ohne durch Kriege und Kriegsgeschrei aufgeschreckt zu werden, ungestört handeln und wandeln und die Profitrate mehren. Wenn man nicht mit den über alle Gebühr thörichten Telegrammen und den unsinnigen Leitartikeln der Presse gelangweilt würde, die aus der Unbeträchtlichkeit, weil sonst nichts „los ist", mit Gewalt eine Haupt- und Staatsaktion machen möchte, wäre der Spaß unbezahlbar und man könnte höchstens zweifelhaft sein, worüber man sich mehr amusiren soll: über

Hosted by Google

die Unfähigkeit der europäischen Diplomatie oder über die Heuchelei der europäischen Christengemeinde. Was treiben diese Diplomaten denn eigentlich? Beschäftigen sie sich überall nur damit, auf Hofbällen zu tanzen, Diners zu geben und die Presse zu informiren? Es sieht manchmal wirklich so aus, als hätten sie keine Ahnung von den Dingen, die sich ringsum vorbereiten, und als ständen sie rathlos und verblüfft vor jedem neuen Ereigniß. Daß die Liquidation der Türkei nicht lange mehr aufzuhalten ist, muß allgemach doch Jeder gemerkt haben, selbst wenn er früher als forensischer Redner thätig war oder talentvoll durch alle Diplomatenprüfungen fiel. Aber die Herren sehen offenbar nicht einmal die feinen Fäden, die von Petersburg ausgesponnen werden, sie fragen nicht, ob der Weiße Zar den Prinzen Georg, seinen Lebensretter, im Stich lassen wird, und sie versichern nur unermüdlich, daß sie wundervoll einig sind und den „Besitzstand" des verängsteten Männchens sorgsam bewahren werden, das sich den Großherrn der Pforte nennt. Die vereinigten Großmächte in Todesangst vor den dummen Streichen des kleinen Griechenvolkes: das Jahrhundert des Nationalismus konnte nicht schöner schließen als mit diesem Schauspiel. Wenn die bourgeoisen Lebensinteressen auf dem Spiel stehen, müssen die winzigen Erwägungen eben schweigen, die sonst der Nationalitätgedanke, die Humanität und der Christenglaube ins Bewußtsein trieb. Irgend ein Ende wird die Geschichte ja nehmen; immer wird man aber in heiterer Freude der Tage gedenken müssen, da das christliche Europa sich schützend um den Großtürken schaarte und die angeblich stets einigen Mächte den Griechen die Warnung übers Meer riefen, der Byron scherzend einst auf der Rhede von Falmouth den Ausdruck gab:

Endlich vorwärts zu den Türken, —
Ob man wiederkommt, weiß Gott!
Sturm kann viel Malheur bewirken
Und ein Schiff geht leicht kapot.

* * *

Herr Wassilij Werestschagin, der russische Maler, ist in Berlin jetzt der Held des Tages. Er hat im alten Reichstagsgebäude eine lange Reihe von Bildern ausgestellt und das Publikum strömt in dichten Haufen hin, um diese Wunderwerke zu sehen. Diesmal ist der Saal nicht, wie 1882 bei Kroll, barbarisch dekorirt und auch die geheimnißvoll schwingenden Harmoniumklänge und Chorgesänge fehlen. Dafür erhält man einen Katalog mit netten kleinen Erzählungen, die für die Stimmung sorgen sollen, und die elektrischen Lampen gießen wieder, wie vor fünfzehn Jahren, über die gehäuften Roheiten ihr milderndes Licht. Herr Werestschagin ist sicher ein sehr begabter Mann; er schreibt flott und frisch, hat in Paris die Aeußerlichkeiten der Malertechnik gelernt und den lobenswerthen Versuch gewagt, den Krieg und die Herrlichkeiten der Schlachtfelder so zu malen, wie sie wirklich aussehen, nicht, wie sie in der goldigen Beleuchtung der Legende erscheinen. Ein starker und reiner Künstler war er nie, er ging immer auf Sensationen aus, nie auf intime Wirkung, und er bleibt weit hinter Stschedrin, Makowskij, Aiwasowskij, Repin und anderen modernen russischen Malern zurück. Früher verschaffte die flinke Mache und die Tendenz ihm den Erfolg; man sah in ihm einen Schüler des großen Dichters, der uns den Meisterroman „Krieg und Frieden" geschaffen hat, auch wohl einen Gefährten der gutmüthigen Frau, die mit so rastlosen Rufen die Waffen niederzuzwingen sucht, und seine den Kriegs-

Hosted by Google

gräueln feindliche Tendenz gewann ihm friedsam schlagende Bürgerherzen. Am Ende aber kommt es bei einem Künstler doch auf das Können an und nicht auf die Tendenz. Herrn Wereſtſchagin gebührt in der ruſſiſchen Anklägerliteratur auch jetzt noch ein Plätzchen; mit Kunſt aber hat das Zeug, das er diesmal den Berlinern vorführt, eigentlich nichts mehr zu thun. Mit ganz wenigen Ausnahmen gehört dieſes ſträfliche Gepinſel auf die Hintertreppe, wo die Köchinnen von Weltgeſchichte, Königen und großen Männern träumen. Keine Spur von künſtleriſchem Erfaſſen einer Landſchaft, einer Geſtalt, von innerer Antheilnahme und warmen Beſeelung. Ein Kreml, der vom Konditor zu kommen ſcheint, ein Napoleon aus dem Panoptikum oder aus ſchlechten Vorſtadtmelodramen, künſtlich arrangirte Theaterſzenen, denen Luft und Licht fehlt, und eine über jeden Begriff verrohte und verlüderte Technik. Es iſt beſchämend, daß in Berlin, wo ernſte und ehrliche Künſtler vergebens um Anerkennung ringen und oft genug im harten Kampf ums Daſein erliegen müſſen, ſolche Erbärmlichkeiten Zulauf finden, — doppelt beſchämend, daß von den großen deutſchen Künſtlern Keiner gegen dieſen ſchnöden Unfug ſeine Stimme erhebt. Und doch iſt es vielleicht gut, daß an einem weithin ſichtbaren Beiſpiel einmal erwieſen wurde, auf welches Niveau der berliniſche Kunſtgeſchmack allmählich herabgeſunken iſt. Die Herren, die für den ruſſiſchen Geſchäftsmann die Rieſenreklame beſorgen, verſichern, der Chauvinismus der Franzoſen habe ihm in Paris die Ausſtellung ſeiner Napoleonbilder unmöglich gemacht. Der patriotiſche Aerger über das Zerrbild des Korſen mag vielleicht an der Ablehnung mitgewirkt haben; dieſe merkwürdige Malerei aber hätten die Pariſer unter allen Umſtänden verhöhnt, ſelbſt wenn ſie den kleinen Nikolaus als emſigen Buhlen der holden Marianne und den Grafen Murawiew als heiligen Herold des galliſchen Ruhmes dargeſtellt hätte. Einen Maſſenerfolg konnte Herr Wereſtſchagin mit ſeinen neueſten Morithaten nur in Berlin erhaſchen, — in der Stadt, wo der wildenbrüchige Theaterkönig Heinrich ernſt genommen und die Quoraxdramatik des Cliquenmeiſters von Schreiberhau dem Fauſtgedicht Goethes verglichen wird. Berlin iſt groß geworden und reich und ſauber, aber eine Kultur und ein Kunſtempfinden hat dieſe Weltſtadt noch nicht erworben und in ihren Mauern kann deshalb ein fixer Macher billige Ruhmeskränze erraffen, während die ernſten heimiſchen Talente, denen die Geſchicklichkeit des Reklamehelden fehlt, kaum beachtet werden. Man ſollte die Leute zählen, die zu Herrn Wereſtſchagin pilgern, und die Summe öffentlich neben die Beſuchsziffer ſtellen, die in anderen Kunſtausſtellungen, etwa bei den XI, erreicht wird: der Vergleich würde auch den letzten Zweiflern die traurige Gewißheit geben, was von dem neuen Berlin für die Kunſt zu erwarten iſt.

* * *

Aus alten Büchern kann man mitunter Mancherlei lernen. Im vierten Bande des „Patriotiſchen Archivs", den der Freiherr Friedrich Karl von Moſer im Jahre 1786 erſcheinen ließ, findet der Leſer die folgende hübſche Stelle: „Von der Saiſon, wann die Miniſters fallen. An dem franzöſiſchen Hof waren die Reiſen des Königs nach Fontainebleau gemeiniglich die Zeit, worin mit den Miniſters gewechſelt wurde. An einem deutſchen kurfürſtlichen Hof war die Beſtellung eines großen Jagens zugleich das Signal der Ungnade eines Miniſters oder daß ein mißfällig gewordener Hofmann niedergehetzt werden ſolle. Indem es hinter dem Wild herging, wurde Dieſen in eben der Stunde der Befehl des Souverains von ihrer Hallaliſirung beliefert."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Februar 1897.

Kostümball.

Fünf Jahre sind, fast auf den Tag, verstrichen, seit im Kaiserschloß an der Spree der Hofball stattfand, den Civilpersonen auf Allerhöchsten Wunsch in Escarpins und Schnallenschuhen besuchen sollten und auf dem das von einer königlichen Solotänzerin unter den Augen beider Majestäten einstudirte Menuet à la reine zum ersten Male wieder in Berlin getanzt wurde. Am Abend vorher hatte der Kaiser beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede gehalten, die alle Nörgler und mißvergnügten Mäkler aufforderte, den Heimathstaub schnell von den Füßen zu schütteln, und die, nach einer Erzählung von Francis Drake, Balboa und dem himmlischen Alliirten von Roßbach und Dennewitz, in den stolzen Worten gipfelte: „Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert.“ Um die Mittagsstunde des Balltages hatte eine nach Tausenden zählende Bande die Hauptstraßen der Residenzstadt durchzogen und zum rothen Rathhause und zum grauen Schloß hatten heisere Stimmen lechzend emporgeheult: „Arbeit! Brot!“ Es lag wie Fieberstimmung über dem deutschen Land, Jeder bangte vor entscheidenden Schicksalsschlägen und es soll ein seltsames Schauspiel gewesen sein, wie der Kaiser mitten in dem schimmernden Prunksaal stand, wo das Menuet getanzt wurde, hastig nach den Depeschen griff, die man auf silberner Platte ihm bot, und die Unterlippe nervös mit den Zähnen zerrte, wenn von den Zusammenstößen der Polizei mit den Arbeitlosen unerfreuliche Botschaft kam... Jetzt sind, nach einem Lustrum, ruhigere Tage eingekehrt; das Sühnopfer, das von der alten Römersitte in solchem Zeitraum gefordert wurde, ist zwar noch nicht dargebracht,

Hosted by Google

aber das deutsche Volk hat sich allgemach in die neuen Verhältnisse geschickt und sichs, nach kurzer Beklemmung, darin auch ohne Suovetaurilien so bequem wie möglich gemacht. Der Kurs wird weiter gesteuert, die Wasserfläche liegt wie ein blanker Spiegel vor dem sehnsüchtig schweifenden Blick und Niemand scheint geneigt, mit feinen Meßinstrumenten den Grund und die Sonnennähe zu prüfen. Wohin die Fahrt geht, danach wird nicht neugierig gefragt; Jeder freut sich der friedlichen Meeresstille, der hellen Stunde, und denkt nicht des Sturmes, der, ehe man ihn noch ahnt, aus Ost und West losbrechen kann. Ob im Maschinenraum, am Steuer und Signalapparat und bei den Rettungbooten auch Alles in Ordnung ist und ob dem Mann im Ausguck nicht am Ende die müden Augen zufielen? Der ängstlich Forschende wird von den Sorgenlosen verlacht. Ruhig liegt ja Meer und Land im sanften Duft, die Wachen sind pünktlich vertheilt, die Signale nach der Seemannssitte gehißt und im Kartenhaus waltet unter sauber numerirtem Geräth die bewährte Weisheit. Kein Nögler regt sich ringsum, die Arbeitlosen bleiben in ihren dunstigen Höhlen und kein rauhes Pöbelgebrüll wird im alten Kaiserschloß an der Spree den Kostümball stören.

Diesmal ists ein wirklicher Kostümball. Nicht nur die Civilpersonen erscheinen in Schnallenschuhen und Escarpins, auch die militärischen Gäste legen, an ihrer Spitze der oberste Kriegsherr als Wirth, die alten Trachten an, die holden Damen hüllen die weißen Reize in das Hofkleid der Lottezeit und irgend ein schlanker Kämmerling wird gewiß als pariserischer Incroyable durch das bunte Gewühl der Tanzenden tändeln. Das Jahr 1797, das die Geburt des später mit der Krone der Deutschen Kaiser geschmückten Knaben Wilhelm sah, soll im alten Schloß für kurze Stunden noch einmal lebendig werden. Dieses Jahr bezeichnet den Anfang eines fast beispiellos reichen Lebens und das Ende einer unsäglich armsäligen Regirung; während der General Bonaparte das Heer der französischen Republik in Italien zum Siege und nach Campo Formio führte, legte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm der Zweite das von unklarem Träumen und Trachten ermüdete Haupt auf das letzte Bett, — acht Monate nach dem Tage, da seinem ältesten Sohne das Kind geschenkt ward, das die Spukgestalten des Sonnenkönigs und des Kleinen Korporals einst in mächtigem Germanenanprall besiegen sollte. Das Kostümfest hätte besser in das potsdamer Marmorpalais gepaßt, wo Madame Rietz, die Maitresse des Monarchen, am Heiligen See als Gräfin Lichtenau hauste; aber es bietet auch in dem weiteren Rahmen des alten Hohenzollernschlosses der nachdenklichen Betrachtung

Hosted by Google

willkommenen Stoff. Nicht der Klatsch braucht uns zu beschäftigen, der die Verschwendungsucht und Brunst des absoluten Herrschers mit immer neuen Legenden umspann, nicht das Schmähschriftenmärchen von der asiatischen Schwelgerei Sauls des Zweiten, des Königs von Kanonenland: nur die Wirklichkeit von damals, die ungeschminkt häßliche, ist heute noch wichtig und auf sie wenden wir, während am Lustgarten die muntere Ballmusik erklingt, für flüchtige Minuten den Blick. . . Ob wieder, wie vor fünf Jahren und seitdem so oft, das Menuet à la reine getanzt wird, mit den tiefen Verbeugungen und den drei Schritten, abwechselnd nach rechts und nach links? Vielleicht; zwar: 1797 hatte die wilde Weise der Carmagnole schon die zopfige Menuetniedlichkeit überheult, Ludwig Capet war längst um Krone und Kopf gekommen und selbst in stilleren Ländern starrten die Monarchen erstaunt in eine veränderte Welt. In Preußen aber trieb man noch die Menuetpolitik kraftloser Epigonen und es war das Verhängniß Friedrich Wilhelms des Zweiten, daß ihm für den Wandel der Zeit Sinn und Verständniß fehlte. Er war kein schlechter, kein bösartiger Mensch; doch selbst Treitschke, der ihn, getreu seiner pädagogischen Auffassung des Geschichtschreiberberufes, mit wohlwollender Nachsicht beurtheilt, muß eingestehen, daß er wohl ein lebendiges Gefühl für seine königliche Würde und für die Großmachtstellung seines Staates besaß, aber nicht die Sachkenntniß und den ausdauernden, stetigen Fleiß, die Sicherheit des Urtheils und die feste Willenskraft, die sein schweres Amt erheischte. Sein Amt war schwer, denn er sollte Friedrichs Vermächtniß wahren und mehren, den Kampf um die Hegemonie im welkenden Deutschen Reich vorbereiten und den Grundgedanken des Königthumes mit den neuen, noch ungeklärten Ideen versöhnen, die aus Frankreich die Stürme herüberwehten. Solchen Aufgaben war der Genußsüchtige, der sich nach immer erneuten Sensationen sehnte, nicht gewachsen; ihn umfing, wie so oft reiche Erben, schmeichelnd der Wahn, er dürfe sichs wohl sein lassen und brauche, da Alles schon hübsch von selbst weitergehen werde, nicht für eine ferne, dunkle Zukunft zu sorgen. Er versagte sich keinen Wunsch, ließ sich von sprunghaft wechselnden Launen lenken und brachte es, als ein schlechter Haushalter und Staatsverwalter, bald genug dahin, daß man die Zeit seiner Regirung die Epoche der verpaßten Gelegenheiten nennen mußte. Der Fürstenbund, der im nahenden Kampf gegen Oesterreichs Vormacht ein werthvolles Werkzeug werden konnte, zerbröckelte, der Sieg, den die preußischen Waffen in Holland erfochten, wurde nicht ausgenützt, der Versuch, den Krieg Ruß-

Hosted by Google

lands und Oesterreichs gegen die Türken zu einer Erweiterung des preußischen Besitzes zu benutzen, blieb fruchtlos; eine diplomatische Niederlage folgte der anderen, in Polen triumphirte die Schlauheit Katharinas, die östlichen Kaiserhöfe schlossen gegen Preußen in der Stille ein Bündniß und die Feldzüge gegen das revolutionäre Frankreich gaben dem morschen Staat schließlich den letzten Stoß. Die Finanzwirthschaft war verwirrt, der Schatz, den Friedrichs Sparsinn gehäuft hatte, erschöpft, die Verwaltung des Landes verwahrlost, der Geist des besten Theiles der Gesellschaft durch den dumpfen Druck frömmelnder Zwangsvorschriften gelähmt. Im Zauberspiegel des Obersten Bischoffswerder, seines Günstlinges, sah der König, andächtig staunend, die Geistererscheinungen; für die Friedhofsruhe des friderizianischen Staates würde Wöllner, der schwarze Gendarm, schon sorgen. Und während der Monarch, der doch der Vertrauensmann des Volkes sein sollte, an nichtige Spielereien kostbare Stunden verzettelte und jede Verbindung mit den vorwärts führenden Gedanken der Zeit verlor, begeisterte die wache Jugend des Landes sich für Rousseau und Robespierre, für Freiheit und Menschenrechte; Klopstock selbst, der Cherusker, feierte Galliens göttliche Freiheit und aus jungen Kehlen stieg mancher Fehderuf gegen freve Tyrannenwillkür, mancher Sehnsuchtseufzer nach Weltbürgerlichkeit und Völkerverbrüderung in die Lüfte empor ... In der preußischen Hauptstadt aber wurden Feste veranstaltet, die heute der Weihe des Brandenburger Thores, morgen dem Einzug des Kronprinzen mit seiner lieblichen Braut Luise und übermorgen einer militärischen Erinnerung galten, die Masse ahnte nicht, wie weit die Zerrüttung des Vaterlandes schon gediehen war, und sang, mehr vergnügt als patriotisch gestimmt, zur alten Weise Haendels den neuen Text: Heil Dir im Siegerkranz, Heil, König, Dir!

An diese trüben Tage eines geräuschvollen Epigonenthumes mahnt uns der Kostümball und zeigt, wie rasch von Roßbach nach Jena mitunter die Schicksalsstraße ein Volk führen kann. Soll seine Lehre völlig verloren sein? Die Nörgler sind verstummt, die Arbeitlosen und Arbeitscheuen kauern in ihren Höhlen und im festlich erleuchteten Luftgarten spüret man keinen störenden Laut. In einem unheilvollen Irrthum wäre Der aber befangen, der etwa glauben wollte, Ruhe und das Gefühl einer stolzen Sicherheit sei in die Gemüther eingekehrt. Was Ruhe scheint, ist in Wahrheit rathlose Resignation, was wie Sicherheit aussieht, ist nur das Bewußtsein der Ohnmacht, das den Schwachen zwingt, sich in die Zeit, auch in die schlimme, zu schicken. In einem Buch, das während der

Hosted by Google

Maienzeit der Heiligen Alliance erschien, sprach der wackere Görres von der stillen Verschwörung der Treuesten, die immer entsteht, wenn einem starken Volke die Beschäftigung mit den großen Gegenständen der Menschheit fehlt. Sie ist schon lange wieder im Werden; die Verschworenen hüten sich, laut zu reden, denn sie zittern um den ergierten Profit noch mehr als ihre Ahnen einst vor den Demagogenriechern, aber sie kennen und erkennen einander, tauschen stumme und doch sehr beredte Grüße und wispern, wenn sie vor Lauschern sicher sind, einander die bängliche Frage ins Ohr, was aus der deutschen Herrlichkeit eines Tages wohl werden soll ... Nicht gegen einzelne Personen, über deren Fähigkeiten und Werth die Ansichten auseinandergehen, waffnet sich das Mißtrauen; der ganze Geist und die Stimmung der Volkheit flößt Denen Besorgniß ein, die sich von festlichem Lärm nicht einlullen lassen. Fast scheint es, als habe das soziale Problem Alles aufgesogen, was an Idealismus zwischen Rhein und Memel einst in Herzen und Hirnen lebte, und als sei von den schönen Ueberschwänglichkeiten, die im deutschen Land sonst so wild wucherten, nicht das kleinste Kräutlein übrig geblieben. Auch unbeträchtliche Vorgänge, die nur vom Sensationenbedürfniß der Nachrichtenpresse zu großen Ereignissen aufgebauscht werden, bieten der Sorge Nahrung. In Paris, in Rom und sogar in nebligen London erhitzen die besten Geister sich für das Geschick der Kretenser und Griechen, Parteien bilden sich und kämpfen mit einer Erbitterung, der das rechte Augenmaß vielleicht fehlt, die aber Kraft und das der Begeisterung fähige Gefühl einer Menschengemeinschaft verräth. Das sind Güter, die jedes Volk für die Tage der großen Auseinandersetzungen braucht. Bei uns bleibt Alles stumm; die Männer der Wissenschaft, denen die Bryce, Vandal und Lavisse doch das Beispiel gaben, schweigen, die Bourgeoisie kümmert sich nur um den Kurszettel, die Massen blicken in höhnischer Verachtung auf die verworrenen Händel der kapitalistischen Welt und nur ein paar Pastoren wagen schüchtern mitunter ein fromm zürnendes Wort. Es ist gewiß gut, daß die lichtlosen Micheltage der unklaren Schwärmerei für allerlei interessante Völkerschaften vorüber sind; aber es wäre schlimm, wenn in deutschen Köpfen wirklich nur für Zölle, Börsengesetze und Währungfragen noch ein mattes Flämmchen emporflimmern könnte. Was wir jetzt erleben, ist doch nicht ganz gewöhnlich zu nennen. Bis die Erfahrung es uns lehrte, hätte sicher kein ernsthafter Mensch geglaubt, das Deutsche Reich könne sich jemals dazu hergeben, dem Sultan, dem schwachsinnig hindämmernden Schirmherrn der verruchtesten Mißwirthschaft, Bütteldienste zu

Hosted by Google

leisten und im Orient die Initiative an sich zu reißen, obwohl es an dem zwischen Griechen und Türken schwebenden Handel ein geringeres Interesse hat als irgend eine andere Großmacht. Der europäische Friede ist sicher ein kostbares Kleinod, aber er wäre mit dem ererbten Ruhm deutscher Gesittung und Gerechtigkeit am Ende doch gar zu theuer erkauft. Von ruhig abwartender Gelassenheit bis zur hitzigen Beredsamkeit der Melinitbomben war mehr als ein Schritt zu thun; daß ein christlicher Staat gegen ein für die Befreiung seiner Brüder fechtendes Christenvolk, dem von Washington der Senat Grüße sendet, gleich zum Aeußersten griff, wird sein Ansehen und seine Beliebtheit nicht fördern. Die Deutschen gelten in der Fremde längst als kalte, gemüthlose Machtparvenus, die mit eitlem Sedanlächeln überall nur ihren Vortheil suchen, und sie sollten deshalb nicht die Gelegenheiten versäumen, wo sie endlich wieder beweisen können, daß in ihnen noch das humanistische Ideal ihrer geistig größten Zeit lebt. Und wenn die offiziöse Presse in lächerlichem Protzenton bramarbasirt, wenn der Reichstag, diese ekle Karikatur einer Volksvertretung, sich von dem Freiherrn von Marschall mit leeren, hundertmal gelesenen Zeitungredensarten abspeisen läßt, dann hätte das wundersam mystische Ding, das man Volksseele oder öffentliche Meinung nennt, doch erst recht die Pflicht, sich im Sonnenlicht zu enthüllen. Umsonst: ringsum bleibt Alles finster und stumm, die Türkenpresse meldet triumphirend, daß die Kurse schon wieder fester sind, und leise nur flüstert Einer dem Anderen zu, daß dieses Reich, das zwanzig Jahre in Fährlichkeiten alle Finten und Stöße parirte, jetzt — vielleicht, weil der Leiter des Auswärtigen Amtes gerade in Moabit beschäftigt war — mit seinem Blockadevorschlag eine schwere diplomatische Schlappe erlitten hat, — eine von denen, die wie der erste Sprung in einem hellen gläsernen Talisman wirken.

. . . Auch Goethes Gedicht von Hermann und Dorothea stammt aus dem Jahre 1797, das der Kostümball zu kurzem Scheinleben erwecken soll, und es preist die wehrhaften, streitbaren Völker, in deren Gelände Jeder mit Weib und Kind für das Ganze einsteht und Alle, weil der drohenden stets die vertheidigende Macht entgegengestellt werden kann, des Friedens sich freuen dürfen. Mit solchem Kraftgefühl kann keine Rüstung die Völker erfüllen; nur die ernste Arbeit des Einzelnen beschert es als köstlichste Gabe der Gemeinschaft aller Freien. Eine Nation lebt nicht von großen Erinnerungen: sie braucht eine schöpferische, dem Anspruch der Stunde genügende Politik; und wer ihre Sehnsucht nicht zu stillen vermag, Der darf sich nicht wundern, wenn der müssige Sinn auch in buntem Festgepränge nur die schreckende Spur dunkler Schicksalstage sucht.

Hosted by Google

Eine zweite Auseinandersetzung mit einem Großindustriellen und Reichstagsabgeordneten.*)

In der Reichstagssitzung vom vierten Februar wurde der Antrag Auer und Genossen betreffend die gesetzliche Einführung des sogenannten Acht-Stunden-Arbeitstages berathen. Der Abgeordnete Freiherr Heyl zu Herrnsheim machte in längerer Rede zu diesem Antrag folgende Aeußerungen (amtlicher stenographischer Bericht S. 4459):

„. . . . Ich kann im Namen meiner sämmtlichen politischen Freunde (d. h. der nationalliberalen Fraktion) hier wohl erklären, daß auch die letzten Erscheinungen, wie sie in den Verhandlungen auf dem bochumer Kongreß hervorgetreten sind, den Beweis erbracht haben, daß der Abgeordnete Freiherr von Stumm das Eingreifen der Professoren und Geistlichen naumannscher Richtung in die Arbeiterbewegung schon vor langer Zeit ganz genau so charakterisirt hat, wie sich diese Verhältnisse jetzt dargestellt haben. Die Verhandlungen in Bochum liefern den Beweis, daß ein Anschluß an die Sozialdemokraten und die sozialdemokratische Organisation**) von Herrn Naumann direkt gewünscht wird. Es wäre nach meinem Ermessen sehr viel einfacher, Herr Naumann würde auf der Seite dieser Fraktion Platz nehmen. Dann würde man seine Aktion für vollständig begreiflich halten und es hätte Niemand Etwas dagegen, wenn Professor Wagner und Herr Naumann auf jener Seite Platz nehmen würden. Daß aber die Herren die Grundsätze jener Seite vertreten und behaupten, daß sie ein ganz anderes, neues Programm dem deutschen Arbeiterstande darbieten könnten, ist Etwas, was wir unsererseits nicht verstehen können." (Lebhafter Beifall rechts und bei den Nationalliberalen).

Der Abgeordnete Professor Dr. Hitze (vom Centrum) hat später in derselben Sitzung (S. 4468) sich gegen diese auch ihn mit treffende Beurtheilung des Freiherrn Heyl verwahrt und betont, daß weder der Gewerkverein der christlichen Bergarbeiter noch die Herren, die nur als Gäste, wie ich, an der Versammlung Theil nahmen, für die Ausführungen des Pfarrers Naumann verantwortlich seien. Im Allgemeinen bemerkte er noch: „Der Herr Abgeordnete von Heyl

*) Der Titel bezieht sich auf die Auseinandersetzung mit dem Freiherrn von Stumm, die den Lesern aus dem zehnten Bande der „Zukunft" bekannt ist.

**) Ich weiche von dem Herrn Pfarrer Naumann in der Auffassung der Sozialdemokratie und der Stellung zu ihr ab. Da ich den bochumer Verhandlungen, wo er sprach, nicht beiwohnte, bin ich nur aus der Presse über seinen Vorschlag unterrichtet. Es hat sich durch die Mittheilungen in der „Zeit" und der „Hilfe" ergeben, daß die kapitalistische Presse auch seine Ausführungen wesentlich entstellt wiedergegeben hat.

Hosted by Google

hat sich einen nach meiner Ansicht wenig begründeten Angriff gestattet, auf die ‚Geistlichen und Professoren', welche an dem bochumer Gewerkvereinstage Theil genommen haben. Er hat seinen Vorwurf sehr wenig substanziirt . . ." Darauf hat Freiherr von Heyl in persönlicher Bemerkung (S. 4469) erwidert: „Ich möchte gegenüber den Aeußerungen des Herrn Kollegen Dr. Hitze konstatiren, daß ich meine Ausführungen gegen die Aeußerungen von mir besonders bezeichneter Redner in Bochum, gegen die Herren Professor Wagner und Pfarrer Naumann, und gegen diejenigen Geistlichen gerichtet habe, welche im Gefolge des Herrn Naumann agitiren. Ich war von meiner Fraktion besonders beauftragt, diese Erklärung abzugeben . . . ." Dann kommt eine Ehrenerklärung zu Gunsten des Herrn Professors Hitze, doch unter Beifügung des Bedauerns, daß dieser Abgeordnete „bei diesem Anlaß sich in einer Gesellschaft von Männern befunden hat, deren Wirken wir auf dieser Seite des Hauses, bei den Nationalliberalen, für äußerst bedenklich halten . . . ."

Diese Aeußerungen des Freiherrn von Heyl fielen am Donnerstag, den vierten Februar. Am Sonntag, den einunddreißigsten Januar, war die Versammlung des bochumer christlichen Bergarbeiter-Vereinstages gewesen, wo ich über ein nicht von mir gestelltes Thema, über „Unternehmergewinn und Arbeitlohn", einen meiner Anfgabe gemäß mehr allgemeinen und prinzipiell gehaltenen, doch populären Vortrag gehalten hatte. Ueber diesen Vortrag war die kapitalistische Presse alsbald, ihn stark entstellend, das Einzelne ganz aus dem Zusammenhang reißend, in deutlicher Tendenz der Verhetzung und denunziatorischen Verdächtigung hergefallen. Genauere und ganz korrekte Berichte fehlten. Die besten waren die der katholischen Presse. An den beiden eigentlichen Verhandlungtagen, Montag und Dienstag (am ersten und zweiten Februar), war ich in Bochum gar nicht mehr anwesend gewesen. Die gut vorbereiteten Verhandlungen und Beschlüsse in diesen Tagen sind ohne jeden Einfluß von mir erfolgt. Dennoch fielen nicht nur die annonymen Journalisten der kapitalistischen Presse, besonders der freikonservativen, im stummschen Dienst und Geist arbeitenden, sondern hier nun auch ein Reichstagsabgeordneter in öffentlicher Reichstagssitzung über mich her, ohne daß er nur eine genauere Feststellung meiner Aeußerungen in Bochum abwarten zu sollen glaubte, nur wenige Tage nach meiner Rede. Und nach seiner zweimaligen Hervorhebung dieses Punktes sprach er so gegen mich im Namen und Auftrag seiner Fraktion, der nationalliberalen, die also auch nicht einmal glaubte, sich vor einem solchen öffentlichen Verdikt authentisch informiren zu sollen.

Abweichender Ansicht hier wie in allen derartigen Fällen von vielen Anderen, die da meinen, man müßte über solche Verunglimpfungen einfach schweigen — was dann von den Gegnern gern als Zugeständniß der Berechtigung ihres Angriffes gedeutet wird —, habe ich auf die gehässige denun-

Hosted by Google

ziatorische Polemik der Presse in der „Zeit“ in drei Artikeln über die „Kampfweise der kapitalistischen Presse“ eingehend geantwortet (Nummern vom zwölften bis vierzehnten Februar). Es ist mir die Genugthuung geworden, daß mir in einem anderen Theil der Presse in Betreff der Berechtigung dieser Abwehr zugestimmt worden ist. So äußert sich ein großes katholisches Blatt vom Rhein, wo mich die „liberale“ Kölnische Zeitung am Heftigsten und mit durchaus tendenziöser Entstellung meiner Rede angegriffen hatte, äußert sich die Kölnische Volks-Zeitung nach längeren Auszügen aus meinen Artikeln in der „Zeit“: „Mag man über die Einzelnheiten seiner bochumer Rede noch so verschiedener Meinung sein, zu der inszenirten Hetze bietet sie jedenfalls keinen Anlaß.“

Nach den Erfahrungen, die mit der Wirkung noch so unrichtiger Reichstagsäußerungen gemacht worden sind, glaubte ich, die Angriffe des im Namen der nationalliberalen Fraktion sprechenden Freiherrn von Heyl nicht unberichtigt lassen zu sollen. Ich richtete daher folgenden Brief an ihn, unter der Adresse des Reichstagsgebäudes:

Berlin, am neunten Februar 1897.

Ew. Hochwohlgeboren bin ich genöthigt, um eine Aufklärung zu bitten.

Nach den mir aus Zeitungnachrichten bekannt gewordenen, jetzt in Abschrift aus dem Stenogramm vorliegenden Aeußerungen in der Reichstagssitzung vom vierten Februar haben Ew. Hochwohlgeboren mit zweimaliger Nennung meines Namens unter Bezugnahme auf die neuliche bochumer Versammlung gesagt, ich müsse mit Herrn Pfarrer Naumann auf der Seite der Sozialdemokraten Platz nehmen und Sie hätten sich im Auftrag Ihrer Freunde speziell auch gegen mich gewandt.

Da ich in Bochum mich in schärfster Weise gegen die Sozialdemokratie geäußert habe, in längeren Ausführungen, die freilich die Blätter Ihrer und der freikonservativen Partei unterschlagen haben, da ich im Uebrigen mich an der bochumer Versammlung gar nicht weiter betheiligt als durch meinen Vortrag in der vorbereitenden Sitzung am Sonntag, mit dem mir befreundeten und von mir hochgeschätzten Pfarrer Naumann in Bezug auf die Auffassung der Sozialdemokratie offenkundig nicht übereinstimme, ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren um Angabe der Gründe, warum Sie mich öffentlich in dieser Weise charakterisirt haben.

Ich kann nicht annehmen, daß ein besonnener Politiker einen ihm persönlich völlig fremden Mann so beurtheilt ohne genügende Anhaltspunkte. Ich kann auch nicht annehmen, daß ein Solcher sich aus flüchtigen, lückenhaften, tendenziösen Zeitungberichten, wo Einzelnes ganz aus dem Zusammenhang gerissen wird, glaubte über den Inhalt einer Rede, wie der meinen neulich in Bochum, genügend informirt halten zu dürfen, um in dieser Weise, wie es geschehen, einen Abwesenden im Reichstage, daher vor dem ganzen Volke, so zu beurtheilen.

Hosted by Google

Daher erlaube ich mir nochmals die Bitte, mich hierüber aufzuklären. Ich füge hinzu, daß die Zeitungberichte und Artikel der nationalliberalen und freikonservativen Presse von meiner neulichen Rede ein völlig verzerrtes Bild gegeben. Ich habe keinen Grund, ein Wort, das ich sagte, zurückzunehmen. Aber meine Rede entspricht nach Inhalt und Form in keiner Weise, weder im Ganzen noch in Einzelnheiten, Dem, was gegnerische Blätter daraus gemacht haben.

Ew. Hochwohlgeboren gefälliger Antwort entgegensehend

Hochachtungvoll

Dr. Adolph Wagner,

Geheimer Reg.-Rath und ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

Nachdem ich drei Tage, von Dienstag bis Freitag, auf eine Antwort gewartet hatte, richtete ich folgenden zweiten Brief an den Freiherrn von Heyl, wieder unter der Adresse des Reichstagsgebäudes, diesmal „eingeschrieben“:

Berlin, Freitag, den zwölften Februar 1897.

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich vor drei Tagen in einem unter der Adresse „Reichstagsgebäude“ abgesandten Briefe vom neunten Februar um Aufklärung über die Gründe gebeten, warum Sie mich öffentlich im Reichstage in einer mich falsch beurtheilenden Weise mit Namensnennung in die Debatte gezogen. Da ich bis heute keine Antwort erhalten, wollen Sie entweder meine höfliche Bitte nicht erfüllen oder mein Brief ist nicht in Ihre Hände gelangt. Nur um Dies festzustellen, da ich nicht sicher weiß, ob Ew. Hochwohlgeboren gerade in Berlin anwesend sind, richte ich diesen zweiten Brief „eingeschrieben“ an Sie.

Erhalte ich auch darauf bis Montag, den fünfzehnten Februar, früh, keine Antwort, so nehme ich an, daß Ew. Hochwohlgeboren mir nicht antworten wollen.

Hochachtungvoll

Dr. Adolph Wagner.

Auf diesen zweiten Brief habe ich am folgenden Tage nachstehende Antwort erhalten:

Am zwölften Februar 1897.

Hotel Bristol.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich mitzutheilen, daß ich gestern von einer achttägigen Abwesenheit zurückgekehrt bin und Ihr Schreiben erhalten habe.

Im Reichstage hatte ich sofort Gelegenheit, auf eine Bemerkung des Herrn Abgeordneten Hüpeden hin, diejenigen Sätze aus Ihrer Rede zu bezeichnen, welche mich zu meinen Aeußerungen veranlaßten.

Hosted by Google

Da ich dieselben aus der Zeitung „Zeit“ entnommen habe, so kann ich an der Richtigkeit nicht zweifeln.

Ich lege Abdruck des stenographischen Berichtes der gestrigen Sitzung bei und zeichne mit vorzüglicher Höchachtung

Freiherr Heyl zu Herrnsheim.

Die Aeußerung des Herrn von Heyl im Reichstage lautete folgendermaßen:

Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Abgeordneter: Meine Herren, der Herr Abgeordnete Hüpeden nahm Bezug auf eine Bemerkung, welche ich am ersten Verhandlungtage über die Herren Professor Wagner und Pfarrer Naumann gemacht habe. Ich darf hier konstatiren, daß Herr Professor Wagner in Bochum die Verstaatlichung der Bergwerke und die Verstaatlichung der Lohnfrage in Aussicht genommen hat. Ich darf ferner konstatiren, daß Herr Pfarrer Naumann den Anschluß an die sozialistischen Gewerkschaften, aber unter lebhaftem Widerspruch, den Arbeitern empfohlen hat. Da beide Herren aber behaupten, daß ihr Programm die Bekämpfung der Sozialdemokratie bezwecke, so durfte ich an diese Ausführungen die Bemerkung anknüpfen, daß mit diesen sozialistischen Programmpunkten die Sozialdemokratie thatsächlich nicht bekämpft werden könne. Ich habe deshalb eine Vereinfachung des Zusammenwirkens diesen Herren empfohlen, in der Voraussicht, daß dadurch eine weitere Verwirrung in den noch gesund gebliebenen Arbeiterkreisen Deutschlands verhindert werden möchte.

(Heiterkeit links.)

Ich antwortete noch an dem selben Tage dem Freiherrn von Heyl wie folgt:

Berlin, am dreizehnten Februar 1897.

Ew. Hochwohlgeboren

danke ich ergebenst für die gefällige Zuschrift vom zwölften d. M. und das beigefügte Stenogramm aus der Reichstagssitzung, bedauere aber, mich durch Ihre Aeußerungen in letzterer nicht befriedigt erklären zu können.

Ich habe selbst nach dem mir vorliegenden Bericht der „Zeit“, der meine Ausführungen übrigens nicht genau wiedergiebt, nicht, wie Sie sagen, „die Verstaatlichung der Bergwerke in Aussicht genommen“, sondern gesagt, „ich stände einer solchen Verstaatlichung durchaus nicht unsympathisch gegenüber“. Etwas genauer giebt beifolgender Bericht der „Germania“ meine Aeußerungen wieder. Die Forderung der „Verstaatlichung der Bergwerke“ einen „sozialistischen Programmpunkt“ zu nennen, ist überdies völlig willkürlich. Daß aber sogar eine solche „Verstaatlichung“ das Lohnproblem noch nicht löse, habe ich ausdrücklich betont.

Von „Verstaatlichung der Lohnfrage“ — eine Redewendung, mit der ich überhaupt keinen rechten Sinn verbinden kann — habe ich nicht gesprochen. Auch aus dem Bericht der „Zeit“, der diesen Theil meiner Rede nicht richtig wiedergiebt, läßt sich eine solche Auffassung nur mit Zwang ableiten. Mein einfacher Gedankengang, wie er aus dem natürlich auch nicht ganz genauen, weil längere Ausführungen zusammenziehenden Bericht der „Germania“ sich deutlich

Hosted by Google

ergiebt, war, daß sich im Besoldungsystem des Staates allerdings zeige, wie man in der That auch ziemlich unabhängig vom „Gesetz von Angebot und Nachfrage“ Löhne (Gehalte) regeln könne. Da Das in der Privatwirthschaft sich nicht so machen lasse, müsse um so mehr für die Arbeiter eine Organisation des Arbeitangebotes erreicht werden, die es den Arbeitern ermögliche, einen ihnen günstigen Einfluß auf den Lohn auszuüben. Eine „Verstaatlichung der Lohnfrage“, wie Sie mir nachsagen, habe ich also gerade nicht in Aussicht genommen.

Ew. Hochwohlgeboren muß ich es überlassen, ob Sie danach Ihre jüngsten Aeußerungen im Reichstage öffentlich rektifiziren wollen. Mir werden Sie aber auch nicht verdenken können, daß ich, wenn Dies unterbleibt, meinerseits an die Oeffentlichkeit mich wende, indem ich mir dann erlauben werde, unseren Briefwechsel zu publiziren.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Professor A. Wagner.

Diesem Brief lag ein Exemplar der „Germania“ (vom zweiten Februar) mit dem Bericht über die Vorlage in der bochumer Versammlung am Sonntag bei.

Freiherr von Heyl hat mir nicht geantwortet noch auch, so weit ich sehe, im Reichstage eine Berichtigung seiner früheren Aeußerungen über mich gegeben. Ich bin daher, nach fünf Tagen Wartens, nicht indiskret, wenn ich, dem Schluß meines dritten Briefes gemäß, hiermit auch diese Sache vor die Oeffentlichkeit bringe.

Jedermann weiß, daß auch beim besten Willen die ja ganz nothwendig kürzenden, zusammenziehenden Zeitungberichte über öffentliche Reden in Parlamenten, öffentlichen Versammlungen u. s. w. nicht genau sind, es auch gar nicht sein können, bei der raschen Fertigstellung zumal nicht. Redner, die, wie ich, rasch und lebhaft sprechen, kommen dabei noch schlechter weg. Man braucht nur einmal eigene oder angehörte Reden Anderer in der Berichterstattung der Presse zu verfolgen und verschiedene Berichte zu vergleichen, so ergiebt sich Das stets, auch in Betreff der Zeitungen, die nicht tendenziös verfahren, vielleicht durchaus guten Willens sind, möglichst korrekt zu berichten. Ich nehme als ein Beispiel die Sätze, in denen die „Zeit“ und die „Germania“ meine Aeußerungen über die „Verstaatlichung der Bergwerke“ brachten.

Die „Zeit“: „Ich habe die Ueberzeugung, daß auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaftordnung die wirthschaftliche Lage der Arbeiter durchgreifend gebessert werden kann. Allerdings läßt sich Dies nicht im Handumdrehen bewirken. Auch die Verstaatlichung der Bergwerke, der ich durchaus nicht unsympathisch gegenüberstehe, ist nicht im Stande, eine sofortige wirthschaftliche Besserung [der Lage] der Arbeiter herbeizuführen.“

Hosted by Google

Die „Germania“: „Was den Bergbau im Einzelnen betrifft, so haben hier nicht blos die Sozialdemokraten, sondern auch andere Kreise geglaubt, in der Verstaatlichung desselben alles Heil für dieselben [soll heißen: für die Arbeiter] finden zu sollen. Es ist falsch, zu sagen, wer eine derartige Forderung aufstelle, sei Sozialdemokrat. Wir haben verstaatlichte Eisenbahnen, verstaatlichte Forsten u. s. w. und können zufrieden dabei sein. So kann man auch von einer Verstaatlichung des Bergbaues sprechen; aber wenn es auch zu einer solchen käme, so wäre damit die schwierige Frage der Lohngestaltung, der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit, des Arbeiters Lohn- und Zeitproblem noch lange nicht gelöst. Das zeigen uns die Verhältnisse im Saarrevier. Einmal lassen sich alle Reformen nicht an einem Tage durchführen. Gut Ding will eben Weile haben. Der Staat kann auch nicht mit einem Schlage Alles anders und besser machen. Als Unternehmer ist er eben so wie der [private Uebernehmer und] Kapitalist berechtigt, seine Interessen auch zu vertreten, auf der Verzinsung des ausgelegten Kapitals zu bestehen usw. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es Unrecht, zu sagen, der ganze Arbeitertrag gehöre den Arbeitern. Der [sogenannte] Arbeitertrag ist ein Produktionertrag, an dem auch die Unternehmer, das Kapital zu partizipiren hat . . .“

In Betreff meiner Ausführungen über Lohngestaltung und Vergleichung von Staatsgehalt und gewöhnlichem Arbeitlohn, die viel länger als die Aeußerung über Verstaatlichung der Bergwerke waren, findet man zwischen den Berichten der „Zeit“ und der „Germania“ nach Inhalt, Umfang und in der Art, wie meine Ausführungen wiedergegeben werden, noch viel mehr Verschiedenheiten. Kommt nun, wie bei der gegnerischen Presse, noch Tendenz, förmliche mala fides, hinzu oder ist einmal ein Berichterstatter — „wie Das denn wohl zuweilen kommen mag“ — ungewöhnlich unfähig oder flüchtig oder unaufmerksam oder müde, so werden solche Berichte natürlich vollends ungenau. Eben deshalb kann man aber verlangen, daß Angriffe polititischer Gegner, zumal öffentliche im Parlamente, sich wenigstens auf möglichst korrekte Berichte stützen. Personen, die solche Angriffe machen, werden sich daher den Vorwurf der Leichtfertigkeit zuziehen, wenn sie diese nothwendige Rücksicht, sich von der Richtigkeit der Berichte, auf die sie sich stützen, zu überzeugen, nicht nehmen, vollends, wenn sie in der Auslegung dieser Berichte so willkürlich verfahren, wie es der Freiherr von Heyl gethan hat. Vorsichtige und auch gegen den Gegner loyale politische Gegner werden deshalb, wie ich es hier gegenüber Herrn von Heyl und früher an der selben Stelle gegenüber Herrn von Stumm in meiner nothgedrungenen Abwehr gethan habe, sich erst korrekte Berichte zu verschaffen suchen. Ich habe in beiden Fällen die Stenogramme des Reichstages benutzt, die immer auch noch von den Rednern revidirt werden, — was ja gegenüber den Mängeln aller Stenographie und den stilistischen Inkorrektheiten fast aller Redner eine Nothwendigkeit ist.

Glaubt ein politischer Gegner, mit seinem Angriff auf Anschauungen Anderer auch noch Verdächtigungen verbinden zu sollen, die, wie z. B. in

Hosted by Google

diesem Falle — nach den, mit Recht oder Unrecht, einmal in seinen eigenen Kreisen und in anderen, z. B. auch bei der Regirung, verbreiteten Anschauungen hinsichtlich der „Verwandtschaft“ mit oder „Zugehörigkeit“ zur Sozialdemokratie — auf den Angegriffenen einen Makel werfen können und sollen und ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzen, so ist es meines Erachtens vollends unverantwortlich, so, wie Freiherr von Heyl gegen mich vorgegangen ist, zu verfahren. Das muß dann, wenn auch nicht beabsichtigt, was ich von dem Herrn von Heyl nicht annehme, so doch nach der thatsächlichen Wirkung als öffentliche Beleidigung und gehässige denunziatorische Verdächtigung erscheinen, wie sie die freikonservative Partei in ihrer gewöhnlichen Leichtfertigkeit und Tendenzsucht jüngst gegen mich und die anderen bochumer Redner sich erlaubt hat. Wenn aber sogar eine ganze politische Partei, wie die nationalliberale, deren Ehrenhaftigkeit für mich eine unzweifelhafte ist und aus der ich viele ausgezeichnete Männer hochschätze, wenn auch eine solche Partei, die doch noch nicht einfach zur bloßen Gefolgschaft eines einzigen einflußreichen Mitgliedes herabgesunken ist, durch eines ihrer Mitglieder solche Angriffe gegen andere Personen richten läßt, mindestens dies Mitglied in solchem Falle nicht dementirt, so kann auch sie von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden, mit Namen, Ruf und Ehre eines auf anderem sozialpolitischen Standpunkte stehenden Mannes nicht gewissenhaft umgegangen zu sein. Herrn Freiherrn von Heyl und der nationalliberalen Fraktion rufe ich daher hier öffentlich zu: Meine Herren, Sie haben in Ihrer Beurtheilung meiner bochumer Rede und meiner vermeintlich daraus hervorgehenden sozialpolitischen Stellung unverantwortlich leichthin gehandelt und mir Unrecht gethan, wollend oder nicht — und ich nehme durchaus das Letzte an — daher zur Unterstützung jener gehässigen Hetzerei und jener denunziatorischen Verdächtigungen einer jämmerlichen Presse beigetragen, die ich jüngst an anderem Orte gebührend charakterisirt habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Angriffe der letzten Zeit haben mich übrigens veranlaßt, den folgenden Brief an den Vorstand des Deutschen Bimetallistenbundes zu richten:

Berlin, am fünfzehnten Februar 1897.

Hochgeehrte Herren!

Kürzlich ist mir unter meiner genauen Adresse eine Postkarte mit dem Aufdruck „Deutscher Bimetallistenbund. Geschäftsstelle, Dessauerstraße 6“, zugegangen. Darin die Ankündigung der Generalversammlung des Bundes für den sechzehnten Februar abends, mit dem Schlußwort: „Gäste sind willkommen.“ Ich darf darin wohl eine Art Einladung sehen, um so mehr, als ich früher aus den Kreisen der geehrten Herren um Beitritt zu dem Bunde gebeten worden bin.

Hosted by Google

An sich und nach meiner Stellung zur Währungfrage würde ich gern der gewiß interessanten Versammlung beiwohnen. Aber mich hält eine ängstliche Erwägung zurück: die Befürchtung, dann ähnlichen Denunziationen an die Staatsgewalt ausgesetzt zu werden, wie sie kürzlich die Berliner Neuesten Nachrichten (im Abendblatt vom zehnten Februar) mit unverkennbarer Zuspitzung auf mich und meine nationalökonomischen Berufsgenossen sich erlauben zu dürfen glaubten.

Dieses Blatt freut sich der Anzeichen für „ein Erstarken des staatlichen Pflichtbewußtseins", — was hoffentlich auf ein generelles Vorgehen gegen die öffentliche Betheiligung des Professorenthumes an den Streitfragen der Tagespolitik hindeute. „Die Herren Professoren mögen in ihren Schächten der Wissenschaft nach Schätzen schürfen, so viel sie wollen, aber den sozialen Lohnkämpfen sollen sie fern bleiben, — oder sich die Erfolge ihres Eingreifens gefallen lassen."

Was von dieser unserer gefürchteten Theilnahme an den „sozialen Lohnkämpfen", gilt folgerichtig auch von der Theilnahme an anderen volkswirthschaftlichen Kämpfen, die auch eine soziale Seite haben. Daher gewiß auch von einer Betheiligung an der bimetallistischen Agitation.

Ich glaube zwar nicht, daß sich ein monometallistisches, z. B. liberales, und anständiges Blatt leicht zu solchen gehässigen Denunziationen wie die Berliner Neuesten Nachrichten versteigen wird. Aber sicher ist Das doch nicht. Und warum soll mir bei einer Betheiligung an der bimetallistischen Bewegung nicht der selbe Vorwurf werden?! „Kampf gegen unsere bewährte Goldwährung"! Gar unter Theilnahme „bimetallistischer Führer des Auslandes"! Also „international"! „Ganz wie die Sozialdemokratie"! Nein, daraus könnte ein Goldwährungblatt, wie etwa die Kölnische Zeitung, mir eben so gut einen Strick drehen, wie sie und die Berliner Neuesten Nachrichten es jüngst gethan haben.

Daher: „Vorsicht" ist der beste Theil der Tapferkeit für uns arme denunzirte Professoren der Nationalökonomie. Gebrannt Kind scheut Feuer. Also bleiben wir lieber daheim und stören Keines Kreise.

Wollen mich die hochgeehrten Herren daher entschuldigen, wenn ich lieber fern bleibe, um nicht noch mehr ein Stein des Anstoßes für „gutgesinnte" Kreise zu werden.

Die Veröffentlichung dieser meiner Zeilen vorbehaltend u. s. w.

Berlin, am achtzehnten Februar 97.

Professor Dr. Adolph Wagner.

Hosted by Google

Helfershelfer der Sozialdemokratie.

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Wenn ich diesen unwilligen Ausruf Juvenals in das Deutsch des modernen Lebens übersetze, so lautet er: „Wenn Herr von Stumm und seine Gefolgschaft andere Leute der Begünstigung der Sozialdemokratie bezichtigen, so übersteigt Das die höchsten Pappelbäume.“ Die Richtigkeit dieser Uebersetzung zu beweisen, ist der Zweck dieser Zeilen; dabei bemerke ich, daß mir die Person des Herrn von Stumm völlig gleichgiltig ist, daß er mir nur ein System, eine bestimmte, heute leider in weiten Kreisen herrschende Auffassung, bedeutet und daß ich deshalb, wenn ich im Folgenden seinen Namen brauche, Das nur im Interesse der Kürze thue und damit die ganze durch ihn vertretene Richtung, insbesondere auch die auf ihn eingeschworene Presse, im Auge habe.

Ich will erstens beweisen, daß Herr von Stumm gegen andere Leute, die sich selbst als Gegner der Sozialdemokratie bezeichnen, den Vorwurf ihrer Begünstigung erhebt, und zweitens, daß er selbst als ihr Helfershelfer und Schutzpatron zu betrachten ist. Für den ersten Satz brauche ich wohl kaum umfassendes Material beizubringen. Habemus reum confitentem: Herr von Stumm wird selbst gar nicht bestreiten, daß er sich keine passende oder unpassende Gelegenheit entgehen läßt, um seiner Auffassung, daß die „sozialistischen Professoren, Pastoren und sozialreformerischen Ideologen“ gefährlicher als die Sozialdemokratie seien, kräftigen Ausdruck zu geben. Ich beschränke mich deshalb auf ein Citat aus der jüngsten — mir anonym zugeschickten — Nummer der „Deutschen Volkswirthschaftlichen Korrespondenz“, die am Schluß einer Betrachtung über den bochumer Bergarbeiterkongreß, in der sie Adolf Wagner, Hitze, Naumann und mich als die geistigen Führer der Bergleute bezeichnet, ihr Urtheil in folgende Worte zusammenfaßt:

„Der bochumer Delegirtentag hat vollkommen offenbar gemacht, . . . daß die geistigen Führer, gleichviel ob sie es wollen oder nicht, geradezu darauf hinarbeiten, die christlichen Bergarbeitervereine in das Gros der sozialrevolutionären Armee einzustellen. Damit ist die innerliche Identität des christlichen und des sogenannten nationalen Sozialismus mit dem revolutionären von Neuem aufs Klarste erwiesen und es bleibt nur noch abzuwarten, ob und wie lange der Staat seinen Beamten, Professoren und Pastoren noch gestatten wird, für den naumannschen und stoeckerschen Sozialismus unter der falschen Vorspiegelung, daß er etwas Anderes als der marxische wäre, zu wirken. Wie lange noch?“

Ein Sozialistengesetz gegen die Volksverführer: Das ist der wohlmeinende Rath, den auch die Hamburger Nachrichten der Regirung geben. Es genügt nicht, die Schriften dieser gefährlichen Menschen polizeilich zu verbieten, sie selbst müssen verbrannt oder wenigstens von Amt und Brot gebracht werden, damit das Gift nicht um sich fresse. Auch der Vorstand des

Hosted by Google

nationalliberalen Landesvereines für das Königreich Sachsen hat erklärt: „Es erscheint als eine Pflicht der nationalliberalen Partei, die National-Sozialen nicht minder als die Sozialdemokraten zu bekämpfen." Man soll nicht sagen, daß es nicht auch unter den Nationalliberalen weitsichtige Politiker gäbe, die zu den „breiten Schichten" zählen, von denen die Deutsche Volkswirthschaftliche Korrespondenz in ihrer Nummer vom zweiten Februar 1887 sagt: „sie sehnen sich danach, endlich wieder das Bewußtsein zu erlangen, regirt zu werden." Eine kraftvolle Persönlichkeit, wie Herr von Stumm, findet stets solche „breite Schichten" mit einem natürlichen Anlehnungbedürfniß. Auch das bekannte Bäuerlein, das zu dem Scheiterhaufen von Johann Huß ein Scheit herbeischleppte, um sein Seelenheil zu versichern, gehörte zu ihnen. Und Herr von Stumm selbst hat jetzt im Reichstage dem Abgeordneten Hitze, der sich für einen Maximalarbeitstag von $10^1/_2$ Stunden aussprach, das vernichtende Wort entgegengeschleudert: „Das Centrum geht durch seinen Antrag geradezu in das sozialdemokratische Lager über." Punktum! Autos epha.

Jetzt zum zweiten Theil: Herr von Stumm als Helfershelfer der Sozialdemokratie. Ich will streng logisch zu Werke gehen und frage zunächst: Was bedeutet Sozialdemokratie und Sozialismus? Der erste ist ein fester, der zweite ein im alleräußerstem Maße schwankender Begriff. In einem gewissen technischen Sinne verstand man darunter früher die Verstaatlichung der Produktionmittel, also ein wirthschaftliches System. Aber in diesem Sinne wird das Wort kaum mehr gebraucht, man braucht dafür jetzt die schärfere Bezeichnung „Kollektivismus". Mit Recht, denn Sozialismus ist nichts weiter als der Gegensatz zum Invidualismus, bezeichnet also einen Richtungsgegensatz, wie warm und kalt, positiv und negativ. Endlich beginnt eine dritte Anwendung sich Bahn zu brechen, indem man „Sozialistisch" mit „Sozial" gleich setzt und unter Sozialismus einfach Arbeiterfreundlichkeit, Schutz des Schwachen gegen den Starken, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker, versteht*). Wie ich schon sagte, ist im Gegensatz zu diesem schwankenden Ausdrucke das Wort „Sozialdemokratie" ein ganz fester Begriff. Man versteht darunter, wenigstens bei uns in Deutschland, eine bestimmte

*) Wenn in den Hamburger Nachrichten gesagt wird: „Bei jeder Sorte von Sozialismus handelt es sich einfach um die Schlüssel zu den Geldschränken", so kann man darauf nur erwidern, daß es kein besseres Mittel giebt, dem Sozialismus im Sinne der Sozialdemokratie die Wege zu ebnen; es liegt doch zu nahe, den Satz umzukehren und zu sagen: „Die Bekämpfung des Sozialismus beruht einzig auf der Fürsorge der Kapitalisten für ihre Geldschränke." Zweifellos ist nur ein recht geringer Theil unseres Volkes im Besitze von Geldschränken; und die Massen, die es nicht sind, werden sich durch Betonung dieses Punktes nicht sonderlich angeregt fühlen, dem Geldprotzenthum Gefolgschaft zu leisten.

Hosted by Google

politische Partei, die ihre Anschauungen und Forderungen viel schärfer als irgend eine andere in einem allgemein anerkannten Programm verkündet hat. Im Mittelpunkte steht der bereits erwähnte Kollektivismus; aber es wäre falsch, ihn für das allein Bestimmende oder auch nur für das Wesentliche zu halten. Die Grundlage der Sozialdemokratie, die auch in dem Programm ihren Ausdruck findet, ist eine ganz bestimmte Stellung zu den letzten und höchsten Lebensfragen, deren Bedeutung weit hinausgreift sowohl über das wirthschaftliche als auch über das staatlich-politische Gebiet. Mit einem Worte: die Sozialdemokratie ist eine Weltanschauung, und zwar eine solche, die sich im schärfsten Gegensatze zu der christlichen befindet. Ist diese idealistisch, so ist jene materialistisch, fordert die eine die Anerkennung und Unterordnung unter höhere, das menschliche Leben und den Lauf der Welt bestimmende Mächte, so leugnet die andere jedes Gebundensein des Menschen an einen höheren Willen und sieht in allen Erscheinungen auch des geistigen Lebens nur die Wirkung materieller Faktoren, ja sie betrachtet in folgerichtiger Verwerthung dieses Grundgedankens als eigentlichen Lebenszweck die möglichste Steigerung des Lebensgenusses, sie ist ein auf das Diesseits gerichteter Eudämonismus. Diesem materialistischen Grundcharakter entspricht völlig die innere Leere und Hohlheit, die vorwiegend zersetzende, negative Richtung ihrer Wirksamkeit, die Schürung des Hasses und des Neides gegen besser Gestellte und gegen geistig überragende Personen, die völlige Unfähigkeit zu gerechter Würdigung des Gegners, die Belohnung jedes Entgegenkommens mit Hohn, die Unterschiebung der niedrigsten Motive, kurz eine Roheit des Gemüthes und ein Fehlen des sittlichen Gefühles, das jeden edel veranlagten Menschen empören und abstoßen muß. Man wird mir zugeben, daß ich bei solchem Urtheil über die Sozialdemokratie ein gewisses Recht darauf habe, mich zu ihren Gegnern zu zählen, — ja, wenn Herr von Stumm der Sozialdemokratie ihren Ursprung in der Hölle anweisen will, so fühle ich mich ihm gar nicht so fern. Allerdings unterscheide ich dabei sehr scharf zwischen der Sozialdemokratie als System und den der sozialdemokratischen Partei angehörenden Menschen. Und trotzdem wage ich zu behaupten, daß Herr von Stumm die Sozialdemokratie begünstigt? Ja: er thut Alles, um dieses Gift unserem Volk einzuflößen, indem er die Sozialdemokratie auf dem einzigen Wege unterstützt, den es giebt, um ihr Ziel zu erreichen.

Wie kommt es denn, daß eine solche Richtung maßgebenden Einfluß auf unsere Arbeiterkreise gewinnen konnte? Es giebt nur zwei Möglichkeiten: entweder sie haben sich ihr mit Bewußtsein hingegeben oder sie sind getäuscht. Träfe das Erste zu, so wäre es zeitgemäß, sich an dem nächsten besten Baume aufzuhängen, wenn man nicht vorzöge, den Staub der deutschen Heimath von den Füßen zu schütteln und in der Fremde über das Schicksal eines einst

Hosted by Google

großen und edlen Volkes nachzudenken. Fuimus Troes: Das könnte das einzige Urtheil über Deutschland sein, wenn zwei millionen wahlberechtigte Männer sich zu solchen Anschauungen bekännten, denn dann stände der Untergang sehr nahe bevor. In Wahrheit glaubt Das auch weder Stumm noch irgend Jemand; auch er unterscheidet zwischen Verführten und Verführern und giebt damit zu, daß die großen Massen, die der Sozialdemokratie folgen, von dem Verständniß ihres eigenen Charakters sehr weit entfernt sind. Aber dann müssen wir doch uns Rechenschaft darüber geben, durch welche Beweggründe diese Massen sich bestimmen lassen, der Sozialdemokratie zu folgen. Nun kann ja doch gar kein Mensch hierüber den geringsten Zweifel hegen: in den Augen der Massen, die sich der Sozialdemokratie anschließen, ist diese nichts als die Arbeiterpartei. Hierauf ganz allein beruht ihre Kraft, und gelänge es, diese Auffassung zu zerstören, so wäre die Sozialdemokratie tot und begraben, denn der Kollektivismus hat für die große Menge der Arbeiter genau so viel Interesse wie eine Grammatik über die Suahelisprache; und die Roheit ihres inneren Gehaltes, ihre Ablehnung von Religion und Vaterlandsliebe, weit entfernt, für unsere Arbeiterkreise einen Anreiz zu bieten, ist vielmehr ein Hinderniß, das sie zunächst abstößt, das sie aber überwinden, weil ihnen das Bedürfniß, für eine Verbesserung ihrer Lage einzutreten, überwiegt und sie einen andern Weg, ihm gerecht zu werden, nicht finden. Dieser Doppelcharakter der Sozialdemokratie macht es so vielen Menschen schwer, eine richtige Stellung zu ihr zu finden. Wenn ich ein so scharfes Urtheil über sie fällte, so bezog es sich ausschließlich auf die Sozialdemokratie als Weltanschauung, während ich auf ihrer Seite stehe, so weit sie Arbeiterpartei ist.

Nach Alledem ist die Antwort auf die Frage, wie der Staat sich gegenüber der Sozialdemokratie verhalten soll, sehr einfach. Ihre Gefahr für Staat und Kultur liegt allein in ihrem materialistischen Charakter, in ihrer Richtung gegen die idealen Güter des Lebens; ihre Stärke und ihr Rückhalt im Volke beruht umgekehrt ausschließlich in ihrem Wesen als Arbeiterinteressenvertretung. Da ist ja die Lage für den Staat so günstig wie möglich: er hat gar keine Veranlassung, sie an ihrer starken Seite anzugreifen und hat deshalb, wenn er sich darauf beschränkt, sich gegen die ihn gefährdende Thätigkeit zu richten, ein äußerst leichtes Spiel.

Ganz anders denken aber darüber die Herren von Stumm und Genossen. Ihnen liegt nicht so sehr an der Bekämpfung des Materialismus — der ja in den Kreisen des Besitzes und besonders des Reichthumes kaum weniger verbreitet ist —, sondern ihre Gegnerin ist die Sozialdemokratie gerade in ihrer Eigenschaft als Interessenvertretung der Arbeiter. Nun wird Niemand ihnen aus dieser Gegnerschaft einen Vorwurf machen, denn Interessengegensätze bringt das wirthschaftliche Leben nun einmal mit sich, und wenn sie

Hosted by Google

loyal ausgetragen werden, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber ist es denn loyal, wenn die Großindustriellen ihre Interessen mit denen des Staates zu vermischen suchen? Das ist zunächst jedenfalls nicht offen und ehrlich; sie suchen auch in anderen Kreisen, insbesondere bei den staatlichen Behörden, die Auffassung hervorzurufen, als ob es ihnen bei dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie um die Vertheidigung des Staates zu thun sei, während es sich einzig und allein um ihre egoistischen Klasseninteressen handelt. Die Mehrzahl der Arbeiter, die sich der Sozialdemokratie anschließen, fühlt sich durch deren Materialismus nicht allein nicht angezogen, sondern abgestoßen. Aber Das schließt nicht aus, daß sie, je länger sie in der Partei sind, diese Abneigung verlieren; wenn ihnen das materialistische Evangelium täglich gepredigt wird und gerade von den Personen, die sie bei der Vertretung ihrer Interessen als ihre aufopferndsten Führer schätzen lernen, ist es nicht wunderbar, daß sie allmählich an diese Sprache des Hasses und der Auflehnung gegen alles Ideale sich gewöhnen; und so vollzieht sich innerhalb der Sozialdemokratie eine stetige geistige Degeneration unseres Volkes. Sehen Das Stumm und Genossen nicht ein? Ich wage Das nicht zu behaupten, denn es wäre der Vorwurf eines Mangels an Verständniß, der beleidigend wäre. Aber sehen sie es ein, so trifft sie der noch schwerere Vorwurf, daß sie ihrem Klasseninteresse die sittliche Kultur ihres Volkes opfern, um auf den Trümmern zu herrschen. Daß diese Herrschaft nur von kurzer Dauer sein kann, daß die Sozialdemokratie, wenn erst die Gesammtheit der minder Begüterten — und damit mindestens achtzig Prozent der Bevölkerung — künstlich in ihre Reihen hineingetrieben ist, schließlich die Bande des Staatsorganismus sprengen wird, Das begründet den weiteren Vorwurf der Kurzsichtigkeit.

Ich meine, daß damit das von mir in Bochum gefällte Urtheil, Herr von Stumm sei eben so gemeingefährlich wie die Sozialdemokratie, völlig begründet ist. Es entspricht nicht meinem Charakter, im Eifer der Rede oder gar zur Erzielung eines agitatorischen Erfolges Aeußerungen zu thun, die ich nicht voll vertreten könnte;*) ich bin mir völlig bewußt, daß Das ein schwerer Vorwurf ist, aber ich muß ihn erheben und habe ihn bewiesen.

---

*) Das Blatt Stumms, die Neue Saarbrücker Zeitung, vulgo „Schleifstein" genannt, glaubt, mir diesen Vorwurf der Unüberlegtheit machen zu sollen; am Schluß eines mit meinem Namen überschriebenen längeren Artikels heißt es da: „So viel wir wissen, ist Herr Landgerichtsrath Kulemann sonst ein wohlmeinender Herr. Was ihn daher veranlaßt hat, in dieser Weise nach dem Muster der rüpelhaftesten Sozialdemokraten gegen den Freiherrn von Stumm zu polemisiren, erscheint uns unerfindlich. Herr Kulemann ist allerdings weniger redegewandt als redelustig, wie er als Mitglied des Deutschen Reichstages hinreichend bewiesen hat; möglich also wäre, daß ihm sozusagen die Zunge durch-

Hosted by Google

Man hat mich in gewissen Blättern auf die Wohlfahrteinrichtungen des Herrn von Stumm und darauf verwiesen, daß dort die vorzüglichste Eintracht zwischen Arbeitgeber und Arbeitern bestehe. Die Herren Zeitungschreiber sollten doch nicht glauben, daß solche Thatsachen, die ihnen vielleicht erst jetzt zu Ohren gekommen sind, Männern, die sich lange Jahre mit diesen Dingen beschäftigen, nicht altbackene Weisheiten wären. Ich habe gar keinen Grund, die Vorzüglichkeit dieser „Wohlfahrteinrichtungen" zu bezweifeln, obgleich Das in neuester Zeit mehrfach geschehen ist, ich glaube vielmehr, daß Herr von Stumm sich für das Wohl seiner Arbeiter interessirt, daß er ihnen zu helfen sucht und nach besten Kräften für sie sorgt. Daß dadurch die Arbeiter an ihn gefesselt und veranlaßt werden, ihre Arbeit nicht zu verlassen, auch wenn manches Andere ihnen nicht zusagt, ist ein Vortheil für ihn, den er als Nebenerfolg gern in den Kauf nimmt, der aber darum für ihn nicht bestimmend zu sein braucht. Aber nicht hier setzt mein Angriff ein, sondern in der Verkennung der sozialen Frage als Kulturfrage. Was Herr von Stumm für seine Arbeiter thut, sind Wohlthaten. Er sorgt und denkt für sie, wie ein Vater für seine unerwachsenen Kinder, denn er behandelt sie eben als Kinder. Wenn er ihre Eheschließung von seiner Zustimmung abhängig macht, so will er damit gewiß ihr Bestes, er will ihnen eine Prüfung abnehmen, für die er sie nicht reif hält. Leider werden sie unter diesem System auch am Ende der Tage noch nicht reif geworden sein, aber Das würde Stumm nicht als ein Unglück ansehen, denn eine Herrscherstellung, wie sie sein Ideal bildet, ist nicht möglich über Erwachsene, sondern nur über Kinder. Wie die Lohnverhältnisse in Neunkirchen sind, habe ich bisher nicht so zuverlässig ermitteln können, um öffentlich dafür einzutreten; sollte aber die mehrfach durch die Zeitungen gegangene Mittheilung richtig sein, daß diese Löhne auf einer recht niedrigen Stufe stehen und auf ihr nur dadurch zu erhalten seien, daß die fiskalischen Werke aus Rücksicht auf Herrn von Stumm seine Arbeiter nicht annehmen, so würden sich ja die Wohlfahrteinrichtungen in einfacher Weise bezahlt machen. Aber ich will mein Urtheil nur auf völlig sichere Unterlagen gründen und eine solche ist die Feindschaft des Herrn von Stumm gegen alle Organisation-Bestrebungen

gegangen ist. Dies wäre immerhin eine Erklärung, bei welcher Herr Kulemann noch am Besten wegkommt." Ich kann diese „mildrichterliche" Beurtheilung meiner That nicht für mich in Anspruch nehmen, ich habe ruhig überlegt, was ich sagte und habe mit dem vollen Dolus gehandelt. Trotzdem verstehe ich nicht, wie das Organ meine Aeußerung mit einer solchen „der rüpelhaftesten Sozialdemokraten" auf die selbe Stufe stellen kann. Ich habe rein objektiv die Wirksamkeit des Herrn von Stumm für „gemeingefährlich", d. h. dem Gemeinwohl schädlich, erklärt, ohne irgendwie anzudeuten, daß er diese Schädigung beabsichtige. Das ist ein hartes Urtheil, wie es bei so scharfen Gegensätzen der Auffassung unvermeidlich ist, aber nicht entfernt eine Beleidigung.

Hosted by Google

der Arbeiterklasse: hat er doch selbst die zahmen evangelischen Arbeitervereine nach anfänglicher Duldung jetzt völlig in Acht und Bann gethan. Der einzig denkbare Grund hierfür ist, daß er unter allen Umständen hindern will, daß die Arbeiter ihm als Macht gegenübertreten können. Der einzelne Arbeiter ist machtlos, eine wirthschaftliche Bedeutung in Verfolgung seiner Interessen gegenüber Unternehmer und Kapital erlangt er erst durch seine Organisation. Wer diese bekämpft, muß dazu als vernünftiger Mensch einen Grund haben, — und dieser Grund kann nur darin liegen, daß er von der Organisation eine Gefahr für seine Stellung als Alleinherrscher und Lohnzahler befürchtet.

Ich fasse meine Beweisführung in folgende Sätze zusammen: Der Grund, weshalb die Sozialdemokratie von den Großindustriellen à la Stumm bekämpft wird, ist ihre Stellung als Arbeiterinteressenvertretung. Der Staat, der nicht zum Monopolbesitz einer kleinen Minderheit hinabsinken darf, sondern dessen Aufgabe das Wohl des gesammten Volkes ist, hat gar keine Veranlassung, sich in den Dienst dieser Großindustriellen zu stellen. Für ihn bildet die Sozialdemokratie nur insoweit eine mit allen Mitteln zu bekämpfende Gefahr, als sie eine auf Niedrigkeit und Roheit der Gesinnung aufgebaute Weltanschauung ist. Die Führung dieses Kampfes ist nur möglich durch eine Trennung dieser beiden heute in der Sozialdemokratie vereinigten Richtungen. Der Staat hat deshalb auf das Sorgfältigste Alles zu vermeiden, was als eine Parteinahme in dem Interessengegensatze erscheinen könnte, er hat sich insbesondere allen Organisation-Bestrebungen der Arbeiter freundlich gegenüberzustellen, weil nur sie die Möglichkeit bieten, den berechtigten Forderungen der Arbeiter Abhilfe zu schaffen. Wenn Herr von Stumm und Genossen das Gegentheil thun, so stellen sie ihr Klasseninteresse über das Staatsinteresse. Wenn sie dabei die gegen die Sozialdemokratie als Weltanschauung gerichtete voll berechtigte Abneigung der Bevölkerung und der maßgebenden Faktoren des Staatslebens als Vorspann benutzen, um sie in ihrer Eigenschaft als Vertreterin der Arbeiterinteressen zu bekämpfen, so bleibt, da man an ihrer Ehrlichkeit nicht zweifeln darf, nur der Ausweg, ihr Unterscheidungvermögen für recht gering zu halten.

Aber hiermit ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, noch nicht erschöpft; ich glaube vielmehr, den gegen Herrn von Stumm und seine Gefolgschaft erhobenen Vorwurf der Begünstigung der Sozialdemokratie gerade aus ihrem Auftreten gegen uns, die Vertreter der sozialen Reform, begründen zu können. Ich sagte schon auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart: „Wer glaubt, uns damit *herabsetzen* zu können, daß er uns mit der Sozialdemokratie in einen Topf wirft, übersieht ganz und gar, daß er dadurch zugleich die Sozialdemokratie zu uns *heraufzieht*. Bisher sind noch weite Kreise gewöhnt, den Ausdruck ‚Sozialdemokratie' als die Bezeichnung von etwas Verwerflichen zu betrachten; ist doch die Frage zum Gegenstande

Hosted by Google

richterlicher Entscheidung geworden, ob das Wort ‚Sozialdemokrat' als Beleidigung zu betrachten sei." Selbstverständlich ist es ja gerade der Zweck unserer Gegner, dadurch, das man uns mit der Sozialdemokratie in möglichst nahe Berührung bringt, uns in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Aber ich frage zunächst: Ist denn die Gesellschaft, die solche Dinge behauptet, wirklich so einfältig, daß sie gar nicht weiß, was Sozialdemokratie bedeutet? Hat sie niemals von einem eisenacher, gothaer und erfurter Programm gehört? Oder hat sie es nicht verstanden? Dann soll man aber doch in der Oeffentlichkeit hübsch bescheiden seinen Mund halten. Daß der Durchschnitts-Zeitungleser, der das Urtheil seiner Zeitung hat, davon nichts weiß, daß deshalb im Tagesgespräche immer allgemeiner jeder Strike, jede gewerkschaftliche Bestrebung, ja jede Lohnforderung als sozialdemokratisch, jeder wohlwollende Beurtheiler der Arbeiterbewegung als halber oder ganzer Sozialdemokrat bezeichnet wird, Das mag man ja der Dummheit zu Gute halten; aber daß selbst eine ganze Anzahl freisinniger Blätter die Mittheilung, daß in Bochum eine Lohnforderung erhoben ist, mit der Bemerkung begleitet hat, die christlichen Bergarbeiter seien in ihrem Auftreten von den sozialdemokratischen kaum zu unterscheiden, ist doch ein höchst bedenkliches Zeichen. Ist Das erst das allgemeine Urtheil, dann hat Herr von Stumm gesiegt, — aber dann hat auch die Sozialdemokratie gesiegt, deren taktisches Ziel ist, in den Augen des Volkes einfach als Arbeiterpartei zu gelten. In der That, wäre es erst dahin gekommen, daß die Wörter „arbeiterfreundlich" und „sozialdemokratisch" als gleichbedeutend angesehen werden, dann hätte die Sozialdemokratie ihr Spiel gewonnen; und daß sie das Spiel gewinnt, dafür ist die Gefolgschaft Stumms verantwortlich, denn gerade er giebt diese Parole aus. Man mag die sozialreformerische Richtung in ihrer Berechtigung angreifen, so viel man will, man mag ihren Vertretern jedes Verständniß absprechen, obgleich sich Das im Munde eines Zeitungschreibers etwas wunderlich ausnimmt — hat doch Adolph Wagner in Erfurt mit Recht gesagt, daß die Kreise der Bildung bereits fast ausnahmelos für uns gewonnen sind —, aber man wird niemals die große Mehrheit der Bevölkerung davon abbringen, in den „sozialistischen Professoren, Pastoren und sozialreformerischen Ideologen" warmherzige Arbeiterfreunde zu sehen. Gewöhnt man also die Bevölkerung daran, diese Männer mit der Sozialdemokratie zu identifiziren, so hat auch diese damit ihre Gefährlichkeit verloren, sie kann dann unter der ihr von ihren Helfershelfern gewährten schützenden Decke ungestört ihre Untergrabung unseres Volkes beenden. Das aber würde sie nie aus eigener Kraft erreichen, dazu bedarf sie mächtiger Bundesgenossen und Helfer.

Und ist denn diese Bundesgenossenschaft so unnatürlich? Ich sehe ganz davon ab, daß der ethische Materialismus, der den Grundcharakter der Sozialdemokratie bestimmt, auch in den Kreisen ihrer Bundesgenossen recht

Hosted by Google

häufig getroffen wird, daß die Einen in der Verfolgung ihrer engherzigen Interessen so einseitig sind wie die Anderen; jedenfalls berühren sich Beide unmittelbar in der Bekämpfung einer gesunden sozialen Entwickelung. Aber Beide haben deshalb auch einen gemeinsamen Gegner: das soziale Königthum. Es ist einer von den vielen durch ihre Einfachheit von selbst einleuchtenden Gedanken Naumanns, daß in einem Staatswesen, in dem die Staatsgewalt formell oder wenigstens materiell in der Hand des Volkes liegt, stets das Uebergewicht des Stärkeren entscheidet, daß, da das Volk sich aus Klassen mit widerstreitenden Interessen zusammensetzt, ein steter Kampf Aller gegen Alle stattfinden muß und daß nur, wenn die über den Streitenden stehende, auf Verfolgung des Gesammtwohles gerichtete ideale Macht des Königthumes zu Gunsten der gerechten Sache eintritt, die Unterdrückung der Schwächeren und die gewaltsame Austragung der Gegensätze vermieden werden kann. Diese Bedeutung ist dem Königthume immanent, aber ihre äußere Erscheinung wechselt mit der geschichtlichen Entwickelung; das durch die Gegenwart gegebene Anwendungsgebiet ist die soziale Reform.

Ist denn aber der Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer unausgleichbar? Nein; so thöricht es ist, ihn zu bestreiten und sich auf das gemeinsame Interesse Beider an dem Blühen und Gedeihen der Industrie zu berufen, ohne dabei zu berücksichtigen, daß der Unternehmer Das, was er nicht in dieser oder jener Form für die Arbeiter zu verwenden braucht, in der eigenen Tasche behält, so unverständig ist es, ihn für unüberbrückbar zu erklären. Ich habe von verständigen Männern die Ansicht gehört, die weiter blickenden Großindustriellen sähen recht wohl ein, daß die Sache so, wie sie bisher sich entwickelt habe, nicht fortgehen könne, da bei der immer schrofferen Zuspitzung des Gegensatzes ein gewaltsamer Ausbruch mit unabsehbaren Folgen unvermeidlich sei, daß man deshalb auch die Nothwendigkeit eines Entgegenkommens einsehe und nur aus dem Grunde vor dessen praktischer Bethätigung zurückschrecke, weil man fürchte, nach dem Betreten dieses Weges keinen Halt zu finden, daß hiernach die Lösung nur herbeigeführt werden könne durch eine kraftvolle Persönlichkeit aus den eigenen Reihen der Unternehmer, einen Mann, der bei seinen Standesgenossen das Vertrauen besitze, bei der Auseinandersetzung mit den Arbeiterforderungen nicht allein die richtige Grenze nicht zu überschreiten, sondern vor Allem nach dem Zurückgehen bis auf diese Grenze eben so entschlossen und unbeugsam sich allen weitergehenden Zumuthungen zu widersetzen. Es liegt nahe, an den pommerschen Junker zu denken, der im Vereinigten Landtage die Hydra der Revolution bekämpft hatte wie kein Anderer und der trotzdem bei der Gründung des Reiches dem Liberalismus Zugeständnisse machte, wie sie Niemand erwartet hatte, der aber genau wußte, wo er Halt zu machen hatte, und die Kraft besaß, dieses gefährliche

Hosted by Google

Unternehmen zu gutem Ende zu führen. Ist Herr von Stumm ein solcher zweiter Bismarck? Es ist kaum zu glauben nach der Enge des Gesichtskreises, die er bisher bewiesen hat; aber auch Bismarck erschien 1849 als gewöhnlicher Krautjunker. Und sollte es denn in der ganzen deutschen Unternehmerschaft Keinen geben, der das Zeug hierzu besitzt? Der frei genug ist vom Klassenegoismus, um auch noch andere und höhere Interessen zu kennen? Der objektiv genug denkt, um sich auf die Höhe eines Standpunktes zu erheben, von dem aus Unternehmer und Arbeiter nur als Funktionen des Menschthumes erscheinen? Der die in der Geschichte wirksamen großen Kräfte versteht und deshalb im Stande ist, wenn er die Nothwendigkeit einer Entwickelung einsieht, zu ihrem Abschluß selbst die Hand zu reichen? Es wäre tief traurig, wenn wir diese Frage verneinen müßten, denn so lange die Unternehmer jeder Forderung der Arbeiter auf Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage grundsätzlich ablehnend gegenüber stehen, kann man es den Arbeitern nicht verdenken, wenn sie der Lehre von der unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit der Interessen und der Naturnothwendigkeit des Klassenhasses ihr Ohr leihen.

Braunschweig. W. Kulemann.

Das ungarische Beamtenparlament.

Der wiener Hof hat ein Kunststück fertig gebracht, das weit schwieriger war als der Ausgleich vom Jahre 1867. Bekanntlich war auch damals die überwiegende Mehrheit der Ungarn gegen die Schaffung von gemeinsamen Einrichtungen, gegen die Institution der Delegationen, der gemeinsamen Armee, des gemeinsamen Zollgebietes und der Quote zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben. Dennoch kam der Ausgleich zu Stande und alle Ausgleichsvorlagen wurden im damaligen Parlament mit großer Mehrheit angenommen. Das zu erreichen, war nicht schwer, denn zu jener Zeit besaß die ungarische Nation einen Franz Deak, dem das Volk unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte; Deak übte eine moralische Macht aus, der sich schließlich Alles fügte, selbst die Opposition, wenn auch mit Widerstreben. Den Ausgleich, den Deak mit dem wiener Hof vereinbart hatte, ratifizirte das Parlament und Die selbst, die den Ausgleich nicht wollten, entfernten sich bei der Abstimmung, weil ihnen das Ansehen und der Patriotismus Deaks imponirte.

Heute haben wir keinen Franz Deak mehr. Alle Führer der liberalen Partei haben sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre, als Minister, abgenützt; es giebt keinen Staatsmann im Schoße der liberalen Partei, von dem man sagen könnte, daß er im Lande das Vertrauen aller Parteien oder auch nur das aller Gruppen seiner eigenen Partei besäße. Koloman Tisza, der fünf Jahre hindurch als Führer der Opposition das Gegentheil von Dem verkündete, was er dann fünfzehn Jahre hindurch als Ministerpräsident that, wird im Volke als unzuverlässig betrachtet.

Hosted by Google

Man erkennt allseitig seine staatsmännische Eigenschaften an, aber man traut ihm nicht; dieser alte Mann — meint die Opposition — ist voll Lug und Trug. Wekerle wäre ein genialer Politiker, doch der wiener Hof und der Adel betrachten ihn als einen geheimen Kossuthianer, der die Kossuthpartei unterstützen würde. Die übrigen liberalen Führer können als leitende Staatsmänner nicht in Betracht kommen.

Unter solchen Umständen war es keine leichte Aufgabe, eine parlamentarische Lage in Ungarn zu schaffen, die nicht nur die Erneuerung des volkswirthschaftlichen Ausgleiches mit Oesterreich, sondern auch noch die Erhöhung der Quote für Ungarn zu den gemeinsamen Ausgaben sichert. Alle tonangebenden Mitglieder der liberalen Partei verwahrten sich im Voraus gegen die Erhöhung der Quote und selbst der im auswärtigen Amte beliebte und gemäßigte Herr Max Falk protestirte sehr scharf gegen die geplante Erhöhung der Quote. Und dennoch war es von vorn herein klar, daß der Ausgleich nur zu Stande kommen wird, wenn die ungarische Quote erhöht werde. Tisza und Wekerle wollten die Lösung der Frage so erreichen, daß sie die Entscheidung über die Quotenfrage dem König, als Schiedsrichter bei den widersprechenden Beschlüssen der beiderseitigen Parlamente, überlassen. Der König aber lehnte es ab, eine solche Lösung herbeizuführen und dadurch das Odium der Erhöhung und die damit verbundene Unpopularität auf sich zu wälzen.

Ein österreichisches Ministerium, das angesichts des Fortschrittes, den Ungarn auf volkswirthschaftlichen Boden vollbracht hat, nicht gewisse Vortheile für Oesterreich verlangt hätte, wäre undenkbar. Auf der anderen Seite hatten der Kossuthkultus und das Millennium das Selbstbewußtsein der Ungarn mit dem Wunsche, sich von Oesterreich gänzlich zu emanzipiren (durch die Personal-Union) so sehr gekräftigt, daß es im Schoße der liberalen Partei keinen namhaften Politiker gab, der sich dem wiener Hof gegenüber verpflichtet hätte, die Erhöhung der ungarischen Quote im Parlamente durchzusetzen. Der einzige Mann unter den Führern der liberalen Partei, der sich bereit zeigte, der Krone die Versicherung zu geben, daß er für die Erhöhung der ungarischen Quote im Parlament garantire, war der Präsident des Unterhauses, Baron Banffy. Der Hof hatte schon aus der Zeit, wo Baron Banffy Obergespan war, Beweise dafür, daß dieser Mann eine ausgeprägte politische Individualität sei. Wenn er sich ein Ziel gesetzt hat, das er erreichen will, sind ihm alle Mittel willkommen, um durchzusetzen, was er unternommen hat. Er hat keine höhere Bildung genossen als seine Standesgenossen; er spricht deutsch mit einem komischen ungarischen Accent, selbst die ungarische Sprache der neuesten Schule ist ihm fremd. Er ist im strengsten Sinn des Wortes der äußeren Erscheinung nach ein ungarischer Landjunker. Er besitzt aber zwei Eigenschaften, die bei den Ungarn sehr selten zu finden sind. Die Unpopularität ist der Schrecken des ungarischen Politikers; Banffy fürchtet sie nicht. Zweitens hat er nur wenig Respekt vor der sogenannten „Rechtskontinuität" und der mit ihr verbundenen Gesetzlichkeit, so daß er stets geneigt ist, das Gesetz zu umgehen und die in der vornehmen Welt herrschenden feineren Sitten nicht zu beachten. Die politische Individualität Banffys war eine Garantie für die Krone, daß er sein Versprechen halten und, trotz dem Widerstreben der liberalen Partei, eine Mehrheit für die Annahme der Erhöhung der ungarischen Quote im Parlamente schaffen werde.

Die Hoffnung hat sich auch erfüllt. Banffy hat alle Frondeurs der liberalen Partei — mit Ausnahme einzelner Koryphäen — beseitigt und durch Korruption

Hosted by Google

und Anwendung von gewaltsamen Mitteln ein „Beamtenparlament" geschaffen, das ihm unbedingt Folge leistet und folgende Elemente umfaßt: 150 kleine Beamte, die, wenn ihr Mandat erlischt, neue Aemter oder Pensionen erhalten. 60 Privat-Beamte, Direktoren u. s. w. von Handelsgesellschaften und Banken, die auf gewisse Geschäfte spekuliren und dabei auf die Gunst der Regirung rechnen. 30 offiziöse Journalisten. Zu diesen 240 unbedingten Anhängern Banffys kommen nun noch die Kroaten und Sachsen, die stets mit der Regirung stimmen, weil sie dadurch für ihre Nation gewisse Vortheile erreichen, die für sie wichtiger sind als die Ausgleichsfragen. Das ungarische Unterhaus zählt 440 Abgeordnete, von denen 300 Alles votiren, was Banffy haben will. Er verfügt also über eine Zweidrittelmehrheit und seine Anhänger haben nichts zu fürchten als seinen Sturz und die eventuelle Auflösung des Parlamentes. So lange der Ausgleich nicht zu Stande gekommen sein wird, ist diese Gefahr für die Mameluken nicht vorhanden. Aber dann??

Nun, diese Frage läßt sich schon heute mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit beantworten. Aber zum Verständniß der Antwort muß ich des Zwischenfalles gedenken, der eine „Strafanzeige" gegen den Ministerpräsidenten Banffy zur Folge hatte. Der Thatbestand klingt etwas märchenhaft. Die Kanzlei der Volkspartei zog aus ihrer Wohnung aus, die von einer Sängerin in Besitz genommen wurde. Diese Dame fand in einer Ecke ein Packet Schriften, die an die Kanzlei der Volkspartei adressirt waren. Unter diesen Schriften befand sich auch ein Brief des jetzigen Abgeordneten der Nationalpartei, Blaskovics, an den Abt Müller, Präsidenten der Volkspartei. Das Packet wurde im vorigen Jahre vor den Wahlen gefunden, als Blaskovics noch nicht Abgeordneter war und zu keiner politischen Partei gehörte. In seinem Schreiben an den Präsidenten der Volkspartei billigt Blaskovics die wesentlichen Punkte des Programmes der Volkspartei. Die Sängerin, die das Packet fand, übergab es ihrem Gatten, der es zum Chefredakteur des Regirungblattes „Pesti Naplo" trug. Dieser hat das Packet einem von Banffys Vertrauten zugesteckt, der dann den Brief, als Herr Blaskovics zum Abgeordneten der Nationalpartei gewählt wurde, dem Ministerpräsidenten unterbreitete. Um dem Land zu beweisen, daß die Nationalpartei mit der Volkspartei unter einer Decke steckt, hat Banffy diesen Brief im Parlament vorgelesen, aber verschwiegen, daß der Brief zu einer Zeit geschrieben wurde, wo Blaskovics noch parteilos war und unentschieden, welcher Partei er sich anschließen solle. Die Veröffentlichung eines Privatbriefes im Parlament rief peinliche Zwischenfälle heraor. Die Opposition erblickte darin Verletzung des Briefgeheimnisses, eine vom Gesetze verbotene Handlung, die mit Gefängnißstrafe bedroht ist. Dagegen meinten die Anhänger des Ministerpräsidenten, ein Brief, den man in der Ecke eines Zimmers (zerrissen) findet, sei kein Privatschreiben, sondern ein allgemeines Gut und könne von Jedem nach Gutdünken benutzt werden. Die Angelegenheit wurde noch verwickelter, als der Chefredakteur des Naplo erklärte, er hätte bei der Uebergabe des Briefes den Vertrauensmann des Ministerpäsidenten gebeten, von dem Briefe keinen Gebrauch zu machen.

Nach manchen skandalösen Szenen im Parlament erstattete der Präsident der Volkspartei eine Strafanzeige beim Bezirksgericht gegen den Ministerpräsidenten wegen Verletzung des Briefgeheimnisses. Das Parlament wird den Ministerpräsidenten auf Ansuchen des Gerichtes um Aufhebung der Immunität wahrscheinlich nicht ausliefern, und wenn es Das doch thut, so wird das Gericht den Minister-

Hosted by Google

präsidenten freisprechen. Aber es heißt allgemein in den Kreisen der Opposition, Banffy habe nicht als korrekter Gentleman gehandelt, als er den Brief im Parlament zum Besten gab. Man beruft sich auf Präzedensfälle, unter Anderem auf einen Fall, wo ein Offizier seinen Abschied nehmen mußte, weil er einen Brief, den er in seiner Wohnung gefunden hatte, als er auf Urlaub war, der Behörde übergab, — ein Verhalten, durch das der Briefschreiber kompromittirt und vor Gericht gestellt wurde. Der Oberst des Regimentes und das Offiziercorps meinten, es sei mit dem Offizierscharakter nicht vereinbar, daß ein Offizier von einem Privatschreiben, das zufällig in seine Hände fiel, Gebrauch mache. Man sagt, der König sei vor Allem Soldat und in Ehrensachen höchst empfindlich.

Als Giskra österreichischer Ministerpräsident war, ereignete sich der Fall, daß Giskra dem Kaiser meldete, eine Eisenbahngesellschaft habe ihm hunderttausend Gulden Honorar für die Dienste, die er der Gesellschaft als Advokat geleistet hatte, angeboten. Der Kaiser soll geantwortet haben, daß er es dem Ministerpräsidenten nicht verbieten könne, das Honorar anzunehmen, wenn Giskra der Ansicht sei, daß er die Annahme mit seiner Stellung als Ministerpräsident vereinbaren könne. Giskra hat das Honorar angenommen und wurde kurze Zeit darauf „gegangen". Es wird sich bald zeigen, wie der König über das Verhalten Banffys denkt.

Inzwischen ergeht sich die Opposition in Kombinationen über seinen Nachfolger, da sie es für unvermeidlich betrachtet, daß Banffy, wenn der Ausgleich erledigt ist, zurücktreten müsse. Die wahrscheinlichste Kombination, die auch in Hofkreisen Zustimmung findet, ist diese: Baron Samuel Josika, augenblicklich Minister a latere in Wien (er befindet sich auf Urlaub in Folge einer Meinungverschiedenheit mit Banffy) soll mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut werden; in diesem Falle würden die parteilosen Staatsmänner, wie Graf Julius Szapary, der frühere Ministerpräsident, und Andere in das neue Kabinet eintreten oder es wenigstens unterstützen. Baron Josika ist ein hochgebildeter Diplomat, der seine Erziehung in Paris genossen hat und einer Familie angehört, die stets als eine Stütze der Dynastie betrachtet wurde und sich als solche auch in den Jahren 1848 und 1849 bewährte, wo der Onkel des Ministers, der verstorbene siebenbürgische Kanzler Baron Samuel Josika, in den schweren Tagen von Olmütz der Dynastie mit Rath und That zur Seite stand. Bei der Bildung des Kabinet Banffy war als Bedingung gestellt, daß Baron Josika die Stelle des Ministers a latere bekleide, die er nur auf ausdrücklichen Wunsch des Königs angenommen hat.

Das jetzige Beamtenparlament wird jedem Ministerpräsidenten Heeresfolge leisten, denn die zu Abgeordneten gewählten kleinen Ex-Beamten wollen vor Allem ihr Mandat fünf Jahre behalten und dann Karriere machen oder eine Pension beziehen. Wie man sieht, blüht in Ungarn der parlamentarische Absolutismus, und wenn es so fortgeht, wird hier das parlamentarische Regime bald ad absurdum geführt werden. Was auch kommen mag, eine Lehre von allgemeinem Interesse enthält die heutige Lage in Ungarn: man braucht weder hohe Bildung noch staatsmännischen Geist zu besitzen, um mit dem parlamentarischen Absolutismus zu regiren; dazu genügt der einfache Menschenverstand, ein klares Ziel und der feste Wille, dieses Ziel zu erreichen, — mit allen Mitteln, ob sie nun gesetzlich und korrekt sind oder nicht. „Mit Gewalt — sagte Cavour — ist leicht zu regiren."

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Hosted by Google

Lucius Aufidius Bassus.

Plato sagt einmal, ein Mann, der den Staatsbankerott — wörtlich: das Vernichten der Schulden — und die Vertheilung der Ländereien unter alle Bürger zum Programme habe, sei nicht für einen Menschen, sondern für einen Wolf zu halten. Was den Bankerott anlangt, so sprach er damit nicht die allgemeine Anschauung der Griechen, sondern nur seine eigene aus, denn man kann sagen, daß es eine Hauptbeschäftigung einer großen Zahl griechischer Stadtstaaten — um diesen Ausdruck zu brauchen — war, die Bezahlung ihrer öffentlichen Schulden auf irgend eine Weise zu umgehen.

Zahlreiche Beispiele davon führt der Verfasser einer unter dem Namen des Aristoteles gehenden Schrift an; zu besonderer Virtuosität hatten es offenbar darin die Bürger von Klazomenai gebracht. Als sie einmal in ihrer gewöhnlichen Geldklemme waren und den zwanzig Talente betragenden Sold ihrer Truppen nicht zu bezahlen vermochten, schlossen sie mit den kommandirenden Offizieren einen Vertrag: sie wollten ihnen das geschuldete Kapital ein Jahr lang zu dem selbst für das alte Griechenland hohen Fuße von fünfundzwanzig Prozent verzinsen. Da sie natürlich am Ende des Jahres das Kapital um so weniger zurückzahlen konnten, als sie fortfuhren, überflüssige Ausgaben zu machen, so ließen sie, statt silberner, eiserne Münzen im Nominalbetrage von zwanzig Talenten schlagen, zwangen sie den wohlhabendsten Bürgern auf und tauschten deren Silber dagegen ein. Da das eiserne Geld Zwangskurs in der Stadt hatte, konnten seine Besitzer ihre täglichen Bedürfnisse damit befriedigen. Das Ende der Erzählung ist nicht ganz klar, doch scheint das eiserne Geld allmählich eingezogen und wieder gegen Silber umgetauscht worden zu sein, so daß die Klazomenier selbst keinen Schaden gelitten haben. Was dagegen aus der Forderung der Soldaten wurde, ist nicht gesagt, wie denn, höchst charakteristisch, den meisten Erzählungen von den finanziellen Künsten der Griechenstädte der Schluß fehlt.

Ein anderes Mal fehlte es in Klazomenai nicht nur an Geld, sondern auch an Getreide. Da nun die Stadt viel Oel produzirte, so wurden die Besitzer von Oel veranlaßt, der Stadt gegen Zinsen ihr Oel zu leihen. Das Oel wurde auf Schiffe verladen und an auswärtigen Handelsplätzen Getreide eingehandelt, wobei die Schiffsladungen als Unterpfand für die Zahlung dienten. Ob die Eigenthümer ihr Oel je wiedersahen oder Zahlung erhielten, vergißt der Philosoph hinzuzusetzen: sie dürften sich wohl gezwungen gesehen haben, mit einmaliger Zinszahlung zufrieden zu sein.

Die eigenen Mitbürger zu begaunern, ist nur möglich, so lange sie selbst Etwas haben; als daher Griechenland verarmte, konnte man zwar bei den römischen Kapitalisten Schulden machen, aber man mußte hohe Zinsen

Hosted by Google

bezahlen und an einen Erlaß des Kapitals war im Allgemeinen nicht zu denken: einen Staatsbankerott, oder wie man sonst die Herabsetzung des Zinsfußes einer öffentlichen Schuld von 4 auf $1^1/_5$ Prozent bezeichnen will, würde kein römischer Kapitalist geduldet und kein Statthalter zugelassen haben: Das blieb der Sentimentalität des neuen Europa vorbehalten.

Freilich gab es unter den Römern auch gute Menschen, die die kriechende Dankbarkeit der Graeculi, zumal wenn sie längere Zeit unter ihnen lebten, gern für ein paar tausend Drachmen erkauften. Von einem solchen Manne, des Namens Lucius Aufidius Bassus, berichtet eine einst auf der Insel Tenos gefundene Dankesinschrift, die Böckh in das siebente Jahrzehnt vor Christi Geburt setzt. Zur Zeit des Seeräuberkrieges hatte der Vater unseres Bassus der Stadt Tenos große Summen vorgeschossen, und zwar zu einem bedeutend niedrigeren Zinsfuße, als damals üblich war; ja er erließ den Teniern die Zinszahlung während seiner Lebenszeit. Nach seinem Tode fand der Sohn zwei Schuldverschreibungen, eine von 11 000 und eine von 19 500 attischen Drachmen, die den Betrag der rückständigen Zinsen repräsentirten: auf die Bitte der Volksgemeinde stundete Bassus diesen Betrag und bestand nicht auf sofortige Baarzahlung. Ferner gewährte er auf mehrere Jahre für das ursprünglich dargeliehene Kapital einen niedrigeren Zinsfuß, nämlich nur zwölf Prozent jährlich, und sah dabei von der Zahlung von Zinseszinsen ab. Außerdem schoß er den Teniern auf fünf Jahre Kapital zu nur acht Prozent jährlich vor. Diese fünf Jahre und mehr gingen vorüber und die Bewohner der „alten heiligen Insel", wie sie sie stolz nennen, konnten nicht bezahlen; die Stadt kam in die peinlichste Lage. Da verzichtete Bassus auf einen erheblichen Theil des hergegebenen Kapitals, ließ den Teniern den Rest auf elf Jahre ohne Zinsen, gewährte auch Schutz gegen drängende Gläubiger und half Denen, die „unrechtmäßiger Weise" bedrückt wurden.

Der Schluß der Inschrift fehlt und von Bassus und den Schulden der Tenier berichtet kein alter Schriftsteller.

Hamburg. F. Eyssenhardt.

Ballgedanken.

Ein Herr (das Monocle im linken Auge, betrachtet im Ballsaal seit einer Stunde die vorübertanzenden Paare und denkt): Wer seit zehn Jahren jeden halbwegs langweiligen Ball besucht, wie ich es mit heiligem Eifer thue, Der kann wahrhaftig einen Ball-Bädeker herausgeben. Ich kenne im Tanzsaal jede Tänzerin, im Speisesaal jeden Kellner, im Vorsaal jede Garderobiere, auf der Musikerestrade jeden Geiger und in der Konditorei alle Indianerkrapfen . . . Seit Jahren bin ich Zeuge der merkwürdigsten Wandlungen und Verwandlungen . . .

Hosted by Google

Aus leidenschaftlichen Walzer-Tänzerinnen sah ich melancholische Quadrille-Tänzerinnen werden und eben so verwandelten sich Kinder in Gardedamen und Gardedamen in Ballurgroßmütter . . . Die naturgeschichtlichen Metamorphosen, die Darwin in seinen Werken als die höchsten Wunder der Welt preist, die Pflanzen nämlich, die Fleisch verzehren, und die Thiere, die zu Pflanzen werden, — ich habe alle diese märchenhaften Metamorphosen im Ballsaal miterlebt, denn vor meinen Augen wurden aus Backfischen Mauerblümchen und diese Mauerblümchen verschlangen dann Männer und Frauen, daß von ihnen nichts übrig blieb als ein Bischen schlechter Ruf. . . Man sagt, daß der Ballsaal ein Vorhof der Ehe sei. Das mag richtig sein, denn von den vielen Tänzern und Tänzerinnen, die ich seit Jahren vorüberhuschen sah, haben die meisten im Laufe der Zeit geheirathet. Möglich, daß sie auch ohne Tanzunterhaltungen in den Ehestand getreten wären, denn Kinderkrankheiten bekommen selbst jene Kleinen, die niemals das Elternhaus verlassen. Aber das Tanzparket ist jedenfalls der beste Boden, um die Ehe vorzubereiten. Man lernt das Temperament der Tänzerinnen kennen, man gewinnt einen Einblick in ihre Gefühls- und Geschmackswelt. Eine Dame, die gern Mazurka tanzt, ist lebhaft, launig, vielleicht auch launenhaft; ein Mädchen, das für Walzer schwärmt, ist träumerisch, sinnig und vielleicht auch unsinnig; eine Tänzerin, die nur Quadrillen liebt, ist bequem, gefällig und vielleicht auch schwerfällig. Als ich noch tanzte — seit vier Jahren habe ich es aufgegeben —, kannte ich meine Tänzerinnen so genau, daß ich im Voraus angeben konnte, bei welcher Tour mir diese oder jene Gegenfüßlerin auf die Lackschuhe treten würde . . . Und dennoch blieb ich unverheirathet! Mit neunundzwanzig Jahren sagte ich mir: Von heute ab besuchst Du jeden Ball, um dort Deine Zukünftige zu suchen, — und seitdem bin ich auf allen Tanzunterhaltungen zu finden. Die Athleten sehen mich alljährlich eben so wie die Rauchfangkehrer, die Bauunternehmer wie die Friseure, die reisenden Kaufleute wie die Unteroffiziere, denn überall, wo getanzt wird, . . lasse ich mich nieder. Während meine Bräute in spe an mir vorüberwirbeln, sinne und überlege, grüble und erwäge ich, aber mir scheint, ich bin von des Gedankens Blässe gar zu sehr angekränkelt. Ich hamlete zu viel. Freilich sagt schon der Dichter weise: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet"; der Ball ist kurz, die Ehe lang . . . Dabei bin ich leider alt geworden . . . Ich kann dem Himmel noch danken, daß die immer weiter um sich greifende Glatze das Ergrauen der Haare wenigstens räumlich begrenzt . . . Wie jung war ich noch vor zehn Jahren! Heute ist mein neununddreißigster Geburtstag und ich komme mir bereits so alt vor, als wäre ich mein eigener Vater. Trotzdem bin ich noch immer eine glänzende Partie: hübsche Rente, hübsche Figur, Monocle, ein Bischen Adel, Doktor der Rechte (ohne jemals einen Klienten besessen zu haben), reiche Tante, die mit asthmatischen Beschwerden leider freilich erfolgreich kämpft und versichert ist. Jetzt muß ein Entschluß gefaßt werden! Allzu viel Ueberlegung ist ungesund. Wer heirathen möchte, muß es machen wie Jemand, der sich einen Zahn reißen lassen will; nicht lange spintisiren, sondern rasch zum Arzte laufen und ihn bitten, sofort ein Ende zu machen . . . Also vorwärts. Ohne Narkose. Die Bräute warten!

Erster Walzer.

(Er eilt in die Mitte des Saales und stellt sich neben anderen Ballgästen auf, die das stehende Heer im Ballsaal repräsentiren. Er läßt das Monocle, der Abwechselung wegen, aus dem linken Auge fallen und denkt):

Hosted by Google

Hübsch ist die Kleine und sie wäre auch eine gute Partie. Papa und Mama sind etwas ledern, aber ungemein solid und spießbürgerlich. Das Mädchen heißt Else; ein Wenig abgeschmackt dieser Name, aber er läßt wenigstens auf eine beschränkte Belesenheit schließen. Die Familie ist offenbar nicht über die gute Marlitt hinausgekommen. Reizende Füßchen hat das Mädchen und tanzt entzückend . . . Ein Gedicht von Baumbach, an dem ausnahmweise kein Fuß zu viel ist . . . Else besucht in diesem Jahre zum ersten Mal Bälle uud bringt daher einen Himmel von Märchen in ihrem ganz und gar nicht dekolletirten Busen mit. Wäre ich gleichzeitig Caesar und Napoleon, Goethe und Byron, Moses und Mohammed, ich vermöchte ihrem Ideal doch nicht nahezukommen. Gewiß, die Unerfahrenheit einer Frau in der Ehe ist ein Zauber mehr, aber ein gefährlicher Zauber. Jedes Mädchen hegt Hoffnungen, Phantasien und Träume, und je unerfahrener ein Mädchen ist, desto unerfüllbarer sind die Erwartungen. Es sehnt sich nach einem Manne, der in Versen spricht, fortwährend Walzer tanzt, sein Vermögen einem frierenden Kinde schenkt, an Sonntagen in der Volksküche speist, täglich zwei Duelle hat, — ein unerfahrenes Mädchen kann nur ein unerfahrener Mann heirathen. Ihre Enttäuschungen heben einander auf; Beide spielen mit falschen Goldstücken, ohne es zu wissen . . . Ich wäre ein Narr, wenn ich mein gutes Geld verlieren wollte, damit sie eines Tages zur Erkenntniß gelangt, daß sie bisher nur Spielmarken riskirte und jetzt mit echten Goldstücken weiter spielen will, während ich keinen Einsatz mehr zu leisten habe . . . Nein, für diese Elsa bin ich kein Lohengrin.

Zweite Quadrille.

(Er stellt sich in eine Nische des Saales, klemmt das Monocle, der Abwechselung wegen, ins rechte Auge und denkt):

Merkwürdiges Mädchen, diese üppige Bertha. Ich kenne sie seit sechs Jahren. Damals war sie bedeutend älter. Sie trug wenigstens längere Kleider und die Länge der Kleider bestimmt das Alter der ledigen Tänzerinnen eben so genau wie die Ringe an den Bäumen oder an den Fingern der Gardedamen. Bertha hatte immer Anlagen zur Ueppigkeit, — aber ich bin schließlich kein Vegetarianer. Genau genommen, ist sie (ihre allzu jugendlich verkürzte Ballrobe nicht in Betracht gezogen) kaum mehr ganz jung, dürfte vielleicht schon majorenn sein und haßt im Gegensatze zu ihrer körperlichen Entwickelung die Rundtänze. Sie tanzt die Quadrille mit Gemüth und Empfindung; ihre Knickse kommen aus dem Herzen, ihre Händedrücke aus der Seele. Ja, sie drückt ungeheuer innig die Hände aller Tänzer; so gehts, wenn man die Mädchen Jahre lang auf den Bällen umherschleift. Sie klammern sich dann an jede Hand, die ihnen entgegengestreckt wird. Ein Strohhalm genügt dem Ertrinkenden, ein Strohkopf der Heirathlustigen. Wer weiß, wie viele Freier schon um Bertha angehalten haben und wie viele schlimme Enttäuschungen sie erlebt hat? Man knickst nicht so gebrochen und drückt nicht so verzweifelt alle möglichen Hände, wenn man Mädchenstolz besitzt. Ich mag diese Mädchen nicht leiden, die im Geist bereits mit aller Welt verlobt waren. Ich bekäme eine Braut, die eigentlich schon die Wittwe aller meiner Freunde wäre. Und dann: hübsch ist sie, genau genommen, auch nicht. Sie erstickt ja beinahe in ihrem Mieder. Kann mir denken, daß die ganze Familie mitgezogen hat, bis sie dieses Elephantenkindlein in das Korset brachte. Und ein Zahn fehlt ihr auch . . . Ein Milchzahn ists gewiß nicht, aber Anerkennung verdient sie dafür, daß sie sich keinen falschen Zahn ein-

Hosted by Google

setzen ließ . . . Was? Anerkennung? Das ist eben das unglaublichste Raffinement! Sie zeigt eine einzige Zahnlücke, damit Niemand errathe, daß ihre übrigen Zähne erst recht falsch sind. Vielleicht ist sie nicht einmal so üppig, wie sie thut . . . Jetzt drückt sie dem jungen Thierarzt so fest die Hand, daß ihm die Thränen in die Augen steigen. Bertha will diesen Fasching nicht ohne Resultat vorübergehen lassen . . . Na, meinen Segen hat sie!

Kotillon.

(Er lehnt malerisch an einer Säule, läßt das Monocle, der Abwechselung wegen, wieder einmal fallen und denkt):

Kokett sind diese verheiratheten Frauen, daß Einem eigentlich alle Lust vergeht, Ehemann zu werden. Da tanzt die kleine Baronin (die vor zwei Jahren noch in einem Kleidchen, das hinten mit Knöpfchen versehen war, umherging) in einer Robe, deren Ausschnitt bis an die äußersten Grenzen der Menschlichkeit reicht. Wer sich einen solchen Ausschnitt gestattet, Der muß ein reines Gewissen und einen reinen Teint haben. Nur natürlich, daß ihr Mann Busenfreunde hat. Eigenthümlich, wie tief oft ein dekolletirtes Kleid blicken läßt, und zwar in das innere Wesen einer Frau. Der kreisrunde Ausschnitt deutet auf Wohlleben und Ueppigkeit, die dreieckige Dekolletage auf eine gewisse Gedrücktheit des Gemüthes, eine etwas mehr rückwärts ausgeschnittene Taille läßt Hinterlist, ja Tücke vermuthen, während ein herzförmiger Ausschnitt klar zeigt, daß hier Offenherzigkeit wohnt. Geht die Robe in ihrem immateriellen Wesen so weit, daß das einzig Stoffliche in ihren oberen Partien einige Achselbänder bilden, dann ist der Beweis erbracht, daß diese Dame für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmt. . . . Die kleine Baronin ist trotzdem reizend. Wie sie mich anblickt! . . . Wunderbare Augen hat das Weib. Blau wie das Meer. Wie wäre es, wenn ich ernstlich daran dächte, sie zu erobern? Die ließe sich gleich scheiden. Welche Fülle von Aufregungen und Abenteuern! . . . Die Szene mit dem Gatten, ein Duell mit einmaligem Kugelwechsel, die Gegner versöhnen sich, die Scheidungsklage aber ist unversöhnlich. Der Prozeß währt drei bis vier Jahre. Man wird rasend vor Ungeduld und Liebe. Endlich ist sie frei, — aber man hat sie bereits satt. Nein, die kleine Baronin möge nur weiter dem Freundeskreise ihres Gatten erhalten bleiben, mir verursachen ihre flammenden Blicke jetzt schon Augenschmerzen. Man bekommt förmlich die Sehkrankheit. Sie kokettirt ja selbst mit der Baßgeige. Eine Verbindung mit ihr wäre gerade so, als wollte ein Mensch, der nicht schwimmen kann, einem ausgezeichneten Freischwimmer in die Fluthen nachspringen, in der Hoffnung, daß er sich schon über Wasser halten wird. Frau Baronin schwimmen Sie nur allein, ich bleibe auf dem Trockenen. . . .

Letzte Quadrille.

(Er steht an der Ausgangsthür, klemmt das Monocle, der Abwechselung wegen, bald ins rechte, bald ins linke Auge und denkt):

Natürlich, die junge Wittwe tanzt auch mit, denn bei der letzten Quadrille wird bekanntlich der Landsturm aufgeboten. Diese blonde Beate sieht gar nicht übel aus, nur ihr Name klingt so melancholisch wie der Nachtwind, der durch eine Trauerweide streicht. Dennoch ist sie pikant, ungemein pikant, besonders, wenn sie weint, — und sie weint eigentlich immer. Mit ihr zu tanzen, muß ein mäßiges Vergnügen sein. Sie erinnert sich immer ihres armen Gatten und ihr bedauernswerther Tänzer wird jetzt nur Reminiszenzen aus ihrem Eheleben zu hören be-

Hosted by Google

kommen. Natürlich, ihre Augen sind wieder naß. Sicher hat ihr Gatte ebenfalls Lackschuhe auf allen Bällen getragen. Jawohl Madame, die Menschen sind einander ungemein ähnlich und es ist eigentlich sehr betrübend, daß sie sich gegenseitig unausstehlich finden ... Die Wittwe ist gar nicht übel. Sie hat einen feierlich-ernsten Zug, der durch die lauwarmen Thränen gemildert wird. Wenn es süß ist, Thränen zu trocknen, hier hätte man Zeit seines Lebens eine Konditorei. Das Oelkrüglein dieser Wittwe trocknet niemals aus. Ein Einfall, und nicht der schlechteste, wäre es, die kleine Cypresse zu erkiesen. Unter ihren Thränen würden die Freuden des Familienlebens emporschießen wie die Pilze nach einem warmen Regen. Auch muß sie von ihrem Gatten viel geerbt haben. Eine junge Wittwe trauert gewöhnlich nur lange und ausgiebig, wenn sie Grund dazu hat ... Je länger ich sinne, desto klarer sehe ich ein, daß ich eigentlich diese Beate erwählen sollte ... Und doch wäre es thöricht. Täglich ein Klageweib um sich zu sehen, das mit nassen Augen die Dürre des Alltags auffrischen will! Ich danke ... Na, da haben wirs: jetzt führt sie sogar während des Damensolos ihr Taschentuch an die Augen. Und wie sie aussieht! Das dunkle Kleid und die unverwüstlich traurige Haltung! Gute Nacht, Madonna! ...

Kehraus.

(Er schlüpft in seinen Pelz, steckt das Monocle, der Abwechselung wegen, in die Westentasche, macht sich auf den Heimweg und denkt):

Wieder ein Ball dahin, ohne daß ich das Eheglück festgehalten habe. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich mich grämen oder freuen soll. Die Ehe ist wie die ewige Melodie, die allerdings bald recht monoton wird, aber sicherlich besser ist als das disharmonische Donnerwetter des Orchesters oder gar keine Musik. Die Ehe ist — um bei der Musik zu bleiben — wie die Flöte. So lange man Athem hat, kann man nicht spielen, und kann man endlich spielen, dann hat man keinen Athem mehr. Ein Flötenspieler kann daher nichts Besseres thun als: sich heimgeigen lassen! .... Und doch sagt der Philosoph: Heirathe oder heirathe nicht, Du wirst Beides bereuen. Freilich, wer philosophirt, Der heirathet nicht, und weil ich immer prüfte und wieder prüfte, ehe ich mich ewig binden wollte, blieb ich ein ungebundener Junggeselle. Wenn ich die romantische Else, die derbere Bertha, die kokette Baronin oder die larmoyante Beate zur Gattin hätte, wie anders ginge ich jetzt heim, — vorausgesetzt, daß ich überhaupt ausgegangen wäre. (Denn man heirathet nicht, um Bälle zu besuchen, man besucht höchstens Bälle, um zu heirathen.) Und doch will es mir scheinen, als wäre keine von ihnen die Rose, die ich suche. Was soll mir ein dünner Stengel mit kleinen grünen Blättern, was eine volle Knospe ohne Duft, was eine Rose, an der schon jede civilisirte Nase gerochen hat, was eine Blume, die seit längerer Zeit in einem Wasserglächen das Köpfchen hängen läßt? Ach, und die Ehe ist keine Rose, obwohl sie oft gebrochen wird. ... Was soll aber mit mir geschehen, wenn ich von Jahr zu Jahr älter und dennoch kein Ehemann werde? Wäre ich glücklicher, wenn ich unvorsichtiger gewesen wäre? Ich weiß nicht. Aber ich bin schläfrig. ... Mir scheint, ich werde dienstuntauglich. Da muß das Junggesellenleben definitiv aufgegeben werden. Im nächsten Karneval heirathe ich bestimmt. Es ist mir ganz gleichgiltig, wen ... Das heißt, gar so eilig habe ich die Sache denn doch nicht. Ich werde ja erst Vierzig! Vierzig Jahre! Da soll man ja erst ungeheuer gescheit werden ... Am Ende heirathe ich dann überhaupt nicht, weil ich gescheit bin? Oder vielleicht dann erst recht?

Budapest. Julian Weiß.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Anti-Nietzsche. H. Henklers Verlag. Dresden 1897.

Meine Studie über Nietzsche bezweckt vor Allem, die vielfach im Gange befindliche Debatte über den Philosophen aus dem Fahrwasser des Persönlichen möglichst in das des Sachlichen überzuführen. Oder, um es anders auszudrücken: Nietzsche nicht als Gesammtpersönlichkeit, sondern als Moment des Zeitgeistes, der in einer gewissen Richtung seines Wesens in ihm besonders lebhaft zum Ausdruck drängte, ins Auge zu fassen. Ich frage mich: ist denn Nietzsche als Persönlichkeit, in seiner Individualität, so überragend bedeutungvoll, interessant und unvergleichlich, daß wir jede Herzensfalte von ihm aufschlagen, jedes verborgenste Winkelchen seines Intellektes und seines Entwickelungsganges durchstöbern müssen (etwa wie bei Goethe), um den krausen Problemen seiner Schaffensthätigkeit auf den Grund zu sehen? Und ich verneine diese Frage; ich finde, daß bei der großen darauf verwendeten Mühe kein entsprechender Gewinn herausspringt. Aber Eins können wir bei einer so eigenthümlich gearteten Begabung und bei dem Einfluß, der seinem Werk nun einmal zugewachsen ist, nicht entbehren: ihn aus der Zeit heraus zu begreifen. Wie bei vielen hervorragenden geistigen Kapazitäten, so nimmt auch bei Nietzsche der Spannungsgehalt der Zeit, Das, was gewissermaßen ihr Stichwort ausmacht, persönliche Form an. Was in den Meisten nur als Regung, nur als ein Stück ihres Trieblebens, aufsteigt, Das mußte er denken. Wie sich in dieser Beziehung der Zusammenhang Nietzsches mit der Zeit herstellt, sucht meine Studie zu erklären.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

⚓

Juvenes dum sumus! Verlag von L. Frankenstein, Breslau 1896.

Der Leser kann sich leicht aus dem Titel das Gaudeamus igitur ergänzen: dann hat er die Tendenz, aus der heraus diese zwölf in meinem neuen Buche enthaltenen Novelletten geschrieben sind. Ich bin frei von wurmstichiger Decadence, darum werden es, hoffe ich, meine Erzählungen auch sein. Um irgend eine der vielen „Richtungen" in der modernen Literatur habe ich mich beim Schreiben nicht bekümmert, wenn ich auch bewußt realistisch in Stil und Technik gewesen bin. Protestiren möchte ich aber an dieser Stelle dagegen, daß mich manche Kritiker immer und immer wieder einen Sprößling der berliner realistischen Schule nennen. Soll dieses Sprüchlein ein Lob sein, so bedanke ich mich bestens dafür.

Breslau. Lothar Schmidt.

⚓

Egyptische Kulturgeschichte. Band I. Magdeburg 1896. Walter Niemann.

Als ich zum ersten Male nach Egypten kam, wirkten die Denkmäler von fünf Jahrtausenden, die hier, auf engem Raume zusammengedrängt, einen so großen Zeitraum der Kulturgeschichte uns vor Augen führen, so mächtig auf mich, daß ich den natürlichen Wunsch hatte, bevor ich an das Studium der einzelnen Denkmäler herantrat, in knappen Umrissen, aber möglichst vollständig, die Geschichte dieser einzigartigen Kultur kennen zu lernen. Ich fand viele vortreffliche Bücher über

Hosted by Google

Egypten, besonders über das alte Egypten, und Ermans „Egypten und egyptisches Leben im Alterthum" gab ein erschöpfendes Bild der Zeit der antiken nationalen Kultur des Nillandes, abgesehen freilich von der Entwickelung der Kunst und der Religion und Mythologie. In anderen Werken fehlte wieder Anderes. Meine Vorstudien zogen sich über Jahre hin und zugleich fand ich Gelegenheit, auf wiederholten Reisen im Lande fast alle Denkmäler selbst kennen zu lernen. So kam es, daß in mir der Plan reifte, das Buch, das ich vergeblich gesucht hatte, selbst zu schreiben. Eine knappe Darstellung der gesammten egyptischen Kulturgeschichte, nicht vom Standpunkte des Egyptologen, sondern von dem des Kulturhistorikers. Bisher liegt nur der erste Band vor, der zweite, stärkere, der die griechische, christliche und die islamitische Kultur im Nillande schildert, folgt im Herbst dieses Jahres. Ich denke, wenn das Werk vollendet ist, wird man die zusammenhängende Schilderung eines so großen Zeitraumes der Geschichte des interessantesten Landes des Orients wohl willkommen heißen. Es konnte nicht meine Absicht sein, egyptologisch Neues zu bieten, aber ich bin in manchen Fragen doch meine eigenen Wege gegangen, so z. B., wenn ich annehme, daß die Egypter zuerst in einer — durchaus nicht prähistorischen — Steinzeit, später in einer Bronzezeit (und zwar gleichzeitig mit den übrigen Mittelmeervölkern) gelebt haben. Daß ich mich in wesentlichen Dingen auf unsere Egyptologen, besonders auf den von Brugschs Schönfärberei so ganz und gar freien vortrefflichen berliner Egyptologen Professor Erman stütze, ist ja selbstverständlich, denn ich halte mich durchaus nicht für einen Fachmann auf diesem dunklen Gebiet.

Wiesbaden. Dr. Volko Stern.

Untersuchungen über die libido sexualis. Erster Theil, Berlin, Fischers medizinische Buchhandlung (H. Kornfeld) 1897.

In dem ersten Theil des auf mehrere Bände berechneten Werkes habe ich hauptsächlich zwei Probleme in Angriff genommen. Das eine betrifft eine Analysirung jener Triebe, auf denen die Liebe beruht. Es ergiebt sich, daß zwei verschiedene Triebe, ein organisch bedingter, den ich Detumeszenztrieb nenne, und ein anderer, den ich als Kontrektationtrieb bezeichne, zu unterscheiden sind. Die Verknüpfung dieser beiden Triebe läßt sich am Leichtesten vom Standpunkt der Deszendenztheorie verstehen; nur darf man nicht, wie es einige Schwärmer wohl thun, die Bedeutung der Deszendenztheorie für die naturwissenschaftliche Erkenntniß überschätzen. Der Kontrektationtrieb, der die Annäherung der Geschlechter bewirkt und der daher der Liebe zu Grunde liegt, läßt sich in der Thierwelt weit zurückverfolgen. Da aber viele niedere Organismen sich nur eingeschlechtlich fortpflanzen, ist die Geschlechtsliebe überhaupt in der Stammesentwickelung als eine sekundäre Erscheinung zu betrachten. Der gleiche Beweis wird nicht leicht durch die individuelle Entwickelung des Menschen geführt werden können, da hier zu viele Fehlerquellen vorliegen. Aber gewisse experimentelle Ergebnisse, die wir theils der Chirurgie beim Menschen verdanken, theils Beobachtungen, die man bei höheren Säugethieren gemacht hat, führen zu dem gleichen Ergebniß, nämlich dem, daß eine organische Bildung, deren unmittelbare Funktion der Detumeszenztrieb ist, erst sekundär zu dem sogenannten Kontrektationtrieb, der, wie erwähnt, die Ge-

Hosted by Google

schlechter einander zuführt, Veranlassung giebt. Das zweite Problem, das ich erörtere, bezieht sich auf das Ererbte in der Liebe. In neuerer Zeit ist die Behauptung aufgestellt worden, daß nicht ererbte Dispositionen Mann und Weib einander zuführen, sondern daß Alles von den sozialen Einflüssen des Lebens abhänge. Ich habe versucht, diese Behauptung einer Kritik zu unterwerfen, und es hat sich ergeben, daß alle Untersuchungmethoden, die mir bekannt waren, das Ererbte der Disposition beweisen. Die geschlechtliche Zuchtwahl sowohl wie auch die natürliche Zuchtwahl, ferner die sogenannte eingeschlechtliche Vererbung, die Teleologie und besonders auch experimentelle Beobachtungen in der Thierwelt weisen auf ererbte Dispositionen hin. Die ererbte Disposition ist aber nicht, wie man wohl dann und wann angenommen hat, ein dem Menschen angeborener Trieb, eine angeborene Vorstellung, — wenigstens nicht in dem gewöhnlichen Sinne einer solchen; angeboren oder ererbt ist dem Menschen vielmehr nur eine Fähigkeit der Reaktion auf die Reize des anderen Geschlechtes. Worin diese Reize beim Menschen und in der Thierwelt bestehen, habe ich erörtert. In der Thierwelt, und zwar nicht nur bei Säugethieren, sondern auch bei zahlreichen Insekten, spielt der Geruch eine erhebliche Rolle; d. h. das Männchen wird zum Weibchen durch spezifische Gerüche, die das Weibchen aussendet, gelockt. Beim Menschen sind an die Stelle dieser primitiven Sinnesempfindungen wesentlich komplizirtere Vorgänge getreten, und zwar spielt hier der Gesichtssinn eine ganz wesentliche Rolle. Daß er aber nicht unter allen Umständen zur Erweckung der Liebe nothwendig ist, wird schon durch Beobachtungen bei Blinden erwiesen, über deren erotische Empfindungen ich mich zu unterrichten bemüht habe. Es scheint, daß auch nicht einmal der Tastsinn, von dem man so häufig — wenn auch oft irrthümlich — annimmt, daß er bei Blinden den Gesichtssinn ersetze, eine absolute Vorbedingung für die Liebe bietet. Vielmehr scheint der Gehörsinn eine ganz enorme Bedeutung bei Blinden zu gewinnen; und vielleicht spielt auch der Geruchssinn eine gewisse Rolle. Als sicher wird mir angegeben, daß erotische Empfindungen zwischen Blinden nicht selten vorkommen, ohne daß sie einander je berührt hätten. Diese Thatsache ist von fundamentaler Bedeutung. Denn da beim Blinden kein Organ eine Rolle spielen kann, das nicht auch wenigstens rudimentär beim Sehenden eine Rolle spielt, so ergiebt sich, daß nicht nur der Gesichtssinn, wie vielfach angenommen wird, beim Menschen den Kontrektationtrieb auslöst. Aus Alledem geht für mich hervor, daß die Fähigkeit der Reaktion auf die Reize des anderen Geschlechtes ungemein komplizirt ist und aus zahlreichen angeborenen Elementen besteht, die in gewissen Beziehungen zu einander stehen und die durch die Erfahrung im Leben vielfach modifizirt werden. Im weiteren Verlauf der Erörterungen über das Ererbte in der Geschlechtsliebe suche ich dann noch gewisse Eigenthümlichkeiten, die sich in der Thierwelt zeigen, zu erörtern, ganz besonders den Unterschied dieser Erscheinungen beim Thier und beim Menschen. Die Periodizität des Kontrektationtriebes, wie er sich bei vielen Thieren zeigt, ist schon bei domestizirten Thieren verloren gegangen und mit Ausnahme gewisser Rudimente fehlt sie auch beim Menschen. Die Gründe lassen sich wohl durch die natürliche Zuchtwahl erklären. Am Schluß jedes Kapitels findet man eine Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse.

Dr. Albert Moll.

Hosted by Google

Lotterie und Lotto.

Im nächsten Monat werden Lotterie-Kollekteure aus Berlin und Hamburg nach Budapest übersiedeln, um von dort aus den Betrieb der jetzt gesetzlich eingeführten ungarischen Klassenlotterie mit ihrer Erfahrung zu leiten. Das bisher in Ungarn allein heimische Zahlenlotto beruhte auf einem Patent Franz des Ersten vom Jahre 1813 und wurde im kritischen Jahre 1867 ausdrücklich aufrecht erhalten. In Deutschland interessirt die Reform des Lottos auch als Finanzgeschäft, da der Pachtvertrag das lange erwogene Werk einiger deutschen Bankmänner ist, denen andere Gruppen mit ihren im Detail ausgearbeiteten Angeboten bereits vorausgeeilt waren. Am Meisten sind süddeutsche Kapitalisten interessirt, weil der in dieser Angelegenheit wichtigste Unterhändler im Süden zu Hause ist. Ich habe aber selten ein so rasches Zugreifen bei Konsortialbetheiligungen gesehen; selbst sonst nachdenkliche Geschäftsleute scheinen von der hohen Rentabilität ihrer Anlage schnell überzeugt worden zu sein. Eine andere Meinung vertritt freilich der ungarische Finanzminister, der im Abgeordnetenhause erklärte: „Bei der Uebertragung der Klassenlotterie an ein Privatunternehmen habe ich mir die in Deutschland gemachten Erfahrungen vor Augen gehalten, wo von den bestehenden fünf Klassenlotterien drei in Pacht gegeben sind, — eine Modalität, die sich dort als viel zweckmäßiger und vortheilhafter als die staatliche Manipulation bewährt hat, weil die Klassenlotterien in den vier ersten Jahren regelmäßig mit Verlust — oder mindestens ohne Gewinn — und mit außerordentlichen Ausgaben verbunden sind; das Pachtsystem setzt den Staat sofort in den Besitz eines ständigen sicheren Einkommens, ohne daß er durch die wechselnden Chancen der Lotterie eventuell beeinträchtigt würde." Aber der Minister geht auch etwas zu weit, wenn er behauptet: „Schon der Umstand, daß die Abwickelung einer Klassenlotterie eine längere Zeit in Anspruch nimmt und daß nach der Spieleinlage nicht sofort das Spielresultat folgt, schließt die Erweckung der Spielleidenschaft vollkommen aus."

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß das kleine, eben in Ungarn aufgehobene Zahlenlotto, wie es im vorigen Jahrhundert fast in ganz Europa gepflegt wurde, auf einen Vorgang bei der Wahl von genuesischen Rathsherren zurückzuführen ist. Aus dieser Quelle flossen reichliche Einnahmen; weil aber gerade die ärmeren Volksklassen sich daran betheiligten, zögerten die meisten modernen Regirungen nicht, ihre alte Lotterieeinrichtung abzuschaffen. Zuerst kam England, dann Deutschland, Dänemark, Holland und Frankreich, bis schließlich nur Oesterreich, Ungarn und Italien zurückblieben. Von diesen drei Staaten konnte natürlich der am Schnellsten eine vernünftige Veränderung vornehmen, dem das Lotto am Wenigsten einbrachte. Während Italien etwa 30 Millionen Lire und Oesterreich 9 Millionen Gulden daran verdient, hatte es Ungarn nur auf jährlich $1^1/_2$ Millionen Gulden gebracht. Die beiden ersten Länder konnten einen Ersatz für so hohe Einnahmen bisher noch nicht ersinnen und selbst Ungarn schafft nur die eine Art der Lottos ab, um sich an einer anderen, die „moralischer" sein soll, schadlos zu halten.

Wie nämlich der ungarische Plan zeigt, kann wegen der Größe der Loosabschnitte künftig nur der wohlhabendere Theil der Bevölkerung spielen oder, wie man wohl euphemistisch zu sagen pflegt, diese „freiwillige Selbstbesteuerung" auf

Hosted by Google

sich nehmen. Auch bringt die Möglichkeit, die Loose ins Ausland zu versenden, ausländisches Geld ins Land. In den offiziellen Auslassungen des Ministers wird diese Hoffnung allerdings verschwiegen, da ja amtlich das Spiel in ausländischen Lotterien überall verboten ist. Ferner werden die Post- und Telegrapheneinnahmen durch die Klassenlotterie wesentlich vermehrt. So höre ich, daß z. B. für die neu zu organisirende ungarische Kollekte mit Einschluß aller Nebenrevenuen eine Einnahme von jährlich ungefähr 2 Millionen Kronen berechnet wird, was freilich nicht weniger als 20 Kronen für das Loos ausmachen würde.

Von den Lotterien, die wir in Deutschland haben, kommen zwei Staatsbetriebe in Betracht: Preußen und Sachsen; dann drei Verpachtungen: Hamburg, Braunschweig und Mecklenburg. Der Pachtmodus gewährt den Regirungen eine von vorn herein gesicherte Rente, die ganz unabhängig von der Gunst der Geschäftsumstände ist; übrigens steigert sich vielleicht gerade in Zeiten der Depression, wo es im Handel wenig zu verdienen giebt, die Neigung zum Spiel. Gewöhnlich aber fallen die ersten Jahre einer Klassenlotterie nicht sehr günstig aus, denn das große Publikum gewöhnt sich an die neue Art nicht allzu rasch. In Deutschland steht jedenfalls die Beliebtheit der Klassenlotterie außer Zweifel, wie die fortwährend steigende Nachfrage nach ihren Loosen beweist; diese Nachfrage wächst trotz der Fluth von Münster- und Ausstellunglotterien, deren Ausdehnung allmählich Bedenken erregen muß. Es soll vorgekommen sein, daß ein kleiner Ladenbesitzer dem Kassenboten einer Bank, der ihm einen fälligen Wechsel präsentirte, ernsthaft erwiderte: „Ich habe das Geld nicht; doch wird heute die Silberlotterie in X gezogen; kommen Sie nachmittags wieder, vielleicht ist mir ein Treffer zugefallen.“ Dieses unaufhörliche Privilegiren aller nur möglichen „gemeinnützigen“ Verloosungen verdient ein besonderes Kapitel. Allerdings nützte unseren deutschen Klassenlotterien wieder das seit 1872 bestehende Verbot der ausländischen Prämienloose, mögen sie nun von Staaten oder Städten ausgegeben sein. Bei dem ungarischen Plan, wo auf die Hälfte der ausgegebenen Loose Gewinne fallen, dürfte die Chance von 2 : 1 schon locken und außerdem übt auch der sehr bedeutende Hauptgewinn seinen Reiz. Der Plan ist insofern noch um eine recht pikante Neuerung vermehrt worden, als durch Verbindung des Haupttreffers mit einer Prämie der mögliche Maximalgewinn sich bis auf eine Million Kronen zu steigern vermag.

Wie sieht es nun auf dem Weltmarkte mit Lotterieloosen aus? Nach meinen Erkundigungen hatten Hamburg und Braunschweig vor 1869 nur je 40 000 Loose ausgegeben. Im Jahre 1888 brachte es die Hansastadt auf 93 000 Loose, jetzt bringt sie es auf 112 000 und in der selben Zeit kam Braunschweig von 93 000 auf 100 000. Daneben stieg Mecklenburg mit seiner Loosausgabe von nur 9 000 im Jahre 1888 allmählich auf 70 000, Preußen von 96 000 auf 222 000; nur Sachsen, dessen Plan stets als besonders vortheilhaft galt, ist seit 1888 bei der damals schon hohen Ziffer von 100 000 Loose stehen geblieben. Zu diesen 604 000 Loosen tritt nun die ungarische Klassenlotterie mit vorläufig 100 000 Loosen. Wie mir scheint, ist Das für den Anfang keine geringe Zahl, aber die Förderer des Projektes und die Regirung nahmen an, daß ein solcher Umsatz für ein Land mit 19 Millionen Einwohnern wenig Schwierigkeiten bieten dürfte. Und doch zielt die ganze Reform nicht auf die Masse der Bevölkerung, sondern auf die Wohlhabenden. Von größter Wichtigkeit ist freilich dabei eine Abmachung zwischen dem ungarischen Finanzminister

Hosted by Google

und seinem österreichischen Kollegen. Danach wird Oesterreich die heimischen Kollekteure, die Lotteriesätze von Ungarn annehmen, bestrafen; und eben so wird in Ungarn keine Stelle für das österreichische Lotto mehr geduldet werden. Ohne solche Bedrohung würden natürlich die österreichischen Kollekteure mit Gewohnheit und Aberglauben der transleithanischen Nachbarn glänzende Geschäfte machen, — und der ungarische Reformplan hätte dann sofort ein großes Loch.

An der Spitze des Syndikates, das die Klassenlotterie gepachtet hat, stehen die budapester Sparkasse und die dortige Landes-Pfandleihanstalt, notabene: eine Aktiengesellschaft. Ihnen gesellt sich die Allgemeine Elsässische Bankgesellschaft in Straßburg und acht Filialstädten, der nach ihren neuesten Fischbeintransaktionen ein einträgliches Geschäft doppelt willkommen sein wird. Diese Bank fungirt für sich und ihr Mutterinstitut, die Société générale pour favoriser etc. in Paris. Denn nach dem französischen Gesetz von 1832 ist es gewissen Banken untersagt, sich an Lotterieunternehmungen zu betheiligen. Den erwähnten Instituten schloß sich noch eine Reihe erster Banken und Bankfirmen an. Als im Finanzausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses der Referent die Frage aufwarf, ob es nicht möglich gewesen wäre, die Verpachtung ausschließlich mit heimischen Finanzkräften durchzuführen, erwiderte ihm der Minister Lukacs: „daß auch die im Gesetzentwurf ins Auge gefaßte Lösung weder eine Geringschätzung noch ein Beiseiteschieben der vaterländischen Finanzkräfte bedeute; es handle sich jedoch hier um eine ganz besondere Angelegenheit, die man der Ueberzeugung des Ministers zufolge nicht mit ausschließlich vaterländischen Geldkräften hätte bewältigen können, da diese nicht die spezielle Organisation besitzen, die allein die glatte Abwickelung ermöglicht. Nur der Zwang der Umstände hat demnach dazu geführt, die Frage auf solche Weise zu lösen, wie es im Gesetzentwurfe geschehen ist."

Das Konsortium bezahlt eine Pachtsumme von jährlich 1 200 000 Gulden und soll sich außerdem für die Abnahme von 300 000 Gulden in Briefmarken verpflichtet haben; Das wäre eine Art Garantie für die erhöhten Posteinnahmen. Im Falle einer Vermehrung der Loose hat das Konsortium an die Regirung für jedes weitere Loos sechs Gulden zu bezahlen. Der Vertrag läuft zwanzig Jahre; die Regirung versichert, daß sich angesichts des Risikos der ersten Jahre sonst kein Unternehmer gefunden hätte. So erhält die ungarische Staatskasse für lange Zeit jährlich zusammen 1 500 000 Gulden, während bisher im besten Falle die Lotterieeinnahmen nicht über 1 333 000 Gulden hinausgingen. Natürlich wird der Vertrieb der Loose nicht durch das Banken-Konsortium, sondern durch Vermittelung von Lotterie-Kollekteuren besorgt, denen auch ein hübscher Prozentsatz des Zwischengewinnes zufließt; dafür werden sie, wie in den deutschen Staaten, einer königlichen Lotterie-Direktion, also staatlicher Aufsicht, unterstellt. Die deutschen Kollekteure, die jetzt nach Ungarn ziehen, werden außer ihrer Fachkenntniß wohl auch einen Kundenstamm mitbringen, auf den der Finanzminister es besonders abgesehen zu haben scheint.

Die Oesterreicher halten sich für viel kultivirter als die Ungarn; aber sie opfern auf unzähligen Wegen des Aberglaubens jährlich neun Millionen Gulden zum Besetzen von Amben, Ternen und Quaternen. Die Ungarn aber vertreiben entschlossen den Spuk, erhöhen von nun an den kleinsten Einsatz von 5 Kreuzern auf 75 und befreien so die ärmeren Klassen von einer kostspieligen üblen Gewohnheit.

Pluto

Hosted by Google

Mitterwurzer.

Um den Leichnam Friedrichs Mitterwurzer ist ein Kulturkampf entbrannt. Der große Komoediant, der im Feuchten und Kalten nicht leben konnte, wollte auch als toter Mann nicht unter kalten und feuchten Erdschollen ruhen: das Feuer sollte, sein Lebenselement, den entgeisteten Leib züngelnd verzehren. Was ihn zu der seltsamen Hausvatersorge für den Erdenrest trieb? Vielleicht gönnte er den gierigen Würmern selbst das welkende Fleisch nicht, das schlanke Frauenfinger früher so oft gestreichelt hatten, vielleicht wars auch nur der Wunsch, immer das Neuste und Allerneuste mitzumachen, der den müden Nerven des Sterbenden einen letzten Genuß verhieß, — eine posthume, brennende Sensation, die noch einmal den Blick des Publikums auf ihn lenken könnte. Doch die liebe Geistlichkeit kümmert sich nicht um die Bedürfnisse eines Genußsüchtlinges; sie besteht, als vereidete Beamtenschaft des Weltenschöpfers, eigensinnig darauf, daß der aus Erde geformte Mensch auch wieder zu Erde werde, sie mag von Feuerbestattung und ähnlichem modischen Kram nichts wissen und gewährt Denen nur ihren Segen, die hübsch ordentlich, wie es Sitte war, ist und bleiben soll, in den Boden gebettet werden. Mitterwurzers Leiche ist in Wien feierlich, unter pomphaftem Aufgebot, eingesegnet und geweiht worden und darf deshalb, so verkünden fromme Pfarrer, nicht den zehrenden Flammen überliefert werden. Und weil die Hinterbliebenen zaudernd vor der Frage stehen, ob sie dem Wunsch des Künstlers die Erfüllung weigern oder dem Zorn der Kirche trotzen sollen, hat der Leichnam des Ruhelosen bis auf diesen Tag noch keine Ruhe gefunden. Es ist ein Kampf wie um Faustens Unsterbliches. Die schlotternden Lemuren haben diesmal ihr nächtiges Werk nur halb gethan, und ehe der Weg vom hellen Theaterpalast ins enge und letzte dunkle Haus noch zurückgelegt ist, entbrennt der uralte Zwist zwischen dem bübischmädchenhaften Gestümper, „wie frömmelnder Geschmack sichs lieben mag", und den rothen kichernden Flammengeistern, die ihren Raub in Feuerwirbelstürme retten wollen. Wenn der Mann, der im Dunstkreis der Coulissenluft sich sein Leben lang faustisch mühte und faustisches Schöpferglück fand, dem Schauspiel zusehen dürfte, — wer weiß, ob er mit den Engeln nicht recht verruchte Scherze treiben und mit dem goethischen Teufel, den er immer zu greifen strebte und nie ganz begriff, höhnend ausrufen würde: „Es sind auch Teufel, doch verkappte!"

Dann könnte er in den appetitlichen Rackern vielleicht liebe Verwandte begrüßen und die Kleinen von den Seinen lachend aus der kleidsamen Muckermaske kitzeln. Denn er gehörte selbst ein Bischen zu dem Geschlecht der verkappten Teufel, die gar so englisch verzückt dreinblinzeln können und an Rosenketten das gekirrte Opfer in den Höllenschlund zerren. Er glich oft einem gefallenen Engel, dem sündig gewordenen und aus der Gemeinschaft der Reinen deshalb verbannten Lucifer, dessen unvertilgbar adeliges Wesen die Pöbelschaar, in der

Hosted by Google

er nun heimisch geworden ist, noch mit einem letzten Abendstrahl des rosigen Himmelsglanzes verklärt. Ein früh welkes und verwüstetes Gesicht mit weiten, leeren Flächen, schlaffe und fahle Wangen, ein sinnlich begehrender Mund, der von allen Genüssen, rastlos immer nach neuem Genuß schmachtend, genascht hat, — und über diesen Trümmern eines einst edlen Menschenantlitzes ein wundervolles Auge, das Auge eines unbeugsamen Gebieters, der Gehorsam, Liebe, willenlose Hingabe und von den Schwächsten beinahe Anbetung erzwingt. Dieses Auge war Mitterwurzers herrlichster Besitz; es half ihm zu Wirkungen, wie sie außer Booth kaum ein anderer moderner Schauspieler jemals erreichte. Ich erinnere mich noch des Abends, wo ich Edwin Booth zum ersten Male sah; er kauerte als Hamlet auf den Stufen des Thrones, auf dem des geflickten Lumpenkönigs grinsende Majestät sich lümmelhaft spreizte, und sah, mit dem weichlich hageren Kopf und dem langen Hals, dessen tiefe Greisenfurchen die Schminke nicht decken konnte, wie eine häßliche alte Jungfer aus. Das sollte Hamlet sein? . . . Da, auf das Wort des Königs, der ihn schmeichelnd als Vetter und Sohn umwirbt, hob der Zusammengesunkene das Haupt und schlug langsam, als riefe die dumpf gehaßte ölige Stimme ihn aus tiefem Traum, die Augen auf; es war, wie wenn ein schwarzer Schleier nach dem anderen sänke, bis das große, stille Auge ganz offen vor dem Betrachter lag, — ein Auge, das oft gewiß schon in die verborgensten Räthsel der Ewigkeit hineingeblickt und mit entfleischten Gespenstern stumme Zwiesprache gehalten hatte. Ja: Das war Hamlet, war der seltsame Jüngling, dem der für kurze Stunden aus schwefligen Flammen erlöste Vater vertrauen durfte. . . Mitterwurzers helleres Auge vermochte ähnliche Wirkung. Er spielte den Wallenstein nicht gut, nicht im Geist der Zeit des Gedichtes, und ließ uns den derben Mann des Lagers und den väterlichen Freund Maxens vermissen; wenn der Vereinsamte aber, den der von des Schicksals Stimme selbst empfohlene Waffengefährte verlassen hatte, in brünstig frohem Glauben das Auge zum Himmel hob, dann strahlten in seinem Blick wirklich des Friedländers Sterne. Und dieses Auge gehorchte der leisesten Regung des Empfindens; es konnte zornig blitzen und viehisch vergnügt zwinkern, drohen und locken, lüstern werben und blöde glotzen. Am Liebsten aber leuchtete es doch aus dem stolzen Haupt eines herrischen Ueberwinders, der Völker bändigt und Frauen zähmt. Dann wurde der Begriff des Verführers, der nur in schlechten Romanen und Theaterstücken schemenhaft noch zu spuken scheint, endlich einmal lebendig und vor uns stand ein Mann, der mit dem Blick streichelt und buhlt, kitzelt und kost und so lange den gleißenden Wurm in das belagerte Frauenauge bohrt, bis aus dem sprödesten Sinn prasselnd die Funken sprühen. Dann erst kam auch das Luciferische dieses Mannes heraus, der äußerlich fast einem Gott — oder, wie man jetzt gern sagt: einen Uebermenschen — glich und es doch nicht war und der, wie Byrons bleicher Versucher, zornig zu stöhnen schien: „Und da es mir mißlang, ein Gott zu

Hosted by Google

sein, möcht' ich nichts Andres sein, als was ich bin." Er hatte Demuth nie gelernt, konnte nur weilen, wo er der Erste war und hätte auf alle Seligkeit des Himmels verzichtet, ehe er einem fremden Gesetz den steifen Nacken beugte.

Deshalb entfloh er zweimal dem friedsamen Paradies des Burgtheaters. Er wäre in dieser weichen Stille erstickt; er konnte bei den Phäaken nicht athmen und lechzte nach frischen Aprilstürmen. Was sollte er auch dort? Die Sprudeljugend wurde noch immer von den Herren Sonnenthal und Hartmann dargestellt, den Virtuosen der schönen Linie, und die großen Bösewichte besorgte Herr Lewinsky, der ein Tragoede ersten Ranges geworden wäre, wenn die Natur ihm, ihrem Stiefkinde, nicht den grausigen Reiz der Lasterhaften und die Polyphonie der Stimmungen versagt hätte. Nero fiel dem süßen Sonnenthal, Caligula dem Hünen Gabillon als Beute zu, — und Mitterwurzer, der für beide Rollen geschaffen war, konnte sehen, wo er blieb. Er mußte, wenn Sonnenthal lustige Leute gab, langweilige Liebhaber spielen und, während Lewinsky Richard war, irgend einen Lord würdevoll repräsentiren. In allen Nöthen war er freilich der Helfer, denn er konnte Alles spielen, von der Tragoedie bis zur Posse, und war, je nach Bedarf, Faust oder Mephisto, Franz, Karl oder der alte Moor, Fiesko oder Hassan, Beaumarchais oder Carlos, Othello oder Jago, Macbeth und Doktor Wespe. Doch diese Nothhelferstellung behagte ihm nicht. Eine Weile ertrug er sie, trotzdem die Kritiker, mit dem allmächtigen Ludwig Speidel an der Spitze, ihm das Leben recht sauer machten; dann lief er davon, — leider zu spät, denn er hatte im Innersten schon die tötliche Wunde empfangen. In Berlin hat kein Theaterkritiker auf die Stimmung des Publikums beherrschenden Einfluß; die Herren, die bei uns heute dieses einst angesehene Gewerbe treiben, sind zum größten Theil so kümmerliche Gestalten, so flüchtig und faul und verständnißlos, daß ihr tadelndes oder lobendes Wort schnell ins Leere verhallt: sie haben sich gestern blamirt und werden sich morgen wieder blamiren. In Wien aber ist Speidel eine Großmacht, mit der selbst der Stärkste sich abfinden muß; auch er hat oft geirrt — nie allerdings so läppisch wie unsere armsäligen Mitternachtcensoren, die sogar die widrigen Künsteleien eines Herrn Bonn als Geniethaten ausbrüllen —, aber er kennt das Theater und seine Lebensbedingungen, schreibt einen prachtvoll persönlichen Stil und kann Dichter und Schauspieler nach Laune selig sprechen oder verdammen. Dieser Mann hat an Mitterwurzer das Schlimmste gethan: er hat ihm den Glauben an sich selbst und die ruhige Sicherheit des Schaffens für Jahre geraubt. In Speidels Augen war Mitterwurzer der Eindringling, das fremde und feindliche Element, dem man im festen Gefüge des alten Burgtheaters keinen Raum gönnen durfte. War nicht Sonnenthal da, Baumeister, Meixner, Gabillon und alle die Anderen? Was wollte der dreiste Geselle unter den Meistern? Speidel spürte nicht, daß Mitterwurzer der Mittelpunkt eines neuen Burgtheaters werden konnte, und schlug, während die Alten jauchzten, unermüd-

Hosted by Google

lich auf den jungen Umstürzler ein. Dadurch trieb er den Schauspieler, dessen Wesenheit niemals recht harmonisch gewesen war, in die grellsten Uebertreibungen: Mitterwurzer wollte um jeden Preis glänzen und auffallen, gegen den wüthenden Despoten der Neuen Freien Presse das Publikum für sich gewinnen, — und so fiel er in die schlimmsten Schrullen einer krankhaft erregten Effekthascherei, die nur mit dem Ungewöhnlichen und Unerhörten noch wirken zu können wähnte. Ein Mensch, den Mitterwurzer spielte, durfte nicht mehr aussehen, gehen und stehen wie andere Christenmenschen, er mußte allerlei Angewohnheiten und Steckbriefkennzeichen haben, die auch den Oberflächenbetrachter schnell fesseln konnten; sein Mephisto wurde, wie Speidel damals ganz richtig schrieb, ein „gräßlicher Hanswurst", sein Franz Moor rülpste wie ein besoffener Rüpel durch den Schloßpark und sein Macbeth rüstete sich in viehischer Trunkenheit für die letzte Schlacht. Schon Laube, der Ewig-Nüchterne, hatte an Mitterwurzer die Neigung bemerkt, Einunddreißig zu sagen, wo er nur Dreißig sagen sollte. Diese Neigung mußte ins Pathologische gesteigert werden, als der Schauspieler statt der Anerkennung nur Hohn oder höchstens Gleichgiltigkeit fand. Er brauchte den Beifall, er langte und lechzte, im Gefühl strotzender Kraft, nach dem ersten Platz unter den Histrionen des Kaisers und versuchte, Beifall und Geltung dadurch zu erringen, daß er „anders" war, ganz anders als die k. und k. Nachbarschaft . . . Die Italiener hatten unserer erstarrten Schauspielkunst eben eine Renaissance gebracht; Rossi, Salvini und ihre Meisterin Adelaide Ristori waren ohne das lastende Schulvorurtheil an die sogenannten Klassiker herangetreten, sie hatten die Gestalten Shakespeares wieder menschlich und naiv, nicht durch die geschliffenen Gläser der Tradition, gesehen und sie mit einer Technik nachgeschaffen, die im Lande der Ziegler und Haases ein Wunder schien. In ihren Spuren schritt Mitterwurzer vorwärts, aber er kam nicht an ihr Ziel; ihre Technik konnte er lernen, den geschmeidigen Körper und die metallische Stimme zu jedem Dienst zwingen, aber ihre Naivetät war ihm versagt. Den Italienern waren Shakespeares Dramen „Novitäten" wie andere auch, ihnen war nicht in der Schule schon alles Klassische verekelt, durch die Theatereindrücke der ersten Jugend den Gestalten des Briten nicht ein festes Gepräge gegeben worden, das die Phantasie dann für immer lähmte, — und so nahten sie keck, mit der unverbrauchten Kraft ihrer Anschauung, selbst den ragenden Riesen: Lear und Macbeth und dem schlimm gepaarten Mohren von Venedig. Der deutsche Schauspieler war nicht so gut dran: er mußte vergessen, tiefe Eindrücke aus der Erinnerung kratzen und den erkältenden Verstand in der Schöpferstunde zu Hilfe rufen; er hatte gehört, gesehen oder gelesen, wie Schroeder, Devrient, Seydelmann, Dawison, Dessoir oder Anschütz die und die Rolle zu spielen pflegten, und der Versuch, dennoch die Selbständigkeit zu bewahren, kostete eine Anstrengung, bei der oft genug die Ursprünglichkeit zum Teufel ging. Trat nun, wie bei Mitterwurzer in Wien, die

Hosted by Google

bewußte Absicht hinzu, um jeden Preis anders zu sein als die nächste Umgebung, dann war die Gefahr natürlich besonders groß. Sonnenthal hatte die Lebemänner mit einer sanften und süßen Anmuth gespielt, die aus Fichtners Vermächtniß stammte: Mitterwurzer gab ihnen die ungezügelte Lebenslust eines mit heißem Gelüsten in die civilisirte Welt entflohenen Barbaren; Lewinskys Franz Moor war eine Abstraktion, der kaum individualisirte Trieb zum Bösen: Mitterwurzers Franz wurde ein weichlicher, kindischer Prasser, ein boshafter Schlingel, der früher wohl Schmetterlinge gespießt und verflatterte Vögelchen gerupft hatte und der mählich so zur großen Missethat herangereift war. Er donnerte, wo Andere geflötet hatten, und säuselte, wo sonst ein derber Theaterdonner üblich gewesen war. Man sollte ihn sehen, ihn auffällig finden, — wenn auch das Werk des Dichters dabei aus den Fugen ging und die Gestalt im Wirbelwind der Effekte zerbröckelte. So weit trieb ihn der Unverstand eines klugen Kritikers. Und als dennoch Alles nutzlos blieb und er immer wieder hören mußte, wie man den weichen Comtessenspieler Sonnenthal ihm vorzog, lief er, nun schon zum zweiten Male, davon. Spät erst, als ein aufrechter Fünfziger, kehrte er dahin zurück, wo stets seine Heimath gewesen war, und nun fiel Alles ihm zu, was er früher so sehnsüchtig begehrt hatte: als ein Triumphator, dem kein Anderer sich vergleichen durfte, stand er auf den Brettern, spielte, was ihm gefiel, war der Mitregent des Burgtheaters, wurde vom Publikum und von der Presse jubelnd umheult und von Speidel, der alte Schuld fühlen mochte, zärtlich gehätschelt. Aber nun war es zu spät: der ungesunde Hang zum Auffälligen, Unerhörten, war völlig nicht mehr zu bannen und dem Schauspieler, dem so Großes gelang, war zu reinster Künstlerschaft der Weg künftig gesperrt.

Nur an die Allergrößten aber darf man denken, wenn man ihn anderen Helden der Schaubühne vergleichen will, an Einen besonders, dem er als Mensch und als Menschendarsteller ähnlich war: an Edmund Kean. Von dem Engländer sagte Heine: „Er war einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entsetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menschen, deren Charakter allen Reibungen der Civilisation trotzt, die, ich will nicht sagen: aus besserem, sondern aus ganz anderem Stoff als wir Anderen bestehen, eckige Sonderlinge mit einseitiger Begabung, aber in dieser Einseitigkeit außerordentlich alles Vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teuflisch-göttlichen Macht, die wir das Dämonische nennen. Mehr oder minder findet sich dieses Dämonische bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielseitiger Schauspieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen spielen, doch in diesen Rollen spielte er immer sich selbst. Er war eine jener exzeptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen schlichten Gefühle als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das sich in einer Menschenbrust be-

Hosted by Google

geben kann, durch überraschende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges zur äußeren Anschauung bringen." Das paßt beinahe Wort für Wort auf Friedrich Mitterwurzer. Auch er konnte zwar vielerlei Rollen spielen, aber er spielte in jeder eigentlich nur sich selbst: immer, sogar wenn er zum eigenen Amusement den Schmierendirektor Striese spielte, kam der Moment, wo das Charakterbild klaffend zerriß und Mitterwurzers Herrenauge leuchtend durch die Maske blickte. Auch er war, wie Kean, in der Darstellung allgemeiner schlichter Gefühle nicht stark, — und hier lag die Grenze seines fast unbegrenzt scheinenden Könnens. Er war ganz und gar nicht naiv und konnte einfachen Gefühlen nicht die Zunge lösen, einfach empfindende Menschen nicht auf die Beine stellen. Sein bewunderter Konrad Bolz, dessen arge Mätzchen und geschmacklose Improvisationen Gustav Freytag aus dem Theater trieben, war ein höchst reizvoller Gastkomoediant, ein Verführer und Zauberer aus dem überheizten Coulissenreich, aber kein brauner Bursche, der harmlos fröhlich einst durch die Dorfstraße tollte und neckend nun ehrliche Bürgersleute zum Besten hält. Sein Dietrich Quitzow war ein robuster Prachtkerl, dessen Wiege aber sicher nicht in der Mark, sondern im sonnigen Lande der Borgia und Malatesta gestanden hatte, und sein koketter Junker Roecknitz wäre auf den pariser Boulevards eher heimisch gewesen als in der ostelbischen Wüste. Sein eigenster Machtbereich begann erst bei den komplizirten und kranken Naturen, — und sie konnten ihm nie komplizirt und krank genug sein. . . . Auch sein Lebenswandel ähnelte dem Keans. Beide liebten geräuschvoll orgiastisches Genießen, schlugen der Wohlanständigkeit frech ins Gesicht, ließen am Wege kein liebliches Blümchen verdorren und gefielen sich am Ende in Similitollheit und Simulantenwahn. Heutzutage sind die Theaterleute sehr korrekt, halten auf Anstand und Bildung und verkehren in den besten Familien; die netten Mädchen nehmen zwar noch immer Liebhaber, aber nur, weil die Toiletten so theuer und die Gagen gewöhnlich so klein sind, und Eine, die sich aus Leidenschaft an einen armen heißen Jungen wegwirft, wird, als ein dummes Ding ohne praktische Vernunft, über die Achsel angesehen. Man spürt dieses Streben nach bürgerlicher Anständigkeit in dem frostigen, uniformirten Spiel der neuen Theaterbureaukratie, die am Studirtisch dicke Bände gewälzt hat und auf der Bühne die Grenzen der sauberen Konvention nie überschreitet. Die Sätze, die Rousseau in den berühmten Brief an D'Alembert schrieb, gelten heute nicht mehr: L'état de comédien est un état de licence et de mauvaises moeurs; les hommes y sont livrés au désordre; les femmes y mènent une vie scandaleuse; les uns et les autres, avares et prodigues à la fois, toujours accablés de dettes et toujours versant l'argent à pleines mains, sont aussi peu retenus sur leurs dissipations que peu scrupuleux sur les moyens d'y pourvoir. Diese Sittenschilderung stimmt schon lange nicht mehr zu der glatten Hoftheaterwirklichkeit. Mitterwurzer aber hätte in das

Hosted by Google

Bild des citoyen de Genève gepaßt. Man könnte ihn, wenn wir Matkowsky nicht hätten, den letzten großen Komoedianten alten Stils nennen, den legitimen Erben der wilden Bretterkönige, der Kunst, Kean, Fleck, Ludwig und Karl Devrient.

Er wäre auch auf jedem anderen Gebiet eine ungewöhnliche Erscheinung geworden, ein Massenhypnotiseur, ein großer Verbrecher oder mindestens ein tollkühner Haberer. Denn das Stärkste in ihm war der Wille, ein Eroberer-wille, dessen Gewalt Alles sich beugen mußte und der zufällig nur ein Wille zum Schauspielen wurde. Er kam wie von hohen Barbarenbergen in die Kulturniederungen und wollte sich nie in das kleine Richtmaß civilisirter Erdensöhne bequemen. So sicher er alle mondänen Aeußerlichkeiten beherrschte und in jedem Salon der Vornehmste war: etwas Wildes, Ungezähmtes und Unzähmbares blieb immer zurück und brach, wie ein jähes Gewitter am hellen Sommermittag, plötzlich hervor. Das war sein Reiz; darin lag aber auch seine Gefahr. Weil er nur durch den Willen wirkte, wurde er machtlos, sobald sein Wille ermüdete; dann kamen die toten Strecken, die launischen Sprünge, die erkünstelten, kalten Effekte. Wenn er merkte, daß ein Stück nicht zu retten war oder daß er selbst den Kontakt mit der Menge nicht fand, gab er das Treffen auf und hastete seine Rolle lieblos herunter. Das waren dann fürchterliche Abende, fürchterlich für die Mitspieler und für das Publikum. Auf der Bühne tuschelten dann die Kollegen, wahrscheinlich ohne zu ahnen, wie richtig die Bemerkung war: „Heute will er mal wieder nicht"; und unten wisperten die Kenner: „Das sind so seine Boecklinismen!" Er war an verschiedenen Abenden in der selben Rolle nicht wiederzuerkennen, — ungefähr wie unser Albert Niemann, dem er in manchem Wesenszug glich, der ihm an naiver Innigkeit eines kraftvollen Mannesempfindens aber überlegen war. Der unvergleichlich größte Schauspieler unserer Zeit, Ernesto Rossi, war von anderer Art; seine reiche und reife Kunst bedurfte keines gewaltsamen Hebels und schenkte uns, vor leerem wie vor vollem Hause, immer die selben köstlichen Schätze. Mitterwurzer war von der Kraft und der Frische seines Willens abhängig und mußte, um diesen Willen zu neuer Leistung zu spornen, immer neue stimulirende Mittel suchen. Man hat ihm, mit Recht, vorgeworfen, daß er so gern in erbärmlichen Stücken auftrat. Aber er brauchte die schrillsten Sensationen und war viel zu sehr Schauspieler, um „literarisch" zu sein. Führt einen Maler, der seine Kunst leidenschaftlich liebt, in den herrlichsten Wunderbau: sein erster Blick wird an den Wänden die Bilder suchen. Gebt einem Schauspieler, der vom berlinischen Klüngel nicht zum schwachgemuthen Heuchler verzogen ist, ein Theaterstück in die Hand: er wird zuerst nach der Rolle spähen, die er gestalten, die ihm die Möglichkeit suggestiver Wirkung auf die Menge bieten könnte. Mitterwurzer heuchelte nicht; er griff gierig nach den Rollen, die „ihm lagen", spielte Narziß, Kean, Zolas delirirenden Säufer und, wenn gerade nichts Anderes zu finden war, sogar Cardou, den wüsten Bagnosträfling. Um den Literatur-

Hosted by Google

werth der Dichtung bekümmerte er sich kaum und es war ihm ganz gleichgiltig, ob der Poet auch zu seinem Rechte kam. Er war nicht geschaffen, Anderer Geistes kinder zu pflegen und künstlich aufzupäppeln, und mochte mit Ibsens Skalden denken, daß ein Mann für das Lebenswerk eines Anderen zwar fallen, aber nur für das eigene leben kann. Solche Willensmenschen sind unbequem; sie ducken sich nicht, fügen sich in kein „Ensemble" und der Demokratensinn, dem ein deutscher Herzog auch die Bühnenpforte erschlossen hat, sieht unwillig auf ihre selbstherrische Gewaltthat. Aber sie gewähren uns auch den höchsten Genuß, der hienieden zu haschen ist: den Anblick ragender Größe, die im Schaffen der Menschheit Grenzen erweitert. Sie zerbrechen die alten Tafeln und geben dem Gewimmel der Kleinen manches Aergerniß, aber sie können dem froh zu ihrem Wirken aufschauenden Blick auf neuen Tafeln auch neue Satzungen bieten . . . Soll man sie in das Prokrustesbett zwängen und sie um einen Kopf kürzer machen, damit sie nicht mehr größer sind als ihre Genossen? Ich denke, wir sind mit Mittelgröße reichlich versorgt und können uns freuen, wenn irgendwo noch ein Ganzgroßer sich regt. Mitterwurzer war kein treuer Diener am Wort des Dichters, — gewiß nicht; er war zu stark, um nur zu spielen, was ihm vorgeschrieben war, zu sehr Schöpfer, um sich mit der bescheidenen Arbeit des Interpretirens begnügen zu können. Man mußte sich oft über ihn ärgern. Dann aber, wenn wieder ein Drama erschien, in dem ein bedeutender Mensch lebendig zu machen war, kam doch immer wiede auch das alte Geständniß: Nur Mitterwurzer kann die Rolle spielen. Nur er konnt auf deutschen Bühnen Solneß und John Gabriel Borkman sein'; da er gestorben ist, ehe er an diesen fast überlebensgroßen Gestalten die Kraft erproben durfte, wird man sie nie in ihrem stolzen Wuchs über die Bretter schreiten sehen. In ihnen hätte er sein Bestes gegeben, denn Beide sind, wie er, Renaissancenaturen, die in der dumpfen Stickluft der engen modernen Welt siech und sündig wurden.

. . . Eben kommt die Kunde, der große Komoediant solle nun doch in der Erde ruhen. Die Kirche hat, so scheint es, gesiegt und die rothen kichernden Flammengeister müssen die kostbare Beute lassen. Auch die Allermodernsten sollten über diese Entscheidung nicht zimperlich jammern. Mitterwurzer hatte, selbst noch in den letzten Jahren, wo sich um manche seiner Leistungen schon der dicke wiener Zuckerguß zu schmiegen begann, Feuer genug und braucht nicht, wie ein Fröstelnder, in Flammen gebettet zu werden. Zu der Erde zog den Lebenden die Begierde, er taugte nicht ins reine Element des Salamanders, — in der Erde mag der Tote bestattet sein. Was an ihm unsterblich ist, tragen die seligen Knaben empor und der Weltenschöpfer, der stets viel duldsamer war als seine Beamten, wird dem wild irrlichtelirenden Geist, der sich strebend immer bemühte, gern gewiß die enge Gnadenpforte erschließen, die zur leuchtenden, die Sünder erlösenden Klarheit führt.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. März 1897.

Briefwechsel zwischen dem alten Kaiser und Bismarck.*)

I.

Zum Weihnachtfest 1864 übersandte der König Herrn von Bismarck einen Spazirstock, auf dem das Bild des Monarchen mit einem Lorberkranz kunstreich in Elfenbein geschnitzt war, und schrieb dazu: „Ich sende Ihnen gerade diesen Stock, damit Sie Sich beim Anblick des Kranzes stets erinnern, daß Sie es gewesen, welcher diese Lorbern gepflanzt hat."

II.

Berlin, 2. 4. 73.

Erst gestern Abend wurde ich meiner Vergeßlichkeit inne, daß ich, sogar bei Ihrer Anwesenheit bei mir, Ihres Geburtstages nicht eingedenk war. Daher folgt heute erst nachträglich (und darum gewiß kein poisson d'Avril) mein herzlich(er) Glückwunsch zu neuem Lebens Abschnitt! Vor Allem möge er Ihnen Gesundheit bringen, die, wie mir scheint, sich wenigstens nicht in Berlin verschlimmert hat, — damit Sie Ihre hohen Eigenschaften noch lange zum Wohl des Vaterlandes bethätigen können.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

*) Aus dem nächsten Bande des von Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbuches, das jetzt in Göschens Verlag erscheint und der Beachtung deutscher Leser immer wieder empfohlen werden muß. Der Briefwechsel, der in der Schreibweise der

Hosted by Google

III.

Berlin, zum 24. Dezember 1877.

Damit Varzin nicht ohne eine Abbildung des dankbar Unterzeichneten bleibe, deren Berlin schon einige besitzt, so wähle ich Weihnachten, um mich Ihnen zu Pferde zu senden, wenngleich ich fürchte, daß ich dereinst in der dargestellten Haltung mir das Rückgrad brechen muß!

Ihnen und Ihrer Familie ein frohes Fest wünschend

Ihr dankbarer
Wilhelm.

IV.

Varzin, 30 Dec. 1877.

Ew. Majestät sage ich meinen ehrfurchtsvollen Dank für das huldreiche Weihnachtsgeschenk,*) welches fortan eine dauernde Zierde meines hiesigen Hauses bilden wird. Wenn, wie Ew. Majestät gnädige Zeilen andeuten, in einigen Linien die ungezwungene Haltung nicht wiedergegeben ist, in welcher wir Zeitgenossen den durchlauchtigsten Reiter im Sattel zu sehn gewohnt sind, so muß man dem Künstler zugeben, daß eine monumentale Darstellung ihre eignen Gesetze hat, nach denen der Eindruck des Bildes, von vorn gesehn, durch die Abweichung von dem Natürlichen eher gesteigert wird.

Mit meinem Danke erlaube ich mir meinen allerunterthänigsten Glückwunsch Ew. Majestät zu Füßen zu legen. Gott wolle Allerhöchstdieselben auch im neuen Jahre in gewohnter Frische, Gesundheit und in allem Segen erhalten, der bisher Ew. Majestät Regirung begleitet hat. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich im neuen Jahre meinen Dienst bald wieder antreten und zu Ew. Majestät Zufriedenheit versehn kann. Seit einigen Tagen bin ich von einer heftigen Grippe befallen, die mich so angreift, daß ich nur für kurze Zeit heut habe aufstehn können. Ich bin, ohne mir schädliche Gewalt anzuthun, deshalb nicht im Stande, diese Zeilen zu einem politischen Berichte auszudehnen. Graf Lehndorff, der mich gestern verließ, habe ich gebeten, Ew. Majestät, auf Befragen, über meine Sondirungen durch Bennigsen einige Meldungen zu machen. Nach denselben erwarte ich im Reichstage eine günstige Aufnahme für Erhöhung von indirekten Steuern, wenn eine umfassende, reformartige, Vorlage gemacht wird. Große Summen (von Tabak, Bier u. Dergl.) werden leichter bewilligt werden

---

Originale mitgetheilt wird, zeigt deutlich, wie sicher der alte Kaiser das Verdienst und die Schöpferkraft Bismarcks zu beurtheilen wußte und wie stark in seinem gütigen Herzen das Gefühl der Dankbarkeit und der bescheidenen Treue war.

*) Kaiser Wilhelm zu Pferd.

Hosted by Google

als kleine unbescheidne expédients und Lückenbüßer. Ich hoffe, dieses scheinbare Räthsel bald bei besserer Gesundheit lösen zu können.

v. Bismarck.

V.

Berlin, 9. November 1878.

Ew. Majestät haben mir durch das huldreiche Schreiben vom Sechsten eine Ueberraschung bereitet, die um so freudiger war, als sie zusammenfiel mit dem so sehr gnädigen Ausdruck der Theilnahme, welchen Ew. Majestät an dem Freudenfest meiner Tochter und an den gemischten Gefühlen bekundet haben, welche meine Frau an jenem Tage bewegen mußten. Nur wer selbst eine einzige Tochter hat das Haus verlassen sehn, konnte die Bedeutung der zarten Aufmerksamkeit ermessen, mit welcher Ew. Majestät Huld meiner Frau einen Trost hat gewähren wollen. Verzeihn Ew. Majestät, daß ich zuerst für den Gnadenakt danke, der Haus und Herz berührt. In meiner Eigenschaft von Ew. Majestät Diener im Reich und im Staat bin ich beschämt darüber, daß Allerhöchstdieselben mein angestrengtes, aber leider schon gelähmtes Streben nach treuer Pflichterfüllung mit einer neuen Auszeichnung*) und insbesondre mit so warmen und mir tief zum Herzen gehenden Worten haben anerkennen wollen. Die schwere Heimsuchung, welche Ew. Majestät betroffen hat, nicht blos durch Verwundung auf dem Schlachtfelde, wie es sich heut für Monarchen gestaltet, sondern durch den Undank der Menschen, wie er sich ausspricht in dem Verbrechen und in Allem, was sich daran knüpfte, bildet für mich ein neues Band der Pflicht, welches mich noch fester als bisher dem allerhöchsten Dienste verbindet. In der Schlechtigkeit der Untreue liegt für treue Unterthanen ein Sporn der Treue; und ich bitte Gott seitdem noch eifriger als früher, mir die Gesundheit zu geben, deren ich bedarf, um Ew. Majestät, so lange ich lebe, meine herzliche Dankbarkeit und meine Treue als geborner Dienstmann des Brandenburgischen Herrscherhauses durch die That zu beweisen.

Meine Gesundheit läßt zu wünschen übrig; ich bedarf einer absoluten Ruhe für einige Zeit, die mir seit Jahr und Tag gefehlt hat; ich hoffe, sie während der Landtagsverhandlungen in Friedrichsruh zu finden, und will mich durch eigne Mattigkeit nicht beirren lassen in der Freude, mit der ich von Ew. Majestät zunehmenden Kräften durch Lehndorff höre und in Ew. Majestät festen Schriftzügen das Zeugniß für die Herstellung der in Gastein noch leidenden rechten Hand erblicke.

v. Bismarck.

*) Verleihung des Rothen Adler-Ordens mit Krone, Szepter und Schwert.

Hosted by Google

VI.

Mainau, 20. 7. 79.

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihr Schreiben nach Uebergabe des endlich vollendeten Bildes und freue ich mich, daß es ihren Beifall hat.

Vor Allem aber muß ich Ihnen nun noch nachträglich Glück wünschen zu dem Siege, den Sie im Reichstag erfochten haben.*) Zu den vielen Siegen im Aeußeren tritt nun zu denen im Innern überhaupt noch dieser auf dem Finanz Gebieth. Sie unternahmen es, in ein Wespen-Nest zu stechen, wobei ich Ihnen aus Ueberzeugung beitrat, wenn auch mit Bangigkeit, ob der erste Wurf gelingen würde. Ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Meinung ist wohl selten in so kurzer Zeit errungen worden, und man siehet, Sie trafen, nach ungeheurer Arbeit und Anstrengung den Nagel auf den Kopf, und wenn derselbe auch Etwas beim Einschlagen brökelte, so ist doch die Majorität von 160 Stimmen ein Triumph, der Ihnen manche schwere Stunde der Vorarbeit und des Kampfes versüßen wird. Das Vaterland wird Sie dafür seegnen — wenn auch nicht die Opposition!

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

VII.

Sie haben in Ihrem theilnehmenden Brief das richtige Wort bei diesem entsetzlichen Ereigniß**) gefunden:

welche Leere für mich eintritt

und ich füge hinzu für uns, namentlich bei der in Unterhandlung begriffenen Angelegenheit. Gott helfe weiter.

Wilhelm. 14./3. 81.

VIII.

Berlin, den 1. April 1881.

Meiner Gewohnheit gemäß [l.: entgegen] Ihnen am heutigen Tage meine Glückwünsche persönlich zu überbringen, bin ich heute genöthigt, dies schriftlich hiermit zu thun. Sie können denken, daß meine Wünsche immer nur darauf gerichtet sind, daß die Vorsehung Ihnen Gesundheit und mit dieser Kraft und fernere Ausdauer in Ihrem so schönen wie beschwerlichen Berufe verleihen möge, damit Sie mir und dem Vaterlande erhalten bleiben zur Aus- und Durchführung noch so vieler und großer Pläne, die Ihr Genius Ihrer schöpferischen Kraft eingiebt. Das walte Gott!

Da ich vermuthe, daß Sie weder in Ausführung noch Abbildung die Reliefs des Marschalls Saals im Lichterfelder Cadetten Hause kennen,

*) In Sachen der Zolltarifreform.

**) Der Ermordung des Zaren Alexanders des Zweiten.

Hosted by Google

so sende ich Ihnen am heutigen Tage jene Abbildungen. Möge die militärische Bildungs Anstalt ferner so viele geistig und körperlich tüchtige Männer erziehen, die unseren Nachkommen so Großes zu lösen bestimmt werden dürften, wie die Lebenden gelöset haben!

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

Der Grund zu diesen schriftlichen Wünschen ist ein gewaltiger Stoß, den ich beim Einsteigen in den Wagen gestern, nach einem Diné beim Hohenzollernschen Paare, mir am Vorderkopf zuzog, der freilich nicht von Bedeutung ist, aber doch Vorsicht und Ruhe verlangt, wenngleich der Arzt mir eine Fahrt bei dem Sonnenschein verordnete.

IX.

Berlin, 10. 5. 82.

Für Ihre lieben Wünsche bei der Geburt eines Urenkels sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Dies so glückliche Familien Ereigniß ist aber auch geschichtlich von hoher Wichtigkeit. Denn wenn die Vorsehung dem kleinen Ankömmling Leben und Gedeihen schenkt, so ist seine Zukunft eine bestimmte, und somit wären meine drei Nachfolger in der Krone lebend vor mir! Ein mächtiger Gedanke! —

Weniger erfreulich sind Ihre Mittheilungen über Ihren Gesundheits Zustand, die ich aufrichtig bedaure in jeder Hinsicht. Denn Ihre Anwesenheit wäre so wichtig in den nächsten sehr ernsten Vorgängen im Reichstag. Wenngleich in der öffentlichen Meinung sich ein bedeutender Umschwung in der Monopolfrage zugetragen hat, so stehet dieselbe doch noch sehr précaire, und nur Sie könnten sie vielleicht retten oder wenigstens für das nächste Jahr weiter sich vorarbeiten lassen.

Der Landtag, der morgen also geschlossen wird, ist im Ganzen viel besser verlaufen, als man erwarten konnte; aber freilich sind die letzte Tage seines Bestehens recht unerfreulich gewesen. Die englisch-irische Frage und die französisch-egyptische sind les points noirs du moment! Daß der Kaiser A. endlich Giers ernannt hat und nach heutigem Télégramme er den Chitrowo*) auf des Fürsten von Bulgarien heftiges Drängen abberufen hat, sowie die Ernennung der Fürstin Kötschenberg zur Oberhofmeisterin sind die ersten Lichtpunkte seit einem Jahre in dem russischen Chaos! Aber Ignatief?! —

Nun, ich hoffe, auf baldiges Wiedersehn.

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

*) Den russischen Generalkonsul in Bulgarien.

Hosted by Google

X.

Berlin, 30. 10. 82.

Aus Ihrem gütigen Brief ersehe ich mit Freuden, daß Sie Ihre Gesundheit jetzt viel gestärkter fühlen, als früher und willige ich daher gerne in Ihre längere Abwesenheit, um sich ferner kräftigen zu können zur Winter-Kammer-Campagne.

Ich kann nur in Ihren Beifall einstimmen, über die bessere politische Temperatur, die sich im Lande bei den Wahlen gezeigt hat, und theile ich ganz Ihre Ansicht, daß die Erlasse vom letzten November und Januar**) — allein Ihr Werk großer Voraussicht — diesen Umschwung in denkenden politischen Männern, endlich herbeigeführt haben. Möge nur in den Debatten auch die volkswirthschaftliche Politik endlich siegen, die im vorigen Jahr schon zu erwarten war, aber nicht glückte!

Die Mittheilungen Ihres Sohnes aus London sind ungemein interessant und das Vertrauen, welches die Englischen Staats-Männer ihm beweisen, ist ein Grund mehr, ihm die dauernde höhere Rolle bei der Botschaft anzuweisen, deren Ernennung ich in den nächsten Tagen entgegensehen kann, wie mir Graf Hatzfeld (mir) heute sagte.

Wir sind vom Wetter bei den Jagden in Ludwigslust außerordentlich begünstigt worden, und konnte ich 4 Stück Rothwild, darunter ein geringer Hirsch, und 21 Sauen erlegen, unter denen sehr starke Keiler waren.

Mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlend

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

XI.

Berlin, den 1. April 1883.

Wie immer bringe ich Ihnen meine herzlichen Wünsche zum heutigen Tage, den der Allmächtige in seiner Weisheit und Gnade, Sie der Welt und — mir schenkte!! Mögte dieses Lebensjahr weniger körperlich peinigend für Sie dahin gehen, als die letzten Monate des abgelaufenen. Denn was mangelnde Gesundheit sagt, habe ich in den letzten Wochen — recht schwer empfunden, wo ich nur durch Mittels-Personen mit Ihnen, aber Gottlob immer im Einverständniß, verhandeln mußte. Und so muß ich also auch heute zur Feder greifen, statt persönlich vor Ihnen zu erscheinen.

Da Ostern so nahe noch liegt, sende ich Ihnen als Andenken an dies heilige Fest und an den heutigen Tag ein unausweichliches Ey, das den

*) 17. November 1881 und 4. Januar 1882.

Hosted by Google

Adler trägt, den Sie neu geschaffen haben! Möge sein Flug in den nächsten Tagen ein glücklicher sein!

Ihr treu ergebener, dankbarer
Wilhelm.

XII.

Baden-Baden, 4. 10. 83.

Ihren so lieben Brief, in welchem Sie mir leider, wenn auch nicht unerwartet, Ihr Ausbleiben von der Festlichkeit der Enthüllung des Denkmals auf dem Nieder-Wald anzeigten, konnte mich nur schmerzlich berühren, noch mehr aber ist dies der Fall nach dem Gelingen dieser Feier. Dieselbe ist eine der gelungensten, die ich je erlebt, durch Anordnung, Durchführung, Grandiosität des Denkmals an sich, der unerwarteten Aufklärung des Wetters und vor Allem durch die Gefühle, die namentlich diejenigen durchdrangen, die thätigen Antheil an den Kämpfen und Erfolgen nahmen, denen das Gebilde geweihet ist! Zu diesen gehörten nun hauptsächlich Sie als Herbeiführer dieser mächtigen Ereignisse und Leiter derselben zum grandiosen Frieden. Ihnen hierfür öffentlich von Neuem meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen, wäre meinem Herzen ein dankbares Bedürfniß gewesen! Es sollte nicht sein, aber gedacht ist Ihrer vielfach geworden!

Daß Sie sich in Etwas wohler fühlen nach den Kuren, freut mich ungemein und theile ich die Hoffnungen, daß Sie gestärkt in den laborieusen Winter eintreten werden.

Durch Graf Hatzfeldt, wird Ihnen bereits mitgetheilt sein, welche Unterredung ich mit dem Fürsten Dolgorouky im Auftrage seines Kaisers gehabt habe. Anliegend sende ich Ihnen eine Aufzeichnung des Inhaltes dieser Unterredung. Die Absicht, die der Kaiser bei dieser Gelegenheit hatte, erkenne ich vollkommen und freue ich mich derselben und habe ich auch nie an seinen Gesinnungen und Wünschen gezweifelt, aber das Factum der immensen Anhäufung seiner Truppen an den West-Grenzen, ist unnatürlicher Art....

Mich Ihrer Gemahlin bestens empfehlend

Ihr dankbarer
Wilhelm.

XIII.

Friedrichsruh, 25. Dezember 1883.

Ew. Majestät danke ich in Ehrfurcht und von Herzen für das huldreiche Weihnachtsgeschenk und insbesondere für die gnädigen Worte, welche dasselbe begleiteten.*) Sie geben mir die volle Befriedigung, die ich auf dem

*) Der Kaiser übersandte dem Fürsten eine große bronzene Nachbildung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald mit folgender Widmung: „Zu Weihnachten 1883. Der Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt und der Sie leider nicht beiwohnen konnten.
Wilhelm."

Hosted by Google

Niederwald empfunden haben würde, wenn ich dem Feste hätte beiwohnen können. Ew. Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich höhern Werth als der Beifall aller Andern. Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat, denn Ew. Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Ew. Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eigenen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eignen Gewissen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen ist mit Ew. Majestät Regiment gewesen und hat Ew. Majestät, vor anderen Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug gegeben, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Ew. Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener.

Meine Frau dankt ehrfurchtsvoll für Ew. Majestät huldreiche Grüße in dem gnädigen Schreiben vom 21. c., auf welches ich gesondert antworte. Es geht ihr langsam besser, nachdem ich einige Wochen hindurch sehr besorgt um sie gewesen bin. Sie beauftragt mich, ihre unterthänigsten Empfehlungen und Glückwünsche zum Jahreswechsel Ew. Majestät zu Füßen zu legen. Ich selbst bin augenblicklich körperlich wieder rüstiger, wie seit mehren Jahren, und habe gestern die Freude gehabt, mit meinen beiden auf Urlaub hier anwesenden Söhnen einen mehrstündigen Ritt im Walde machen zu können. Wenn ich für geistige Arbeiten meine Nerven noch nicht so anspannen darf, wie der Dienst es fordert, so hoffe ich auch hierin auf weitere Besserung, wenn Ew. Majestät mir huldreich gestatten, noch bis zum Ende des nächsten Monats hier zu bleiben.

Gott schenke Ew. Majestät ein frohes Fest, in Gesundheit und Zufriedenheit.

v. Bismarck.

XIV.

Berlin, 25. Dezember 1884.

Ew. Majestät danke ich ehrfurchtsvoll für das schöne Weihnachtsgeschenk. Das Kunstwerk mahnt mich einigermaßen an meine eigne Situation: während der Centaur beide Hände braucht, um das riesige Horn auf der Schulter zu tragen, hängt sich das Weib mit ihrer ganzen Last in seine Barthaare; so macht es mit mir, während ich mit Ew. Majestät und des Landes Dienst alle Hände voll zu thun habe, die Opposition im Parlament; sie rauft an mir, auf die Gefahr hin, mich im Tragen der Geschäftslast zu stören. Dabei ist sie leider viel häßlicher als das weibliche Wesen, welches der Künstler dem Centauren an den Bart gehängt hat. Ich werde mich indessen dadurch

Hosted by Google

nicht abhalten lassen, die Last, welche ich in Ew. Majestät Dienst trage, freudig und fest auf der Schulter zu halten, so lange mir Gott dazu die Kraft und Ew. Majestät Gnade erhält.

Mit den herzlichsten und ehrfurchtsvollsten Wünschen für Ew. Majestät Festfeier verbinde ich vorbehaltlich mündlicher Wiederholung diejenigen für das kommende Jahr. v. Bismarck.

XV.

Berlin, den 25. September 1885.

Mein Aufenthalt in Varzin ist für die Kräftigung meiner Gesundheit nicht in dem Maße wirksam gewesen, wie ich es gehofft hatte. Nach ärztlicher Ansicht ist der Mißerfolg vorzugsweise dem gesteigerten Maß von Arbeit zuzuschreiben, welches gerade in den letzten Monaten aus verschiedenen Ursachen mir persönlich zur Last gefallen ist. Außerdem hat die ungewöhnliche Ungunst der Witterung ohne Zweifel dazu beigetragen, von der gerade jener Theil von Pommern im Gegensatz zum Westen von Deutschland in der sonst günstigsten Zeit des Jahres betroffen wurde, so daß Kälte und tägliche Regengüsse den Aufenthalt im Freien erschwerten. Die Tage meines Berliner Aufenthalts seit dem Ende der vorigen Woche haben die Ansprüche, welche an meine Person gemacht werden, noch erheblich gesteigert, so daß täglich eine Verschlechterung meines Befindens, begleitet von zunehmender Heftigkeit der Gesichtsschmerzen, eingetreten ist.

Meine Ueberbürdung hat zum großen Theil darin ihren Grund, daß in Berlin zu viel persönliche Ansprüche auf mich eindringen, die ich ohne Unhöflichkeit nicht abweisen kann, und daß auch die Zahl der Geschäfte, die nicht nur im auswärtigen, sondern auch im innern Dienst zu meiner persönlichen Bearbeitung gelangen, hier eine sehr viel größere ist als auf dem Lande. Um mich für den parlamentarischen Winterfeldzug dienstfähig zu erhalten, bitte ich deshalb Ew. Majestät um huldreiche Erlaubniß, meinen Aufenthalt noch auf einige Zeit nach Friedrichsruh verlegen zu dürfen, wo nächsten Montag ohnehin ein lokales Geschäft meine Anwesenheit vorübergehend nothwendig macht.

Für den Gang der auswärtigen Geschäfte wird die Frage, ob ich mich in Berlin oder Friedrichsruh aufhalte, einen Unterschied nur insofern machen, als ich von den fremden Diplomaten weniger mit mündlichem Verkehr werde heimgesucht werden. Bei der schnellen und häufigen Verbindung durch die Eisenbahn, welche nur vier Stunden erfordert und täglich nach Bedürfniß viel Mal und öfter stattfinden kann, ist kein Nachtheil für die Geschäfte zu befürchten, für mich aber davon Vortheil zu hoffen, daß ich die Entfernung zwischen mir und den Herren, die mich ohne dringende Nothwendigkeit zu

Hosted by Google

sehen verlangen, etwas vergrößere. Sobald ich mich überzeuge, daß der Allerhöchste Dienst irgend welchen Nachtheil davon erlitte oder daß es Ew. Majestät Wünschen zuwiderläuft, würde ich unverzüglich meinen Aufenthalt hierher verlegen. v. Bismarck.

XVI.

Friedrichsruh, 26. September 1887.

Ew. Majestät danke ich in Ehrfurcht für das huldreiche Handschreiben zum 23. c. und für das gnädige Geschenk der Abbildung des Palais, in welchem ich so viele Jahre hindurch die Ehre gehabt habe, Vortrag zu halten und die Allerhöchsten Befehle entgegenzunehmen. Eine besondere Weihe erhielt der Tag für mich durch die Begrüßung, mit welcher Ihre Königl. Hoheiten die Prinzen Wilhelm und Heinrich mich in Ew. Majestät Auftrage beehrten. Auch ohne diese neuen Gnadenbeweise war das Gefühl, mit welchem ich den 25. Jahrestag meiner Ernennung zum Minister begrüßte, das Gefühl des herzlichsten und ehrfurchtsvollsten Dankes gegen Ew. Majestät. Minister ernennt jeder Landesherr, aber es ist in neuerer Zeit kaum vorgekommen, daß ein Monarch einen Minister-Präsidenten 25 Jahre hindurch in bewegten Zeiten, wo nicht alles gelingt, gegen alle Feindschaften und Intrigen hält und deckt. Ich habe in dieser Zeit manchen früheren Freund zum Gegner werden sehen, Ew. Majestät Gnade und Vertrauen sind für mich aber unwandelbar gleich geblieben. In dem Gedanken daran liegt für mich reicher Lohn für jede Arbeit und Trost in Krankheit und Einsamkeit. Ich liebe mein Vaterland, das Deutsche wie das Preußische, aber ich hätte ihm nicht mit Freuden gedient, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, es zur Zufriedenheit meines Königs zu thun. Die hohe Stellung, welche ich der Gnade Ew. Majestät verdanke, hat zur Unterlage und zum unzerstörbaren Kern den Brandenburgischen Lehnsmann und Preußischen Offizier Ew. Majestät, und deshalb beglückt mich Ew. Majestät Zufriedenheit und wäre jede Popularität ohne dieselbe für mich werthlos ... Ich habe am Dreiundzwanzigsten, neben vielen Telegrammen und Zuschriften aus dem In- und Auslande, sehr gnädige Grüße und Wünsche von Ihren Majestäten von Sachsen und Württemberg, von Sr. Königl. Hoheit dem Regenten von Bayern, den Großherzögen von Weimar, Baden und Mecklenburg und andern regirenden Herrn erhalten, dann auch von Sr. Majestät dem Könige von Italien und dem Minister Crispi. Die beiden letzteren streiften die Politik und waren schwierig zu beantworten; da der Text derselben Ew. Majestät vielleicht interessirt, so habe ich das auswärtige Amt zur Einsendung desselben veranlaßt.

Ich bitte Gott, daß er mir noch länger die Freude gönne, Ew. Majestät zu Allerhöchster Zufriedenheit zu dienen. v. Bismarck.

Hosted by Google

Die Anfänge der evangelisch-sozialen Bewegung.

I.

Das Schicksal Stoeckers lenkt natürlich die Augen auf den Beginn einer Bewegung, in der er die bedeutendste Rolle gespielt hat, wenn er sie auch nicht schuf, wie die Legende mittheilt. Denn auch diese Bewegung ist schon so legendär geworden wie die kathedersozialistische, mit der sie nicht nur zeitlich zusammentraf, sondern auch stammverwandt ist. Wie ich nun über den Kathedersozialismus, gestützt auf Wageners Bericht an den Fürsten Bismarck vom Jahre 1874, hier etwas mehr Licht verbreitet habe, will ich es versuchen, Ursprung und ursprünglichen Plan und Zweck der evangelisch-sozialen Bewegung aus der Region unbegründeter und sagenhafter Behauptungen auf den Boden unanfechtbarer Thatsachen zu ziehen. Eine solche Beseitigung irriger Anschauungen über eine doch gewiß interessante Bewegung, die zeitweise erhebliche Aufregung in einem großen Reiche hervorgerufen hat, würde an sich immer schon berechtigt sein. Ich hoffe aber, mehr zu bieten, und möchte wohl, daß dies Mehr etwas nützte. Ich würde nämlich gern die alte Anschauung über die Arbeiterfrage und Arbeiterbewegung wieder ins Leben zurückrufen und die neue beseitigen.

Vor sechzig Jahren, als man sich von den Kriegen erholt hatte, die den Gesetzkodex der „bürgerlichen Gesellschaft", den Code Napoléon, mehr oder minder dem Kontinent octroyirten, begann diese Gesellschaft, sich langsam zu entwickeln. Erst in der Industrie. Die großen Unternehmungen entstanden, mit der neuen, interessanten Klasse der Lohnarbeiter, auf Kosten der Handwerker. Auf dem Lande im Osten war der Prozeß, die Rittergutsbildung durch das Bauernlegen, eigentlich schon viel älter, aber er entzog sich dem Auge der Literaten, — und was Die nicht sehen, existirt für das Publikum und die öffentliche Meinung nicht. Diese wirthschaftliche Evolution schädigte die weiter existirenden Handwerker, verminderte ihre Einnahmen und stellte sie vor die Gefahr der Proletarisirung; sie schuf aus den Fabrikarbeitern eine Klasse, die zeitweise ganz gut bestehen mochte, stets aber eine unsichere Existenz hatte. Wohin Das führen würde, hätte man von England und Frankreich wissen können und man erfuhr es auch bald durch die Werke von Lorenz von Stein und Engels. Inzwischen lehrte in absprechender Weise die damals in Deutschland sehr junge und nur nachbeterische nationalökonomische Wissenschaft, Das sei ein naturgesetzlicher Fortschritt und die Summe der zum Lebensunterhalt nothwendigen Subsistenzmittel der natürliche Arbeitlohn, Der aber, für den kein Couvert auf dem Tisch der Menschheit liege, möge gehen. Aber schon 1830 schrieb Heinrich von Thünen, unser sozialkonservativer Großmeister, an seinen Bruder Christian besorgt: „Wird das Volk jemals die Ansicht der Nationalökonomen theilen?"*) Und sieben Jahre später fragte Rodbertus:**) „Was wollen die arbeitenden Klassen? Werden die anderen ihnen Dies vorenthalten können? Wird Das, was sie wollen, das Grab der modernen Kultur sein?" Man sieht, die

*) Siehe mein Buch, „Hundert Jahre konservativer Literatur und Politik," Bd. I S. 121. **) Rodbertus' Briefe von R. Meyer 1880, Seite 575.

Hosted by Google

„Arbeiterfrage“ wurde in Deutschland von konservativen Rittergutsbesitzern bereits formulirt, als es noch keine Sozialdemokraten gab. Ein evangelischer Geistlicher hat in dem selben Jahre 1830 begonnen, die christlich geschulte Wohlthätigkeit zum Dienst der Armen zu organisiren, und hat dieser ununterbrochenen und gesegneten Arbeit sein langes Leben gewidmet: Wichern. Das Rauhe Haus und die Innere Mission sind älter als die berühmten katholischen Oeuvres in Belgien und als ihr Theoretiker Périn.

In den vierziger Jahren verschärften sich die sozialen Gegensätze, obwohl oder weil das kapitalistisch-wirthschaftliche Leben kräftiger pulsirte. Das Proletariat wuchs mit dem Wachsen des Profites. Man hatte die Ahnung einer großen Katastrophe, die dann 1848 ganz Europa erschütterte. Damals entdeckte d'Israeli die „zweite Nation“. Das „interessenlose Königthum“ sollte ihr zu Hilfe kommen. Und gleichzeitig schilderte Lorenz von Stein, wie die französischen Regirungen zu Grunde gingen, weil dort kein „soziales Königthum“ entstehen wollte, und drohte Toussenel in seiner Schilderung der Feodalité financière dem König Louis Philippe mit der Revolution, wenn er es nicht aufgebe, nur der König der Reichen zu sein. Sein Sturz lehrte Bildungfähige, wie labil eine Regirung ist, die sich nur auf die besitzende Klasse stützt, deren gesellschaftliche Existenz wiederum lediglich auf den Bajonetten beruht. Der König der Ordnungpartei starb im Exil.

Da hatte der Staatssozialismus auch bereits begonnen, aber nicht in Deutschland, wo man so viel von ihm geredet hat, sondern in England: Sir Robert Peel gab den Arbeitern 1846 billiges Brot und, nebenbei bemerkt, Gladstone später billiges Fleisch und dann freien Frühstückstisch. Damals konnte in Deutschland nur von individuellen Anstrengungen zur Besserung der Volkslage die Rede sein, und daran hat es auch nicht gefehlt. Während Wichern Kinder und Arme zu „retten“ suchte, faßte V. A. Huber solche Arbeiter und Handwerker ins Auge, die noch nicht proletarisirt waren und die sich durch Organisation selbst vor der Gefahr der Proletarisirung schützen sollten. Er gründete aus solchen Leuten Vereine für wirthschaftliche Zwecke und arbeitete dabei kurz vor 1848 mit dem späteren Kreuzzeitungredakteur Wagener zusammen. Die Anregungen, die er diesem bedeutenden Manne gab, sind wichtiger als jene, die Schulze-Delitzsch aus Hubers Unternehmungen von etwa 1850 ab empfing. Huber hat vor 1848 prinzipiell und praktisch angefangen, aus den durch die moderne kapitalistische Wirthschaft individualisirten Menschen wieder wirthschaftliche Organismen herzustellen, und das Streben danach hat er auf Wagener übertragen, der bald nach Magdeburg kam und dort Untergebener, Schüler und Freund des Gründers der preußischen konservativen Partei, Ludwigs von Gerlach, wurde. Als nun das Jahr 1848 kam und der Klassenkampf begann, haben diese Beiden zunächst die Erhaltung der alten Berufsstände nach Stahls Theorie angestrebt. Wagener hat die Handwerkerpetitionen für den Frankfurter Reichstag gegen die Gewerbefreiheit verfaßt und um 1854 van der Heydts Gewerbeordnung „konservativ“ umgewandelt.

Als Lassalle seine erstaunliche Agitation Schlag auf Schlag ausführte, traf er Männer, die sich darob nicht entsetzten. Unter ihnen war der als Sozialpolitiker nach Thomas von Aquin bedeutendste Kirchenfürst, Herr von Ketteler; seine Aktion habe ich hier, wo ich es mit Evangelischen zu thun habe, nur zu erwähnen. Unter den Evangelischen stand vorn Gerlach. Er erschrak zwar vor

Hosted by Google

der Proletarierbewegung und flüchtete sich, wie ein noch lebender Recke aus jener schönen Zeit der starken Männer, aus deren Anblick ich in meinen Jugendjahren Kraft gezogen habe, Edmund Jörg in seiner unentbehrlichen „Geschichte der sozialpolitischen Parteien“ (1867) sagt, in die Zunftreaktion. Hier wirkte er für die Erhaltung des Handwerks. Huber aber und Hermann Wagener folgten ruhig Lassalle auf den Boden der wirklichen Arbeiterbewegung, obwohl sie damals schon entzweit waren. Sie billigten Beide das Recht der Arbeitervereine und ausdrücklich auch das Koalitionrecht, an dessen spätererer gesetzlichen Annahme Wagener das Hauptverdienst hat. Den Streit zwischen den Nichtalszünftlern unter Gerlach gegen Wagener und die Seinen, die, wie Jörg sagt, „eine das ganze Erwerbsleben umspannende organische Neuordnung . . . durch den Staat auf dem Wege der Gesetzgebung“ verlangten, muß man aus Jörgs meisterhafter Schilderung kennen lernen. Er dauerte in der Kreuzzeitung von 1863 bis zum Frühling 1866. Damals kam es aus Anlaß der auswärtigen Politik in der geheimen Leitung der Partei zu einem Bruch, dicht vor dem Ausbruch des Krieges. Gegen den Krieg von 1866 waren Gerlach, Bindewald, Leo aus Halle, Marcard; für Bismarcks Politik Stolberg, andere mir Unbekannte und auch Wagener. Die Ersten verloren jeden Einfluß auf die Kreuzzeitung. Ein ungeheurer Schlag für das Blatt und die Partei, den man verheimlichte. Ich bin schon 1867 in intimen persönlichen und publizistischen Verkehr mit Wagener getreten und habe doch erst etwa acht Jahre später von diesem für die preußische Geschichte so wichtigen Vorgange Etwas erfahren. Immerhin hatte dieser aus politischen Gründen erfolgende Bruch die gute Folge, daß auf wirthschaftlichem Gebiet die zünftlerische Strömung zurücktrat und Wageners Auffassung der Arbeiterfrage die herrschende in der ganzen konservativen Partei wurde und bis 1871 blieb. Als 1869 die Gewerbenovelle im Norddeutschen Reichstage berathen wurde, haben Wagener, von Blankenburg und von Brauchitsch Anträge auf allgemeinen Normalarbeitstag und Verbot der Kinderarbeit unter vierzehn Jahren eingebracht, wozu ich ihnen Vorarbeiten aus englischen Gesetzen und aus der Literatur gemacht hatte. Sie unterlagen und einer ihrer Hauptgegner war schon jener Mann, der vor unseren Augen hauptsächlich Herrn Stoecker — der doch immer unser letzter Nachfolger bleibt — gefällt hat: Herr Stumm, damals noch nicht sehr reich und noch nicht adelig. Er ist mit dem siegenden Kapitalismus emporgestiegen, — wir sind gesunken, aus dem Felde gewichen oder gestürzt. Es ist eine geschichtliche Katastrophe, die ihn zum Sieger, uns zum Besiegten gemacht hat. Ich will hier gewiß nicht den Teufel an die Wand malen; aber sollte sich ereignen, was wir fürchten und vermeiden möchten, worauf man sich aber doch nach Vorgängen im Westen und namentlich im Osten, auf die wir keinen Einfluß üben können, einigermaßen gefaßt machen muß, so werden sich die Zustände anders entwickeln, als es Herr von Massow in seinem bekannten patriotischen Buche voraussetzt. Damals, 1869, hat die ganze konservative Partei es gebilligt, daß obrigkeitlich das Erwerbsleben in gewisse Grenzen, die das Arbeiterinteresse zog, eingeschlossen und die Arbeitermasse berufsständisch differenzirt und organisirt werde. Inzwischen haben wir, wie damals schon viele und jetzt alle Engländer, das Entstehen von möglichst vielen Arbeitervereinen gern gesehen, wenn sie nicht Anhängsel einer so extremen Partei wären, wie die des Herrn Schulze-Delitzsch eine war. Selbst sozialdemokratische Vereine haben wir als das natürliche Pro-

Hosted by Google

dukt des Organisationbedürfnisses der Arbeiterklasse in einer vom Kapital und der Syndizirung von Kapitalisten beherrschten Produktion angesehen und ihnen ist wirklich bis nach dem Kriege volle Freiheit gewährt worden. Bis der Staat Organisationen geschaffen hätte, die dem Schutzbedürfniß der Arbeiterklasse entsprechen würden, hielten wir es für zwar gefährlich, aber ganz unvermeidlich, daß die Sozialdemokratie Das that. Und heute behaupte ich, daß die deutsche und schweizer Industrie den großen Aufschwung, den sie seitdem genommen hat und der sich sogar in England fühlbar macht, zum Theil den sozialdemokratischen Vereinen verdankt. Diese haben den Arbeitern bessere Löhne, kürzere Arbeitzeit, bessere Lebensstellung und gesteigerte Geschicklichkeit erkämpft. Die Strikes selbst, die Vertheidigung in den Zeiten des Sozialistengesetzes, die Unterstützung, die sie sich darin gegenseitig gewährten, die Treue, die sie sich bewiesen, waren Mittel zur Entwickelung der besten geistigen Eigenschaften der Arbeiter. Das Alles ist ihnen bei der Arbeit nützlich geworden. Eine Statistik fehlt wohl, aber ich habe mich in zwanzig Exilsjahren fleißig umgesehen und glaube, daß selbst England nicht eine so große Masse durchschnittlich moralisch und physisch so tüchtiger Industriearbeiter besitzt wie Deutschland, die sozusagen den Apfel im Fluge greifen, jeder Veränderung der Maschinerie sich sofort anpassen, ihr Produkt jeder Anforderung der Konkurrenz und des sich ändernden Kundengeschmackes entsprechend machen können. Ich brauche blos nach Oesterreich zu gehen. Wie wenig entwickelt sich seine Industrie, — und an Kapital zur Entwickelung fehlt es wahrhaftig jetzt in Cisleithanien nicht mehr! Aber wie klein ist die Zahl wirklich tüchtiger Arbeiter; und diese sind bis auf den letzen Mann auch Sozialdemokraten. Ja, ich brauche nur die englischen Landarbeiter mit den deutschen zu vergleichen; jene sind seit einem Vierteljahrhundert zum großen Theil in Vereinen organisirt, die — eine so radikale Sozialdemokratie wie in Deutschland kann es ja freilich in dem Lande der klügsten Bourgeoisie und des klügsten Grundadels nicht geben — so stark sozialdemokratisch sind, wie es dort möglich ist. Sie haben sich eine Lebensstellung erkämpft, die sogar für Wirthschaftbeamte, Inspektoren, auf ostelbischen Rittergütern ein Ideal sein würde: 400 Mark Lohn und dazu Kost im Werthe von einer Mark täglich für einen Knecht, 600 bis 700 Mark und Wohnung nebst Garten für den männlichen Tagelöhner, 500 bis 600 Mark für sein Weib oder seine Tochter, dabei nur neunstündige Tagesarbeit! Aber während die ostelbischen Agrarier wirklich wirthschaftlich noch jetzt fortwährend mehr zurückkommen, erholen sich die englischen Grundbesitzer und Pächter seit drei bis vier Jahren ersichtlich. Die Zahl der fremden, besonders irischen Saisonarbeiter nimmt ab, aber die amerikanischen Feldmaschinen halten ihren Einzug, die zu bedienen der Rest von Landarbeitern im Osten Deutschlands unfähig ist, die aber die englischen Landarbeiter leicht gebrauchen lernen. Die Leute, die mit Caprivi sich bei jedem neuen Gesetz fragen, ob es auch der Sozialdemokratie ordentlich schaden werde, will ich nun einmal fragen: Warum ist der deutsche Industriearbeiter dem englischen und warum ist der englische Landarbeiter dem deutschen überlegen? Die Arbeiterpolitik, die Wagener und die Seinen, zu denen ich nun seit vollen dreißig Jahren gehöre, befolgt und angerathen haben, hat sich im Frieden bereits besser bewährt als jene, die in den Sozialdemokraten nur Reichsfeinde sieht, deren den Arbeitern und Unternehmern nützliche Leistung sie doch selbst nicht zu ersetzen

Hosted by Google

im Stande ist. Die politische Gefahr einer Entwickelung der Sozialdemokratie haben wir damals natürlich vorausgesehen, sie aber für unvermeidlich gehalten, wenn der Staat nicht selbst die Berufsstände organisirte, — und Das ist vollkommen eingetroffen, obwohl man meine damalige Prophezeiung im „Emanzipationkampf" verhöhnt hat, voran die Kreuzzeitung auf Grund von Mehrings Buch über die Sozialdemokratie. Man wird mich wieder denunziren, wenn ich sage: ökonomisch war die sozialdemokratische Vereinsbildung Deutschlands Industrie nützlich.

Männer im Alter von etwa sechzig Jahren, die die Entwickelung der Verhältnisse von Thünen bis zu Lassalle mit erlebt hatten, sahen 1870/71 nun von Versailles aus als Offiziere, hohe Beamte oder Abgeordnete dem Communeaufstande zu. Auf dem Pfingstberg bei Potsdam hat Wagener mir gesagt: „Mögen Sie diese schönen Bauten nicht einst durch deutsche Arbeiter so zerstört sehen, wie ich St. Cloud durch Bomben der Communards!" Die Furcht vor der Commune, der Gedanke, daß sie einst im Rücken der gegen den Feind marschirenden deutschen Armee ausbrechen könnte, vielleicht sogar an vielen Orten, ja etwa auf den ganz schutzlosen Rittergütern, hat damals mehr einsichtige Männer ergriffen, als bekannt wurde, denn man sprach nur in vertrautesten Kreisen von der unheimlichen Angelegenheit. Diese Furcht hat aber zu einer abwehrenden Thätigkeit geführt, von der ich sprechen muß. Ihr entstammt sowohl die kathedersozialistische als auch die evangelisch-soziale Bewegung. Möchte ich durch ihre Schilderung bewirken, daß man in Deutschland die Arbeiterbewegung wieder durch die selbe Brille ansehen lernt wie etwa vor 1871 bis 1875! Damals und schon seit 1830 galt sie also als ein natürliches Produkt der wirthschaftlichen, sozial ungesunden Entwickelung. Seitdem ist die Theorie aufgekommen, sie sei das Produkt verbrecherischer, reichsfeindlicher Agitation und müsse durch Polizei, Gericht und vielleicht sogar durch die ultima ratio regum vernichtet werden. Für die alte Ansicht habe ich eine Reihe von Männern ins Feld geführt. Ich frage: wo sind die Autoren für die neue Ansicht über die Arbeiterfrage, jene Ansicht, die nun die heutige Arbeiterpolitik beherrscht? Die Namen möchte ich gern wissen, auf deren Autorität gestützt man die Ansicht d'Israelis, Steins und Anderer verwirft! „227 Jahre Gefängniß und 112852 Mark Geldstrafen," sagt Dr. Franz Mehring, „sind der deutschen Sozialdemokratie in den drei Jahren 1894, 95 und 96 gerichtlich auferlegt worden." Das hat mich tief erschüttert und ich frage nochmals: auf welche geistige Autoritäten stützt man sich, unternimmt man es, uns, von Thünen bis zu mir, durch die neue Praxis als unreife Ideologen zu behandeln? Sind wir Alten, eben so wie die Pastoren, urtheilslose Menschen in der Sozialpolitik und sind nur reiche Fabrikanten unfehlbar? Das war 1871 nicht so! Damals erschien die Arbeiterbewegung und ihre Entwickelung als eine natürliche Evolution und man wollte ihr die Wurzeln auf dem Boden der Wirthschaftpolitik gründlich abgraben, nicht ihre Aehren oberflächlich absicheln.

Die Geistlichkeit scheint am Tiefsten ergriffen gewesen zu sein. Im Oktober 1871 berieth eine große Versammlung von Pastoren in der Garnisonkirche zu Berlin die „Soziale Frage". An der Spitze stand der Greis Wichern. Adolph Wagner gab ein nationalökonomisches Referat. Es war staatssozialistisch, seine positiven Forderungen an die Gesetzgebung waren jedoch zu gering, als daß es auf Arbeiter hätte Eindruck machen können. Im folgenden Jahre tagte

Hosted by Google

eine Konferenz ländlicher Arbeitgeber in Berlin. Schumacher-Zarchlin, der Thünens literarischen Nachlaß herausgegeben hat und mit unseres Parteischöpfers Ideengang vertraut war, und ich brachten eine Resolution durch, wonach der Staat einen Normalarbeitstag für Landarbeiter festsetzen sollte. Wichern und seine Pastoren von der Inneren Mission, Oldenberg, Rathmann, Meyering u. A., unterstützten uns. Der ehrwürdige Greis hatte nach vierzigjähriger Arbeit unter dem Grundsatz der Karitas die Kraft, einzusehen, daß die Noth der Zeit daneben ein kräftigeres Mittel verlange: Gesetz und Staatsregiment. Die Art, wie er Geistliche planvoll wie alte Diakonen zu sozialer Thätigkeit benutzte, brachte mich auf den Gedanken, es müsse möglich sein, die gesammte evangelische Geistlichkeit für eine Art konservativen Sozialismus mobil zu machen, zumal mir als Redakteur der „Berliner Revue" die soziale Thätigkeit einer Anzahl katholischer Geistlichen, die bereits 1868 begonnen hatte, nicht unbekannt war. Ich beschaffte nun die ganze Literatur über die schon bestehende katholisch-soziale Bewegung, reiste 1872 und 1878 am Rhein und Main, um persönlich zu sehen, was dort geschah, trat mit den katholischen Redakteuren und Schriftstellern in Verbindung, die hauptsächlich verdienstvoll in dieser Beziehung gewirkt hatten, und wurde bald Mitarbeiter einiger ihrer angesehensten Blätter. Dabei suchte ich evangelische Geistliche auf, um sie mit den löblichen Thaten ihrer katholischen Kollegen bekannt zu machen.

Die Kreuzzeitung unterstützte mich damals noch und berichtete z. B. im Juli 1872 über eine meiner Agitationreisen: „Wie die Pastoren-Konferenzen zu Ems überhaupt auch von einigen kirchlich gesinnten Laien besucht wurden, so wohnte einer der letzten derartigen Versammlungen u. A. Dr. R. Meyer, Redakteur der Berliner Revue, bei und führte eine eingehende Besprechung der sozialen Frage herbei. Er beklagte angesichts der von Tag zu Tag wachsenden sozialistischen Gefahr besonders die Verblendung und Herzenshärtigkeit vieler Arbeitgeber, die ihren Arbeitern weder einen Normalarbeitstag noch die Sonntagsruhe zugestehen wollten, und ermahnte — weil in den größeren Städten sozusagen bereits Hopfen und Malz verloren sei — insbesondere die Landgeistlichen, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen nach beiden Seiten, um den bedrohten Frieden der bürgerlichen Gesellschaft zu retten oder wieder herzustellen."

In Belgien entstand 1872 eine Ligue Nationale Belge, die ein Zusammenwirken von Staat und Geistlichen zur Bildung konservativ-christlicher Arbeitervereine anstrebte. Mir schien hier eine vorbildliche Aktion vorzuliegen, für die ich Förderer unter den angesehensten Konservativen suchte. Mir liegt noch die Antwort eines der Vorzüglichsten vor, des Grafen Krassow-Divis, den man scherzhaft Krassow-Dives nannte, weil er sehr begütert in Vorpommern und auf Rügen war. Er gehörte zu den Mitgründern der Kreuzzeitung, war ein tüchtiger Beamter gewesen, von gelehrter Bildung, förderte junge, strebsame Leute in so natürlicher Weise, daß es nicht niederdrückte, sondern Vertrauen und Freundschaft erweckte, und war nebenbei, wenn ich mich recht erinnere, der Schwiegervater des durch sein Monopolprojekt bekannten Grafen Kanitz. Er schrieb mir damals:

Pansewitz bei Gingst, Rügen, d. 7. Septbr. 72.

Hochgeehrter Herr!

Mit dem größten Interesse habe ich Euer Wohlgeboren gütige Mittheilung über die Ligue Nationale Belge entgegengenommen, deren Existenz mir

Hosted by Google

bisher entgangen war. Die Grundsätze der Liga kann ich fast Wort für Wort unterschreiben und theile daher im vollsten Maße Ihren Wunsch, daß sich aus unserer berliner Frühlings-Versammlung etwas Aehnliches entwickeln möge. Die Möglichkeit dazu ist vorhanden; aber ich fürchte, daß es sehr schwer sein wird, zu diesem Ziel zu gelangen. In Belgien liegen die Verhältnisse, wie in dem Referat der Revue treffend ausgeführt ist, ungleich günstiger. Die katholische Kirche, die zur Zeit dort auch den Staat beherrscht, ist das Fundament, auf welches die Ligue sich stützt und der fruchtbare Boden, aus welchem sie ihre Kräfte schöpft. Wie steht es dagegen bei uns? Der Liberalismus beherrscht bei uns Staat und Gesellschaft, — und der steht verblüfft und rathlos da; statt des geträumten goldenen Zeitalters ist aus seinen Nivellirungarbeiten eine Drachensaat hervorgegangen! Er beginnt zwar an der Infallibilität seiner Dogmen (die ihm bisher fester stand als dem eingefleischtesten Ultramontanen die des Papstes) etwas zu zweifeln, — wo aber die Hilfe zu suchen und zu finden, ist vor seinen Augen noch meist verborgen. Auch unsere Regirung scheint rathlos zu sein (sie ist ja im Schlepptau des Liberalismus, den sie zu schleppen vermeinte); sie schaut ruhig zu, wie alle Fundamente der Religion, des Rechtes, der Gesittung systematisch unterwühlt werden, einestheils durch den Sozialismus, anderntheils durch das Treiben des Geldreichthumes, welches wie ein Krebsgeschwür um sich frißt. Und Die, welche den Schaden mehr oder minder klar erkennen und gern helfen möchten? Sie sind vielfach gespalten, uneinig, mißtrauisch gegen einander, verstehen sich gegenseitig nicht; sie gleichen Armeen, die für eine Sache fechten sollen, aber deren Führer auf einander eifersüchtig sind, die verschiedenes Kommando, verschiedene Bewaffnung, verschiedene Reglements haben und die trotz aller Tapferkeit der Einzelnen gemeinsam nichts ausrichten. Katholiken und Protestanten in heller Fehde gegen einander, weit mehr, als nöthig wäre, in einer Fehde, angeblasen durch den Cynismus der ultramontanen Presse drüben und der offiziösen hüben; die lebendigen Glieder der evangelischen Kirche mißtrauisch gegen einander ob des Streites über Konfession und Union; dazu die Protestantenvereine, die an den Grundlagen der Kirche rütteln und treffliche Mineurs für den Sozialismus sind. Ueber den Sozialismus jammern resp. schimpfen können sie Alle, — aber Hand anlegen, um zu helfen und zu kämpfen, verstehen Wenige, denn dazu gehört, daß man erst an seine eigne Brust die Hand legt und bekennt, seinen Theil zu haben an der Gesammtschuld, aus der diese Giftpflanzen hervorgeschossen! Indessen darf man nicht müde werden, auf das Ziel loszuarbeiten und jede Gelegenheit hierfür zu benutzen. In meiner nächsten Heimath ist es die Auswanderung, welche die Landwirthe stutzig macht und veranlaßt, darüber nachzudenken, daß in der Lage der Arbeiter wohl Dies und Das zu bessern sei. Diese Stimmung erleichtert es mir, die landwirthschaftlichen Vereine dahin zu bringen, daß sie die Ergebnisse der berliner Konferenz ernstlich diskutiren; das Ergebniß wird abzuwarten sein. Sehr gern würde ich an der Oktober-Versammlung in Halle Theil nehmen, fürchte aber, daß mir Dies nicht möglich sein wird." u. s. w.

Es war mir aber nicht um eine einfache Kopie der katholisch-sozialen Thätigkeit zu thun, die, wie die sozialdemokratische und auch die fortschrittliche (Hirsch-Duncker), sich auf die Industriearbeiter beschränkte. Ich nehme für mich das Verdienst in Anspruch, zuerst in Deutschland und später auch in Oesterreich

Hosted by Google

planmäßig mich mit den Landarbeitern beschäftigt zu haben, wie ich denn, da ich vom Lande stamme und mehr dort als in der Stadt lebte, viel mehr agrarische als industrielle Studien gemacht habe. In Frankreich war die Commune auf Paris beschränkt geblieben; bei längerem Widerstand hätten sich wohl einige große Städte angeschlossen, nimmermehr aber das platte Land. Hier stand 1871, wie Herr Thiers sagte, auf jedem Morgen Land ein Bauer, um sein Eigenthum und damit das Prinzip des Privateigenthumes überhaupt zu vertheidigen. Ganz anders sah es längst im deutschen Nordosten auf dem Lande aus! Hier hatte Thünen schon 1849 die beiden Nationen D'Israelis entdeckt, zwischen denen es kein connubium gab. Das mußte, meinte ich, geschaffen werden und dazu war der Landpastor der geeignetste Mann. Er sollte zwischen Gutsbesitzer und Landarbeiter vermitteln; und der Staat mußte Gesetze geben gegen das nächste Interesse des Gutsbesitzers für das dauernde Interesse der beiden Nationen. Wenn dann der soziale Friede auf den Rittergütern wieder hergestellt sein würde, könnte man auch ferner in Kriegszeiten dort so ruhig sein, wie man es in den Bauerndörfern Frankreichs 1871 gewesen war. Diese Grundidee hat sich bei mir im Exil gefestigt. Ueber die Empörung mecklenburgischer Landarbeiter im Jahre 1848 hat man die Nachrichten so viel wie möglich unterdrückt. In Ungarn habe ich dann in Großgrundbesitzerfamilien von den Schrecken der Bauernaufstände in Galizien und Siebenbürgen gehört. Damals war gewiß der Einfluß der Kirche auf die Schule noch vollkommen; so weit es Erziehung gab, war sie christlich. Von Sozialdemokratie war keine Rede. Und doch! Die Gutsbesitzer konnte man freilich nur töten, aber ihre Frauen und Töchter hatten mehr zu opfern und verloren es. Solche Gräuel fürchte ich heute mehr als früher, seit die Saisonarbeiter anfangen, auf den großen Gütern die ausschlaggebende Kraft zu werden. Die Slavencommune auf den Rittergütern würde furchtbar sein, im Vergleich mit der sozialdemokratischen in den Städten: kurz, wenn ich am Ende meiner Laufbahn auf jene Anfänge zurückschaue, halte ich ihre Grundsätze noch für vollkommen richtig und deshalb darf ich wohl in die Details jener Tage eingehen.

Um jene Zeit war Büchsel Generalsuperintendent in Berlin. Er war Landpastor in meiner Heimath und mit meinem Vater bekannt gewesen. Ihn wollte ich für meinen Plan interessiren. Ich besuchte ihn und wollte ihn veranlassen, die Geistlichen zu sozialer Arbeit aufzumuntern. Er schlug es ab, weil sie dazu nicht die Unabhängigkeit der katholischen Geistlichkeit hätten. (Vergleiche Emanzipation-Kampf II, Seite 352 bis 353.) Ein anderer Geistlicher brauchte meine Aufmunterung nicht. Er hatte schon einen christlichen Arbeiterverein unter den Maschinenbauern vor dem Oranienburger Thore gegründet. Es war der Pastor Witte. Er war ein ganzer Mann und erfüllte seine Pflicht vollkommen. Wagener war von Lasker damals als Sündenbock für die Gründer um das Amt gebracht und seine früheren Parteigenossen schnitten ihn fast sämmtlich; nicht so Pastor Witte: er blieb ihm treu und tröstete ihn in seinem Unglück. Nicht Todt, nicht Stoecker, sondern Witte hat den ersten evangelisch-konservativen Arbeiterverein in Berlin gegründet. Natürlich habe ich Witte, seine Gattin und den Arbeiterverein gekannt und nie meine Meinung über ihn geändert.

Meine Lehrer unterstützten mich bei dieser Aktion nicht so wie bei den mit ihr parallel laufenden katheder-sozialistischen. Aber die professorale wie die

Hosted by Google

evangelische Bewegung wurde (abgesehen von Wittes Wirken) von konservativen Politikern gemacht, nicht von Professoren oder Geistlichen. Die evangelische bis 1885 von mir allein. Denn Rodbertus wollte weder von evangelischem noch von katholischem Sozialismus Etwas wissen. In seinen „Briefen" spricht er sich im Oktober 1871 sehr abfällig über die Oktoberversammlung und die dort gehaltenen Referate aus und nach der Versammlung der ländlichen Arbeitgeber im Mai 1872 neckt er mich wegen „meiner Bewegungen von St. Wichern bis St. Loyola". Wagener, dem ich Alles erzählte, lächelte stets und schwieg.

Inzwischen hatte ich den ersten Band des Buches „Der Emanzipationkampf des vierten Standes" 1873 veröffentlicht, worin ich am Schluß ein staatssozialistisches Programm mittheilte, das erste, das jemals in Deutschland aufgestellt worden ist. Wagener hatte das ganze Manuskript gelesen und hie und da verbessert. Es wird später, in Todts Briefen, davon oft die Rede sein. Das Buch hat damals besonders auf Geistliche gewirkt; und so überraschte es mich nicht, als im Winter 1874/75 Herr Orth, Pastor an der Werderschen Kirche, die, wie man mir sagte, der damalige Kronprinz nebst Familie stets besuchte, mich bat, auf einer im Mai 1875 stattfindenden Pastoralkonferenz einen Vortrag zu halten und dabei zusammenzufassen, was ich bisher einzelnen Pastoren hie und da bezüglich einer sozialen Arbeit gerathen hätte. Den Bericht über meine Rede in dieser Versammlung lasse ich nach der Kreuzzeitung folgen. Danach begann ich mit der Hoffnung, daß das Thema gewiß zeitgemäß sei, weil gerade in diesen Tagen die beiden sozialdemokratischen Parteien in Gotha einen Einigung-Kongreß abhielten, der höchst wahrscheinlich zu einer Einigung auf höchst radikaler und christenfeindlicher Basis führen werde. Man entgegnete zwar, der Sozialismus sei vielleicht eine vorübergehende Erscheinung, erzeugt durch wühlerische, gewissenlose Agitatoren, und dürfe evangelische Geistliche nicht beunruhigen. Nach des Redners Ansicht sei der Sozialismus ein natürliches Produkt unserer wirthschaftlichen Entwickelung. Er werde vielmehr nach dem unvermeidlichen Zusammenbrechen des Liberalismus die Gestalt unserer wirthschaftlichen Verhältnisse bestimmen. Professor von Scheel formulirt die soziale Frage folgendermaßen: Wie bringen wir die Bewegung unserer volkswirthschaftlichen Entwickelung mit dem Ideal der Freiheit und Gleichheit, das wir im Wirthschaftrecht verwirklicht haben, in Einklang? In der That müßten unsere wirthschaftlichen Verhältnisse im hohen Grade verkehrte genannt werden Wenn man nun durch Aufhebung der Wuchergesetze dem Großkapital die Aussaugung der arbeitenden Bevölkerung auf legale Weise möglich macht, wie kann man sich da wundern, wenn der Sozialismus als Frucht dieser Gesetzgebung erwachse? Mitglieder der konservativen Partei hätten Dies auch vorausgesehen. Wenn aber der Sozialismus somit nicht ein Kunstprodukt, sondern eine Erscheinung ist, mit der man nothwendig rechnen müsse, bleibe immer noch die Frage übrig, ob sie nicht an sich etwas Unchristliches sei und also von der evangelischen Geistlichkeit ignorirt werden müsse. Nun ist es aber so wenig wahr, daß der soziale Gedanke an sich einen unchristlichen Inhalt hätte, daß vielmehr das Gegentheil der Fall ist. Der Sozialismus ist in seiner gegenwärtigen Gestalt erst durch das Christenthum überhaupt möglich geworden. Die soziale Bewegung in der antiken Welt hatte einen durchaus verschiedenen Charakter und trat besonders

Hosted by Google

in zwei Richtungen hervor: entweder als Fortsetzung des Kampfes der Besiegten gegen die Sieger oder als Ringen der Bürger des Staates nach Gleichberechtigung innerhalb dieses Gemeinwesens. Der Gedanke der Berechtigung des Menschen als Solchen und über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus ist ein spezifisch christlicher, eben so wie die Schlagwörter Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bis dahin unbekannt blieben. Es ist deshalb auch nicht von ungefähr, daß gleich in der christlichen Hauptgemeinde ein praktischer Sozialismus ins Leben trat, der Sozialismus der christlichen Liebe, freilich mit anderer Formel als der atheistische. Die christliche Formel lautet: Alles, was mein ist, ist Dein; die atheistische dagegen: Alles, was Dein ist, ist mein. Dieser praktische Sozialismus habe auch in den ersten christlichen Gemeinden länger Stand gehalten, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt; die Verwunderung der Heiden: ‚Wie haben sich die Christen doch so lieb‘ bezog sich nicht nur auf schöne Redensarten, er hat in dem Klosterwesen in dessen guter Zeit seine Fortsetzung gefunden und ist in gewissem Umfange unter den Herrnhutern wieder lebendig geworden. Die christliche Kirche hat denn auch niemals aufgehört, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen, und es ist sogar ein besonderes Amt, das Diakonen-Amt, dazu geschaffen worden. Nicht mit Unrecht hat man deshalb auch die jetzige gefahrdrohende Gestalt des Sozialismus als die Quittung bezeichnet, die heute die Masse der Bevölkerung über die Seelsorge ausstellt, und es ist nicht allein ein überaus glücklicher Griff der katholischen Kirche, daß sie sich dieser wesentlichen Aufgaben wieder erinnert hat, sondern die Beschäftigung mit ihnen ist auch der wesentlichste Dienst, den unsere Kirche in der heutigen Zeit dem Staate zu leisten vermag. Der einzelne Staat ist durchaus unfähig, diese soziale Frage in ihrer christlichen Bedeutung zu erfassen und zu beantworten, und zwar einfach schon deshalb, weil sie, sobald sie in jenes Stadium eintritt und nicht mehe die Bürger, sondern die Menschen als Unterlage hat, sogleich einen internationalen Charakter annimmt. . . . Der katholische Sozialismus hat sein Hauptarbeitfeld in Frankreich und Belgien, andererseits in Deutschland. Er hat überall planmäßig organisirte Vereine. Besonders wird die Geistlichkeit in Frankreich und Belgien seit 1830 vom Adel unterstützt. Diese Vereine, die sogenannten Oeuvres, haben sich zu einem Ganzen konsolidirt und haben ihre Wochenschrift: L'association des oeuvres. An der Spitze des Komitees steht ein hoher Geistlicher, Graf Ségur. Daneben bildete sich 1872 ein militärisch organisirtes Komitee, diese Ideen ins Heer zu tragen. In Deutschland bestehen ähnliche Vereine, die ebenfalls föderirt sind. Diese Föderation wurde von Döllinger 1863 angeregt, man kann sie also nicht schlechthin als ultramontan bezeichnen. Herr von Schorlemer-Alst hat sie begründet. Sehen wir auf die Resultate. Von Dänemark bis Oesterreich und Frankreich umgiebt uns der katholische und atheistische Sozialismus. Die katholische Kirche gewinnt immer mehr Boden, trotz dem ‚Kulturkampf.‘ Eine solche sozialistische Thätigkeit wird von der evangelischen Geistlichkeit nicht geübt. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß Sozialdemokraten nur in evangelischen Gebieten gewählt werden. Sollte man nicht die evangelischen Geistlichen dafür verantwortlich machen? Daraus folgt, daß die evangelische Geistlichkeit sich planmäßig mit der sozialen Frage beschäftigen sollte. Bekämpfen hilft nicht, weil die Geistlichkeit die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht ändern kann. Aber die Bewegung muß in nicht

Hosted by Google

revolutionäre Bahnen geleitet werden. Alle, Landwirthe, Handwerker, die Laskers Nothgewerbeordnung vernichtet, Großindustrielle, Arbeiter, Alle sind unzufrieden.

Zu Bericht der Kreuzzeitung sagt dann, daß nun der Pfarrer Todt und der Hofprediger Stoecker noch in meinem Sinne sprachen. Beide Herren traten hier, vier Jahre nach dem Beginn der evangelisch-sozialen Agitation, zum ersten Male in die Oeffentlichkeit. Stoecker war erst vor wenigen Monaten von Metz nach Berlin versetzt worden und tauchte auch gleich wieder für zwei Jahre vollkommen unter. Die Versammlung beschloß, das ständige Komitee der „Positiven Union" solle schleunigst ein Aktion-Komitee aus Geistlichen und Laien zur Organisation einer christlich-sozialen Partei ernennen und zusammenberufen. Ich wurde sehr beglückwünscht, besonders von den Hofpredigern Stoecker und Bauer, und mir bedeutet, daß ich natürlich dem Komitee angehören werde. Seitdem habe ich beide Herren nicht wieder gesehen. Todt besuchte mich am selben Tage und fragte, ob er nicht etwas Besonderes leisten könne, dazu fühle er den Trieb in sich. Da habe ich ihm gesagt, daß man mir oft vorhielte, der Sozialismus sei unchristlich und ich hätte nicht theologische Kenntnisse genug, diesen Vorwurf zu widerlegen. Er werde sich ein Verdienst erwerben, wenn er die einzelnen Forderungen der Sozialdemokraten daraufhin prüfe, wie sie sich zum Neuen Testament verhielten. Das würde er gern thun, antwortete er, allein er sei ein Pastor vom Lande, der gar wenig gelesen habe, wenig mehr als etwas von Roscher, die Literatur zur Frage nicht kenne und noch weniger besitze. Ich stellte ihm meine Bibliothek zur Verfügung und entwickelte ihm meine Ansicht über die Arbeit. Er kam öfters vom Lande zu mir und wechselte die Bücher; die letzten hat er mir erst 1880 ins Ausland zurückgesandt. Ich habe ihn auch selbst einmal in Barenthin besucht, um seinen Stoff in die Kapitel bringen zu helfen. Als ich im Februar 1877 verhaftet wurde, hatte er die Nacht bei mir zugebracht und begleitete mich ins Gefängniß. Vor meiner Flucht ins Ausland gelobte er mir treue Freundschaft.

Monate vergingen nach dem Mai 1875, ohne daß ich eine Einladung zum sozialen Komitee der Positiven erhielt, und so ging ich zum Pastor Orth, der mich sehr verlegen empfing und allerlei Ausflüchte machte, aber nicht sagen konte, ob das Komitee überhaupt entstehen werde. Jetzt beschloß ich, Wagener um Aufklärung zu bitten, der zwar nicht mehr Beamter war, aber noch viele Informationquellen besaß. Er erinnerte mich an Büchsels Klage, daß die evangelische Geistlichkeit leider vom Staat, der Kirchenbehörde, zu abhängig sei, um eine soziale Aktion unternehmen zu können, die den damals tonangebenden Männern Delbrück, Camphausen und Michaelis — Bismarck kümmerte sich damals um wirthschaftliche Angelegenheiten noch nicht — höchst widerwärtig sein mußte. „Ich glaube", sagte der alte Herr, „Falk wird den Herren Pastoren abgewunken haben, und weil ich Das voraussah, habe ich mich um Ihre Agitation unter den Geistlichen nicht selbstthätig gekümmert." Das habe ich dann natürlich auch aufgegeben und nur noch mit Todt mich beschäftigt. Seine Briefe, von denen ich leider viele verloren habe, geben Aufschluß über seine später so folgenreiche Thätigkeit, deshalb will ich in einem Schlußartikel Auszüge aus einigen davon mittheilen.

Wien. Dr. Rudolf Meyer.

Hosted by Google

Höre, Israel!

Von vorn herein will ich bekennen, daß ich Jude bin. Bedarf es einer Rechtfertigung, wenn ich in anderem Sinne schreibe als dem der Judenvertheidigung? Viele meiner Stammesgenossen kennen sich nur als Deutsche, nicht als Juden. Einzelne, zumal Solche, die, durch Beruf und Neigung veranlaßt, weniger mit Ihresgleichen als mit Stammesdeutschen zu schaffen haben, von denen sie sich auch äußerlich nicht mehr allzu sehr unterscheiden mögen, sind ehrlich genug, den Fahnen ihrer philosemitischen Beschützer nicht länger zu folgen. Ihnen schließe ich mich an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Philosemiten pflegen zu verkünden: „Es giebt keine Judenfrage. Wenn die Juden ihr Land schädigen, so geschieht es durch unzulässige Handlungen Einzelner. Hiergegen schaffe man Gesetze oder verschärfe die bestehenden.“ Sie haben nicht Unrecht. Die Beantwortung der wirthschaftlichen Frage ist Sache der Gesetzgebung. Aber von der wirthschaftlichen Frage will ich nicht sprechen.

Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage. Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Sonntagen mittags um zwölf durch die Thiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines berliner Theaters blicken. Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig ausstaffirt und von heißblütig beweglichem Gebahren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde. Die gezwungene Heiterkeit dieser Menschen verräth nicht, wie viel alter, ungesättigter Haß auf ihren Schultern lastet. Sie ahnen nicht, daß nur ein Zeitalter, das alle natürlichen Gewalten gefesselt hält, sie vor Dem zu beschützen vermag, was ihre Väter erlitten haben. In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen —: so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.

Es frommt nicht, zu forschen, wie Das geschah und auf welcher Seite die Schuld liegt. Das Leben fragt nach Dem, was ist; und die Geschichte giebt dem Unterliegenden Unrecht.

Es besteht die unbestreitbare Wahrheit, daß die besten Deutschen einen tiefen Widerwillen gegen jüdisches Wesen und Treiben hegen, Die am Meisten, die nicht viele Worte davon machen und etliche Ausnahmen — gleichsam als seltsame Naturspiele — zugeben. Und wenn die Juden über Breite und Tiefe der Strömung sich zu täuschen trachten, — ein beklommenes Gefühl der Einengung und Verlassenheit werden sie nicht los. Der alte Herrlichkeitgedanke ist verrauscht und sehnsüchtiger, als sie es gestehen, blicken sie

Hosted by Google

aus nach Versöhnung. Aber das Meer der Abgeschlossenheit will sich vor keinem Zauberspruch zertheilen.

Ich wiederhole: mit der wirthschaftlichen Frage, dem eigentlichen Gebiet des sogenannten Antisemitismus, will ich mich hier nicht befassen. Noch lange, fürchte ich, werden die unteren Klassen des Judenthumes auf das Gewerbe des Handels angewiesen sein. Es ist natürlich und berechtigt, daß, wie jede einseitige Bestrebung, so auch der Handel und vornehmlich seine typischsten Mitgänger eine Gegenkraft und Opposition erwecken. Dieser Vorgang hat eine mehr merkantile als kulturelle Bedeutung. Den Kern der gesellschaftlichen Frage sehe ich aber nicht im wirthschaftlichen Interesse einzelner, wenn auch ausgedehnter Kreise, sondern in der fast leidenschaftlichen Abneigung der uninteressirten Mehrheit. Und diese gesellschaftliche Frage droht in allen Ecken des Reiches. Sie schwirrt durch die Schulstuben und Kollegiensäle; sie läuft durch die Straßen und mustert die Ladenschilder; sie rumort in den Geschäftsräumen und Werkstätten; sie steigt die Vordertreppen der Häuser vorsichtig hinauf und kichert die Hintertreppen hinab; sie nistet in den Polstern der Eisenbahncoupés und präsidirt an den Wirthstafeln; sie spreizt sich auf den Kasernenhöfen und klopft an die Thüren der Gerichtssäle.

Wer sucht ihr heute ernstlich die Antwort? Dem Stammesdeutschen ist die Frage so zuwider wie der Gegenstand. Er ist zufrieden, wenn das schwärzliche Volk ihm vom Leibe bleibt. Um ihre Zukunft sich zu kümmern, hat er keine Veranlassung. Gelingt die Assimilation doch kaum mit Polen und Dänen. Und was thut Israel, um vom Banne befreit zu werden? Weniger als nichts. Für auserwählter als andere Leute haltet Ihr Euch freilich nicht mehr, — kaum noch für schlauer. Aber mit Dem, was an Euch bleibt, deucht Ihr Euch über alle Kritik erhaben. Meint Ihr, der alte Stammesgott werden seinen König Messias senden, um Euch zu helfen? Ach, es ist Euch nicht aufgefallen, daß er seit ein paar tausend Jahren sich mit Euch nichts mehr zu schaffen gemacht hat! Der Herr des Zornes und des Sieges hatte an einem Volke von Kriegern Gefallen; für ein Volk von Krämern und Maklern interessirt er sich nicht. Der auf Horeb und Zion thronte, zieht nicht nach der Rosenthalerstraße noch nach der Heidereutergasse. Ihr sprachet, Ihr Schlauen und Weltgewandten: „Wer den Reichthum besitzt, Der hat die Macht.“ Nun habt Ihr den Reichthum, — und Eure Reichen sind weniger geachtet als Eure Armen. Eure Redekunst war eitel und Eure Agitation umsonst. Vereine habt Ihr gegründet, — zur Abwehr, anstatt zur Einkehr. Den Besten unter Euch habt Ihr das Leben zuwider gemacht, so daß sie Euch den Rücken kehrten, und als sie abtrünnig wurden, habt Ihr nichts vermocht, als sie zu verwünschen; daher kommt es, daß

Hosted by Google

es Ihnen gut geht. Schreiet nicht nach Staat und Regirung. Der Staat hat Euch zu Bürgern gemacht, um Euch zu Deutschen zu erziehen. Ihr seid Fremde geblieben und verlangt, er solle nun die volle Gleichberechtigung aussprechen? Ihr redet von erfüllten Pflichten: Kriegsdienst und Steuern. Aber hier war mehr zu erfüllen als Pflichten: nämlich Vertrauen. Man spricht viel vom Rechte des Schwächeren; dies Recht besteht, aber es läßt sich nicht ertrotzen. Keinen Stein wird man Euch wegräumen und keinen Schritt ersparen. Wollt Ihr aber, in Eure Stadtviertel verschanzt, weiter mit falschen Märtyrerkronen stolziren, — nur zu, man wird Euch nicht wehren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch ich weiß: es sind Einzelne unter Euch, die es schmerzt und beschämt, Fremde und Halbbürger im Lande zu sein, und die sich aus der Ghettoschwüle in deutsche Waldes- und Höhenluft sehnen. Zu ihnen allein spreche ich. Mögen die Anderen, so Viele oder Wenige mich hören, ihres tausendjährigen Rechtes gedenken, zu verfolgen und zu verhöhnen, die ihnen helfen wollen. Ihr aber, Ihr Minderzähligen, habt die schwere Aufgabe, die Abneigung Eurer Landesgenossen zu versöhnen, Ihr, die Ihr doch — verzeiht mir! — so wenig geschaffen seid, Euch Freunde zu machen. Dennoch wird es gelingen; und die Enkel der Indifferenten von heute werden Euch folgen.

Ihr fragt, ob ich Euch etwa zum Christenthum zu bekehren denke? Gewiß nicht.

„Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buße und ließen sich taufen."

Als ich jüngst ein Verzeichniß der Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin in die Hände bekam, machte es mir Freude, die altbekannten Namen zu durchblättern. Ja, die alten Freunde leben noch; die ganze altgläubige Zoologie, Mineralogie und Botanik ist vollzählig. Aber von der jüngeren Generation fand ich keinen Bekannten. Alle sind sie — nicht als Soldaten, sondern vorher — getauft worden und mögen jetzt sammt und sonders Regirungbeamte und Lieutenants sein.

Warum auch nicht? Zwischen dem Deismus eines liberalen evangelischen Geistlichen und dem eines aufgeklärten Rabbiners besteht kein Unterschied. Die christliche Sittenlehre ist dem gebildeten Judenthum heute so selbstverständlich, daß man sich einredet, sie lasse sich aus dem Alten Testament abstrahiren. Eine Religion- und Gewissenssache ist also der Uebertritt in den meisten Fällen nicht mehr. Bei den ältesten und reichsten Familien jüdischer Abstammung ist er theilweise schon vor Jahrzehnten erfolgt. Oft erinnert an den Glauben der Väter nur noch ein gewisser ironischer Atavismus des Aeußeren, eine Malice Abrahams.

Hosted by Google

Aber ein Ende der Judenfrage ist die Taufe nicht. Wenn auch der Einzelne durch die Lossagung sich bessere Existenzbedingungen schaffen kann: die Gesammtheit kann es nicht. Denn würde die Hälfte von ganz Israel bekehrt, so könnte nichts Anderes entstehen als ein leidenschaftlicher „Antisemitismus gegen Getaufte", der durch Schnüffeleien und Verdächtigungen auf der einen, durch Renegatenhaß und Verlogenheit auf der anderen Seite ungesunder und unsittlicher wirken würde als die heutige Bewegung. Die zurückgebliebene Hälfte aber, ihrer Spitzen beraubt, würde zu einer bildungunfähigen Masse zusammenschrumpfen. Es würde bei dieser Art der Aussonderung viel gutes Metall, vielleicht das beste, in die Schlacke gehen, denn gerade die Feinfühligsten entschließen sich zu einem ideellen Schritt am Schwersten, so lange ein materieller Vortheil häufig untrennbar damit verknüpft ist.

Was also muß geschehen? Ein Ereigniß ohne geschichtlichen Vorgang: die bewußte Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen. Anpassung nicht im Sinne der „mimicry" Darwins, welche die Kunst einiger Insekten bedeutet, sich die Lokalfarbe ihrer Umgebung anzugewöhnen, sondern eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landesgenossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden. Könnte zugleich durch diese Metamorphose die Gesammtbilanz der moralischen Werthe verbessert werden, so wäre Das ein erfreulicher Erfolg. Das Ziel des Prozesses sollen nicht imitirte Germanen, sondern deutsch geartete und erzogene Juden sein. Und zwar wird sich zunächst ein Zwischenstand bilden müssen, der, von beiden Seiten anerkannt, ein Trennung- und Verbindungsglied zwischen Deutschthum und Stockjudenthum vorstellt: ein jüdisches Patrizierthum — nicht des Besitzes, sondern — der geistigen und körperlichen Kultur. Dieser Stand wird durch seine Wurzeln von unten herauf immer neue Nahrung aufsaugen und mit der Zeit Alles verarbeiten, was an umwandlungfähigem und verdaulichem Material vorhanden ist.

Wenigen außen Stehenden ist es bekannt, daß ein Patrizierthum unter den Juden schon vorhanden ist und, ihren höchst konservativen Neigungen gemäß, bereitwillig anerkannt wird. Weit weniger, als man gemeinhin glaubt, wird der Begriff guter Familie von altem oder jungem Reichthum verdunkelt und es stehen eben so viele ganz arme Häuser in hohem Ansehen, wie steinreiche nicht für voll gelten, obwohl sie mit dem echten Landesadel Fühlung haben. Dieser Zwischenstand, der schon jetzt eine strenge Selbsterziehung übt, würde mit besserem Erfolg nach unten hin wirken, wenn nicht, durch Verhältnisse veranlaßt, die ich weiterhin erwähnen werde, der Prozeß der Loslösung einzelner Theile beständig vor sich ginge.

Hosted by Google

Aber auch in der breiteren Masse dämmert eine gewisse Selbsterkenntniß und es ist erfreulich, daß auch dort die Benennung „jüdisch“ für persönliche Eigenschaften und Handlungweise eine kompromittirende Färbung angenommen hat. Einmal hörte ich, als von einem Manne gesprochen wurde, der seiner Laufbahn wegen sich hatte taufen lassen, wie ein Stammesgenosse sein Urtheil in die Worte zusammenfaßte: „Gott, wie jüdisch!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Selbsterziehung — Selbsterkenntniß! Ich muß an die Geschichte von der häßlichen Gutchen Rothschild denken. Als sie in der Judengasse zu Frankfurt am Main vor ihrer Hausthür saß, kam ein Schnorrer und bettelte sie an. Sie gab ihm nichts, weil sie geizig war, und er hielt ihr folgende Strafpredigt: „Wenn die jüdischen Mädcher häßlich sind, so heißt man sie Schönchen, und wenn sie bös sind, so heißt man sie Gutchen. Du heißest Gutchen, weil Du noch viel böser bist, als Du häßlich bist, — nu sieh Dir im Spiegel, wie bös Du mußt sein!“

Seht Euch im Spiegel! Das ist der erste Schritt zur Selbstkritik. Leider ist nichts daran zu ändern, daß Ihr einander zum Erschrecken ähnlich seht und daß daher jedes Einzelnen Unart auf die Rechnung Aller gesetzt wird. Auch hilft es nicht, festzustellen, daß Eure südöstlich gestimmte Erscheinung an sich für die nördlichen Stämme nichts Sympathisches hat. Um so mehr habt Ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse Ihr Euch durch verwahrlost schiefes und schlaffes Einhergehen nicht zum Gespött macht. Habt Ihr erst Euren unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelenken Füße, die weichliche Rundlichkeit der Formen, als Zeichen körperlichen Verfalles erkannt, so werdet Ihr einmal ein paar Generationen lang an Eurer äußeren Wiedergeburt arbeiten. Ihr werdet es so lange aufschieben, die Trachten der hageren Angelsachsen zu parodiren, in denen Ihr aussieht, wie wenn ein Teckel einen Windhund kopirt; Ihr werdet nicht am Strande durch Seemannskleider, in den Alpen durch Wadenstrümpfe die Natur rebellisch machen. Wie in Palästina das Volk Israel ausgesehen hat, weiß ich nicht — die Zeitgenossen scheinen seine Art von Schönheit nicht goutirt zu haben —, aber so viel ist gewiß, daß zweitausend Jahre Elend ihre Spuren zu tief einbrennen, als daß sie sich mit Eau de Cologne abwaschen lassen. Haben doch in jener Zeit die Weiber das Lächeln verlernt; ihr Lachen ist grell und unfroh und ihre Schönheit schwermüthig geworden. Verstündet Ihr diese seltene und fremdartige Schönheit, so würdet Ihr sie nicht ersticken in Ballen von Atlas, Wolken von Spitzen und Nestern von Brillanten.

Die Formen des Verkehrs unter urbanen Menschen kennt Ihr oberflächlich, aber Ihr versteht sie nicht. Wenn Ihr sie hervorkramt — natür-

Hosted by Google

lich nur bei besonderen Gelegenheiten, denn unter einander lohnt es nicht —, habt Ihr eine artige Manier, Eure Unkenntniß hinter einer gewissen ironisirenden Schalkhaftigkeit zu verstecken. Auch mit der Kunst der Sprache ist es nicht weit her. Ihr habt zwar den deutschen Wörterschatz um die Interjektionen „Kunststück!" „Kleinigkeit!" „Zustand!" und manche andere bereichert; Das hindert nicht, daß man es störend empfindet, wenn man in der Unterhaltung abwechselnd mit der Anrede „Sehr geehrter Herr" und der Frage: „Verstehen se mich?" bedacht wird. Zwischen wedelnder Unterwürfigkeit und schnöder Arroganz findet Ihr schwer den Mittelweg. Selbstbewußtsein ohne Anmaßung läßt sich freilich nicht anlernen; nur Der erwirbt es, der sich als Niemandes Gläubiger noch Schuldner fühlt. Dazu plagt Euch ein maßloses Streben, zu repräsentiren. Könntet Ihr Euch einmal mit fremden Augen sehen, Ihr Sportsmänner auf dem Kutscherbock, Ihr Mäzenaten in den Ateliers, Ihr Vereinsvorstände auf der Rednerbühne! Ihr, die Scharfschützen der Beobachtung und des Sarkasmus, — welche Vergleiche fändet Ihr heraus! Aber, nicht wahr, lieber Leser und Glaubensgenosse: Das trifft zwar bei den Anderen zu, doch Du selbst bist ganz anders?!

Freilich steht Euch heute keine Bahn offen, auf der Euer unbändiger Ehrgeiz sich ausgaloppiren kann. Als Rechtsanwalt, Kaufmann und Arzt besteigt man den kuruliſchen Stuhl nicht. Das ehrliche Bewußtsein eines ehrlichen Werthes ist heute das einzig Erstrebenswerthe, das ein Jude erreichen kann. Aber Das muß Euch genügen. Darum drängt Euch nicht nach kargen Auszeichnungen, selbst wenn Ihr glaubt, ein Anrecht darauf zu haben. Ein reicher jüdischer Bankier zu sein, ist an sich keine Schande; aber der Elephantenorden von Honolulu oder das Konsulat von Kamtschatka kann daran nichts bessern. Haltet Euch in bürgerlichen Schranken und Ihr werdet Euch nicht über die zunehmende Kurzsichtigkeit der Bevölkerung zu wundern haben, wenn die Freunde, die gestern bei Euch zu Tisch waren, Euch heute auf der Straße nicht wiedererkennen.

Ihr beklagt Euch, daß man an Eurer Unterhaltung kein Gefallen findet. Eure Konversation ist ein Kampf. Den Partner zu „unterhalten", durch Selbstmittheilen und Theilnehmen zu erfreuen, ist nicht die Absicht; man sucht durch Superlative, durch grauenhafte Uebertreibungen und, wenn Alles nicht hilft, durch stimmliche Kraftentfaltung ihn mundtot zu machen. Würde auf den Rekord der Redensarten: „ich für meine Person" und „meiner Ansicht nach" ein Preis gesetzt, so würdet Ihr nach Belieben siegen. Es verlangt ja Niemand von Euch so Etwas wie Gemüth; was Dem ähnlich sah, habt Ihr mit manchem anderen Gut in den Ghettos gelassen. Eure Väter waren in ihrer Frömmigkeit gemüthvoll: Ihr seid aufgeklärt und witzig. Aber Ihr sollt die Seele und das Gemüth Eurer Landesgenossen begreifen und ehren,

Hosted by Google

anstatt sie durch vorlautes Urtheil und frivole Ironie zu verletzen. Worte sind die Waffen der Schwachen; wehe Dem, der mit vergifteten Pfeilen kämpft.

Man wird Euch den Vorwurf machen, international zu sein, so lange Ihr mit allen ausländischen Cohns und Levys versippt und verschwägert seid. Laßt all die exotischen Vettern und Basen, die trotz ihrem Leugnen in Paris, New-York oder Budapest vielleicht mißliebiger sind als Ihr hierzulande, bleiben, wo sie sind. Renommirt nicht mit ihren Ansichten und Manieren und schämt Euch nicht, wenn Eure Kinder früher deutsch als französisch sprechen lernen. Wer sein Vaterland liebt, Der darf und soll ein Wenig Chauvinist sein.

Brüstet Euch nicht mit Mildthätigkeit. Bei Euch ist sie keine Tugend, denn Jeder ist mitleidig, dem es schlecht geht. Wahres Mitgefühl aber ist schamhaft, und wer es zur Schau trägt, prostituirt sich. Ob Ihr den Thaler bei unserem Herrgott anlegt oder dafür ein Billet zum Residenztheater kauft, ist Privatsache und interessirt keinen Anderen.

Die Eigenschaften der Gesinnung, die für jeden Vorkämpfer und Erzieher Vorbedingung sind, bleiben hier, als nicht eigentliche Stammesfragen, unerwähnt. Ein Selbstbekenntniß der spezifischen Mängel wollte ich beginnen; es zu erschöpfen, wird mir schwer, da ich selbst mich von solchen Fehlern nicht frei weiß. Mögen sie ausgesprochen und wiederholt werden, bis kein Ohr sich mehr ihnen verschließen kann: dann endlich wird das Unzulängliche Ereigniß werden.

Und habt Ihr erst mit ganzer, opferwilliger Kraft begonnen, an der „Lösung" der großen Frage zu arbeiten, so mögt Ihr auch an die Thore des Staates klopfen: und sie werden sich öffnen. „Jude ist Jude": Das ist heute der einfache Grundsatz des Staates. Strikt und ohne Ausnahme wird die Ausschließung aus Heer, Verwaltung und Hochschulen durchgeführt. Das Ziel: der Verjudung des öffentlichen Wesens entgegenzuarbeiten, ist berechtigt. Den erwählten Weg vom sittlichen Standpunkt zu prüfen, habe ich keine Veranlassung. Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit ist er falsch.

Von der Aussperrung ausgenommen sind alle Getauften. Von dem Augenblick an, da ihr Name in das Kirchenregister eingetragen ist, steht ihnen jede Laufbahn bis zu den höchsten Gipfeln offen. Dieser Widerspruch läßt sich nicht beseitigen, ohne daß endlose Familienforschung und unaufhörliche Verdächtigung überhand nehmen, wie es gelegentlich schon jetzt vorkommt, da semitisches Blut in germanischen Adern verbreiteter ist, als man gemeinhin glaubt. Man hat angestrebt, den Uebertritt zu erschweren oder eine Respektszeit einzuführen, — vergeblich: von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle.

Aber was nützt es denn, wenn der Mann den Bußtag statt des Versöhnungtages heiligt? Das Leiden ist nicht geheilt, weil die Symptome unterdrückt sind. Auf der anderen Seite ist es nicht zu verwundern, wenn jüdische

Hosted by Google

Staatsbürger, vor die Wahl gestellt, auf Bethätigung im öffentlichen Leben zu verzichten oder sich von den Heilslehren der christlichen Kirche überzeugen zu lassen, keinen anderen Ausweg finden, als sich den politischen Parteien zuzuwenden, die rückhaltlos für ihre Gleichstellung eintreten: Sozialismus und Freisinn. Daß eine andere als diese Gemeinschaft zwischen kultivirtem Judenthum und negirenden Strömungen besteht, ist eine Fabel.

Das heutige System bedeutet: eine riesige Prämie auf den Uebertritt, die Beförderung der latenten Verjudung und eine gewaltsame Stärkung der destruktiven Parteien. Wenn die Zahl der Uebertretenden und die Zahl der Staatsgegner diesen Verhältnissen noch nicht adäquat ist, so ist Das vielleicht das Beste, was dem Judenthum überhaupt nachgesagt werden kann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von den Vertretern des Staates darf man heute eine genauere Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse des Judenthumes nicht erwarten. Die Kreise, mit denen sie amtlich in Berührung kommen, sind hauptsächlich die der Finanz. Bei den Juden findet man es naturgemäß, die Reichsten zugleich für die Besten zu halten, und wenn schon sie allerhand Unzulänglichkeiten zeigen, auf den Rest a fortiori zu schließen. Von den Einflußreichsten des Landes darf man behaupten, daß ihre Kenntniß des Judenthumes sich auf Pferdehändler, Bankiers und Kornmakler nebst den Informationen berufsmäßiger Interpreten der Judenfrage beschränkt. Die kultivirtesten deutschen Juden bleiben um so unbeachteter, als sie es für ihre Pflicht halten, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Außerdem werden sie, weil sie dem typischen Begriff nicht mehr entsprechen, meist nicht für Juden gehalten, und wenn sie sich bemüssigt sehen, sich zu erkennen zu geben, so betrachtet man sie mit unverhohlenem, fast ungläubigem Erstaunen. Gern setzen sie sich dieser Lage nicht aus, denn es ist ihnen bekannt, welche ängstliche Scheu in Kreisen, die einer Führungskontrole unterliegen, vor „jüdischem Verkehr“ besteht. Eine Scheu, die so weit führt, daß jüdische Eigennamen niemals ohne eine gewisse ironisirende Betonung ausgesprochen werden. Man sagt: „Im Erdgeschoß dieses Hauses wohnt Herr Wilhelm Schulze und im ersten Stock ‚ein‘ Herr Simon.“

Aber in dem Maße, wie der Kreis der Kultur sich erweitert, wird es für den Staat eine Pflicht, von dem Grundsatze „Jude ist Jude“ abzugehen und mit der Erkenntniß, daß auch innerhalb des Judenthumes Unterschiede und Abstufungen bestehen, sich zu befassen. Man mag die strengste Prüfung der Herkunft, der Gesinnung, sogar des Aeußeren zur Vorbedingung machen und die schärfste Beaufsichtigung der Führung walten lassen, aber die grundsätzliche, ausnahmelose Aussperrung muß aufhören. Gäbe es nur eine Handvoll jüdischer Beamten und Offiziere — und sollten unter einer halben Million Menschen sich nicht so viele Gerechte finden lassen wie in Sodom

Hosted by Google

und Gomorrah? —, so würde die jüdische Bevölkerung empfinden, daß der Staat aus der Judenfrage nicht eine Frage des Glaubens, sondern der Erziehung macht, sie würde nicht aus politischer Hoffnungslosigkeit sich der berufsmäßigen Opposition zuwenden oder gezwungen sein, das widerwärtige und unsittliche Bild assoziirter Interessen- und Glaubensbegriffe beständig sich vor Augen zu halten. Es würde vielmehr die Menge sich an den wenigen Auserwählten messen und in ihnen ein greifbares Ziel der Selbsterziehung erblicken.

Gerechtigkeit schuldet der Staat selbst seinen verlorensten Söhnen; seine Weisheit muß es verhüten, daß in den Seelen gerade der Besten dieses unglücklichen Stammes ein Funke koriolanischen Zornes sich entfache.

W. Hartenau.

Psychologische Streitfragen.

Am Spätesten unter allen Einzelnwissenschaften hat sich die Psychologie von dem Mutterschoße der Philosophie losgelöst. Zwar bewies Kant schon vor hundert Jahren, daß die sogenannte rationale Psychologie, die, von bestimmten Annahmen über das Wesen der Seele ausgehend, auf deduktivem Wege die seelischen Vorgänge erklären wollte, auf Trugschlüssen beruhe, aber er eröffnete doch auch der empirischen Psychologie durchaus keine günstigen Aussichten, da er den Satz aussprach, daß diese wegen der Unanwendbarkeit der Mathematik auf das Seelenleben der theoretischen Physik niemals gleichkommen, ja, wegen der Unmöglichkeit psychologischer Experimente nicht einmal die Chemie erreichen werde. So blieben denn in der Seelenlehre auch nach Kant spekulative Methoden vorherrschend, bis in den sechziger Jahren Fechner, Helmholtz und Wundt durch die That bewiesen, daß es trotz Kant möglich sei, psychische Erscheinungen exakten Maßbestimmungen zu unterwerfen und in ihren Zusammenhang auf dem Wege der experimentellen Analyse einzudringen. Wilhelm Wundt unternahm es dann als Erster, die neuen Methoden, die zunächst nur auf die sinnliche Wahrnehmung Anwendung gefunden hatten, in dem Gesammtgebiete der Psychologie zur Geltung zu bringen, und veröffentlichte 1874 seine „Grundzüge der physiologischen Psychologie", ein Buch, das nicht sowohl ein Kompendium psychologischen Wissens als eine Anweisung zu psychologischer Forschung sein wollte.

Natürlich wurden aus dem Lager der Philosophen und der spekulativen Psychologen gegen das hier aufgestellte Arbeitprogramm alle möglichen Bedenken und Einwände erhoben; eine Psychologie, die den Begriff der Seele für überflüssig erklärte und die darauf ausging, die feinsten Regungen des geistigen Lebens mit groben

Hosted by Google

Apparaten zu fixiren, zeigte eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem berüchtigten Materialismus und schien keinen erheblichen Ertrag an wirklicher psychologischer Einsicht zu versprechen. Dagegen wurden in den Kreisen der Naturforscher der neuen Richtung lebhafte Sympathien entgegengebracht. Sah man doch in ihr einen verheißungvollen Vorstoß des nach der Meinung Vieler zur Alleinherrschaft berufenen naturwissenschaftlichen Geistes mitten in ein Gebiet hinein, das bis dahin für unangreifbar gegolten hatte. Die ersten Anhänger und thätigen Mitarbeiter fand deshalb der Begründer der neuen Disziplin auch vorwiegend in den Reihen der Physiologen, Mediziner und anderer naturwissenschaftlich vorgebildeten Leute. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch, seltsam genug, dieses Verhältniß nahezu umgekehrt. Heute haben viele Vertreter der Geisteswissenschaften ihr anfängliches Mißtrauen überwunden, nachdem sich gezeigt hat, daß auch auf dem Standpunkte Wundts die höheren geistigen Funktionen die ihnen gebührende Berücksichtigung finden, während von den anfänglichen Anhängern Mancher erstaunt und mit Bedauern den Meister der neueren psychologischen Forschung seiner Meinung nach auf halbem Wege stehen bleiben und in den Sumpf metaphysischer Begriffe abirren sieht. Wundt selbst aber denkt vielleicht im Stillen: Gott behüte mich vor meinen Freunden! In der That wendet er sich in einigen seiner letzten Abhhandlungen zur Psychologie ganz entschieden gegen die Gruppe jüngerer Psychologen, die, in einseitiger Uebertreibung der Anschauungen, aus denen die „Grundzüge" erwachsen waren, die Psychologie ganz und gar auf Physiologie zurückführen möchten. Die Schriften über „Psychische Kausalität und das Prinzip des psychophysischen Parallelismus", über die „Definition der Psychologie" und der „Grundriß der Psychologie" sind allen Denen zum Studium zu empfehlen, die sich etwa noch immer in dem falschen Glauben befinden, daß die „Physiologische Psychologie" in materialistischen Anschauungen wurzele oder solche begünstige; namentlich in dem zuletzt genannten Werke, das die Hauptergebnisse der ausgedehnten psychologischen Forschungen des leipziger Gelehrten in gedrängter Kürze und allgemein verständlicher Form zur Darstellung bringt und das deshalb allen sich für Psychologie interessirenden Kreisen besonders willkommen sein wird, ist es dem Verfasser offenbar darum zu thun gewesen, seinen Standpunkt in möglichst unzweideutiger Weise zum Ausdruck zu bringen und erkennen zu lassen, daß mit der Feststellung der physiologischen Grundlagen der seelischen Erscheinungen die Arbeit der Psychologie nicht etwa schon gethan sei, sondern eigentlich erst beginne.

Ich will versuchen, die leitenden Ideen der beiden mehr und mehr auseinanderstrebenden Richtungen der experimentellen Psychologie darzulegen und, so weit Das im Rahmen eines kurzen Essays möglich ist, gegen einander abzuwägen.

Die Metaphysiker haben sich bekanntlich Jahrhunderte lang abgemüht, jene Wechselwirkung zwischen Leib und Seele begreiflich zu machen, der zufolge Reize, die unsere Sinnesorgane treffen, Empfindungen und andererseits gewisse seelische Regungen (Gemüthsbewegungen, Willensakte) körperliche Veränderungen nach sich ziehen. So weit die hier in Betracht kommenden Prozesse rein physiologischer Natur sind, bieten sie keine Schwierigkeit; wir können uns sehr wohl vorstellen, wie die Wirkung eines äußeren Reizes sich in den sensibeln Nerven bis zum Gehirn, und wie die eines Bewegungimpulses sich vom Gehirn bis zu den Muskeln fortsetzt; unverständlich ist nur, wie ein irgendwie gearteter Vorgang im Gehirn mit einem seelischen Zustande als Ursache oder Wirkung verknüpft sein kann. Nun ist unsere

Hosted by Google

Unfähigkeit, einen Sachverhalt zu verstehen, an sich noch kein Beweis gegen seine Thatsächlichkeit; im vorliegenden Falle sind jedoch noch andere Gründe vorhanden, die den Kausalnexus zwischen physischen und psychischen Erscheinungen als unmöglich erscheinen lassen. Wenn nämlich eine Reihe unter einander ursächlich zusammenhängender physischer Veränderungen an irgend einer Stelle abbräche, um sich im psychischen Gebiete weiter fortzusetzen, so bedeutet Das ein Verschwinden von Wirkungsfähigkeit aus der materiellen Welt, wie umgekehrt die Entstehung einer Bewegung im Gehirn ohne vorangehende physische Ursache eine Neuschöpfung von solcher bedeuten würde. Der eine wie der andere Fall steht aber im Widerspruch zu dem das ganze Naturgeschehen beherrschenden Gesetze von der Erhaltung der Kraft, das verlangt, daß der Energieinhalt jeder physischen Ursache in einer physischen Wirkung unvermehrt und unvermindert zum Vorschein kommt. Die wissenschaftliche Psychologie der Gegenwart nimmt deshalb nicht eine kausale Abhängigkeit, sondern lediglich ein allerdings gesetzmäßiges Nebeneinanderhergehen physischer und psychischer Vorgänge an; die physischen Vorgänge im Organismus, zu denen auch die Molekularbewegungen im Gehirn gehören, bilden hiernach einen in sich geschlossenen Zusammenhang, so daß zu der physischen Ursache immer wieder eine physische Wirkung gehört und umgekehrt; aber gewissen von diesen Vorgängen korrespondiren in gesetzmäßiger Weise gewisse psychische Erscheinungen. Man bezeichnet diese Anschauung als das Prinzip des psychophysischen Parallelismus.

Während nun die Untersuchung des tieferen Grundes dieser Thatsache ein rein philosophisches Problem bildet, ist die Frage nach dem Umfange, in welchem unsere inneren Erlebnisse als Begleiterscheinungen physiologischer Prozesse im Gehirn anzusehen sind, für die Psychologie selbst von größter Wichtigkeit. Denn wenn ein solcher Parallelismus stattfindet, wird auch das Seelenleben in letzter Linie von den selben Gesetzen, von der selben mechanischen Nothwendigkeit beherrscht wie das Geschehen in der Körperwelt; eine besondere, der geistigen Welt als solcher innewohnende Gesetzmäßigkeit ist nur unter der Voraussetzung denkbar, daß die geistigen Vorgänge Bestandtheile oder Seiten darbieten, die sich der physiologischen Deutung entziehen. Der radikale Flügel der heutigen Psychologen will aber von einer solchen Einschränkung nichts wissen; nach der Ansicht dieser Gruppe entsprechen jedem seelischen Phänomen ohne Ausnahme, nicht nur den sinnlichen Empfindungen und Gefühlen, sondern auch den scheinbar rein innerlich verlaufenden Vorgängen des Vorstellens, Erinnerns, Denkens, den zartesten Regungen des Gemüthslebens, bestimmte Erregungzustände im Gehirn. Man brauchte also nur im Einzelnen zu wissen, welche bestimmten physischen Erscheinungen jedem bestimmten Vorgange im Gehirn entsprechen, um befähigt zu sein, alles Das, was ein Subjekt innerlich erlebt, in seinem Gehirn gewissermaßen abzulesen. Daß auf diesem Standpunkte von einer Verknüpfung seelischer Zustände unter einander, von einem Bestimmtwerden des einen durch einen anderen, keine Rede sein kann, versteht sich hiernach von selbst. Das Seelenleben ist ja nichts weiter als eine Abspiegelung gewisser physiologischer Vorgänge; und wie die Erscheinungen, die wir an Spiegelbildern beobachten, nicht in diesen selbst, sondern in den Verhältnissen der gespiegelten Objekte ihren Grund haben, so beruht auch alle Verbindung seelischer Zustände unter einander ausschließlich auf der durch die Anordnung der Ganglienzellen im Gehirn und die allgemeinen Gesetze der Reizübertragung bedingten Verknüpfung der entsprechenden

Hosted by Google

physiologischen Erregungzustände in diesen Zellen. Der Name „psychophysischer Materialismus", mit dem diese Theorie von ihren eigenen Vertheidigern bezeichnet wird, ist demnach vollkommen zutreffend. In der That unterscheidet sie sich von dem alten, metaphysischen Materialismus nur dadurch, daß sie es vermeidet, unsere Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen u. s. w. geradezu als Produkte oder Funktionen des Gehirns zu bezeichnen, stimmt aber mit ihm darin überein, daß sie das Seelenleben seinem Inhalt und seinem Verlauf noch ganz und gar von dem Spiel der physikalisch-chemischen Prozesse im nervösen Centralorgan abhängig macht.

Der Standpunkt Wundts ist nun insofern ein abweichender, als er das Prinzip des Parallelismus uneingeschränkt für die elementaren Bestandtheile des Seelenlebens, d. h. für die sinnlichen Empfindungen, für die komplexen, seelischen Erscheinungen aber nur insoweit gelten läßt, als an diesen sinnliche Empfindungen betheiligt sind. In gewissem Sinne ist Das ja nun stets der Fall; unsere Erinnerung- und Phantasiebilder setzen sich aus abgeblaßten Empfindungen zusammen und selbst beim abstraktesten Denken schweben dem Bewußtsein konkrete Vorstellungen oder Bestandtheile solcher vor. Aber der jeweilige Inhalt unseres Bewußtseins ist doch nicht blos ein Aggregat sinnlicher Empfindungen, vielmehr sind diese stets zu einer Einheit verbunden und diese eigenartigen geistigen Einheitformen haben nach Wundt kein physiologisches Korrelat, ihr Zustandekommen kann also nicht physiologisch, sondern nur psychologisch erklärt werden. So ist uns z. B. beim Seh-Akt eine Summe von Lichteindrücken zusammen mit gewissen — aus den Augenbewegungen entspringenden — subjektiven Empfindungen gegeben, aber der Komplex dieser sinnlichen Elemente ist noch nicht die Vorstellung eines körperlichen Objektes von bestimmter Form und Größe, die erst dadurch entsteht, daß jene die Form einer im Raume geordneten Mannichfaltigkeit annehmen. Eben so wird, wenn wir eine der einfachsten Intelligenzbethätigungen, etwa die Vergleichung zweier Eindrücke, als Beispiel wählen, zwar ihr gleichzeitiges Vorhandensein im Bewußtsein sich aus der Koexistenz der entsprechenden Erregungen in den Sinnescentren des Gehirns erklären lassen, für das hinzukommende Bewußtsein der Gleichheit oder Verschiedenheit ist damit aber noch keine Erklärung gewonnen, ja es ist überhaupt nicht ersichtlich, welcher physiologische Zustand oder Vorgang diesem möglicher Weise entsprechen könnte. Auch entziehen sich nach Wundt alle Werthbestimmungen, die sich mit unseren inneren Erlebnissen verbinden, von den einfachen sinnlichen Lust- und Unlustgefühlen an bis hinauf zu dem ästhetischen Gefallen und Mißfallen, der ethischen Billigung und Mißbilligung, der physiologischen Interpretation, weil im Bereiche des physischen Geschehens gegensätzliche Bestimmungen analoger Art überhaupt nicht vorkommen. An der Hand des psychophysischen Parallelprinzips gewinnen wir also in allen Fällen nur über das Rohmaterial Aufschluß, aus dem die einzelnen psychischen Phänomene hervorgehen; so weit dieses Material in Betracht kommt, hat sich die Psychologie physiologischer Erklärungprinzipien zu bedienen, für das Verständniß der zusammengesetzteren psychischen Gebilde und ihrer Beziehungen im Bewußtein leisten diese jedoch nichts: hier handelt es sich um Vorgänge, die nur eine, nicht zwei Seiten haben und die deswegen rein psychologisch zu erklären sind.

Es giebt also, Das ist das Fazit dieser Erwägungen, für das geistige Leben besondere, von denen der physischen Welt verschiedene Gesetze, und zwar hat Wundt in seinem „Grundriß" deren drei aufgestellt. Als „Gesetz der psychischen Resultanten"

Hosted by Google

bezeichnet Wundt die Thatsache, daß ein zusammengesetztes psychisches Gebilde stets Eigenschaften gewinnt, die in der Summe seiner Bestandtheile noch nicht enthalten sind (einfachster Fall: der Hinzutritt der Raumform zur sinnlichen Empfindung), woraus sich für die geistige Entwickelung des Einzelnen sowohl als der Gesamtheit eine beständige Bereicherung, eine Zunahme an geistiger Energie ergiebt. Das „Gesetz der psychischen Relationen" bringt die Eigenthümlichkeit zum Ausdruck, daß wir nie irgend einen Inhalt vereinzelt, sondern stets nach seiner Beziehung zu anderen auffassen (woraus sich z. B. die Relativität aller unmittelbaren Schätzungen und Beurtheilungen erklärt), daß also jene vergleichende und beziehende Funktion, die den Intelligenzäußerungen zu Grunde liegt, zu den Grundmerkmalen unseres Bewußtseins gehört. Unter dem „Gesetz der psychischen Kontraste" endlich ist die Thatsache zu verstehen, daß entgegengesetzte subjektive Zustände (Lust und Unlust, Erregung und Abspannung u. s. w.) sich im Wechsel verstärken, womit Wundt die geschichtliche Erscheinung der Entwickelung in Gegensätzen in Zusammenhang bringt.

Wie fängt es nun der psychologische Materialismus an, um die erwähnten Eigenschaften und Beziehungen der geistigen Erscheinungen, auf die nach Wundt das Parallelprinzip keine Anwendung findet, doch der physiologischen Deutung zugänglich zu machen? Das Verfahren ist einfach; er behauptet kurzweg, daß jedes psychische Phänomen ohne Ausnahme sich bei näherer Untersuchung als einen Komplex bestimmter sinnlicher Empfindungen erweise, er leugnet, daß uns die innere Erfahrung irgend etwas Weiteres zeige als ein Zugleich und Nacheinander von Eindrücken, mögen diese unmittelbar durch äußere Reize erregte oder (wie bei der Erinnerung) reproduzirte sein. Hier tritt uns also der uralte Sensualismus, wie ihn Gassendi, Locke, Condillac u. A. lehrten, in neuer und, wie eingeräumt werden muß, verbesserter und verfeinerter Form entgegen. Charakteristisch für diesen Neusensualismus ist vor Allem der reichliche und vielseitige Gebrauch, den er zum Zweck seiner Erklärungen von den schwachen und meist übersehenen Empfindungen macht, die in unserem Organismus selbst entspringen; die Spannungempfindungen in der Muskulatur der Gliedmaßen und der Sinnesorgane, die mancherlei Modifikationen des Gemeingefühles spielen bei ihm eine große Rolle. Gewiß sind nun, wie schon Leibniz bemerkte, solche „petites perceptions" in unserem Seelenleben vielfach wirksam, aber daneben ist doch mit der Zulassung von Elementen, die sich zum großen Theil dem direkten Nachweis entziehen, der willkürlichen Hypothesenbildung Thür und Thor geöffnet und nicht mit Unrecht spottet ein zeitgenössischer Philosoph über die „erfundenen Empfindungen" einer vorgeblich streng empirischen Psychologie. Das Verfahren des psychologischen Materialismus ist nun, daß er alle Eigenschaften und Unterschiede der psychischen Erscheinungen, die nicht schon so in offenbarer Weise in den ihnen zu Grunde liegenden objektiven Sinnesempfindungen begründet sind, aus gewissen mit diesen verbundenen subjektiven Empfindungen abzuleiten sucht. So soll die Vorstellung des Raumes aus der Wahrnehmung der Muskelempfindungen hervorgehen, die beim Sehen mit den Bewegungen des Augapfels verknüpft sind, der Unterschied der Lust- und Unlustgefühle darin bestehen, daß die ersten von Empfindungen in den Streck-, die anderen von solchen in den Beugemuskeln begleitet sind; und während z. B. bei den Affekten nach der bisherigen Anschauung der Gemüthszustand als das Primäre, die körperlichen Symptome als bloße Nebenwirkungen angesehen wurden, kehrt die materialistische Psychologie das Verhältniß geradezu um und definirt den

Hosted by Google

Affekt als die Summe der durch die entsprechenden körperlichen Veränderungen erregten Empfindungen; statt zu sagen: wir weinen, weil wir traurig sind, hätten wir also im Sinne dieser Theorie zu sorgen: wir sind traurig, weil wir weinen.

Neben dem Begriffe der Empfindung kennt der Sensualismus nur noch ein weiteres Erklärungprinzip, das der Assoziation. Man versteht hierunter bekanntlich die Erscheinung, daß zu einer von außen gegebenen oder in der Erinnerung auftauchenden Vorstellung (z. B. eines grünen Waldes) ohne unser Zuthun eine bestimmte andere (etwa die Erinnerung an eine Landpartie) hinzutritt, die wieder eine dritte (die Erinnerung an eine bestimmte Persönlichkeit) erwecken kann u. s. w., so daß oft, hauptsächlich wenn wir unseren Gedanken freies Spiel lassen, sich eine ganze Vorstellungreihe am Faden der Assoziation entwickelt. In ähnlicher Weise kann sich übrigens auch mit einer Vorstellung eine Bewegung verknüpfen, wie es z. B. beim Klavierspielen und allen anderen Fertigkeiten der Fall ist; und was von dieser letzten Art der Assoziation gilt, daß die Verbindung eine um so festere wird, je öfter sie sich wiederholt hat, trifft bekanntlich auch bei der ersten zu: die Assoziation zweier Vorstellungen kann eine so innige werden, daß es uns ganz unmöglich ist, sie zu trennen, und wir nun irrthümlich an einen Zusammenhang der vorgestellten Objekte oder Eigenschaften glauben. Nun bestreitet Niemand, daß die Assoziation das Geistesleben des erwachsenen normalen Menschen in weitem Umfange beherrscht; eine andere Frage ist aber doch, ob sie durchgängig und ausschließlich unseren Gedankenlauf und überhaupt den Zusammenhang der Bewußtseinsinhalte bestimmt, ob also auch die inneren Vorgänge, die man als Verstandes- und Phantasiethätigkeit bezeichnet, nichts weiter als Assoziationen sind. Der englische Empirismus und die in seinem Dienste stehende ältere englische Psychologie haben Das von je her behauptet und darauf hingewiesen, daß zwischen den lockersten Assoziationen und den von dem Bewußtsein logischer Nothwendigkeit begleiteten Gedankenverbindungen ein stetiger Uebergang stattfinde. Dagegen haben die maßgebenden deutschen Philosophen an der Annahme der wesentlichen Verschiedenheit der objektiv-giltigen logischen Verknüpfung und der nur subjektiv-zwingenden assoziativen Verbindung festgehalten. Ihnen schließt sich Wundt an, insofern er von der assoziativen die apperzeptive Gedankenverbindung unterscheidet, während der psychophysische Materialismus durchaus der englischen Psychologie folgt, ohne freilich bisher die sehr zweifelhaften und vielfach widerlegten Beweisgründe, die die Engländer für ihre Hypothese vorzubringen pflegen, durch bessere, insbesondere durch experimentelle, ersetzt zu haben. Es ist ihm nicht einmal gelungen, von seinen Voraussetzungen aus das Bewußtsein logischer Nothwendigkeit oder der logischen Unmöglichkeit zu erklären, — wenn man nicht etwa die Angabe, daß zwei Gedankeninhalte uns logisch vereinbar oder unvereinbar erscheinen, je nachdem sich mit ihnen vereinbare oder entgegengesetzte (schwache) Bewegungimpulse verbinden, für eine Erklärung ansehen will.

Wenn nun die Vertreter dieser Theorie durch alle diese theilweise von ihnen selbst erkannten Schwierigkeiten sich doch nicht beirren lassen, so liegt Das daran, daß ihnen das Prinzip des uneingeschränkten Parallelismus von vorn herein als ein unerschütterliches Dogma feststeht. Da bleibt dann in Bezug auf die zulässigen psychologischen Erklärungweisen keine Wahl. Denn wenn der jeweilige Seelenzustand das genaue Gegenbild des augenblicklichen Erregungzustandes in gewissen Bezirken unseres Gehirns ist, so ist zunächst klar, daß als dessen Bestandtheile nur sinnliche

Hosted by Google

Empfindungen in Betracht kommen können, die den in jedem Augenblicke zusammentreffenden einfachen Erregungszuständen entsprechen, mag die Sache nun so sein, daß der Reizung jeder einzelnen Ganglienzelle eine einzelne Empfindung korrespondirt, oder irgendwie anders. Und der Zusammenhang psychischer Phänomene unter einander kann nur darauf beruhen, daß die Erregung einer Gruppe von Ganglienzellen sich vermöge angeborener oder im Laufe der individuellen Entwickelung entstandener centraler Leitungbahnen auf eine oder mehrere andere überträgt; dieser Vorgang der Miterregung ist aber, wie allgemein angenommen wird, die physiologische Grundlage der Assoziation. Ehe ich jedoch dazu übergehe, jenes Dogma selbst etwas näher zu beleuchten, sei noch einer weiteren und wichtigeren Konsequenz gedacht: der Leugnung jeder Art von seelischer Aktivität.

Nach der gewöhnlichen Ansicht ist die Seele oder das beseelte Subjekt in zweifacher Richtung thätig; einmal nach innen, insofern es auf den Lauf seiner Vorstellungen willkürlich einzuwirken, die eine festzuhalten, die andere abzuweisen, sie in mannichfacher Weise zu verbinden und zu trennen vermag; dann nach außen, insofern es willkürlich Körperbewegungen ausführt. Nach der Lehre des psychophysischen Materialismus ist aber der Inhalt unseres Bewußtseins durch die jeweilig einwirkenden äußeren Reize und den Mechanismus der Assoziation vollständig bestimmt, es bleibt also für eine Thätigkeit der ersten Art kein Raum, denn sonst „müßten Zellenbewegungen im Gehirn ohne physische Ursache auftreten können". Und was die äußeren Willenshandlungen betrifft, so müssen wir vom physiologischen Gesichtspunkte aus die Impulse, die unsere Muskeln empfangen, als das nothwendige Resultat aus der Gesammtheit der vorhandenen Gehirnerregungen auffassen. Die Meinung, daß wir die Körperbewegungen hervorbringen, muß also als eine Illusion bezeichnet werden; wir nehmen sie nur passiv wahr; und das dabei auftretende Thätigkeitgefühl hat als Grundlage nicht ein wirkliches Thätigsein, sondern lediglich gewisse, den physiologischen Vorgang der Muskelbewegung begleitende subjektive Empfindungen. Insofern gleichartige Empfindungen (Spannungempfindungen in der Stirn- und Nackenmuskulatur) auch in manchen Fällen den Vorstellungprozeß begleiten, sei dann der Begriff einer auf die Vorstellungen selbst gerichteten Thätigkeit entstanden. Wir verhalten uns also, kurz gesagt, immer nur vorstellend, niemals wollend, ein Wollen als besondere, vom Vorstellen spezifisch verschiedene Erscheinung des Seelenlebens existirt nicht. Wundt hat diese übrigens auch außerhalb des Kreises der materialistischen Psychologen verbreitete Anschauung als Intellektualismus und im Gegensatz dazu seine eigene psychologische Theorie als Voluntarismus bezeichnet.

Er geht keineswegs etwa darauf aus, nun umgekehrt das Vorstellen aus dem Wollen abzuleiten, läßt vielmehr Vorstellung, Gefühl und Willen als verschiedene, nicht auf einander zurückführbare psychische Aeußerungen gelten, betont jedoch dabei, daß sie in Wirklichkeit immer verbunden und nur in der Abstraktion zu trennen sind. Es giebt also im Sinne dieser Theorie eben so wenig Vorstellungen, mit denen nicht zugleich Gefühle und Triebe in verschiedener Stärke verknüpft sind, wie ein Fühlen und Wollen, das sich nicht auf irgend welche vorgestellten Gegenstände bezöge, wenn auch im Einzelnen bald die eine, bald die andere Seite der Erscheinung vorwiegt; das Charakteristische liegt aber doch darin, daß sie das Seelenleben nicht als ein bloßes Schattenspiel, sondern als ein lebendig bewegtes, von innen heraus vorwärts drängendes Geschehen auffaßt und kein einziges seelisches Phänomen kennt,

Hosted by Google

bei dem nicht eine wirkliche psychische Aktivität als wesentlicher Faktor betheiligt wäre. Sie ist zugleich streng monistisch, da sie alle die scheinbar so verschiedenartigen Vorkommnisse der inneren Erfahrung als Modifikationen einer Grunderscheinung, des Triebes, betrachtet und erklärt. Im Triebe haben wir nach Wundt nicht nur die primitivste Aeußerung der Willensthätigkeit, sondern überhaupt den Ausgangspunkt der ganzen geistigen Entwickelung vor uns; er ist für die Psychologie das Selbe, was die Zelle für die Morphologie der Organismen ist, — das Urelement, in dem die ganze spätere Mannichfaltigkeit der Formen und Funktionen vorgebildet ist, denn er enthält in inniger Durchdringung eine sinnliche Empfindung, ein Lust- oder Unlustgefühl und ein Streben oder Widerstreben, das sich unaufhaltsam in eine äußere Handlung umsetzt. Den Zusammenhang dieser verschiedenen Bestimmungen, also die Beziehung des Strebens zu einem Lust-, des Widerstrebens zu einem Unlustgefühl, die Verbindung zwischen Trieb und einer zweckmäßigen äußeren Handlung, muß die Psychologie, nach Wundt, eben so als etwas Gegebenes ansehen wie die Biologie die organische Einheit der Zelle; „denn nicht die Entstehung, sondern die Entwickelung der psychischen Lebensäußerungen bildet die Aufgabe der psychologischen Untersuchung."

Diese Entwickelung geht nun nach zwei Hauptrichtungen vor sich. Wenn schon mit der ersten Regung eines Triebes sich die Vorstellung des Zieles verbindet, entstehen die zweckbewußten Willenshandlungen. Wenn die äußere, körperliche Thätigkeit mehr und mehr zurücktritt und der Trieb sich auf Vorstellungen als sein einziges Ziel beschränkt, geht jene innere Willensthätigkeit hervor, die uns am Deutlichsten im Denken und der produktiven Phantasiethätigkeit entgegentritt, die aber auch, als Aufmerksamkeit, bei der sinnlichen Wahrnehmung und der Assoziation betheiligt ist, da wir niemals einen Eindruck rein passiv in uns aufnehmen, sondern stets zu seiner Aneignung ein gewisses Maß von Selbstthätigkeit anwenden müssen. In beiden Fällen gehen im Sinne dieser Theorie die zusammengesetzten Willensthätigkeiten, bei denen eine Wahl unter verschiedenen als möglich vorgestellten Akten stattfindet, aus jenen einfachen hervor, bei denen die Richtung des Wollens von vorn herein in einer jedes Schwanken ausschließenden Weise durch den vorhandenen Seelenzustand bestimmt ist und die deshalb manche Psychologen gar nicht als Willensthätigkeiten, sondern nur als Triebäußerungen gelten lassen wollen. Dagegegen liegt die Eigenthümlichkeit des Voluntarismus Wundts gerade darin, daß er jede solche Unterscheidung als willkürlich ablehnt und den bewußten Wahlakt, die einfache, triebartige Handlung, ja selbst die bloße unbewußt und ganz mechanisch vor sich gehende Reflexthätigkeit als verschiedene Entwickelungformen des selben Grundphänomens betrachtet.

Insofern die Willensthätigkeit das ganze Seelenleben durchzieht, liefert sie dem Voluntarismus zugleich die Erklärung für den einheitlichen Zusammenhang unserer inneren Zustände, der in dem Gegenwärtiges und Vergangenes umfassenden Selbstbewußtsein seinen charakteristischen Ausdruck findet. Für die Assoziation-Psychologie bildet die Einheit der geistigen Persönlichkeit ein sehr schwieriges Problem. Nach dem Prinzip der Assoziation wird es zwar erklärlich, warum bestimmte Vorstellungen zu bestimmten anderen hinzutreten oder auf sie folgen, nicht aber, wie die Vorstellung eines Ich oder Selbst sich ausbilden kann, das dem Wechsel der Vorstellungen überhaupt als etwas relativ Konstantes gegenübersteht. Für die Vertreter des genannten psychologischen Systemes blieb also nichts übrig, als auch die Ichvorstellung auf eine Summe sinnlicher Empfindungen zurückzuführen. Dazu scheinen sich ja die

Hosted by Google

aus der Thätigkeit unserer körperlichen Organe entspringenden wegen ihrer verhältnißmäßigen Gleichförmigkeit ganz besonders zu eignen, aber das Selbstbewußtsein ist doch, nach dem Zeugniß der unmittelbaren Erfahrung, nicht sowohl Bewußtsein eines bestimmten Inhaltes als vielmehr Thätigkeitgefühl; und so dürfte es, abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten der sensualistischen Auffassung, auch den Thatsachen besser entsprechen, wenn Wundt es in Beziehung zu der bei aller Mannichfaltigkeit der Erscheinungformen im Wesen immer gleichartigen Willensthätigkeit setzt. Daß hier übrigens unter Wille nicht das Selbe verstanden wird wie in dem metaphysischen System Schopenhauers, geht schon daraus hervor, daß dort der Wille ein hinter den Erscheinungen stehendes, blindes, bei Wundt dagegen ein in den seelischen Erscheinungen wirksames, mit dem Vorstellen eine reale Einheit bildendes Prinzip ist. Auch wäre es fasch, die psychische Aktivität sich von einem völlig konstanten Subjekt ausgehend zu denken, das gegen die verschiedenen ihr von außen zufließenden Eindrücke in immer gleicher Weise reagirt; ihre Form und Richtung ist vielmehr immer durch den vorhandenen Bewußtseinsinhalt und durch die Gesammtheit aller vorhergegangenen Erlebnisse des Individuums bestimmt, sie bezeichnet also nichts weiter als die Thatsache, daß stets die bereits vergangenen Zustände des seelischen Lebens für seinen weiteren Verlauf bestimmend werden.

Ich komme jetzt auf die Frage zurück, wie denn der psychophysische Materialismus sein Dogma vom durchgängigen Parallelismus der psychischen Vorgänge mit physischen, dessen Konsequenzen wir kennen gelernt haben, begründet. Er argumentirt so: Unser Gehirn empfängt fortdauernd Einwirkungen von außen, die uns als Sinnesempfindungen zum Bewußtsein kommen, und läßt Impulse von sich ausgehen, deren wir uns als Willensthätigkeiten bewußt werden. Zwischen jenen und diesen wird durch ein wahrscheinlich sehr verwickeltes System centraler Reizübertragungen ein lückenloser ursächlicher Zusammenhang hergestellt. Daneben nehmen wir wahr, daß unsere sämmtlichen inneren, seelischen Zustände aus Sinnesempfindungen hervor- und in Willensthätigkeiten übergehen. Beide Thatsachen sind nur so zu vereinigen, daß man das psychische Leben als die Abspiegelung jener centralen Zwischenvorgänge betrachtet. Denn es kann nicht der selbe Erfolg, hier die äußere Willenshandlung, von zwei von einander unabhängigen Reihen von Ursachen abhängen; da nun dieser Erfolg zweifellos durch physische Ursachen völlig bestimmt ist, so kann die psychische Bestimmung nur scheinbar sein, indem die Reihe der Vorgänge, die psychisch dem Erfolg vorangeht, zusammenfällt mit der Reihe der physischen Vorbedingungen. Aus den angedeuteten Erwägungen folgt jedoch offenbar nur, daß alle psychischen Erscheinungen überhaupt eine physiologische Grundlage haben, was Niemand bestreitet, nicht jedoch, daß alle einzelnen Merkmale der psychischen Phänomene in Beziehung stehen müssen zu den Merkmalen der zu Grunde liegenden physiologischen Prozesse, daß also das Seelenleben nichts enthalten kann, was sich nicht physiologisch deuten ließe. Es müssen also bei dem ganzen Schluß noch andere Motive mitwirken. In der That sieht man leicht, daß es vor Allem das Verfahren ist, die letzte Entscheidung auch psychologischer Fragen vor dem Forum der Naturwissenschaft zu suchen, das zum psychologischen Materialismus hinführt. Seine Anhänger treten nicht unbefangen und vorurtheilslos an die Beurtheilung der psychologischen Thatsachen heran, sondern ordnen sie Gesichtspunkten unter, die dem naturwissenschaftlichen Gedankenkreise entlehnt sind. Die Naturwissenschaft

Hosted by Google

unterscheidet nun bekanntlich zwischen der objektiven Außenwelt und der diese repräsentirenden, aber in vielfacher Hinsicht von ihr abweichenden Vorstellungwelt; sie nimmt ferner an, daß das physische Subjekt der Träger dieser Vorstellungwelt sei und sie in Wechselwirkung mit der umgebebenden objektiven Außenwelt erzeuge. Geht man aber von diesen Voraussetzungen aus, nimmt man an, daß der Organismus für die psychischen Erscheinungen ganz eben so wie für die rein biologischen das reale Substrat bilde, so ist Das nur so denkbar, daß jene bestimmten physiologischen Vorgänge korrespondiren; denn ein seelisches Erlebniß kann ersichtlich nur insoweit in ein Abhängigkeitverhältniß zu einem materiellen Substrat gebracht werden, als es möglich ist, ihm einen rein physischen Vorgang zu substituiren.

Daß jedoch diese ganze Betrachtungweise des Psychischen eine verfehlte sein muß, geht aus den absurden Konsequenzen hervor, die sich aus ihr ergeben. Wenn das Seelenleben eine bloße Begleiterscheinung physiologischer Vorgänge ist, deren Hinzukommen an ihrem Verlaufe nichts ändert, wenn sämmtliche Bethätigungen des beseelten Organismus nichts weiter sind als naturgesetzlich bestimmte Reaktionen auf äußere Reize, einfache oder zusammengesetzte Reflexe, die der Organismus aus sich selbst hervorbringt, ohne daß dabei psychische Ursachen mitwirken, so darf man füglich fragen, welchen Zweck denn eigentlich das ganze bewußte Innenleben hat, da nach seinem Wegfall ja das Verhalten des Menschen kein anderes sein würde als vorher. Wir sind also vor die Alternative gestellt, entweder anzunehmen, daß die Natur den Organismen in der Empfindungfähigkeit eine überflüssige Eigenschaft gegeben hat, — oder daß die Theorie falsch ist. Die Entscheidung kann, gerade vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, nicht zweifelhaft sein. Wundt geht deshalb bei seiner Bestimmung des Gegenstandes und der Aufgabe der Psychologie nicht von dem Gegensatze der objektiven Außen- und der subjektiven Innenwelt als einem gegebenen aus, sondern er knüpft an die unmittelbare Erfahrung und betont, daß uns ursprünglich nicht Objekte und daneben unsere subjektiven Zustände als etwas Getrenntes gegeben sind, sondern eine Mannichfaltigkeit von Bewußtseinsbestimmungen. Wenn nun nachträglich einige von diesen (die Vorstellunginhalte) objektivirt werden, während andere (die Gefühle, Triebe u. s. w.) eine solche Bedeutung nicht gewinnen, so beruhen doch unsere Begriffe von äußeren Objekten immer auf einer an den Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung vorgenommenen Abstraktion; und die Naturwissenschaft, die sich nur mit der Feststellung der Beziehungen der objektiven Bestandtheile des unmittelbaren Erfahrunginhaltes befaßt, könne deshalb unmöglich über ihn seinem vollen Umfange nach Rechenschaft geben, erfordere vielmehr zu ihrer Ergänzung eine Wissenschaft, die den Inhalt der unmittelbaren Erfahrung nach seiner konkreten Beschaffenheit und unabhängig von der Nebenrücksicht untersucht, — und Das sei eben die Psychologie. Nach dieser Ansicht kommt also der Psychologie das Primat vor der Naturwissenschaft zu, denn jene stützt sich auf die volle unmittelbare Erfahrung, diese ist hypothetische Verarbeitung einzelner Bestandtheile der Erfahrung. Welche von den beiden jetzt mit einander kämpfenden Parteien das Feld behaupten wird, darüber kann man nach Alledem kaum im Zweifel sein.

Sondershausen. Dr. Edmund Koenig.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Die Geschichte meiner Erblindung. Von Konrad Luthmer, früher Hauptmann im Feld-Art.-Regt. Nr. 31 zu Hagenau im Elsaß. Kommissionsverlag von J. Hörning in Heidelberg, 1897.

Wenn man eine Episode seines Lebens in das Ladenfenster eines Buchhändlers hängt, so pflegt man alle übrigen Mittel, zu seinem Rechte zu kommen, erschöpft zu haben. In dieser Lage befand auch ich mich, als ich „die Geschichte meiner Erblindung" der Oeffentlichkeit übergab; nur ist doch insofern ein großer Unterschied von anderen Veröffentlichungen vorhanden, als es sich bei mir nicht um materielle Gründe handelt.

Durch die Schuld eines Reserve-Offiziers bin ich vor mehr als drei Jahren durch einen Kanonenschuß völlig erblindet. In der gegen den Schuldigen eingeleiteten militärgerichtlichen Untersuchung sind nach meiner Ueberzeugung sehr seltsame Handlungen zu Gunsten des Angeschuldigten vorgekommen; obwohl sie von mir rechtzeitig auf legalem Wege zur Sprache gebracht worden waren, wurden sie dennoch von dem Gericht und den Revision-Instanzen einfach ignorirt. Nicht genug damit: mir wird noch im Laufe der Untersuchung eine schwere Beleidigung zugefügt. Nachdem das Urtheil vom Kaiser bestätigt war, wollte ich Genugthuung fordern, konnte aber meinen Gegner nicht für satisfaktionfähig halten. Trotz erdrückenden Beweisen wurde er aber in allen Instanzen als ein Mann hingestellt, gegen den nichts Ehrenrühriges vorliege. Hierdurch war ich zum Zweikampf gezwungen, erließ die Forderung trotz völliger Blindheit und . . . erhielt von meinem Gegner eine Absage. Mein Freund und Kartellträger hatte einen Zweikampf seines blinden Freundes in hochherziger Weise dadurch zu vermeiden gesucht, daß er meine Behauptungen in seiner brieflichen Forderung zu den seinigen machte. Die Verweigerung des Zweikampfes hatte die Entlassung des Reserve-Offiziers mit schlichtem Abschied zur Folge, aber der militärische Gerichtsherr dieses Entlassenen stellte einen Antrag auf ehrengerichtliche Bestrafung bei dem Regiments-Kommandeur meines Kartellträgers, die auch, allerdings in sehr milder Form, erfolgte, trotzdem wohl kaum ein Richter des Ehrengerichtes im Zweifel darüber war, daß mein Kartellträger und ich nur Wahres behauptet hatten. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der Broschüre, in der mit voller Nennung der Namen der betheiligten Personen alles amtliche Material wörtlich zum Abdruck gelangt ist, das mir zur Verfügung stand.

Wie vorauszusehen war, hat das Buch in Deutschland und auch weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus Aufsehen erregt und mehr als hundert Zeitungen haben mehr oder weniger eingehende Artikel darüber gebracht. Aus diesen Preßstimmen habe ich zu meiner Freude ersehen, daß ich verstanden bin; nur eine einzige Zeitung hat sich in abfälliger Weise ausgelassen, nämlich die offiziöse Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Wenn man eine Person vor der Oeffentlichkeit beschuldigt, bloßstellt, brandmarkt, dann hat diese Person bei mir eben so gut wie bei jedem anderen Menschen zwei Wege, sich Genugthuung zu verschaffen, nämlich durch persönliches Vorgehen oder durch Erhebung der Klage beim Gericht. Nun gebe ich selbst zu, daß ein Zweikampf mit einem Blinden recht gefährlich ist, aber ich habe die von mir Beschuldigten in der Broschüre selbst nicht im Zweifel darüber gelassen,

Hosted by Google

daß ich mit Leib und Leben persönlich für die Folgen meiner Veröffentlichung eintrete. Durch ein gerichtliches Vorgehen kann ich zu einer Beweisführung gezwungen werden, und um den von mir Beschuldigten diesen Schritt zu erleichtern, habe ich manche höhnischen, ja geradezu boshaften Bemerkungen in das Buch eingeflochten, die meinem sanftmüthigen Charakter wenig entsprechen. Diese Absicht, eine weitere gerichtliche Verfolgung zu erzwingen, ist so offenkundig und wiederholt in der Broschüre selbst zum Ausdruck gebracht, daß es höchst auffällig wäre, wenn der Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Das nicht herausgefunden hätte. In einem längeren galligen Artikel werden Vorwürfe gegen mich erhoben, die mich betrüben würden, wenn sie wahr wären. Unter Anderem sagt der offiziöse Artikelschreiber auch, ich hätte mich schon durch das Beschreiten des Weges in die Oeffentlichkeit der ritterlichen, militärischen Gesinnungen entkleidet. Gerichtlich kann ich gegen den Verfasser nicht vorgehen, dazu ist er mit seinen Bemerkungen doch zu vorsichtig gewesen; dagegen habe ich an die Redaktion eine Richtigstellung der wesentlichsten Punkte gesandt und um den Namen des anonymen Artikelschreibers gebeten. Beiden Gesuchen ist die Redaktion nicht nachgekommen. Nun möchte ich fragen: Hat dieser anonyme Artikelschreiber jetzt noch das Recht, die Ritterlichkeit anderer Menschen in den Kreis seiner Beurtheilung zu ziehen?

Acht Wochen sind seit dem Erscheinen meiner Broschüre in das Land gegangen. Außer jener offiziösen Auslassung ist bisher nicht der geringste Umstand zu meiner Kenntniß gelangt, der verriethe, daß Behörden oder Personen Neigung zeigten, vor dem Forum der öffentlichen Gerichte meine Beweisführungen zu hören. Sollte auch künftig diese Scheu vor den Gerichten fortbestehen, so läge darin der klarste Beweis für das eigene Eingeständniß der Schuld meiner Gegner.

Den Leser dieser Selbstanzeige möchte ich recht eindringlich bitten, sich nicht mit dieser kurzen Mittheilung zu begnügen, sondern den nächsten Buchhändler mit der Beschaffung meiner Broschüre zu beauftragen. Er wird in meinem Buche Thatsachen finden, die Mancher gewiß nicht für möglich gehalten hätte, und er wird zu der Ueberzeugung kommen, daß ich kein duellsüchtiger Raufbold und kein Querulant bin, sondern daß ich mit Einsetzung alles Dessen, was ich bin und habe, auf eine Beseitigung zweifellos vorliegender Mängel hinzuwirken bestrebt bin. Der Ertrag der Broschüre fließt nicht in meine Tasche, sondern kommt meinen armen Leidensgefährten, den Zöglingen der Blindenanstalt Illzach im Elsaß, zu Gute.

Hagenau. Konrad Luthmer.

Traumgekrönt. Neue Gedichte. Verlag von P. Friesenhahn, Leipzig 1897.

Mein Herr Verleger machte auch Prospekte
Und schrieb darauf (man kennt ja solchen Wisch)
Das schöne Wort, das viel Moderne schreckte:
„Ein Buch für jeden Mädchenweihnachtstisch."
Mein Streben ist: das Große, Unbefleckte.
Wenn es nur ehrlich ist und frei und frisch,
Dann ist es Kunst, darf Allen Freude geben,
Verklärt die Welt und adelt unser Leben.

München. René Maria Rilke.

Hosted by Google

Während der Orientwirren.

Bei der Frage, wie sich unser Werthpapierhandel zu den Ereignissen im Orient stellt, ist zu bedenken, daß Deutschland der einzige europäische Staat ist, wo die Minister alle nur möglichen Entschlüsse fassen und ausführen können, ohne dabei erwägen zu müssen, was die öffentliche Meinung dazu sagen wird. Auch zwischen den Befürchtungen der Börse und den Erwägungen der leitenden Bankmänner muß man unterscheiden. Die Börse erzittert bei jedem Kanonenschuß, erholt sich wieder bei jeder Kollektivnote der Mächte und führt jeden Kursfall in Paris auf die Orientpolitik, nicht aber, wie es richtig wäre, auf die fast beispiellose Schwäche des dortigen Minenmarktes zurück. Die Hochfinanz aber glaubt nicht, daß die Griechen, die in langen Jahren so wenig vorwärts kamen, jetzt plötzlich Etwas erreichen sollen. Dagegen glaubt sie, und zwar auch außerhalb des Bannkreises der Ottomanbank, an die Möglichkeit einer türkischen Finanzreorganisation, also an eine Entlastung des französischen Kapitales, das dann nach wie vor Rußland zur Verfügung stehe. Sogar von einer türkischen Anleihe wird noch mit Zuversicht gesprochen. Nur die Furcht, es könne im Sommer in Makedonien losgehen, erklärt die Zurückhaltung unserer ersten Börsenmänner. Die selben Herren, die an einen Weltkrieg wegen des Bischen Kreta nicht glauben, blicken ängstlich auf Makedonien.

Als sicher kann angenommen werden, daß ohne den griechischen Friedensbruch und die Panik in Goldshares die deutschen Börsen eine Hausse hätten. Denn unsere großen Institute haben glänzende Jahresabschlüsse geliefert. Zwar versteigt sich keines von ihnen bis zu der Solidität der Österreichischen Kreditanstalt, die ihre elf Prozent wieder ohne Gründungen und Agiogewinn zusammenbringt; aber dafür sind unsere Banken auch der Industrie wahre Helfer, während die einzige große Bank Oesterreichs — selbst die so schön gefirnißte Länderbank bedeutet wenig — ihren gänzlich veralteten Standpunkt nicht verlassen will. In Berlin und Frankfurt kennt man das alte Aktionärprinzip längst nicht mehr, nur auf Gewinn zu arbeiten und kaum jemals ein Risiko einzugehen. In Wien aber kann man die fetten Dividenden nur vertheilen, weil keine allzu großen Verluste oder Abschreibungen in Betracht kommen. Uebrigens stellen Unbefangene den Abschluß der Deutschen Bank noch über den der Diskontogesellschaft, die ja nicht so im Brennpunkte der verschiedensten großen Unternehmungen steht. Man denke bei der Siemens-Bank nur an Northern Pacific, Elektrotechnik, türkische Bahnen und Transvaal. Dieser Gedanke führt dann leicht dazu, den Vortheil zu verkennen, den die Diskontogesellschaft aus ihren wichtigen Verbindungen zieht. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß Handelsgesellschaft und Dresdener Bank zusammen an Effekten und Konsortial etwa vier Millionen weniger gebracht haben. Von der Handelsgesellschaft hieß es allerdings, sie hätte schon bei den Rohgewinnen in sich große Abschreibungen vorgenommen, aber: wofür eigentlich? Die wesentliche Zunahme der Passivzinsen bei der Darmstädter Bank kann nur Den befremden, der nicht wußte, wie groß dort dieser Posten von je her war; diese Bank hat die Verfügung über viele durchgehenden Gelder und kann deshalb auch an der Börse als ein so zuverlässiger Reporteur auftreten, wie man es keineswegs von allen großen Instituten behaupten kann. Die Dresdener Bank z. B. erscheint trotz ihrem höherem Kapital als Geldnehmer am Markte, und zwar in großem Stil. Ich habe die Abschlüsse der Nord-

Hosted by Google

deutschen Bank in Hamburg, der Diskontogesellschaft, der Deutschen, Dresdener und Darmstädter Bank durchgesehen und finde bei ihnen im Ganzen: Verzinsliche Depositen etwa 259 Millionen, Accepte 358 Millionen. Gegen die Höhe der Accepte haben sich die Gemüther jetzt mehr abgehärtet, man lobt bei dieser Gelegenheit die leichtere Kreditgewährung. Wie relativ wenig galt z. B. früher Kösters Geschäft in Mannheim und was ist es jetzt unter der Firma Oberrheinische Bank als Filiale der Deutschen Bank geworden! Auch in München hat die Deutsche Bank dem Waarenhandel stark aufgeholfen. Nur sollten ernst zu nehmende Blätter die Vermehrung der Provisionen nicht stets als „erfreulich" bezeichnen, da es ihnen doch schwerlich unbekannt ist, welche Finanzgeschäfte (gänzlich außerhalb des reinen Kontokorrentes) auch zu den Provisionen beisteuern.

Stärker als der kretische Konflikt drückt die Ohnmacht der pariser Börse auf die Kurse. Rückgänge, wie sie dort z. B. Italiener erfuhren, können doch unmöglich mit der Begeisterung der italienischen Studenten für die griechische Sache zusammenhängen. Vielmehr sind es die Exekutionen der französischen Engagements in Minenwerthen, die an der Seine verwüstend gewirkt haben. Zwangsverkäufe finden nicht für Herrn Ephrussi statt, wie man irrig behauptet hat, sondern für den Coulissier mit dem Löwennamen, dessen Vermögen noch kürzlich auf einige dreißig Millionen geschätzt wurde. Jetzt erst werden die Sünden gebüßt, die dort mit unzähligen anonymen Trustgesellschaften begangen wurden. Man kannte die Werthe gar nicht, die diese Trusts eingethan hatten, und nahm dennoch die Trust-Aktien. Gesellschaften, die mit fünf Pfund (für ein Pfund) ihre Werthe eingeführt hatten, brechen jetzt zusammen, weil sie 100 000 Pfund gebrauchen. Als Ursache der Panik wird das Verhalten von Cecil Rhodes vor dem Parlamentsausschuß angegeben. Das ist ein Vorwand und heißt: die französischen Geldgeber, die die Goldshares-positionen der Spekulanten nicht länger halten wollten, aber die orientalische Krisis nur schwer auf Südafrika anwenden konnten, griffen jetzt begierig nach der Ausrede, die ihnen das merkwürdige Auftreten des Herrn Rhodes bot. Es sieht aber aus, als glaubten die reichen und erfahrenen londoner Bankleute, die guten Minenwerthe, zu denen sie ausdrücklich Randmines rechnen, würden bald billig werden. „Das Gold", sagen sie, „ist vorhanden und das spekulative Treiben kann nur die schwächeren Hände treffen."

Wie sehr unsere Börsen zu Sprüngen nach oben geneigt sind, zeigte die Hausse in schweizer Aktien. Angeblich wirkte die bevorstehende Konversion der Nordostbahn-Prioritäten, allein diese Zinsreduzirung macht nur $^1/_2$ Prozent auf die Dividende aus. In Wirklichkeit spekulirte man auf die Volksabstimmung über die Bundesbank, die inzwischen abgelehnt worden ist; man hoffte auf ein günstiges Resultat, das dann auch die Strömung zu Gunsten der Bahnverstaatlichung verstärkt hätte.

Auf dem Montanmarkt wird die Tendenz vielleicht bald zu einer Trennung zwischen Eisen- und Kohlenaktien führen. Die ersten sind durch die Vorgänge in Amerika in der That beeinflußt worden; dazu kommt noch die Angabe des Generaldirektors von Hörde über die spärlicher einlaufenden Spezifikationen, — einen Umstand, der hier schon vor Wochen betont wurde. Auch die Chancen in Rußland werden begrenzt. Vor Allem wird der aufmerksame Beobachter merken, daß die dortigen Behörden alle indirekten Vortheile der fremden Filialen aus Terrainaneignungen streng überwachen. Ferner ist z. B. die Troizki-Brücke

Hosted by Google

in Petersburg für 5 200 000 Rubel nur unter der Bedingung an die Firma Batignolles frères vergeben worden, daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch die zum Bau verwandten Materialien russischen Ursprunges sein müssen. Die berliner Spekulation pflegt nun schnell pessimistisch zu werden; und da unter dem neuen Börsengesetz Kaufen leichter als Verkaufen ist, dürfte am Ende die Hausseperiode für Eisenaktien ihrem Ende langsam entgegengehen. Bei Kohle hängt der Massenbedarf zwar in erster Reihe von dem Stande der Eisenwerke ab, die ja vorläufig noch sehr gut beschäftigt sind; aber bei den Aktien spielen doch noch andere Momente mit, z. B. der Umstand, daß Gelsenkirchen selbst in den schlechtesten Jahren nicht unter $5^1/_2$ Prozent zu vertheilen brauchte und in den bösen Zeiten von 1873 bis 1876 aus früheren Rücklagen und Lieferungverträgen her bis zu 23, 17, 10 und $7^1/_2$ Prozent geben konnte. In den selben Jahren brachte es Hibernia nur auf $13^5/_8$, $2^1/_2$, $1^1/_2$ und $2^1/_2$ Prozent, während die Harpener Gesellschaft in ihrem achtunddreißigjährigen Leben elfmal gar nichts ausschütten konnte; allerdings gab sie Dividenden von 60 und 40 Prozent.

Industriepapiere wurden in diesen Wochen zäh vom Publikum festgehalten. Später profitirte die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft von der Kapitalsvermehrung um 10 Millionen. Nicht allein die Elektrotechnik, sondern auch andere Branchen der Technik werden diesen weiteren Machtzuwachs mit Groll aufnehmen; denn diese Gesellschaft drückt auf die Preise zahlreicher Artikel so stark, daß die anderen Fabriken behaupten: die A. E.-G verdiene wenig oder nichts an ihren Lieferungen, dagegen fast Alles an den Agiogewinnen. Erwähnt sei, daß in den verschiedenen Zweigen der Elektrotechnik und der chemischen Industrie jetzt wieder hervorragende Theoretiker Aufnahme finden.

Griechische Fonds haben noch einige Schwankungen durchgemacht. Bekanntlich wollte die Regirung in Athen früher noch etwas mehr geben, als die Gläubiger-Komitees verlangten. Nur wollten die so schmählich betrogenen Besitzer auch an der späteren Besserung der Verhältnisse ihren Theil haben. Doch das bloße Ansinnen beleidigte das Ministerium schon und keine auswärtige Macht hat bisher die Griechen von der Verkehrtheit ihrer Auffassung überzeugen können. Ob Das jetzt möglich ist, wo man ohnehin von Griechenland eine Selbstdemüthigung erzwingen will, mögen die Götter und die Diplomaten wissen. Gewiß gehört aber der Prinz Arenberg nicht zu den Diplomaten, sonst hätte er neulich im Reichstage Auslassungen unterdrückt, auf die sich nun Herr Delyanis triumphirend beziehen mag. Die Behauptung ist nämlich ganz falsch, daß nur „unglaublicher Leichtsinn" und die Sucht nach hohen Zinsen unser Publikum zu jenen Papieren hingezogen habe. Die 4prozentigen Monopol-Griechen wurden zuerst an den Westplätzen zu $78^1/_2$ eingeführt, ein Jahr später in Frankfurt zu 72,20 und sechs Monate später in Berlin zu $77^1/_4$. Die 5prozentigen Piräus-Larissa wurde zu $92^5/_8$ Prozent aufgelegt. Sind Das etwa Wucherpreise? Und wer konnte annehmen, daß das für europäische Repressalien leicht erreichbare Griechenland einen Hauptbetrag aus dem Erlös der Piräus-Larissa zu ganz anderen Zwecken mißbrauchen und die Sicherheiten für den Couponsdienst der Monopolobligationen räuberisch überfallen würde? Unsere Kapitalisten mögen damals allzu spekulativ verfahren sein, aber so schlimm war ihr Leichtsinn nicht, wie ihn ein steinreicher Standesherr zu schildern für nöthig hielt. Pluto.

Hosted by Google

Armenier und Türken.

Sehr geehrter Herr Harden,

Herr Dr. Lepsius hat sich veranlaßt gefühlt, meinen Artikel „Die Türkenhetze“ mit einer „Armenierhetze“ zu beantworten. In seiner absoluten und ganz und gar ungerechtfertigten Voreingenommenheit gegen alles Türkische klammert er sich dabei an alle möglichen Nebenpunkte, übersieht aber die Vorwürfe fast gänzlich, die ich (im Verein mit sehr kompetenten Leuten) dem Armenierthum machte. Und doch versteht man das Wesen der letzten Unruhen mit allen ihren beklagenswerthen Folgen nur dann, wenn man Charakter und soziale Stellung der Armenier und Türken kennt. Da Herr Dr. Lepsius nun gegen mich ein „gewisses Mißtrauen“ zu hegen scheint, so warte ich ihm mit gänzlich einwandfreien Zeugen auf, deren Berichte erst kürzlich erschienen sind und weiteste Verbreitung verdienen.

Daß die nichts weniger als türkenfreundlichen Forscher Hellwald und Beck die Armenier mit den Kosenamen der „ärgsten Schwindler und Wucherer“ bedenken, erwähne ich nur beiläufig. Wichtiger ist, was der Privatdozent Dr. Körte in Bonn sagt, der die letzten zwei Jahre hindurch Anatolien durchstreift hat und Land, Leute und Zustände persönlich, nicht durch apokryphe, mit orientalischer Lügenphantasie begabte „Gewährsmänner“ kennen gelernt hat. Körte sagt in seinen „Anatolischen Skizzen“: „Zu dem menschlichen Mitleid, das den leidenden Armeniern mit Recht gezollt wird, kommen bei dem europäischen Publikum Gefühle, die auf durchaus irrigen Voraussetzungen beruhen. Nur zu sehr ist man geneigt, das Hauptgewicht bei der Beurtheilung der armenischen Wirren auf den Gegensatz von Islam und Christenthum zu legen und den Glaubensgenossen von vorn herein Recht zu geben. Die armen, unschuldigen Armenier werden um ihres frommen Glaubens willen von der fanatischen, blutgierigen Muhammedanern geschlachtet: so fassen viele Hunderttausende die Sachlage auf, aber so einfach liegen die Verhältnisse nicht. . . . Es ist ja leider eine längst bekannte Thatsache, daß das Christenthum seine erziehliche Kraft im Orient auffallend wenig bewährt hat. Der Durchschnitt der hiesigen christlichen Bevölkerung steht ohne Zweifel in moralischer Hinsicht unter den Mohammedanern. . . . Fast Jeder, der mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt die Türken achten und lieben, die Griechen dagegen geringschätzen, die Armenier hassen und verachten.“ Dann entwirft Herr Dr. Körte ein überaus drastisches Bild davon, wie der Armenier — „wo man in Anatolien betrogen wird, da hat man es stets mit Armeniern zu thun“ — wie der Armenier, „der jede Art des Betruges als Sport betreibt“, es macht, um den türkischen Bauern auf die schamloseste Weise auszuplündern und in wirthschaftliche Abhängigkeit zu bringen. „Damit ist dann die Schraube ohne Ende angesetzt, der Bauer verarmt und der Krämer wird reich.“ Wir begreifen es unter solchen Umständen, wenn ein alter Türke aus Inönü zu Körte sagte: „Das ist ein gutes und glückliches Dorf; hier giebt es keinen Armenier und keinen Griechen, wir sind Alle Türken.“ Uebrigens beziehen sich Körtes Erfahrungen keineswegs nur etwa auf Armenier der gregorianischen Richtung; er sagt: „Keine der Konfessionen hat irgend welchen Einfluß auf seine Moral; der römisch-katholische oder der protestantische Armenier ist nicht um ein Haar besser als der orthodoxe.“

Was die Türken betrifft (die anatolischen, die in den sogenannten arme-

Hosted by Google

nischen Massacres die Hauptrolle spielten), so verweise ich einfach auf Das, was Generallieutenant von der Goltz, der den Orient doch etwas genauer kennen muß als Dr. Lepsius, in seinen trefflichen „Anatolischen Ausflügen" von ihnen sagt. Nachdem er die „Spuren des Verfalles", den „allgemeinen Rückgang" und ähnliche obligatorisch wiederholte Phrasen, nachdem er eben so den „finsteren Fanatismus der Mohammedaner, der sich allem Fortschritt der Civilisation widersetzen solle", ins Fabelreich verwiesen hat, hebt er die Intelligenz, die fast übertriebene Ehrlichkeit und das „rege Interesse der türkischen Bauern an den Kulturarbeiten" hervor. Und sein Schlußurtheil faßt von der Goltz in die Worte des Kulturinspektors Hermann zusammen: „Der Türke, d. h. der anatolische Bauer, ist ein prächtiger, durchaus ehrlicher Mann. Anfänglich mißtrauisch, schlägt er bald in das Gegentheil um, sobald er merkt, daß man es gut mit ihm meint ... Für Belehrung ist er zugänglich und in der Ausführung des Gelernten sehr geschickt. Er ist höflich und freundlich im Verkehr. Eine schöne Charaktereigenschaft ist seine Genügsamkeit und Zufriedenheit."

Herrn Dr. Lepsius werden diese Bekenntnisse zwar weiter nicht geniren; das deutsche Publikum aber wird nun wissen, wer — im Grunde genommen und a priori — mehr Sympathie verdient: der exploitirte türkische Galantuomo oder der „christliche" Blutsauger.

Rom. Dr. Hans Barth.

Darauf antwortet Herr Dr. Lepsius:

Wenn Herr Dr. Barth die Meinungverschiedenheit zwischen ihm und mir dahin zuspitzt, daß es sich um eine Frage der Sympathie mit den Türken oder mit den Armeniern handle, so kann ich seine Alternative nicht für eine glückliche halten. Es giebt in jedem Volk gute und schlechte Elemente, die unsere Sympathie oder Antipathie verdienen. Die armenischen Levante-Händler sind nicht das armenische Volk und die türkische Bauernbevölkerung ist nicht die türkische Regirung. Im Falle der armenischen Massacres liegt die Sache noch einfacher. Der Schlächter hat a priori meine Antipathie, das Opfer, wie ich auch sonst über seinen Werth denken mag, hat meine Sympathie. Herr Dr. Barth aber und ein guter Theil unserer gebildeten Gesellschaft hält es mit dem Worte von Alphonse Karr: „Il y a quelqu'un de plus odieux que le bourreau, c'est la victime", — ohne die Ironie des Ausspruches zuzugeben.

Westend. Dr. Johannes Lepsius.

Notizbuch.

Früher, in den stilleren und reinlicheren Tagen des Preßzeitalters, pflegten deutsche Redakteure in ihren Leitartikeln gern vom Welttheater zu sprechen; man betrachtete damals eben die politischen Ereignisse als erfrischende oder aufrüttelnde Sensationen, als ein schönes Schauspiel, bei dem der Deutsche nicht mitzuwirken hatte und das er deshalb als ein empfänglicher Zuschauer genießen durfte, und so stellte sich leicht die Erinnerung an harmlose theatralische Unterhaltungen ein. Der Ausdruck ist inzwischen längst unmodern geworden, jetzt aber drängt er sich dem Sinn

Hosted by Google

plötzlich wieder auf; denn die merkwürdigen Vorgänge, die sich im Südosten Europas abspielen, haben eine beklagenswerthe Aehnlichkeit mit einer Komoedie und die langmüthige Gleichgiltigkeit, mit der die Deutschen dem Spektakel zusehen, scheint zu beweisen, daß ihnen das Bewußtsein, zur Mitwirkung berufen zu sein, noch immer völlig fehlt. Wir hätten die Entwickelung der kretischen Unbeträchtlichkeit ruhig abwarten können; jetzt, nachdem die im Deutschen Reich leider leitenden Politiker Fehler begangen haben, wie sie in der modernen Geschichte großer und mannbarer Völker beinahe beispiellos sind, ist die Zeit thatenlosen Dämmerns vorüber und es wird nöthig werden, mit den Herren, die, ohne irgendwie dazu befähigt zu sein, sich vermessen, die Geschicke des deutschen Volkes zu lenken, die allerernsteste Abrechnung zu halten. Das kann freilich erst geschehen, wenn die große Aktion, die von den Mächten für die heiligsten Güter des Türkensultans und seiner Mörderbande unternommen worden ist, einen Abschluß gefunden hat. Schon heute aber muß man die Volksgenossen aus der lähmenden Lethargie scheuchen und sie zwingen, um sich zu schauen, damit sie rechtzeitig erkennen, was sie in Zeiten wirklicher Gefahr von ihren diplomatischen Künstlern zu gewärtigen haben könnten. Die Komoedie, der man den Titel „Die Dupirten" geben dürfte, ist für jeden ernsten Beurtheiler politischer Werthe und Stimmungen mehr als ein Schauspiel und sie kann für die Deutschen sehr leicht eine Wendung ins Tragische nehmen. Dupirt mögen auch andere Großmächte sein, ernstlich kompromittirt aber ist nur Deutschland. Wahrscheinlich hat man in anderen Hauptstädten längst geahnt, daß die in dem Hellenenhandel heimlich wirksamen Gewalten sich einstweilen in nächtiges Dunkel hüllen, und höchstens gezweifelt, ob der „Hintermann" des Griechenkönigs in London oder in Petersburg wohnt; jedenfalls hat man sich aber vor Fehlern gehütet. Das Deutsche Reich, die in allen Orienthändeln am Wenigsten interessirte Großmacht, hat sich — Niemand weiß, warum — in den Vordergrund gedrängt und an ihrem Ansehen eine Einbuße erlitten, deren Wirkung kaum wieder zu beseitigen sein wird. Ihr Vorschlag, den Piraeus zu blockiren, ist abgelehnt worden; ihre tönende Verkündung, vor dem Beginn weiterer Verhandlungen müßten die Griechen Kreta geräumt haben, ist echolos verhallt; und die Haltung, die Deutschland in der ganzen Sache einzunehmen für gut fand, hat fast überall die schlummernden Antipathien geweckt. In Frankreich glaubt man in dem seltsamen Verfahren das Streben zu sehen, das franko-russische Bündniß zu lockern, und selbst sonst verständige Männer überlassen sich beinahe rasenden Wuthausbrüchen. In Italien hält man die Zeit für gekommen, wo man vom Dreibunde abrücken und bessere Beziehungen zu Frankreich herzustellen versuchen muß. Und in Oesterreich wächst in den Kreisen der Leute, die das Hohenzollernreich nur für eine Episode im deutschen Leben halten, der stille Jubel. Wenn man einen Preis darauf gesetzt hätte, die denkbar verkehrteste Politik zu treiben, dann hätten unsere sogenannten Staatsmänner ihn redlich, allzu redlich, verdient. Vielleicht haben die Schiffskanonen, die vor Kanea donnerten, die morschen Reste des Dreibundes über den Haufen geschossen. Vielleicht aber haben sie auch die Deutschen gemahnt, sich künftig selbst um ihre Angelegenheiten zu bekümmern und nicht mehr müssig zu gaffen, als werde auf einem fabelhaften Welttheater eine unschädliche Komoedie aufgeführt, deren Anblick sie höchstens für flüchtige Stunden zerstreuen kann.

* * *

Durch die herrlichen Börsenhallen heult wilde Wuth. Ein kleiner Bankier — Adolf Munk heißt der Wackere — hat, um die aus einem niedlichen Differenzspiel

Hosted by Google

stammende Schuld von 87000 Mark nicht bezahlen zu müssen, den Differenzeinwand erhoben. Darob maßlose Empörung des Jobberethos. Und in der mit Prospekten gefütterten Börsenpresse liest man seitdem flammende Artikel, worin gesagt wird: Seht her, Ihr Zöllner, Agrarier und Sünder, — so lauter und makellos ist die Börsenmoral, daß dieser Fall wie ein nie geahnter Frevel, wie das fluchwürdigste aller Verbrechen, erscheint! In dem vossischen Boetticherblatt wird noch hinzugefügt: „Ein ähnlicher Fall ist in der Geschichte der Börsen noch nicht zu verzeichnen gewesen. Möge er der einzige bleiben! Als solcher kann er den Kaufmannsstand einen Augenblick deprimiren, aber er beweist nichts." Nein, er beweist wirklich nichts, — und am Wenigsten für die Lauterkeit der Börsenmoral. Wo waren denn die Empörten, als die berüchtigten Depotdiebe erwischt wurden? Wo blieb ihr sittlicher Zorn, als Bankerotteure ihr Vermögen den lieben Ehegesponsen cedirten und, ohne an die Befriedigung der Geschädigten zu denken, vergnügt wieder zu handeln und zu wandeln begannen? Es wäre kinderleicht, unzählige Schmutzereien anzuführen, die dem Heldenstück des Herrn Munk ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnten und die dennoch an den Börsen keinen Ausbruch der Entrüstung bewirkten. So lange nur das Publikum, die Schaar der Bönhasen, übertölpelt wird, schweigt der Zorn der Duldsamen aus der Burgstraße. Jetzt toben sie, weil Einer von den Kleinen sich erdreistet hat, in ihrem eigenen Kreise sich nach sommerfeldischer Sittlichkeit auszuleben und die Heiligkeit des Differenzspieles anzutasten. Darf man der übrigen Menschheit, die nicht jobbert, fixt und spekulirt, aber zumuthen, sich aufzuregen, weil in einer Spielergesellschaft irgend ein Wicht den Schuldschein vom letzten Jeuabend nicht einlösen will?

* * *

Im Hoftheater wird jetzt Shakespeares Königsdrama „Heinrich der Vierte" aufgeführt, — leider so schlecht, daß man den Besuch der Vorstellung nicht mit gutem Gewissen empfehlen kann. Politisch werthvoll ist an dem ewig jungen Werk besonders das Urtheil, das König Heinrich über seinen Vorgänger, den eitlen, launischen und redseligen Richard, fällt, und Bolingbrokes eigene Auffassung der Königspflicht:

Hätt' ich so meine Gegenwart vergeudet,
So mich den Augen Aller ausgeboten,
So wär' die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Besitze unterthan geblieben.
Doch, selten nur gesehn, ging ich nun aus,
So ward ich angestaunt wie ein Komet.
Der flinke König hüpfte auf und ab
Mit seichten Spaßern und mit stroh'rnen Köpfen,
Leicht lodernd, leicht verbrannt; verthat die Würde,
Ward ein Gesell der öffentlichen Gassen.
Wenn dann der Anlaß kam, gesehn zu werden,
War er, so wie der Kukuk nur im Juni,
Gehört, doch nicht bemerkt; gesehn mit Augen,
Die, matt und stumpf von der Gewöhnlichkeit,
Kein außerordentlich Betrachten kennen,
Wies sonnengleiche Majestät umgiebt,
Strahlt sie nur selten den erstaunten Augen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. März 1897.

Sankt Wilhelm.

Während der letzte Glockenton der Mitternachtstunde dumpf schwingend verhallt, wird in Valencia sacht das Trabethor aufgethan und heraus zieht, in der Richtung gen Kastilien, eine seltsame Schaar: vierhundert gerüstete Ritter voran, dann, auf einem schon recht müden, aber noch stolz schreitenden Roß, ein weißbärtiger Greis und hinter ihm, in das dunkle Gewand tiefster Trauer gehüllt, ein weinendes Weib, das sechshundert Edle schützend umringen. Hundert der besten Recken geleiten den Greis, der aufrecht, mit hellem Blick, auf seinem alten Pferde sitzt, das ehrwürdig weiße Haupt mit dem Helm bedeckt, und ganz in Eisen gekleidet scheint. Schweigend zieht die Schaar ihres Weges. Und als der Tag anbricht, ein leuchtender spanischer Maientag, da erkennen die Mauren, die in dichten Haufen Valencia umlagern, den schwarzen, mit goldenen Kreuzen besäten Harnisch, der in manchem heißen Treffen früher sie schreckte, die Taumelnden packt Entsetzen, sie suchen in wilder Flucht ihr Heil und die Fliehenden sind schnell zu Boden geschlagen: von sechsunddreißig Mohrenkönigen entrinnt einer nur dem Verderben, die meisten Mannen erliegen und die Spanier behaupten als Sieger das Feld. Der kraftlose Christengreis hat das nach Zehntausenden zählende Maurenheer zerstreut, — und die braunen Krieger ahnten nicht, daß sie vor einem Leichnam flohen. Zwölf Tage war der Greis schon tot, von leichtem, bemaltem Stoff war seine Kleidung, von Pergament sein Schild und sein Helm, doch aufrecht saß er auf dem treuen Roß, wie ein zum Treffen Gerüsteter, und der Anblick des Leblosen, lebendig nur Scheinenden, vermochte auf den Feind noch Wunder zu wirken. Und als von Arra-

Hosted by Google

gonien, von Navarra und Kastilien die Könige im Kloster San Pedro de Cardeña dem toten Helden gehuldigt hatten, ward im Rath der Fürsten beschlossen, ihn nicht in den nächtigen Sarg zu betten, sondern vor allem Volk den klaglos Entseelten zur Schau zu stellen. Auf einem prächtigen Stuhl, unter dem reich vergoldeten Tabernakel, saß länger als zehn Jahre denn auch wirklich der Greis, der ganz in Eisen gekleidet schien, und aus allen Ländern kamen Pilgerzüge herbei und beteten, wie in einem nationalen Tempel, an dem Sitz des theuren Toten und bewunderten, mit welcher Würde er auf dem Prunkstuhl saß, „als ob er noch leibt' und lebte, die Tizona in der Hand."

Wer war der mächtige Mann, dem so nach seinem Tode die Christenheit göttliche Ehren erwies? Die Geschichte erzählt uns von ihm nicht viel; sie nennt ihn den Cid Campeador, den Herrn und heldischen Kämpfer, und verzeichnet in ihren Büchern, daß er ein starker und kluger, aber kein makellos reiner Mensch war, ein bronzener, nicht ein aus parischem Marmor gefügter Held. Großes gelang ihm und Dauerndes für sein Volk, doch die schwarzen Streifen der Selbstsucht durchzogen das blitzende Feierkleid seines Wesens; und als er vom Undank der Könige, der schlimmsten Erbkrankheit der Kronenträger seit den Tagen der Pharaonen, das Schwerste gelitten hatte, verhärtete sich sein Sinn, er bedachte nur noch seinen Vortheil, kämpfte gegen den eigenen Stamm, — und das Volk, das an seinen Helden keine dunkle Menschenspur dulden mag, wußte sich nur noch mit einem Liede zu trösten, dessen klagender Ruf durch die Jahrhunderte klang: „Welch guter Lehnsmann wäre der Cid gewesen, fand er nur einen guten Herrn!"... So überliefert die fable convenue, die man keck die Geschichte nennt, sein Bild; anders aber, ganz anders, ragt aus der Schatzkammer des Mythos seine Gestalt hervor, wo die Völker ihr Köstlichstes bergen, ihr Hoffen und Harren auf reine Größe. Da ist Rodrigo Diaz, der Cid, das Muster des treuen Vasallen, der ehrliche Recke, der das Herz auf der Zunge trägt und vor Königsthronen sogar furchtlos und frei die Wahrheit bekennt. Unter dem üppig geputzten Hofgesinde, das in Gold, Seide und Bisam prunkt, ist er nicht heimisch; ihm taugt einzig die Waffenwehr und der Reiterhandschuh und in diesem Kämpferkleid streitet und sinnt und siegt er für seinen Lehnsherrn, daß der König selbst sagen muß: „Ich besitze nichts, was ich nicht ihm verdanke." Doch der alte König Fernando stirbt; und der neue Herr, der nur Menschen von niederem Wuchs um sich sehen und dem Blick stets als der Größte erscheinen will, mag den vom Ruhm gekrönten Berather in der Nähe nicht leiden und bannt

Hosted by Google

ihn aus seinen Reichen, — aus allen, die der Cid dem Herrscherhause erobert und erhalten hatte. Spät erst, als Kastilien vom Unheil bedroht ist, ruft er ihn zurück; aber der Cid kann ihn vor des Verräthers tückischer Waffe nicht mehr bewahren und der König, der die Wahrheit, so lange sie ihm nützen konnte, nicht hören wollte, haucht hilflos nun seine Seele aus. Und noch einmal, unter dem dritten Herrscher im neuen Spanierreich, muß Rodrigo das bittere Vasallenloos leiden. Der junge König Alfonso plant, um sein Prestige zu mehren, einen Eroberfeldzug in die Länder, die einst der Gothenkönig verlor; sein Feldherr aber tritt vor ihn und spricht:

„Zu erobern,
König, ist wohl nicht das Hauptwerk;
Das Eroberte erhalten:
Dieses ist das Schwerere.
Ihr seid neu auf Eurem Throne,
Traget noch ein junges Szepter;
Euer Reich Euch zu versichern,
König, sei jetzt Euer Werk.
Nichts gefährlicher war öfters
Fürsten als Abwesenheit."

Solche mannhafte Rede erträgt der von Schmeichlern verhätschelte junge Herr nicht; sein erhabener Wille allein soll im Lande walten und kein anderer soll ihn auf seinem steilen Wege zur Sonnenhöhe zu hemmen wagen. Er ist gewöhnt, krumme Rücken zu sehen, er hält es für seine wichtigste Königspflicht, keinen Starken und Freien in seinen Grenzen zu dulden, und als die Höflinge und die Pfaffen ihn bedrängen und ringsum zischeln, er dürfe, wenn er die Monarchenmacht wahren und in der Geschichte einst den Namen des Großen erwerben wolle, sich einen Vasallen nicht über den Kopf wachsen lassen, da entschließt sein Jugendmuth sich zu dem entscheidenden Schritt und er verbannt den an Treue und Erfolgen reichsten Helfer des greisen Ahnen. Seitdem trug der Cid, zum Zeichen der Trauer, den schwarzen Panzer. Er legte ihn nie mehr ab, auch an dem Triumphtage nicht, wo der König, der selbst der ins Unüberwindliche wachsenden Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden konnte, den alten Kämpen noch einmal zurückrufen mußte. Bis zum Tode lächelte Rodrigo nun die Sonne majestätischer Gunst; aber er gürtete die morschen Glieder dennoch bis zum letzten Wank in die Trauerrüstung. Er hatte verziehen, doch er konnte niemals vergessen. Er hatte für sein Volk und für dessen Könige mehr gethan als vor ihm irgend ein Anderer, aber er hatte bebend auch erkannt, daß die Könige die Wahrheit nicht hören wollen, daß sie den freien Mann, der sich nicht zum Sklavendienst erniedern mag,

Hosted by Google

nur selten zu schätzen wissen, und auf seinem Sterbelager klang dem Treuen noch ins Ohr, was Ximene einst, die Gattin, zum König gesprochen hatte:

„Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild; die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Faktionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung."

* * *

Ein guter König wurde im März des Jahres 1888 bestattet, von den seltenen Menschen Einer, deren Güte dem natürlichen Takt des Herzens entstammt. Er hatte früh Ungemach und herbe Enttäuschung erlebt, die Verwüstung der geliebten Heimath durch den fremden Eroberer gesehen, die Schrecken des Bürgerkrieges am eigenen, unverzärtelten Leibe erfahren und war spät erst, als seine Jahre sich schon abwärts neigten, zur Macht gelangt. Er trug sie mit leiser und schlichter Würde, hielt sich von lautem Gassenlärm fern und war stolz darauf, unbeirrt den besten Berathern sein Ohr zu leihen. Sein sicherer Blick fand sie in dem werbenden Gewimmel; und als ihre Hilfe ihn zu einer Ruhmeshöhe führte, an die sein demüthiger Sinn selbst im Traum nicht zu denken gewagt hatte, blieb er still, dankbar und im Innersten bescheiden. Nicht bei nächtlicher Weile, nicht durch die Schaar der Feinde mußte tastend der Trauerzug, der seine Leiche geleitete, sich den Weg suchen. Das Land, das in harten Kämpfen geeinte Reich, war vom Feinde rein, weinende Bürger füllten mit Weib und Kind die lange Linie der Todesstraße, vom leuchtenden Schnee des nordischen Winters hob das schwarze Feiergepränge sich düster ab und von dem Thor, durch das der Lebende so oft als Sieger gezogen war, winkten Trauerfahnen und umflorte Wimpel dem Scheidenden letzten Gruß herab: Vale, Senex Imperator! ... Auch ihn priesen des Volkes Lieder; doch sie brauchten ihn nicht, wie den vom schlechten Herrn auf schlechte Wege gedrängten spanischen Vasallen, bedingt und mit banger Klage zu rühmen. Denn er war gerade gewachsen, vom Scheitel bis zur Sohle ein gesunder Stamm, und kein häßlicher Zwang hatte ihn angekränkelt. Aus einem Stoff war sein Wesen geformt, diese innere Einheit gab ihm die zähe, ruhig beharrende Kraft, und wer ihn preisen wollte, brauchte den Menschen nicht in dem König und im Menschen den König nicht zu vergessen. In allen Tonarten erklangen ihm Lob-

Hosted by Google

lieder, keines von allen aber mochte ihm so gefallen wie der alte Soldatengesang, den in Schleswig-Holstein einst die preußische Garde am Wachtfeuer angestimmt hatte: „Prinz von Preußen, ritterlich und bieder, kehr' zu Deinen Truppen wieder, heißgeliebter General!" Dieses Lied erinnerte ihn an die Tage, da der Haß und die Verkennung ihn aus der Heimath vertrieben hatten und nichts ihm geblieben war als die Liebe des Preußenheeres. An das Heer hielt er sich sein Leben lang; und der Mann, der gehorchen gelernt hatte, lernte leicht auch befehlen. Als er nach kaum mehr als zehnjähriger Regirung dann vom Schlachtfelde heimkam, mit der Kaiserkrone und dem Lorber auf dem greisen Haupt, fand er, statt der rollenden Phrase, die an seinem Platz manchen Triumphator verlockt hätte, das schmucklose Wort nie ermattender Sorge: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht. Sorgen wir, daß es Tag bleibe." Länger als drei Lustren währte ihm dann noch der helle Tag, der dem Sieger schon zur Rüste zu gehen schien, und es war ihm vergönnt, selbst die Pflicht zu betreuen, die er dem Erben empfohlen hatte. Er konnte den Bau des Reiches, der alle Unbehaglichkeiten hastig aufgeführter Neubauten zeigte, in stetiger Arbeit wohnlich gestalten und die ärmsten Insassen von der ärgsten Unsicherheit eines kargen, der Bedrohung durch Krankheit und Alter ausgesetzten Daseins befreien. Dann erst legte er, dem Nestor gleich herrlich vollendet, das müde Haupt, das zu träger Rast doch so wenig Muße gefunden hatte, auf das Sterbekissen. Die Pflicht war erfüllt, das Tagewerk weislich bedacht, — nun hatte er, nach langem Wachen, endlich Zeit, müde zu sein.

Braucht dieser Mann einen Heiligenschein und eine Legende? Der Heiligenschein mag sich um die Schläfen Derer schmiegen, die, um zu glänzen, des Scheines bedürfen; und die Legende mag sich da einstellen, wo das Wesen im hellen Licht der Wirklichkeit nicht bestehen kann. Zur preußischen Pickelhaube paßt das himmlische Leuchten nicht, das im Orient einst fromme Beter und Büßer umflammte; und die vertraute Menschengestalt des alten Kaisers soll keine Legendenlitanei uns verzerren. Im monarchischen — oder doch im dynastischen — Interesse mag es manchmal wohl geboten sein, die ärmliche Durchschnittserscheinung eines Regenten in Riesenmaße zu recken und dem spähenden Volk zu verbergen, wie mühsam es für den Minister war, den kaum mittelgroßen Herrn im purpurnen Bügel zu halten. Auch dann muß die Vorsicht walten, denn die Legenden erfindet man nicht, sie wachsen bei nächtlicher Weile im Stillen und brauchen zum Reifen Zeit, Wärme und Licht, und den Heiligenschein stülpt man dem eben Er-

Hosted by Google

kalteten nicht wie einem lächelnden Komoedianten den leicht errungenen Lorber aufs Haupt. Den heute im deutschen Land zur Mannbarkeit Erwachsenen fehlt für Legenden und Heiligengeschichten, die holde Spielerei träumender Kindervolkheiten, der Sinn; sie haben dem anthropocentrischen Wahn entsagt, sehen im Menschen nicht die Wunderkrone einer Fabelschöpfung, sondern den von der Entwickelung am Meisten geförderten Theil eines natürlich gewordenen Organismus, den aufrechten Vierfüßler, und sind zufrieden, wenn es ihnen gelingt, in der beseelten Menschlichkeit Größe und in der Größe seelenvolle Menschlichkeit zu finden. Diese Zufriedenheit gab ihnen des alten Kaisers straffe Gestalt; wer sie ihnen entzieht, sie hinter süßlich duftende Wolkenschleier zu bergen, am Ende gar für eine Paradeschaustellung zu schminken versucht, raubt ihrem Empfinden kostbaren Besitz. Den toten Cid konnte man vor achthundert Jahren für die Gaffer balsamiren, kämmen und putzen, bis er einem hispanischen Heiligen glich, wie der Zeitgeschmack ihn ersehnte; des toten Kaisers Bild wollen wir so im Gedächtniß bewahren, wie wir den Lebenden kannten. Er war von den Malen der Menschlichkeit nicht frei — Das gerade machte ihn liebenswürdig —, war nicht der Mann tiefen Sinnens, starken Entschließens und großen Vollbringens, er zagte und zauderte oft in banger Scheu vor dem Entschluß, ging kaum jemals mit fester und froher Zuversicht vorwärts und liebte das Getändel mit schlanken Frauen mehr, als einem Heiligen anstehen würde. Aber seine Menschenschwachheit übermannte ihn, der auf Heiligkeit keinen Anspruch machte, nie, er wußte sie stets mit kühlem Verstand zu zügeln und war in vornehmer Gelassenheit dem Anspruch jeder Stunde, auch der schwersten, gewachsen. So kannten wir ihn, so haftet sein Bild auf der Erinnerung Tafel, — nicht das entfleischte Gerippe eines Legendenheiligen, sondern eine aus derbem Erdenstoff geschaffene Menschengestalt, die auch ohne täuschende Künste zum Gemüth des Volkes vernehmlich spricht. Die Zeitstimmung wechselt und mit ihr der Geschmack; was im elften Jahrhundert wirksam war, wirkt heute nicht mehr. Zehn Jahre und länger konnte auch unser toter Kaiser des Reiches Schirmherr sein; dazu brauchte er nicht im Leichenputz unter einem goldenen Tabernakel zu sitzen, dazu war ein Anderes nöthig: die sorglich liebende Ehrfurcht vor dem Werk, das er, als der höchste Vertrauensmann der Nation, in Sicherheit bringen durfte. Ob diese Pflicht immer gegen den Mann geübt worden ist, dessen erster und letzter Gedanke an jedem Lebenstage der zu erfüllenden Pflicht galt? Und ob nicht ein leises Gefühl der Reue unter der heiteren Hülle einer durch alle Gassen lärmenden Fest-

Hosted by Google

Stimmung den Wunsch entband, eine Legende von dem Herrscher zu dichten, dessen Werk dem prüfenden Auge schon schadhafte Stellen zeigt? Die Legende war oft ja das Schlummerlied, das ein schlechtes Gewissen einlullen sollte.

* * *

Beim Festmahl des brandenburgischen Landtages hat der Enkel jetzt über den verblichenen Ahnen gesprochen. Herr von Achenbach, ein Märker aus Saarbrücken, der für kurze Jahre der Ehre gewürdigt war, neben Bismarck Minister zu sein, hatte den nicht neidenswerthen Muth zu dem Bekenntniß gefunden, die Mark Brandenburg danke, was sie geworden sei, den Hohenzollern „allein"; von den märkischen Junkern aus dem Stamm Dietrichs Quitzow hätte wohl Keiner so geredet wie dieser seit neun Jahren adelige Bureaukrat aus dem Rheinland. Dann nahm der Kaiser das Wort und fand für das Wirken des Großvaters, dessen Namen er trägt, hymnisch begeisterte Klänge. Ihm steht unsere ganze Zeit „unter dem aufgehenden Frühroth des hundertjährigen Geburtstages dieses hohen Herrn". Er blickt in die ferne Vergangenheit zurück, gedenkt des alten Deutschen Reiches, seines Blühens und Welkens, und findet da nur einen einzigen Mann, „dem es gelang, gewissermaßen einmal das Land zusammenzufassen": den Kaiser Friedrich Barbarossa, „dem das deutsche Volk heute noch dafür dankt". Lange währte dann die Zeit des Verfalles. Endlich aber schuf die Vorsehung sich den Mann, der den deutschen Traum zur Wirklichkeit wandeln sollte, und es „muß etwas Besonderes bedeuten, daß Gott sich einen Märker ausgesucht hat". Dieser märkische Fürst hatte, als er zur Regirung berufen wurde, die großen Gedanken bereits in seinem Haupt fertig, die ihm ermöglichen sollten, das Deutsche Reich wieder erstehen zu lassen. Ihm gelang es, Preußen die Vormacht in Deutschland zu sichern und die Einheit der geschiedenen Stämme im Schmiedefeuer der Schlachten zu schaffen. Er war ein „großer", ein „gewaltiger" und „erhabener" Mann, der im Mittelalter heilig gesprochen worden wäre und an dessen Gebeinen auch heute noch „treue Unterthanen" Gebete verrichten. Ihm verdanken wir unser Vaterland, ihm ganz allein; und die braven, tüchtigen Rathgeber, denen Gottes Fügung die Ehre zuwies, seine großen Gedanken ausführen zu dürfen, waren sämmtlich nur Werkzeuge — oder Handlanger — seines erhabenen Wollens. So sieht Kaiser Wilhelm der Zweite die deutsche Geschichte und in diesem Geist will er, „wenn die Flammenzeichen sich enthüllen", die Märker, und da das

Hosted by Google

Reichsvolk doch nicht nur aus Märkern besteht, wohl alle Deutschen um seinen Thronsitz versammelt sehen... Es ist der Geist und die Anschauung der alten Theokratien. Mit ehrwürdigem Schauer, wie aus heiligen Ruinen, weht es aus diesen klingenden Worten uns an und wir beneiden den hoch gestimmten Redner um seinen festen Glauben. Bald aber meldet sich mahnend der Zweifel und ins Bewußtsein drängt sich die Frage, ob solcher Glaube, der den einzeln auf hoher Säule Thronenden beglücken mag, zum Lebensinhalt eines Volkes taugt, das sich in der harten, gemeinen Wirklichkeit tummeln muß.

Keiner kann, wenn er vor dem eigenen Gewissen und vor dem fragenden Blick des Kaisers ehrlich bestehen will, leugnen, daß diese Tafelrede in allen Gauen und Schichten tief verstimmend gewirkt hat. Man hat den Grund in einzelnen Wendungen und Ausdrücken gesucht, die zum Widerspruch zwingen, und der Beweis war nicht schwer, daß der gekrönte Redner in manchem Punkt von der historischen Forschung berichtigt wird. Friedrich Barbarossa hat in der deutschen Geschichte nicht die Rolle gespielt, die der Kaiser ihm anweisen zu sollen glaubt, und das neue Reich, das mit dem alten nicht das Geringste gemein hat, ist nicht auf den Wink eines Königs aus Nacht und Nebel erstanden. Viele Kräfte mußten zusammenwirken, vieler Männer Muth und Treue zum mühsamen Werk sich vereinen, bis dem Deutschen wieder ein Vaterland ward. Und unter diesen Männern war mindestens Einer, der nicht zu den Werkzeugen oder Handlangern eines erhabenen Königswillens gehörte. Der alte Wilhelm hat ganz genau gewußt, wem er den Lorber auf seinem Haupte zu danken hatte, und aus vollem, dankbarem Herzen der Nachbildung des Niederwalddenkmals die Widmung an Otto Bismarck gegeben: „Der Schlußstein Ihrer Politik; eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt und der Sie leider nicht beiwohnen konnten." Er schätzte den eigenen Werth überhaupt sehr viel geringer, als es der Enkel jetzt thut, und pflegte gern zu sagen, er habe sich um Staatssachen bis in sein reifes Mannesalter wenig bekümmert, sondern bis dahin eigentlich nur gelernt, eine Infanteriedivision richtig zu führen. Doch den Ueberschwang der Gefühle, die der reiche Erbe für den Ahnen hegt, kann Jeder begreifen, muß Jeder mit dem Hut in der Hand respektvoll begrüßen. Und auch das schreckende Bild, das der Kaiser von der Nothwendigkeit eines „Kampfes gegen den Umsturz" entwirft, gegen die Krankheit — oder, nach einem anderen Bericht, die Pest —, die das Volk durchseucht, die Familie bedroht und die Stellung der Frau zu erschüttern trachtet, ist nicht so neu, daß es die Beängstigung erklären könnte, die beim Lesen der Rede entstand. Der

Hosted by Google

Kaiser ist kein unfehlbarer Papst, er ist, wie jeder sterbliche M dem Irrthum unterworfen und braucht die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung nicht wie ein Professor zu beherrschen. Wie kommt es, daß seine Worte, die zu neuer Festlust stimmen sollten, im Empfinden der zuverlässigsten Monarchisten dennoch einen so üblen Widerhall weckten?

Den Widerhall weckt der Ton, nicht das sinnvoll geformte Wort, — und der Ton schuf auch diesmal die Beängstigung. Die Feigheit, deren Heimstatt die Presse ist, sucht vergebens die Menge zu täuschen; nicht die Verehrer Bismarcks oder Bebels nur sind in ihrer Empfindung verletzt: Allen ist der Schreck in die Glieder gefahren, und wenn die Wände stiller Stuben Vernommenes ausplaudern könnten, würde es den Staatsanwälten im Norden und Süden bald an Arbeit nicht fehlen. Aber mit häßlichen Reden wird nichts erreicht und schnöder Scherz hilft über ernste Schwierigkeit nicht hinweg. Jedem, der von dem monarchischen Gedanken für Deutschland noch Etwas hofft, erwächst jetzt die ernste Pflicht, sein Empfinden redlich zu prüfen und ihm ohne Menschenfurcht dann den offensten Ausdruck zu geben. Was lange schon lastend auf den Gemüthern der Besten lag und immer wieder von froher Hoffnung abgeschüttelt wurde, scheint Vielen nun schreckliche Gewißheit: der Kaiser, der mit der Jugend im neuen Reich heranwuchs und der, um sein Jugendrecht zu wahren, den alten, vom Erfolg gekrönten Berather des Ahnen vom Platze wies, lebt, so raunt es ringsum, nicht in der Gedankenwelt unserer Zeit, sondern im wundervollen Dämmerlicht verklungener Tage! Das ist die Furcht, die der schmetternde Ton der Tafelrede geweckt hat; die Sehnsucht wünscht, sie möchte unbegründet sein, aber sie ist da, sie schleicht durch das Land, pocht die Trägsten aus dem Schlummer und nistet sich in den treuesten Herzen ein, — und es wäre ruchloser Frevel am Volk und an seinem Kaiser, sie länger noch zu verschweigen. Es gab eine Zeit, wo die Völker dumpfsinnig dahinlebten, in den Fürsten die Empfänger göttlicher Weihe bestaunten und von ihnen sich willenlos führen und in unbekannte Schicksale zwingen ließen. Diese Zeit war schön, schöner vielleicht als unsere, aber sie ist uns unwiederbringlich verloren. Nach harten, schmerzlichen Kämpfen, in denen auf beiden Seiten edle Streiter als Opfer fielen, wurde eine neue Abgrenzung des Gebietes erreicht und die Völker errangen das Recht, künftig selbst ihres Schicksalsweges Richtung zu wählen. Seitdem giebt es keine Unterthanen mehr, die alte feudale Theilung in Edle und Unfreie hat aufgehört und der Glaube an Heilige ist mit dem Gespensterwahn auf ewig ins Grab gesunken.

Hosted by Google

Mystik ist in der modernen Weltanschauung kein Raum und die Vorstellung eines über dem Staat und der Religion einsam im Heiligthum thronenden Allerhöchsten Herrn kann kein Kind dieses Jahrhunderts fassen. An Lügnern, die, weil sie glauben, bei den Fürsten sich damit in Gunst zu betten, solchen Glauben heucheln, fehlt es freilich nicht, aber auf sie wird kein Markgraf und kein Kaiser sich in ernster Stunde verlassen können. Bis in die entlegensten Dörfer ist mit dem Frühlicht einer neuen Weltauffassung längst das Bewußtsein gedrungen, daß der Fürst für das Volk, nicht das Volk für den Fürsten vorhanden ist, — und dem Manne, der es verstand, als Erster im deutschen Land sich diesem Bewußtsein anzupassen, rüsten wir jetzt die Jahrhundertfeier. Der alte Wilhelm hat, ohne seiner Würde je das Winzigste zu vergeben, den neuen Monarchentypus geschaffen, den Typus des Monarchen in einer veränderten Zeit. Er hat der staunenden und bewundernden Menge gezeigt, daß man stark sein und doch still bleiben kann, daß ein Herrscher, ohne zum Schattenkönig herabzusinken, niemals persönlich hervorzutreten, nie für Unbeträchtliches sein Ansehen einzusetzen braucht. Das gelang ihm, weil er in der harten Schule des Unglückes gelernt hatte, daß auch von dem Höchsten das Volksbewußtsein Achtung und Beachtung heischt und daß Vertrauen nicht, wie ein verliebtes Mädchen vom hitzigen Knaben, mit raschen, lockenden Worten gewonnen wird. Wer in solchen Eigenschaften Größe findet, mag ihn getrost Wilhelm den Großen nennen; die Anderen werden dankbar seines großen, neidlosen Herzens gedenken und sich still der für des werdenden Reiches Heil werthvollen Gewißheit freuen, daß er im gebräuchlichen Wortsinn kein großer Mann war, sondern ein bescheidener Mensch von mittlerem Wuchs, der nach dem Schein der Größe nicht lechzte und den wirklich Großen, den oft genug unbequem Großen, gern in seiner Nähe ertrug.

Sein Enkel gehört nicht zu den Legendenersinnern, die uns die bekannten Züge des Greises künstlich in eine Gottähnlichkeit entstellen wollen. Er sieht ihn, wie er ihn schildert, — und wie er ihn sieht, sollen von nun an ihn Alle sehen. Ein langer Zug durch die Wüste; schon verschmachtet das hilflose Volk, da wirkt die gnädige Gottheit in einem Märker ein Wunder und der so Begnadete bringt fertig in seinem Haupt Alles mit, was er für seine Aufgabe braucht, und seines erhabenen Willens Wink können brave, tüchtige Handlanger mühelos gehorchen. Er allein führt das Volk auf den Gipfel der Macht, fügt Alles zum Besten und lebt und stirbt als ein Heiliger. Das ist ein berauschender Traum, — aber ein Traum; und Träume schwinden beim Erwachen.

Hosted by Google

Man thut Wilhelm dem Zweiten sicher ein Unrecht an, wenn man geschä verbreitet, er lebe in absolutistischen Vorstellungen und sinne auf Beseitigung der engen Schranken, mit denen die Verfassung das Königsrecht umgeben hat. Solchen Gedanken ist sein Sinn wohl sehr fern. Er wird das Gewordene immer, der beschworenen Pflicht getreu, achten, aber dieses Gewordene wird, wie es scheint, seinem innersten Fühlen immer fremd bleiben, denn er träumt eine andere Welt und ersehnt andere Herrscheraufgaben. Ihm scheidet sich, wie von der behüteten Herde der hütende Hirt, von den Unterthanen der König, dessen Wesen von höherer, reinerer Art ist als der des Trosses und dem deshalb die heilige Pflicht zufällt, den rathlos Irrenden Führer und irdische Vorsehung zu werden. Kein gemeiner Zug darf die Lichtgestalt dieses Königs verzerren und er muß die ganze, gesammelte Kraft für das Wohl seines Volkes verwenden; aber dieses Volk muß auch bereit sein, ohne Grübeln und Nörgeln dem Führer durch Dick und Dünn ins Unbekannte zu folgen ... Von der Höhe dieses schönen Empfindens trägt den Wanderer in die nüchternen Niederungen des modernen Massenbewußtseins kein noch so schmaler Steg; und so suchen, vom besten Willen und von dem Wunsch nach inniger Vereinigung beseelt, die beiden Faktoren des deutschen Lebens einander, die wie Braut und Bräutigam zusammengehören: Kaiser und Volk. Sie wollten gemeinsam zum Feste gehen und nun hat der Widerhall eines Tones die Stimmung zerstört. Nicht zum ersten Male; die Verstimmung stellte sich beinahe stets noch ein, wenn vom Thron der Name Bismarck gesprochen ... oder nicht gesprochen wurde. Wo zwei starke Gefühle hart und schrill auf einander stoßen, giebt es ein Geräusch wie von fallenden Scherben. Dem Kaiser ist Bismarck der vortreffliche, begabte und treue Diener des Hohenzollernhauses, der tüchtige Mann, der die Ehre hatte, das Werkzeug eines erhabenen Willens zu sein; dem Volk ist er der mächtige Schöpfer des Reiches, der Größte unter den deutschen Männern einer Epoche und, nicht zuletzt, das lebende, leuchtende Symbol einer Kraft, die, ohne im Purpur gezeugt und geboren zu sein, doch die Grenzen der Menschheit in den Bereich der Herrschernaturen zu rücken vermochte. In der leidenschaftlichen Liebe, die Bismarck gespendet wird, steckt, wie in der Bewunderung, die Bonaparte selbst bei Feinden erwarb, eine revolutionäre Regung, eine stille Lust an der Parvenuhoheit des Genies, das die Mauern der Kasten zertrümmert und sich keck, wie ein Ebenbürtiger, zu den legitimsten Majestäten an die Tafel setzt. Muß solches Unterfangen nicht das stolze Bewußtsein verletzen, das die Schläfe der berufenen Herrscher von besonderem Weiheglanz um-

Hosted by Google

ɔet glaubt? Aus dieser Verschiedenheit der Weltanschauung stammt das schlimme Mißverständniß, unter dem Deutschland seit Jahren leidet. Vielleicht schwindet es, ehe das Unheil, mit dem es uns bedroht, erfüllt ist, wenn man die Decke fortzieht, mit der die Heuchler bisher es verhüllten. Dann könnten Volk und Kaiser doch gemeinsam noch zum Feste gehen, — nicht, um an den Gebeinen Wilhelms des Heiligen Gebete zu stammeln, nein: um Wilhelm den Stillen, Bescheidenen, Gütigen, in Ehrfurcht zu grüßen, der nicht größer und nicht gottähnlicher sein wollte als andere deutsche Fürsten und der deshalb Deutscher Kaiser werden konnte. Er mahnte die Ueberlebenden, dafür zu sorgen, daß es im deutschen Land Tag bleibe; und im hellen Tageslicht zerflattern mit dem Gespensterspuk die Legenden und frommen Mären von heiligem Heldenthum.

* * *

Wie die Spanier einst um den alten Cid, so sollen wir uns, nach dem Ruf des Markgrafen von Brandenburg, um das Andenken des Großvaters schaaren. Aber der alte Cid war ein vom Glück verlassener Mann, der sich kaum der Mauren erwehren konnte und fast als ein Gefangener in der belagerten Stadt Valencia starb. Der Cid, an den der Kaiser denkt, lebt nur im Mythos und in der Legende, und wenn wir in Herders Romanzensammlung von seinen Thaten und Leiden lesen, schwebt uns nicht der Name des ersten Kaisers im Deutschen Reich auf der Lippe. Die Pflicht, Sage und Geschichte, Traum und Wirklichkeit, streng von einander zu trennen, ist oft schmerzlich und schwer, aber dieser Trennung verdankt das nüchterne Volk der Mark Brandenburg mehr als dem Vermögen eines einzelnen Menschen. Daß sich das Märkervolk den Sinn für die Wirklichkeit wahrte und in süßer Sehnsucht nie Unmögliches träumte, gab ihm die für den steilen Aufstieg nöthige Kraft und sichert ihm unter gleich berechtigten und um das Wohl des Reiches gleich verdienten Bruderstämmen heute noch die Achtung und das Vertrauen. Der Enkel Wilhelms des Ersten liebt seine Mark und wird sie gewiß nicht weniger lieben, wenn er merkt, daß die Stimmen, die er in der märkischen Heide vernahm, aus weiter Ferne herklangen und daß an den Aesten und Zweigen der Eichen, die er rauschen zu hören glaubte, im zweiten Monat nach der Weihnacht noch kein winziges Blatt zu erblicken ist.

Hosted by Google

Das Recht auf den Tod.

Vor mehr als einem Jahre erschien in Göttingen eine kleine Broschüre, die das Recht des lebenslänglich Siechen auf ein Ende seiner Qualen verfocht und aufforderte, die Beihilfe zum Selbstmorde eines hoffnunglos Kranken einer anderen juristischen Beurtheilung als der bisher üblichen zu unterziehen.*) Das Buch stieß die herkömmlichen moralischen Anschauungen vor den Kopf. Die Zucht und Erziehung vieler Jahrhunderte läßt uns heute den Selbstmord anders werthen, als ihn das Alterthum werthete. Früher warf man das Leben weg, wenn es nicht mehr lebenswerth erschien, aber man that es, wie der Reiche einen kostbaren Ring wegwirft, weil ihm ein Edelstein fehlt, der ihm vor Allem lieb gewesen war. Man verzichtete auf ein Gut, — und da war nichts Schmähliches, nichts, was wie Feigheit oder Fahnenflucht aussah. Und wenn auch hier und da eine der antiken Schulen einer anderen Auffassung des Lebens huldigte, in ihm kein Gut, sondern eine Bürde sah, so gestand sie doch Jedem die Freiheit zu, sich dieser Bürde zu entledigen. Erst als man begann, in diesem Leben eine Vorstufe für ein höheres, besseres Dasein zu sehen, und, weil man den Blick dem „Jenseits" zuwandte, das Diesseits gar traurig und dunkel werden ließ, erst da konnte die Auffassung des Lebens als eines Kreuzes, das uns ein höherer Wille auferlegte, sich Bahn brechen. Und diese Auffassung modelte natürlich allmählich die bisherige Beurtheilung des Selbstmordes um. Jetzt war es Feigheit, das Kreuz abzuschütteln, Pflichtvergessenheit, sich aus dem Dienst des Herrn und Meisters zu stehlen.

Heute nun ist die Zahl Derer, die das Leben in diesem Sinne leben, „as ever in their great task master's eye", wohl verschwindend klein geworden; die Auffassung des Selbstmordes wurzelt aber tiefer als die Weltanschauung, auf die sie sich stützt. Sie bleibt gewissermaßen als Rudiment zurück, nachdem das Organ, von dem sie ein Theil war, sich umgebildet und neuen Funktionen angepaßt hat. An die Stelle des überirdischen Meisters ist ein irdischer getreten: die Pflicht gegen die Gesellschaft, gegen die Familie, ja gegen einen Einzelnen, die ein strenger und unerbittlicher task master sein kann; die Beurtheilung des Selbstmordes hat aber diese Evolution nicht mitgemacht. Und darum steht die von Joest vertretene Auffassung im Widerspruch zu dem in Bezug auf diese Frage herrschenden moralischen Gefühle, obwohl sie sich unserer Weltanschauung durchaus natürlich eingliedert. Der Möglichkeit des Wirkens beraubt, ist der Mensch aus dem Dienste der Pflicht entlassen und nun ist der Werth, den sein Leben für ihn hat, allein ent-

*) C. Joest, Das Recht auf den Tod, Göttingen 1895.

Hosted by Google

scheidend für die Frage, ob er weiter leben soll oder nicht. Es ist eben unvereinbar mit der modernen Weltanschauung, zu meinen, daß „they also serve, who only stand and wait", und wenn trotzdem die große Mehrzahl der Menschen es nicht billigt, daß dem hoffnunglos Kranken ein Ende seiner Qualen gewährt werde, so beweist Das nur, daß ihr Urtheil nicht gegen ihr Gefühl ankann und daß nichts in uns so zäh „Urväter Hausrath" anhäuft und bewahrt wie das Gefühl. Und darum gilt es, gerade hier Luft und Licht hineinzulassen, an das Urtheil, an die Vernunft zu appelliren, denen es obliegt, die Kluft auszufüllen, die zwischen ihnen und dem Gefühl heute besteht, und die Brücke zu bauen, auf der es sich zurückfinden kann, aus Schutt und Moder hinaus in die „lebendige Natur".

Wer für den Kranken, dem der heutige Stand der Wissenschaft keine Aussicht auf Genesung giebt, das Recht fordert, seinen Leiden ein Ziel zu setzen, tritt sowohl für das Interesse des Einzelnen wie für das der Gesammtheit ein. Dem Paralytiker, der in einem lichten Augenblick um Gift fleht, bliebe durch die Erfüllung seines Wunsches eine vielleicht Jahre lange qualvolle Agonie erspart; aber auch für seine Umgebung würde mit dem Ende seiner Qualen das für die Gesammtheit nutzlose Opfer an Geld, Gesundheit und Lebensfreudigkeit, wie es jeder hoffnunglos Kranke fordert, aufhören. Und das „Recht auf den Tod", das ich vertreten möchte, scheint mir ebenfalls identisch zu sein mit dem Recht des Einzelnen, sich nutzlosen Leiden zu entziehen, und dem der Gesellschaft, physische oder moralische Infektionherde aus ihrem Körper auszustoßen oder ihre Bildung zu verhindern. Gerade einem Verhüten individuellen Leidens und sozialer Gefahr möchte ich das Wort reden und das Recht, nicht geboren zu werden, jenen Geschöpfen gewährt wissen, denen die Gesetzgebung aller civilisirten Staaten heute das nackte Leben garantirt, unbekümmert darum, daß Physiologie und Kriminal-Anthropologie das Horoskop dieses Lebens traurig, ja trostlos stellen müssen.

Warum soll ein Kind, das einem Akte der Vergewaltigung sein Leben „verdankt", geboren werden? Es scheint mir eine Forderung, die Vernunft und Menschlichkeit auf ihrer Seite hat, dem Opfer eines Verbrechens das Recht zu garantiren, den aus dem Verbrechen ihm erwachsenden Schaden so weit wie möglich zu vermindern. Und das „so weit wie möglich" heißt hier, innerhalb der Grenzen, die die Rechte Anderer bilden. Aber diese Rechte müssen wirkliche Rechte sein, die in der Welt der Thatsachen, nicht spitzfindiger Abstraktionen ihr Dasein führen, sie müssen die Konsequenz des vorliegenden, speziellen Falles sein und nicht von einem allgemeinen, als typisch gesetzten Falle einfach herübergenommen werden, denn das wirkliche Leben passt sich nicht in ein Begriffsschema ein. Existiren nun solche Rechte, denen das Weib, das durch einen Gewaltakt Mutter geworden ist, sein individuelles Recht unterordnen müßte?

Hosted by Google

In Bezug auf die Werthung des Abortus hat sich reichlich Urväter Hausrath aufgehäuft, wie die Stellung der öffentlichen Meinung und des modernen Strafrechtes ihm gegenüber zeigt. Während der Anfangsstadien der antiken Civilisation wie bei den heutigen Wilden als ein Mittel angesehen, die Bevölkerungziffer der Leistungfähigkeit des Bodens proportional zu erhalten, hatte der Abortus eine ökonomische Bedeutung und stellte eine Präventivform des Aussetzens dar. In diesem Sinne empfiehlt ihn z. B. noch Aristoteles geradezu, — aus politischen Zweckmäßigkeitgründen. Gerade diese führten dann auch zu seiner Inkrimination, da der Staat ein Recht auf seine Bürger geltend machte, wie nach De Simoni in den lykurgischen und solonischen Gesetzen; im römischen Strafrecht trat noch die Auffassung hinzu, daß ein ohne den Willen des Pater familias provozirter Abortus diesen in seinem Eigenthumsrecht schädige. Aber man blieb in der strafrechtlichen Beurtheilung dieser Handlung auf praktischem Boden, ging darauf aus, Rechte zu schützen, die eine sehr wirkliche Existenz hatten und sich im privaten und öffentlichen Leben überall geltend machten. Dem Mittelalter war vorbehalten, das crimen partus abacti in ganz anderem Sinne zum Verbrechen zu stempeln: ging doch die Seele des Foetus verloren, der ohne Taufe starb. Und die verhängnißvolle Sorge um das Seelenheil ungeborener Geschöpfe ließ eine blutige Spur im mittelalterlichen Strafrecht. Das kanonische Recht bedrohte die Herbeiführung des Abortus mit Todesstrafe und alle bis zum Anfange dieses Jahrhunderts gegebenen Gesetze stehen mehr oder weniger unter dem Einfluß dieser Auffassung.*) Die moderne Gesetzgebung hat selbstverständlich nicht mehr das Seelenheil des Foetus im Auge, aber zu einer Beurtheilung des Abortus, die in seiner sozialen und wirthschaftlichen Bedeutung wurzelt, hat sie sich nicht zurückfinden können. Auch die öffentliche Meinung steht in diesem Punkte vielleicht weit mehr im Banne einer überlebten Weltanschauung, als die Häufigkeit der Verbrechen gegen das keimende Leben glauben läßt.

In Literatur und Presse — aus denen doch die öffentliche Meinung sich errathen lassen muß, da man ihrer auf andern Gebieten schlechterdings nicht habhaft werden kann — erheben sich verschwindend wenige Stimmen für die Diskrimination des Abortus; und der im wissenschaftlichen Lager über sie entbrannte Kampf scheint sich „unter Ausschluß der Oeffentlichkeit" abzuspielen, so gering ist das allgemeine Interesse, das ihm entgegengebracht wird. Ich glaube nun nicht, daß die Mehrzahl der Menschen sich über die Gründe ihrer Beurtheilungweise Rechenschaft ablegt. Man zieht die Strafbarkeit hier gar nicht in Frage und jede gerichtliche Verurtheilung dieser Handlung

*) Raffaello Balestrini, Aborto, Infanticidio ed Esposizione d'Infante, Torino 1888.

Hosted by Google

dürfte im Einklang mit dem moralischen Gefühl der Mehrheit stehen. Die Thatsache, daß neuerdings besonders die französischen Schöffengerichte eine Tendenz zeigten, bei Fällen von provozirtem Abortus auf Freisprechung zu erkennen, scheint mir nichts für eine Umwandlung der öffentlichen Meinung zu beweisen. Diese beginnt damit, die Gründe der Inkrimination und ihre Giltigkeit für den speziellen Fall zu prüfen, nicht mit Akten des Mitleides, zu denen sich besonders der Franzose immer leicht hinreißen ließ.

So bin ich überzeugt, daß das Eintreten für ein Recht auf den Abortus als ein Rütteln an den Säulen der Sitte und Ordnung gedeutet werden wird, auch wenn es sich darum handelt, ihn in einem besonderen Fall für berechtigt zu erklären. Hier findet sich einer der Berührungpunkte des Abortus und der Beihilfe zum Selbstmorde: Beide werden blindlings verworfen, für sie mit Vernunft und Humanitätgründen einzutreten, ist fast fruchtlos. Wir stehen vor einer Scheu, die vielleicht eine Jahrhunderte lange Kulturarbeit allmählich in das moraliche Gefühl eingegraben hat, einer Scheu, deren tiefe innere Berechtigung und soziale Nützlichkeit für die Entwickelungform, der sie entsprossen ist, kein Einsichtiger leugnen wird, die aber gerade darum heute fast den Charakter des Instinktes trägt, mit dem sich nicht diskutiren läßt, aber eines Instinktes, der zu einer Zeit angezüchtet wurde, wo die Stellung des Menschen zu seinem Nächsten und der Natur noch um Manches anders war. Die Anforderungen des täglichen Lebens, die eine ganz andere, weit realere Macht haben als Vernunftgründe, vermögen den Menschen, über eine seit Geschlechtern überlieferte Anschauung hinwegzuschreiten; ein Beweis dafür ist die ungeheure Häufigkeit des Abortus, zu der die Zahl der vom Arm des Gesetzes erreichten Fälle in gar keinem Verhältniß steht. So giebt z. B. ein italienischer Arzt im „Archivio di psiciatria e scienze penali“ die Durchschnittszahl der von einer Hebamme jährlich eingeleiteten Fehlgeburten auf mindestens 100 an; und ein Rapport, der im Jahre 1878 dem französischen Senat vorlag, bezeichnet den Abortus als „ein Verbrechen, das fast zur sozialen Gewohnheit geworden ist“. Gewisse Bevölkerungschichten zeigen nicht einmal Spuren irgend einer überlieferten Werthungweise des Abortus, wie die von Aerzten und Krankenpflegerinnen häufig zu machende Beobachtung zeigt, daß es oft schlechterdings unmöglich ist, Frauen aus dem Volke davon zu überzeugen, daß in der künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft etwas Verbrecherisches liegen solle. Trotzdem scheint mir in den Kreisen, die für die öffentliche Meinung maßgebend sind, eine unbedingte, von Gründen nicht abhängige Verurtheilung des Abortus zu bestehen, die ich auf das Gefühl zurückführen möchte und die vielleicht um so absoluter ist, je mehr die praktische, nicht öffentliche Stellungnahme des Einzelnen mit ihr im Widerspruch steht. Ein Ummodeln dieser Auffassung in dem Sinne, daß an die Stelle blinden Verwerfens ein

Hosted by Google

klares Bewußtsein der Gründe träte, weshalb man verwirft, könnte allein einer Forderung, wie ich sie hier vertrete, Bahn brechen. Die thatsächliche Häufigkeit, mit der das Gesetz ungestraft übertreten wird, diskreditirt es und giebt der Rechtsprechung den Charakter der Willkür: an einer festgewurzelten Anschauung rüttelt sie kaum; und es wäre nicht zu wünschen, daß sie es thäte. Diese Aufgabe kommt allein der Aufklärung zu, die uns gegen absolute Urtheile immer mißtrauischer werden läßt und Dinge in den Bereich unserer Vernunft zieht, um Rede und Antwort zu stehen, mit denen sich früher auch der Kühnste abfand, ohne sie zu prüfen.

Nun darf man aber nicht außer Acht lassen, daß viele Menschen sich völlig darüber klar sind, warum sie den Abortus verurtheilen: sie sehen in ihm ein Verbrechen gegen die Natur. Als solches kann es aber nicht Gegenstand des Rechtes sein, denn dieses stellt eine proportio hominis ad hominem dar. (In all den Fällen, wo eine derartige Handlung als solche, nicht in Hinblick auf eine Kollision mit anderen Rechten, in den Bereich des Rechtes gezogen wird, dürfte es nicht schwer sein, eine Inkonsequenz nachzuweisen.) Die Natur hat Mittel und Wege, ihre Zwecke zu erreichen, indem sie die gewaltigsten Instinkte ihnen dienstbar macht. Sie braucht wahrlich unser Strafgesetz nicht, um ihren Willen durchzusetzen. Und es ist ein gar klägliches Beginnen, in Fällen, wo diese Lebensinstinkte der Gattung erloschen oder pervers geworden sind, sie durch Gesetzesparagraphen ersetzen zu wollen, als vermöge man dadurch, Die wieder in den Dienst der Natur zurückzuzwingen, die die Natur selbst entlassen hat, weil ein gewisses Maß physischer und psychischer Entartung sie ihr werthlos machte. Solche Erscheinungen gehören praktisch in das Gebiet der Medizin, und wenn sich Jemand berufen fühlt, über sie zu Gericht zu sitzen, so kann er sie moralisch verdammen: dem Strafrecht unterstehen sie nicht. Es genügt nicht, daß das Provoziren des Abortus unsittlich sei, um es gesetzlich strafbar zu machen, sonst wären ja Ausschweifung, Lüge, kurz, alle Laster in dem selben Sinne strafbar: das Gesetz wäre zum Sittenrichter geworden. Was für ihn gut und böse ist, muß jeder Mensch mit sich selbst abmachen und nur, wenn seine Handlungen in die Rechtssphäre seiner Mitmenschen eingreifen, fallen sie hiermit in das Gebiet des Rechtes. In unserem speziellen Fall muß von der moralischen Werthung des Abortus abgesehen werden; es ist Sache der geschädigten Frau, sich mit ihrem Gewissen darüber abzufinden. Hier kommt allein die juristische Bedeutung in Betracht. Ein Mensch kann die moralische Verpflichtung fühlen, die ihn schädigenden Folgen fremder Schuld auf sich zu nehmen, aber das Gesetz kann ihn nur dazu zwingen, als Wahrer des Rechtes Anderer. Welche Rechte sind es nun, die hier zu wahren wären?

Ich unterfange mich nicht, die Gründe für und wider die Strafbar-

Hosted by Google

keit des Abortus im Allgemeinen zu prüfen, und ich will nicht untersuchen, als Sachwalter welchen Rechtes die Gesetzgebung auftritt, wenn sie die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft ahndet, und ob hier überhaupt ein Recht zu wahren sei. Es wäre vermessen, Streitfragen von solcher praktischen und theoretischen Bedeutung in einem kurzen Aufsatz behandeln zu wollen. Ich möchte nur kurz darauf hinweisen, daß die am Häufigsten für die Inkrimination geltend gemachten Argumente, die ich als solche nicht diskutire, dem uns beschäftigenden Fall gegenüber nicht stichhaltig sind.

Man sieht in der künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft einen Anlaß zu öffentlichem Aergerniß. Nun entzieht sich wohl aber kaum eine Handlung ihrer Natur nach so sehr der Oeffentlichkeit wie gerade diese; das Aergerniß ist hier durch das vorangehende Verbrechen erregt, kann aber doch unmöglich durch die dem geschädigten Theile stillschweigend zugestandene Freiheit, seine Folgen theilweise auszulöschen, vergrößert werden. Auch ist es ja die strafrechtliche Verfolgung des Abortus, die ihm Oeffentlichkeit verleiht und also erst das Aergerniß geben müßte, das Grund und Voraussetzung dieser Verfolgung wäre.*) Ferner glauben Andere, den Abortus strafen zu müssen, weil er das Familienleben gefährde. In unserem Falle steht aber die Handlung außerhalb der Familie, unter der man doch nur Vater und Mutter des Foetus verstehen kann. So baar aller Kenntniß des praktischen Lebens dürfte wohl kein Mensch sein, zu behaupten, daß die Familie des Mädchens, falls eine solche vorhanden ist, an innerem Halt und äußerem Ansehen durch Herbeiführung des Abortus mehr einbüße als durch die Aufnahme des Eindringlings. Der wichtigste der vom sozialen Standpunkte ausgehenden Argumente erblickt in dem Abortus ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, der ein Recht auf den werdenden Menschen, auf die spes hominis, zugeschrieben wird. Um der Gesellschaft aber dieses Recht, dieses „juristisch garantirte Interesse“ (Ihering) zuzuerkennen, müßte erst das Bestehen eines Interesses außer Zweifel gesetzt sein. Angenommen, die Geburt eines Menschen bedeute an sich für die Gesammtheit einen Vortheil, dessen juristische Garantie nicht mit anderen Rechten kollidire — woraus freilich konsequenter Weise auch die Bestrafung der Prostitution und gewisser Laster folgen müßte —, so liegen die Verhältnisse, sobald es sich um den Sprößling eines Verbrechers handelt, doch wesentlich anders. Wenn die Gesellschaft ihr Veto dagegen einlegt, daß die foetale Entwickelung eines Individuums, das nur eine verschwindend geringe Wahrscheinlichkeit normaler Beanlagung bietet, willkürlich unterbrochen werde, schützt sie eine Krankheit ihres eigenen Leibes, die Kriminalität, und leistet ihrer Aus-

*) Dies ließe sich allerdings gegen jede Inkrimination des Abortus, die sich auf diese Auffassung des Verbrechens stützt, geltend machen.

Hosted by Google

breitung Vorschub. Das kann sie doch nimmermehr als Wahrerin ihres Interesses thun, da es diesem ja geradezu ins Gesicht schlägt. Sie könnte es thun, indem sie für ein individuelles Gut, einen individuellen Vortheil, eintritt, aber dann übt sie keine Rechte aus, sondern erfüllt eine Pflicht, die ihr ein anderes Recht auferlegt. Und damit kommen wir zu dem letzten der Hauptargumente für die Bestrafung des Abortus, das sich auf die Berechtigung des werdenden Individuums zum Leben stützt, also die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft unter die Verbrechen gegen das Leben klassifizirt. Woraus sich dieses Recht ableitet und ob überhaupt der Foetus strafrechtlich als juristische Person anzusehen sei — als die er ja civilrechtlich gilt — und so Träger eines Rechtes sein könne, — Das zu erörtern fällt außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe. Gestehen wir immerhin dem Foetus im Allgemeinen das Recht zu, das sich zwar nicht allein auf die Auffassung des Lebens als eines Gutes gründet, aber diese doch zur nothwendigen Voraussetzung hat, so ist dennoch nicht zu leugnen, daß Etwas, das im Allgemeinen den Charakter eines Gutes trüge, sich unter besonderen Umständen in ein Uebel verkehren kann. Mit einer Wahrscheinlichkeit, die fast der Gewißheit gleichkommt, steht dem Kinde eines Verbrechers ein trauriges Erbtheil physischer und moralischer Entartung bevor, das es zum Kampf ums Dasein in der heutigen Gesellschaft ungeeignet macht und so sein Leben zu einer Kette von Trübsal und Widerwärtigkeiten gestaltet. Im Namen eines Gesammtinteresses — von dem ich glaube, dargethan zu haben, daß es nicht besteht — könnte man das Individuum, dem die Wissenschaft diese Lebensprognose stellt, zum Leben verurtheilen, aber sicherlich nicht, ausgehend von einem Rechte dieses Individuums, — es sei denn, daß man Lust habe, den Begriff des Rechtes in sein Gegentheil zu verkehren, so daß man füglich von einem Rechte des Kranken auf seine Leiden, eines Armen auf Verhungern und Erfrieren sprechen könnte.

So weit die öffentliche Meinung bewußt für die Strafbarkeit des Abortus eintritt, thut sie es im Namen der Moral, deren Verquickung mit dem Strafrecht einer modernen Auffassuug nicht mehr entspricht. Was die juristischen Gründe seiner Inkriminativen betrifft, so sind sie, wenn es sich um einen Fall von Vergewaltigung handelt, weder vom individuellen noch vom sozialen Standpunkte aus aufrecht zu erhalten, man wolle denn die thatsächlichen Folgen einer Handlung, ihre Bedeutung im wirklichen Leben, ignoriren, um sie in ein juristisches Begriffsschema pressen zu können, und über einer nominalen, auf äußeren Merkmalen beruhenden Uebereinstimmung ihre wesentliche Verschiedenheit für den Einzelnen und die Gesellschaft außer Acht lassen. Meines Erachtens besteht kein juristisches Recht, in dessen Namen man einer Frau, die das Opfer eines Verbrechens geworden ist, die Verpflichtung auferlegen könnte, ihr Kind zu gebären, vielmehr ist es ein Interesse der Gesammtheit, in diesem

Hosted by Google

Falle den Abortus gutzuheißen, ja, es liegt hier vielleicht der Keim eines der bisherigen Auffassung gerade entgegengesetzten Rechtes, das eine Gesellschaft geltend machen dürfte, die sich darüber klar ist, daß auch auf dem Gebiete der Kriminal-Anthropologie Prophylaxis mehr ist als Therapie.

Die Bekämpfung der Kriminalität ist eine der Lebensfragen für den sozialen Organismus. Daß sie nicht durch subtil ausgearbeitete Strafgesetzbücher und eine findige Polizei, nicht durch Gefängniß und Zuchthaus zu geschehen habe, beginnt dank den Arbeiten der positiv kriminalistischen Schule, die sich an dem Namen Lombrosos knüpft, weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu kommen. Wohl hat die Kriminal-Anthropologie, als eine der jüngsten wissenschaftlichen Disziplinen, nur einen geringen Theil der Bausteine beigebracht zu dem monumentalen Gebäude, das ihr zu errichten obliegt, aber auch Das, was bis heute an Arbeit geleistet ist, hat längst nicht mehr Raum im Laboratorium. Ihm gebührt ein Platz auf dem Markte des Lebens. Die wissenschaftlichen Thatsachen, deren Erkenntniß wir ihr verdanken, können von der Rechtspflege nicht einfach ignorirt werden, denn mit dem Erweitern alter, dem Erschließen neuer Erkenntnißgebiete modifizirt sich das Recht, wie auch die Moral. Mag immerhin der Schutz des Foetus durch das Gesetz einem anderen Erkenntnißniveau angemessen gewesen sein, so ist er bei dem Stande unserer heutigen Kenntnisse über die Erblichkeit verbrecherischer Dispositionen — sobald er eine bedingungslose Strafbarkeit des Abortus fordert — widersinnig.

Die Forschungen von Orchansky über die Vererbung pathologischer (also auch kriminalistischer) Anlagen haben zu dem Resultate geführt, daß krankhafte Zustände des Vaters stets die Tendenz zeigen, sich in den Kindern zu steigern, während organische oder funktionelle Anomalien der Mutter in der Nachkommenschaft an Stärke abnehmen. „Die hereditäre Morbidität von väterlicher Seite ist progressiv, von mütterlicher Seite regressiv.“ Ein Kind, dessen Vater Verbrecher ist, wird also mit großer Wahrscheinlichkeit einen ausgeprägteren kriminellen Typus darstellen als sein Erzeuger; und die Chancen für ein Ueberwiegen des gesunden mütterlichen Elementes sind nach den klinischen Beobachtungen des russischen Forschers verschwindend klein, um so kleiner, je jünger der Vater ist. Wird nun noch ein etwa regenerirender Einfluß der Mutter dadurch ausgeschlossen, daß gemüthliche Aufregungen, wie Scham und Niedergeschlagenheit über ihren Zustand, ihren Organismus in ungünstiger Weise beeinflussen, so ist wohl fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie einem physisch und psychisch degenerirten Geschöpfe das Leben geben wird.

Ist es nun nicht Widersinn, die physiologische Entwickelung eines Keimes im Mutterleibe gesetzlich zu schützen, um dann dem Kinde, dem halbwüchsigen oder erwachsenen Menschen, das Entfalten seiner Triebe im Namen des selben Gesetzes zu verwehren, obwohl es sich auch hier nur um physiologische For-

Hosted by Google

derungen eines vorgeschrittenen Entwickelungstadiums handelt, physiologisch bei einem unter solch anormalen Bedingungen gezeugten und zur Reife gebrachten Geschöpfe, obwohl pathologisch vom Standpunkte der Gesellschaft? Aehnlich handelt die Natur, indem sie den Embryo mit der gleichen Sorgfalt ausbildet, ob auch die Bildung des mütterlichen Beckens seine Geburt unmöglich mache. Wenn aber der Mensch sehenden Auges, ja mit allen Mitteln der Wissenschaft zum Schärfersehen, zum Vorausschen ausgerüstet, so zu Werke geht, so ist Das nicht nur sinnlos, es ist auch grausam. Denn es ist eine Grausamkeit, ein rein vegetatives Dasein zu schützen, in der sicheren Voraussicht, daß der empfindende, entwickelte Mensch nicht Raum hat in unserer Gesellschaft, die also wartet, bis Bewußtsein und Empfindung vorhanden sind, um dem selben Geschöpf dann seine Gefängnisse und Zuchthäuser zu öffnen, dessen Sein oder Nichtsein in ihren Händen stand, es ist eine Grausamkeit, des Gottes würdig, in dessen traurige Allmacht sich frühere Generationen gestellt glaubten. Unleugbar liegt eine bittere Ironie darin, daß das Gesetz eine Unterbrechung der physiologischen Entwickelung bis zu einem gewissen Stadium ahndet, den späteren Unterbrechungen aber, die Noth und Elend mit sich bringen, ruhig zusehen muß. Es ist ferner eine Ironie, daß der Foetus geschützt wird, — nicht gegen Fährnisse im Allgemeinen, nicht etwa gegen den gesundheitzerstörenden Einfluß einer Fabrik, nicht gegen Hunger, Kälte, Laster, die den mütterlichen Organismus und so den des Kindes zerrütten, sondern lediglich gegen einen Verzweiflungakt des einzigen Geschöpfes, dem die Natur selbst Liebe und Sorge für das hilflose Wesen ins Herz gelegt hat. Aber hier ist es die Machtlosigkeit des Gesetzes gegenüber den ökonomischen Thatsachen, die zu jener traurigen Ironie Anlaß giebt, die das Leben uns täglich vor Augen führt. In dem uns beschäftigenden Falle hat aber die Gesetzgebung nicht mit Thatsachen, sondern nur mit potentiell gegebenen Phänomenen zu rechnen; und in der durch die Wissenschaft vermittelten Erkenntniß bietet sich ihr die Möglichkeit, zu verhindern, daß sie zu Thatsachen werden, denen gegenüber sie sich allerdings als fast eben so machtlos erweist wie den Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens. Und wenn auch heute die Zeit noch nicht gekommen sein sollte, wo die Kriminalität mit prophylaktischen Maßnahmen bekämpft wird, so erscheint es doch geboten, nicht im Namen des Gesetzes Denen in den Arm zu fallen, die unbewußt diesem Zwecke dienen, zumal wenn die individuellen Motive ihrer Handlung von der Vernunft und Menschlichkeit zu billigen sind und ein Recht, das die Gesellschaft entgegen dem eigenen Interesse respektiren müßte, wohl als Resultat juristischer Deduktionen, nicht aber in der Welt der Thatsachen besteht. Denn es liegt im Charakter des Rechtes, ein Gut zu garantiren: in diesem Sinne besteht hier kein Recht auf das Leben, vielleicht aber ein Recht auf den Tod.

Hosted by Google

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß zahlreiche Einwendungen, juristische sowohl als ethische, gegen die in diesem Aufsatz vertretene Ansicht und gegen die einzelnen Argumente, durch die ich sie zu vertreten suchte, zu machen wären. Man wird entgegenhalten, der individuelle Werth oder Unwerth des Lebens kämen im Strafrecht nicht in Betracht, wollte man ihnen Rechnung tragen, so böten sie auch der Diskrimination des Mordes eine Handhabe, — die Existenz einiger Verbrecher mehr stelle eine geringere soziale Gefahr vor als ein Rütteln an der unbedingten Verurtheilung jedes Verbrechens gegen das Leben, — soziale Nützlichkeit dürfe nicht allgemein menschlichen Moralsätzen vorangestellt werden u. s. w. Auf diese und andere Einwände, die ich voraussehe, einzugehen, verbieten mir der Raum und der Charakter des Aufsatzes. Es lag in meiner Absicht, Anregungen zu geben und ein Fragezeichen hinter eine Kategorie von Werthen zu setzen, die für die große Mehrzahl von Menschen den Charakter des Absoluten trugen: ein Thema wie das meine in wenigen Seiten zu erschöpfen, vermesse ich mich nicht. Sämmtliche Gegenargumente aber, unbeschadet ihrer äußeren Verschiedenheit, scheinen mir einer einzigen Wurzel zu entspringen. Im Grunde dürfte darum auch nicht das Für und Wider dieser Frage diskutirt werden, denn vor jeder Diskussion steht auf der einen Seite die Ueberzeugung fest, daß hier gar keine Frage vorhanden sei.

Wer an transszendenten Moralbegriffen festhält, muß der Gesetzgebung eine andere Stellung anweisen, als Die thun, die auch in ihren ethischen Idealen bestrebt sind, der „Erde treu zu bleiben". Mit Denen, die es für die Aufgabe der Rechtsprechung halten, hoch über der gemeinen Wirklichkeit, über Krankheit und Verirrung und Elend thronend, zu richten und zu strafen, die glauben, mit Gefängniß und Zuchthaus der Kriminalität zu steuern, kann ich hier nicht rechten. Wer aber zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß man, um Menschen menschlich „Recht zu sprechen", sich zum einzelnen Fall herabbeugen muß, wie der Arzt zu dem Kranken, um ihn in seiner anthropologischen und soziologischen Bedingtheit zu begreifen, Dem wird das Bewußtsein dieser Bedingtheit einen anderen moralischen Maßstab geben als den von den Vätern ererbten. Mit diesem neuen Maßstab gemessen, wird es vielleicht als sittlich erscheinen, Die nicht ins Leben hineinzustoßen, die mit Nothwendigkeit „schuldig werden" müssen, und es wird nicht als vermessenes Eingreifen in „ewige, eherne, große Gesetze" angesehen werden, wenn willkürlich einer Entwickelung ein Ziel gesetzt wird, um eine Krankheit im Keim zu ersticken, die auch die Natur zum Verschwinden verdammt hatte, die sie aber, um menschliche Qual unbekümmert, durch Geschlechter hätte fortschleppen lassen, ihres endlichen Erlöschens sicher.

Genua. Oda Olberg.

Hosted by Google

Künstlerische Kultur.

Warum will doch der Ehrgeiz, aus den Deutschen ein künstlerisches Volk zu machen, nicht schlafen gehen? Warum werden die Strebsamen nicht müde, utopistischen Idealen nachzujagen oder in zahllosen Büchern, Büchlein und Aufsätzen das heutige künstlerische Gebahren an den Pranger zu stellen? Ist es nicht längst verbrieft und besiegelt, daß wir uns auf eine höhere Idee des Lebens in absehbarer Zeit nicht einigen werden, also auch eine Kunst, die eine solche aussprächе, nicht haben können? Ich kann nicht müde werden, diesen Fragen nachzusinnen; hinter jeder aber scheint ein schadenfroher Dämon zu grinsen, der alle nur möglichen Antworten verlacht, pfiffig in die leere Luft stiert, wenn man ihn packen will, und überall neue Widersprüche aufdeckt, wo man das Problem durch eine bestimmte Anschauung bewältigt zu haben glaubt. Daß eine reich begabte Nation, im Besitz eines Kleinodienschatzes künstlerischer Werke, so gar nicht dahin kommen will, ihrer Anlagen bewußt und froh zu werden und die ihr zu Theil gewordenen Segnungen der Kunst zum volksthümlichen Besitz sich zu wandeln, ist mindestens auffällig unter den Erscheinungen der Völker. Hier scheint ein schon historisch gewordenes Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsum entstanden zu sein. Und weil man seine Ursachen nicht mehr heben kann, insofern sie in der Vergangenheit liegen, ähnliche und stärkere sogar, die in der Gegenwart wirken, aber noch weniger bewältigen kann, so ist wenig Hoffnung vorhanden, daß das Mißverhältniß beseitigt werde. Es wird fortfahren, die Schaffenden höheren Fluges zu bedrücken und die um den künstlerischen Haushalt der Nation Besorgten zu verwirren. Beide streben einem Ideal nach, das über und nicht in den Dingen ruht, — wenigstens nicht in den Dingen, wie sie historisch nun einmal werden mußten. Denn die beharrende Beschaffenheit eines Volkscharakters muß doch als ein Gegebenes zunächst anerkannt werden; so viel Realpolitik müssen wir auch in den geistigen Fragen der Nation anerkennen. Wir müssen auch in diesen Fragen — und in ihnen erst recht — den Zusammenhang mit der politischen und sozialen Entwickelung aufsuchen, den Kinderglauben aber endlich abstreifen, daß die Kunst, wie das Mädchen aus der Fremde, wahllos ihre Gaben stets und überall ausstreue, auch da, wo ihre „Höhe“ und „Würde“ kein Verständniß mehr findet.

Wo will man nun Anzeichen dafür sehen, daß unser Volk durch eine allmähliche Wandlung jenem Ideal der Kunstbedürftigkeit und Empfänglichkeit entgegengeführt werden könne, wenn sich herausstellt, daß Bedürftigkeit und Empfänglichkeit, als passive Eigenschaften, noch lange nicht hinreichen, eine künstlerische Kultur zu schaffen? Wenn wir erkennen müssen, daß dazu eine viel tiefere, innigere Uebereinstimmung gerade der treibenden Kräfte nöthig ist?

Hosted by Google

In den Illusionen über diese Wandlungfähigkeit und Zusammenhänge liegt die Verblendung der sonderbaren Reform-Apostel, der die Besonnenen fürder nicht folgen sollten, wie ja die Allgemeinheit sie längst leise oder brutal lächelnd abweist. Wir stecken schon tief genug in der Lüge, in der unbewußten, unverantwortlichen, die uns politische und soziale Mißerziehung aufgebürdet haben; beflecken wir unsere beste Geistigkeit, unser „Denkerthum", nicht mit einer gewollten Lüge, wie die Utopie von einem plötzlich und willkürlich heraufzuführenden Reich der Kunst eine sein würde. Ist uns eine Kunstfähigkeit als Erbe unserer Vorzeit zugefallen, so werden wir sie erst wieder „erwerben müssen, um sie zu besitzen". Oder wollen wir auch hier nur eine Fassade bauen, ein Flickwerk aus abgelegten Kulturen und Moden, bepinselt mit Sensationen der gerade im Schwange befindlichen Narrheiten? Das ist leicht zu haben. Das haben wir ja; leider! Mit neidisch lüsterner Findigkeit spähen wir umher in der Geschichte der Völker und meinen wohlgemuth, alles Große und Schöne, das wir darin finden, die reiche Erscheinung eines reichen Lebens, ließe sich mit geringer Mühe auch aus unserem Boden hervortreiben, wenn es von den Künstlern nur so gewollt würde. An den Künstlern aber liegt es nicht. Zu lange hat unsere Sehnsucht an jenen Wundern gehangen, wir haben ihres Segens, ihrer Kraft, eine weihevolle Ahnung in uns aufgenommen und fühlen die Armuth, in der zu leben wir uns verdammt sehen sollen, so tief und beschämend, daß wir ein Bischen Heuchelei zu so gutem Zwecke schließlich als Tugend empfinden. Es ist das Mitleid in einer seiner vielfältigen Formen, das sich in dieser Mission gefällt. Daran denken wir selten, daß wir der Kunst, wie wir sie wünschen, eigentlich eine ganz falsche, entstellte Aufgabe unterschieben. Ist es nicht bezeichnend genug, daß wir überhaupt von einer „Aufgabe" der Kunst reden? Fragen wir uns doch einmal ehrlich: welche hat sie denn? Welche hatte sie in den Zeiten, wo eine allerseltenste glückliche Reife und Harmonie aller Bedingungen sie einem Volke wie den Griechen oder einer sozialen Minderheit wie der nobiltà des Cinquecento und der Renaissance heraufführte wie eine leuchtende Sonne? Die Antwort ist in dem Bilde, das gebraucht wurde, selbst enthalten: ihre Aufgabe war, zu leuchten und zu wärmen, Freude zu wecken am Bilde des unendlichen Lebens, das sie rein und strahlenvoll über alle Zufälligkeit des Daseins emporrückte. Vergleichen wir nun, welche Aufgabe wir ihr zuschieben wollen: Tröstung und Heilmittel soll sie uns sein und Erlösung. Wofür und wovon? Geben wir damit nicht unumwunden zu, daß wir an unserem Volkskörper uns krank und leidend fühlen? Daß wir es in der That sind, ist den Einsichtvollen, Denen, die nicht an irgend einer Phrase auf Nimmernüchternwerden sich berauscht haben, freilich bitter klar, nicht minder, daß wir nichts dringender brauchen als große Aerzte, die zugleich Zucht- und Lehrmeister für unseren entnervten und entseelten Volkskörper sein könnten;

Hosted by Google

aber die Kunst werden wir hierzu mit Erfolg nicht bemühen dürfen. Sie ist, wo sie ihren Boden im Volke hat, die Blüthe große Gesundheit; und wo sie nicht im Volke wurzelt und nicht aus der überschüssigen Stärke der Volksseele herauswächst, hat sie auch keine bewegende Kraft. Ja, sie ist eigentlich die Gesundheit eines Volkes an sich; und darum kommen die Adepten der künstlerischen Fakultät doch vielleicht noch auf den ganz vernünftigen Einfall: man müsse, statt die Krankheit mit Heilmitteln zu bekämpfen, die bedrohte Gesundheit selbst nach Vermögen kräftigen, damit sie ihres Feindes, der Krankheit, Herr werden könne. Ehe wir an eine künstlerische Kultur unseres Volkes denken dürfen, müssen wir seine Gesundheit wieder herzustellen versuchen.

Hier helfen uns keine geschichtlichen Ideale und Vergleiche. Denn die gesunde Volkheit, die wir brauchen und berücksichtigen müssen, ist nicht die Volkheit einiger freien, im frohen Bewußtsein nationaler Ueberlegenheit, in der Freudigkeit harmonisch ausgeglichener Daseinsformen und im Glücksgefühl des Herrenbewußtseins dahinlebenden Griechenmenschen. Nein, die in der Stickluft beengtesten Lebensdranges hinbrütenden Millionen und Abermillionen, diese erdrückende Mehrheit der Individuen, die zum allergrößten Theil doch die Werthe schafft, aus denen unsere Kultur sich aufbaut, kann nicht einfach als deutsches „Helotenthum" betrachtet und behandelt werden. Sie sorgt ja auch vernehmlich genug dafür, daß sie g hört und berücksichtigt werde. Sie bringt uns zwar wenig Zuwachs zu unserer Erkenntniß, zu unserem Begriff und unseren Hoffnungen von der Kunst; aber wir brauchen deshalb auch nicht zu fürchten, daß eine Verkrüppelung der Organe ihr eine dereinstige Gesundung zur künstlerischen Kultur verwehrte, wie es sich leicht bei unseren oberen Zehntausend herausstellen könnte. Die Kunstkultur, die etwa für eine wirthschaftlich exklusive Volksklasse erobert oder gezüchtet werden könnte, die würde wie Seifenschaum von dem Strom fortgespült werden, der unaufhaltsam als Emanzipation der arbeitenden Stände die moderne Welt überfluthet. Doch vielleicht schließt dieser Ausblick gerade die begründetste Hoffnung ein. Nur ein von Ideen getragener Sozialismus wird siegreich sein, einer, der auch für das höhere, an die Ewigkeit der Dinge reichende Bedürfniß der Menschenseele Nahrung zu bieten versteht und es nicht abspeist mit bereits rückständig gewordenem Materialismus. Sein mächtigster Hebel wird eine zur Herrschaft gelangende Weltanschauung sein müssen, die die Gewissen mit freudigem Selbstgefühl erfüllt, wo sonst die Rachsucht keine anderen Empfindungen aufkommen ließ. Dann allerdings könnte es kommen, daß auch eine Alle wärmende Sonne der Kunst das neue Volk beschiene. Vielleicht würden die Kunstwerke dann wieder, wie Nietzsche es ausdrückt, „an die Feststraße der Menschheit" gestellt, „als Erinnerungzeichen und Denkmäler hoher und seliger Momente. Jetzt will man mit den Kunstwerken die armen Erschöpften und

Hosted by Google

Kranken von der großen Leidensstraße der Menschheit bei Seite locken, für ein lüsternes Augenblickchen; man bietet ihnen einen kleinen Rausch und Wahnsinn an."

Und anders ist es in der That nicht. Wie weit zurück läßt sie sich verfolgen, diese Verquickung der Kunst mit irgend etwas Utilitarischem, Pädagogischem, Moralischem! Sie nahm ihren Anfang schon da, wo die Weltanschauung einer fremden Kultur die autonome unseres Volkes erfolgreich zu verdrängen begann. Die Umgestaltung der frei und selbständig auf ihrem Anwesen Sitzenden in Hörige, die Einführung fremden Rechtes und fremder Religion — auch wenn es die edelste ist —: daran zerbricht die Wesenheit eines Volkes, die ihm einzig und innig vertraute Art, seine Welt zu begreifen, und damit auch die Fähigkeit zu autonomer künstlerischer Kultur. Hat der gewaltigste Strom, der in unser Volk einmündete, das Christenthum, und die Kunst, die es uns schuf, von den Wurzeln unseres Wesens nicht geradezu das köstlichste Erdreich abgespült? Die Thatsache, daß dem Stamme trotzdem ein Edelzweig aufgepfropft werden konnte, der in prachtvoller Entfaltung die heimische Erde überschattete, darf uns darüber nicht täuschen. Werden wir doch als Trost empfinden dürfen, daß die reiche Kraft zu diesem Wunderwerke immerhin in unserem Volke vorhanden war, wie wir ja in der That das Bedauern nie loswerden, die Segenskraft des Christenthums dahinsiechen zu sehen, da wir doch nichts, gar nichts von gleicher Gewalt über die Seelen an seine Stelle zu setzen haben, — wenn wir namentlich einsehen, daß auch die künstlerische Kultur, deren wir heute fähig sind, dazu nicht taugt. Das Christenthum verzehrte ja zunächst die künstlerischen Kräfte, die es vorfand; bewußt, damit ein bestes Stück der Volksseele auf seine Seite zu bekommen. Auf den Thürmen des kölner Doms und auf der rheimser Kathedrale oder auf der Plattform des straßburger Münsters weht uns ein Schauer wirklich großer künstlerischer Vergangenheit an, die für mächtigen Seelendrang einen erhabenen Ausdruck fand. Man ist geneigt, darüber zu vergessen, wie viel ureigene nationale Energie in diesen steinernen Riesenformeln erstarren mußte. In der künstlerischen Schulung, die wir vom Christenthum empfingen, werden wir auch die Quelle der sinnfälligen Formenfreude erkennen, die einige Epochen der christlichen Völker wenigstens da auszeichnete, wo Wohlhäbigkeit der Lebensführung ihre Pflege gestattete.

Anders war es in der Dichtkunst. Ihr war ein kraftvolles Gedeihen auf dem Boden einer innerlich, trotz aller Größe, fremden Weltanschauung versagt. Unverwüstbar blieb nur das lyrische Element des deutschen Volkes; und der Versuch, auch dieses zu verchristlichen, hat nie gelingen wollen. In seinem Wesenskern blieb es unverwundbar durch die Spukgeister der künstlichen, höllenschwarzen Nacht, die der Dualismus des Christenthumes statt der trauten Dämmerung heraufführte, die ahnungschwer, verheißungvoll, er-

Hosted by Google

füllt vom geheimsten Leben der Natur, sonst der deutschen Seele liebste Heimstatt war. Die Entwickelung derjenigen Dichtkunst aber, die eine einheitliche Weltanschauung nicht entbehren kann, sehen wir im Laufe der Jahrhunderte darniedergehalten vom Zwiespalt zwischen Natur und Geist. Der Geist jedoch, der hier in Frage kam, muß begriffen werden als der in der offenbarten Religion, die wir übernehmen mußten, allein giltige. Die Bekämpfung dieses Zwiespaltes war fortan der Inhalt unseres nationalen Innenlebens. Obwohl sich nun hauptsächlich Gelehrsamkeit und Wissenschaft diesem Kampfe unterzogen, so ging er doch um zu hohe, zu wesentliche, zu tief ins Gemüth verwachsene Güter, als daß nicht auch der künstlerische Drang hineingerissen werden mußte. Und wer wollte die starke künstlerische Seele gar verkennen in der mächtigen Gestalt, die dieses Kampfes größtes Heldenthum bewies, in unserem Doktor Martin? Wer je seine herzgewinnende Gewalt begriffen hat, muß des künstlerischen Geistes in unserem ersten großen Deutschen ewig froh sein. Aber das Klingen und Singen der durch Luthers That wiedergeborenen, zur alten Innigkeit zurückgeführten Volksseele verstummte bald wieder vor den Sterbeseufzern der blühenden Mannheit unseres Volkes; das fröhliche Roth der Gesundheit auf dem Antlitz der Nation wich der Leichenblässe. Zerrissener als je in seinem Anschauen von Gott und Welt, müde der unendlichen Leiden, die es seinetwegen erduldet, wirthschaftlich bis aufs Letzte erschöpft, von klug berechnender Fürstenwillkür in Knechtschaft gezwungen, der letzten Reste seines Selbstbestimmungrechtes beraubt, verkümmerte das Volk der deutschen Territorien. Und wieder mußte die Minderheit, die noch eine Kultur pflegte, den alten Kampf weiterkämpfen: die Weltanschauung frei zu machen von der Bevormundung der christlichen Dogmatik; die hinter der nun regsamen philosophischen Kritik stehende Volkheit aber war verschüchtert, engherzig, matt und entkräftet, nur noch den nächstliegenden Interessen zugänglich und vor Allem bereit, in jedem ausgleichenden Bemühen, in jeder Unterordnung gegen das unvermeidlich Scheinende eine Tugend zu erblicken. Der oft wiederholte Versuch, die politische Revolution Frankreichs und die philosophische Revolution Deutschlands in den Wirkungen neben einander zu stellen, trifft auf die Beschaffenheit unseres Volkes wenigstens in jener Epoche ganz gewiß nicht zu. Das Volk war damals überhaupt kein Faktor in unserem Entwickelungsgange. Das wurde er erst dann, als man mit ihm, von der entsetzlichsten politischen Niederlage getrieben, rechnen mußte, — und dann auch nur wieder ein Faktor im politischen Sinne, nicht im kulturell-künstlerischen. Natürlich lebte in allen Köpfen, die die philosophische Kritik zur Ueberwindung einer rückständigen Weltanschauung pflegten, das Bestreben, ihren Resultaten volksthümliche Wirkungen zu verschaffen; und an diesem Zeitpunkt unserer Kulturgeschichte beginnt denn auch das merkwürdige Schauspiel, daß die Gelehrsamkeit die

Hosted by Google

Kunst, wo sie nur immer zu haben war, zu Hilfe zog: das Drama, den Roman, Epos und Epopoe. Sie alle sollten dem Zwecke dienen, den die gelehrte Richtung verfolgte: Aufklärung zu schaffen. War Das nicht der Fall Lessing? ... Aufklärung war demnach auch das Schlag- und Schlüsselwort der im vorigen Jahrhundert blühenden Kunst literarischen Charakters.

In ihr schien nun dem etwa vorhandenen künstlerischen Bedürfniß Freiland zugewiesen zu sein, um sich unabhängig vom Drucke des christlich-kirchlichen Dogmas ausleben zu können. Aber der kunstfeindliche verhängnißvolle Dualismus, der jede freie Lebensregung als widerchristlich und sündhaft gekennzeichnet hatte, war darum noch nicht überwunden und abgeworfen: was einst Gott und Teufel hieß, wurde nun Tugend und Laster getauft und der moralische Zweck der Kunst wurde als Gesetz proklamirt. Nun erst stellte sich eine Resonanz für diese Richtung auch im Volke ein. Nun, wo man dem dumpfen Ressentiment der Massen ein so willkommenes Bild des in der Welt herrschenden Lasters darzubieten hatte, regte sich wirklich Etwas wie Kunstbedürfniß im Volke. Das ging denn trefflich zusammen. Man konnte schulmeisterlich hoffen, die Nation künstlerisch-philosophisch zu erziehen. Das Resultat war natürlich eine gelehrte, moralische Künstlichkeit des Empfindens, die etwa in Lessings „Nathan" die hehrste Offenbarung der deutschen Kunstrenaissance verehren hieß.

Goethe erst bezeichnet die Pforte zu einer neuen Menschheitstraße in unserer Kultur. Daß die Deutschen sie zaghaft, mit geringem Verständniß und halber Liebe gingen und gehen, Das liegt nicht, wie uns das Literaturmärchen erzählen will, an der antikisirenden Richtung Goethes, sondern wohl hauptsächlich daran, daß die Weltanschauung, aus der dieses Lebenswerk entsprang und die es zum Verständniß voraussetzt, dieser herrliche, endlich wiedergefundene, auf die ewige Heiligkeit der Natur sich stützende Monismus, die Weltanschauung des deutschen Volkes weder damals war noch heute ist. So beharrlich bewies sich der Rückstand der Unfreiheit in der herrschenden Weltansicht, jener dumpfe Dualismus, daß die besten Thaten unserer beiden größten Dichter nur ein ganz geringes Verständniß im Volke fanden. Beharrlich erwies sich aber auch jener Grundirrthum der heute noch spukenden sittlichen Forderung im Kunstwerk, der überhaupt nur in einem kranken Milieu entstehen und Glauben finden konnte und die Köpfe selbst unserer besten Geister umnebelte, — sogar Schiller in seiner ersten Zeit. Denn Goethes und Schillers Zeit steckte im dichten Nebel einer moralisirenden Weltanschauung. Das Theater der Deutschen zur Zeit ihrer größten Dichter giebt uns darüber den besten Aufschluß. Ich habe mit statistischen Zahlen bewiesen, daß an der mannheimer Bühne, der Wiegestätte von Schillers dramatischer Größe, vom Jahre 1781, dem der theatralischen Räubertaufe, bis zum Tode Schillers, also bis 1805, nur

Hosted by Google

fünfzehn Aufführungen der Räuber, nur sieben von Kabale und Liebe, nur je drei von Fiesko und Carlos stattfanden, während im gleichen Zeitraum 37 Stücke von Iffland und 116 von Kotzebue in 2204 Aufführungen über die Bretter gingen. Ich denke, diese Zahlen reden Bände deutscher Kunstgeschichte. Aus solchen Zuständen des öffentlichen Kunstverständnisses begreife man doch endlich, daß nicht zufällige Neigung Goethe mehr und mehr dem idealisirenden Hellenenthum in die Arme geführt hat, wohin er uns den arglosen Schiller verlockt hätte, — auf Kosten seiner Volksthümlichkeit.

Wir haben wohl kaum mehr einen Begriff von der verletzenden Genügsamkeit in aestheticis, die die sogenannten weiteren Kreise der Zeitgenossen Goethes und Schillers erfüllte. Das Weltbild unserer beiden Dichter fand in ihr keinen Spiegel; und darunter litten sie Beide, namentlich aber Schiller, der gern ins Breite wirken wollte und als Dramatiker dadurch allein zur Mittheilung seiner Subjektivität gelangen konnte. „Das einzige Verhältniß gegen das Publikum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg", schrieb er im Juni 1799 an Goethe. Und als er ein Jahr später die ihm übertrieben scheinende Hoffnung des Freundes, das klassische Ideal durch eine Wiedererweckung der sophokleischen Tragoedien zu beleben, ablehnend kritisirte und meinte, man würde dadurch die Kunst, „die immer dynamisch und lebendig entstehen muß, eher töten als beleben", fügte er doch hinzu: „Unsere Tragoedie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren versuchen." Spricht dieser ganze Briefwechsel nicht eindringlich genug gegen das Phrasenthum, das uns immer glauben machen will, die goldene Zeit unseres Volkes sei nur wiederzuerwecken, um in eitel Freude und Herrlichkeit uns zu beglücken? Die Kunst beherrscht nicht die Weltanschauung, sie setzt sie voraus. Das ist die Einsicht, die jede mögliche Kunstreform leiten muß. Mit politischem, sozialem und moralischem Kurpfuscherthum hat die Kunst nichts gemein. Wir leben in einem unglücklichen und unglücklich machenden Irrthum, wenn wir glauben, wir könnten gleichsam durch eine Transfusion künstlerischen Empfindens unseren Volkskörper heilen. Wo die Kunst je lebte, ein wirkliches Dasein lebte, stand sie nicht, wie man uns glauben machen will, im Gegensatz zur Wirklichkeit, sondern war ihr Ergänzung und Krönung. Nicht Korrektur des Lebens ist sie, sondern Korrelat des Weltbildes, so weit es den Menschen angeht. Im Abbilde des Lebens spiegelt sie uns die ewig unantastbare Idee des Lebens, die sie der Realität nicht gegenüber, sondern zur Seite stellt. So wird sie stets das Leben gerade da rechtfertigen, wo eine vorgefaßte

Hosted by Google

Moral, wo ein politisches oder soziales Ideal oder endlich eine geoffenbarte Religion das Leben tadeln zu müssen meinen. Und damit steht sie abseits von diesen Erziehungmitteln der Menschheit und über ihnen, sofern sie wirklich der heiligen Quelle, der in gesunder Fülle aufblühenden Menschenseele, entsteigt.

Wir müssen warten, nichts Anderes bleibt uns übrig, abwarten vor Allem, ob der theils gedankenlose, theils frivole Nihilismus, wie man allenfalls die jetzt in der Breite herrschende Weltanschauung nennen könnte, besiegt wird durch die zerbrechende und doch auch aufbauende Kraft neuer nationaler Ideale. Es brauchen vielleicht nur vergessene, vernachlässigte, im Kulturschutt vergrabene Ideale zu sein. Wenn sich dann in unserem Volke eine Mehrheit von Tüchtigkeit und Einfluß, auch in allen praktischen Fragen der Nation, herausbildet, die eine Weltanschauung bekennt, die die Heiligkeit und Unbesiegbarkeit des Lebens, wie die in ihm selbst und nur in ihm ruhende erlösende Kraft, aufrecht und freudig bejaht, dann dürfen wir hoffen, daß auf solchem Boden unserem Volke auch eine künstlerische Kultur erblühe. Vorläufig leben die Bekenner eines solchen Glaubens mitten im Vaterlande doch in der „Diaspora", — heimathlos. Selbst diese Minderheit will sich nicht sammeln. Wir suchen um jeden Preis Güter zu erringen und begreifen nicht, daß alle Güter uns, nach dem Wort Lagardes, „nur geliehen sind, zu dem Endzweck, Gott in uns voll und wahr werden zu lassen".

Eins aber können wir immer thun: an die Erscheinungen unserer heutigen künstlerischen Kultur die bessernde Hand legen, — und wo die nicht helfen kann, die Axt. Den schlaffen Verwaltern der Kunst, wie den Machthabern, die unsere Geschicke lenken, müssen wir wehren in ihrem frivolen Gebahren, in ihrer engherzigen, unverständigen Maßregelung der künstlerischen Kultur. Ihnen gegenüber namentlich gilt es, laut zu betonen, daß solche halben, die Schäden verkleisternden Maßregeln schlimmer sind als gar keine und daß das wohlgefällige Spiegeln in einer Scheinkultur den Blick mit Blindheit schlägt für das uns wirklich Nothwendige. Diese Arbeit ist ohne eine herbe und aggressive Kritik unserer gesammten Zustände nicht zu leisten; denn es muß gezeigt werden, wie die von der Mehrheit bestimmte geschichtliche und wirthschaftliche Entwickelung unseres Volkes eine künstlerische Kultur in weite Fernen rückt. Das schließt nicht aus, daß wir mit freudigem nnd energischem Willen jeder im wahrhaftigen Sinne schaffenden Kunst zu ihrem Recht zu verhelfen suchen. Jedes große Beispiel befruchtet, wenn schon sein Dasein wie seine Wirkung nur ephemer wäre. Wir wollen uns freuen, wenn immer ein Tempel offen steht, wo der Bedürftige seinen Gott findet, wenn er von den Götzen der Masse und der Mode angeekelt sich fortwendet, und wo an dem ursprünglich Unbedürftigen das Wunder von Damaskus sich wiederholen kann. An den Wechslerbuden freilich, die den Zugang zu solchen Tempeln versperren, ist nichts gelegen.

Max Marterſteig.

Hosted by Google

Die Anfänge der evangelisch-sozialen Bewegung.

II.*)

Ich lasse zunächst ein paar Briefe des Pastors Todt folgen. In einem Briefe vom neunzehnten November 1876 heißt es:

„Ich breche das Schweigen, das zwischen uns Ihrerseits herrscht, von Neuem. Womit ich Das verdient habe, daß ich nie eine Antwort erhalte von Ihnen, weiß ich nicht. Sie haben viel zu thun; ich auch. Sie arbeiten wohl sechs bis acht Stunden, ich acht bis zehn des Tages. Also Zeit haben wir alle Beide nicht. Nun auch eine Bitte, die letzte, wenn Sie diesmal nicht antworten. Mein Buch geht seinem Ende entgegen. Es werden 21 bis 22 Bogen. Beim achtzehnten Bogen bin ich. Ich komme gleich zum vorletzten Theil, der Entwickelung unseres Programmes. Das ganze Buch ist, genau genommen, ja nichts als eine Begründung sozialpolitischer Reform im Sinne unseres Programmes aus dem Neuen Testament . . ." Herr Todt nennt hier das Programm, das er aus dem 1873 erschienenen „Emanzipationkampf" zusammengezogen hatte, bereits „unser" Programm, später bin ich aus diesem Plural aus- und Stoecker ist in ihn eingetreten; er hat meine Stelle eingenommen.

Barenthin, 5. Dezember 1876, 11 Uhr nachts.

„Mein lieber Herr Doktor!

Also leben Sie doch noch und — erinnern sich auch noch der alten Freunde! Dank Ihnen! Wir müssen zusammenhalten in dieser oberfaulen Zeit! Wir können nur stark werden, wenn jeder Gesinnungsgenosse angestrengt arbeitet. Sie thun es; und ich hoffe, Ihnen nächstens den Beweis zu liefern, daß ich es gethan habe. Mein Buch wächst mir über den Kopf. Jetzt komme ich gleich an unser Programm. Ihre Modifikation betreffs der Handwerkerfrage kenne ich blos aus der ‚Reichsglocke'. Die Adresse in Schlawe oder Stolp habe ich verlegt und kann Ihren Vortrag deshalb nicht beziehen. Wenn zur Prüfung der Reichsglockenartikel nicht genügt, dann, bitte, schreiben Sie mir die Adresse. Dann kommt der letzte Passus: Was die Kirche dem Sozialismus gegenüber zu thun hat. Ich bin gespannt, wie Sie das Buch aufnehmen werden. Ich schmeichle mir, jede Zeile belegen zu können mit stichhaltigen Gründen. So viel ich weiß, ist die soziale Angelegenheit in dieser Weise noch nicht behandelt worden und vielen meiner Brüder werden die Haare zu Berge stehen. Apropos! Kennen Sie die ‚weltgeschichtliche Bedeutung' des Sozialismus von Dr. Wyneken? Ein Vortrag voll gründlichen Wissens und Gedanken. Er hat Sie sehr viel citirt; spricht die originelle Idee eines ‚internationalen Protestantismus' aus und beklagt die Agrarier (Wilmanns), daß sie in ‚National' machen. Nach meiner Ansicht kann ein internationaler Gedanke erst lebenskräftig werden, wenn er durch die Nationalität passirt; so war es mit dem Christenthum: es wurde in Israel vorbereitet, allerdings nicht durch die Bankiers, sondern durch die Propheten. Aber der Mann paßte für uns! Wenn ich fertig mit dem Buch, werde ich an ihn schreiben . . . Ich will noch vor Weihnachten nach Berlin, blos in Verlagsangelegenheiten, dann hoffe ich, Sie zu sprechen, wenn Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo

*) S. „Zukunft" vom 6. März 1897.

Hosted by Google

ich Sie treffen kann, ob in Friedrichshagen oder Berlin; eine Nacht bleibe ich. Berlin wäre mir allerdings lieber, denn ich weiß nicht einmal, mit welcher Bahn Friedrichshagen zu erreichen. Eine Stunde muß ich wenigstens mit Ihnen plaudern! Ihre neueste Affaire mit Lasker ist famos! Die Dickfelligkeit der Leute ist bodenlos! Mir kommt sie immer vor wie va banque-Spiel. Entweder Alles dadurch behalten oder Alles verlieren. Hätte ich nicht Frau und Kinder, wovon die erste sehr ängstlich, und hätte ich nicht das friedliche Amt, ich stürzte mich auch in den großen, muthigen, öffentlichen Kampf gegen Lüge und Habsucht und Heuchlerei, wie Sie. Bin noch zu jung, als daß ich mich an den Ofen setzen sollte. Mein Buch ist auch zwar ein Kampf, aber doch mehr in der Arena der Wissenschaft. Ich theile auch Hiebe aus an Roscher, Geffcken, Unruh, Lasker, Virchow u. s. w., aber meine Hiebe können noch viel eher totgeschwiegen werden als die Ihrigen. Sie fallen nur einmal, Ihre anhaltend; und dies Letzte behagt mir mehr. Wissen Sie, mir scheint, daß all unser Reden und Predigen nichts helfen wird, ehe nicht unser Herrgott mitpredigt durch gewaltige Thatsachen. Wir verlangen Opfer und Selbstverleugnung von der Gesellschaft und dies Programm hat noch nie Jemand gefallen. Nach hundert Jahren wird man sagen: Hätte man auf Die mehr gehört. Schadet aber nichts! Wir thun unsere Schuldigkeit! Mehr als je thut es noth, unverdrossen und dreist die Wahrheit zu sagen. Nun genug! Es ist gleich zwölf Uhr. Also auf Wiedersehen! Wenn nicht in Berlin, so in irgend einem Gefängniß!"

Barenthin, 29. Dezember 1876.

„Wie stehen Sie nun zum Programm des ‚Emanzipationkampfes'? Namentlich in Betreff der Handwerkerfrage möchte ich wissen, ob das in der ‚Reichsglocke' einst Referirte, im Gegensatz zu Perrot, genügend mir Aufklärung giebt. Ich bat Sie schon einmal um Beantwortung der Frage. Die Verlagsstelle Ihrer stolper Rede habe ich vergessen und verlegt. Mag auch ganz gut sein, daß ich das Programm nicht so ausführlich entwickle. Ich verweise dann auf Sie, wie ich Das schon mehrmals gethan."

Zwei Monate darauf war ich im Auslande. Dort erfuhr ich, daß Todts Buch erschienen sei, und im Januar 1878 hörte ich vom Erscheinen des „Staatssozialist" und von Stoeckers Rede in einer Volksversammlung. Schon vorher muß ich an Todt geschrieben haben. Er antwortete am siebenten Januar 1878:

„Meiner Freundschaft sind Sie eben so gewiß wie früher; ich bin auch in Freundschaften nicht liberal, sondern konservativ. Darum also herzlichen Dank für Ihre aufrichtig und gut gemeinten Warnungen, mich nicht mißbrauchen zu lassen. An Ihrem Urtheil über unser Unternehmen lag mir gerade, und nun ich es unumwunden gehört, gehe ich um so freudiger auf der betretenen Bahn weiter. Denn, liebster Doktor, Sie gehen — und draußen ist Das mal nicht anders möglich — von ganz falschen Voraussetzungen aus. Nicht die Schutzzöllner und Hofprediger haben den Plan ersonnen, sondern er ist eine einfache Folge meines Buches. V. R. gibt nur seinen Namen und sein Blatt her; persönlich ist er gar nicht interessirt. Wenn wir Schutzzoll aufnehmen, so ist es Ihrer, der soziale, da das Wohlergehen der Arbeiter uns in erster Linie am Herzen liegt. Den Hofprediger Stoecker habe ich erst gewonnen; schon als er mit dem Kaiser in Gastein war, habe ich ihm den Plan vorgelegt. Ausgearbeitet ist er

Hosted by Google

von einem noch nicht genannt sein wollenden literarischen Privatmann. Nach langen Verhandlungen mit Stoecker sind wir endlich dem Inslebentreten näher gekommen. C., der ganz auf sozialkonservativen Ideen steht, ist als Grundbesitzer und Ausschußmitglied des Kongresses deutscher Landwirthe gewonnen; der Fabrikant K. ist kein ‚Schmutzzöllner'; er repräsentirt den Fabrikantenstand. Von einem Mißbrauch meiner Person ist nicht die geringste Rede, weder Bismarck noch die Hohenzollern stecken dahinter. Es ist ein Zusammenstehen von Männern, denen wie Ihnen eben so warm das Wohl des Vaterlandes und der Kirche am Herzen liegt, die mit gutem Gewissen und Gottvertrauen es gewagt haben, einen letzten Versuch zu machen zur Aufrüttelung aller besseren Elemente. Wir müssen das Material nehmen, das wir haben und finden; es ist wenig vorhanden. Wir müssen die Freiwilligen aufrufen, da wir keine geschlossenen sozialkonservativen Parteien haben. Darum begrüße ich Jeden als Bundesgenossen, der nur mit uns in der Erkenntniß der zu beschwörenden Gefahren, in dem guten Willen, die echten Heilmittel zu finden, und mit einigem Verständniß der Lage versehen ist. Wie sollen wir es anders machen heute? Sagen Sie selbst! Nennen Sie mir die Männer, die zum sozialkonservativen Programme fest zusammenstehen! Ich weiß keine! Sie sind verbannt! Sollen wir uns freiwillig verbannen und schmollend in die Ecke stellen mit verschränkten Armen? Gethan muß Etwas werden! Wir machen den letzten Versuch vorläufig; mißlingt er, so haben wir unsere Schuldigkeit gethan und lassen uns mit unter den Trümmern mit gutem Gewissen begraben. Durch den Staatssozialisten wollen wir überhaupt erst die Masse orientiren; ehe sie Das nicht ist, hat sie gar kein Verständniß für unser Programm; ich meine, erst wenn der ‚Staatssozialist' seine Schuldigkeit gethan, dann holen wir es aus der Tasche und stellen es zur Diskussion. Unterdessen erleidet es selbst auch wohl wieder Modifikationen. Sehen Sie also, da Sie jetzt so krankhaft gereizt und verbittert sind, ab von den Personen, auch von dem schlechten Papier und von der Zusammenstellung der Preßerzeugnisse, die nur zeigen sollte, wie wichtig die sozialen Fragen von allen ernsten Menschen gehalten werden, nicht aber die Programme dieser Autoren empfehlen, — sehen Sie ab davon und sagen Sie lieber: Ein kühner, aber doch ein ernster Versuch zur Rettung. Was der Redakteur leisten wird, der hinter Golombeck steht, Das bitte ich erst nach mehreren Nummern, nicht nach der Probenummer, zu beurtheilen. Wir werden von allen Seiten, von rechts und links, angefochten; den Liberalen sind wir zu konservativ, den Konservativen zu liberal, den Sozialdemokraten zu reaktionär und muckerig. Schadet nichts! Wir sehen nicht rechts noch links; wir gehen geradeaus einen neuen Weg. Wir wollen organisirt und systematisch auftreten. Wir haben auch schon den Anfang mit praktischer Thätigkeit gemacht. Zwei große Volksversammlungen sind abgehalten; der ehemalige Sozialdemokrat Grüneberg ist unser Agitator in Berlin, gegen Dreitausend waren im Eiskeller: Stoecker und Most standen sich gegenüber. Stoecker wurde mit tiefer Stille angehört; Most schloß mit den Worten: Macht Eure Rechnung mit dem Himmel, Pfaffen, denn Eure Uhr ist abgelaufen! Stoecker wird ihm in vierzehn Tagen antworten. Wäre ich dabei gewesen, hätte ich ebenfalls nicht geschwiegen. In der zweiten, drei Tage darauf, haben sich dann unter dem Gesange der Marseillaise fünfzig Arbeiter in die Listen der zu begründenden evangelisch-sozialen Arbeiterpartei

Hosted by Google

eintragen lassen. Das thun wir, damit die Herren Amtsbrüder oben und unten aus dem Schlaf erwachen. In Folge dieser Vorgänge habe ich heute noch einmal in allen Kirchenzeitungen einen Aufruf an die Geistlichen geschickt, jetzt, wo die Fahne Christi mitten in die atheistischen, verführten Massen getragen sei, uns nicht im Stiche zu lassen. Sie werden doch zugeben, daß man kein stummer Hund bleiben darf, sondern Etwas thun muß. Der Erfolg steht bei Gott. Jedenfalls entbrennt jetzt ein wüthender Kampf zwischen uns und den Sozialdemokraten. Stoecker, C und ich, Das können Sie glauben, nehmen es wahrhaftig ernst mit der Sache! Sehr ernst! Also befehden Sie uns nicht in der Verbannung; lassen Sie uns eine Weile diese neuen Wege gehen und dann richten Sie. Wir sehen uns noch einmal wieder und schauen uns dann hoffentlich anders in die Augen! Ich glaube und hoffe, daß das freundliche Verhältniß zwischen den Katholisch-Sozialen und uns fortbestehen wird; wenigstens so lange ich Etwas zu sagen habe, soll es nicht gestört werden. Eben so gewiß, weil wir es aufrichtig meinen, glaube ich, daß auch sie es aufrichtig meinen, und warum sollten wir uns nicht auf diesem ernsten, fachmäßig neutralen Boden die Hand reichen?"

Todt hatte in seinem Buche zwar zugegeben, daß er „unser" Programm dem „Emanzipationkampf" entnommen habe, in dem Vorwort, das von der Entstehung seines Buches handelt, meinen Namen aber gar nicht genannt. Hierauf trat Stoecker am fünfundzwanzigsten Januar in einer Volksversammlung auf und entwickelte einen Auszug „unseres" Programmes, ohne daß jedoch im Geringsten von mir die Rede war. Ich habe dann am achtundzwanzigsten Januar einen Artikel im wiener „Vaterland" veröffentlicht und mich mit einem, wie aus Todts Antwort hervorgeht, wohl etwas empörten Briefe an Todt gewandt. Der Artikel gab das Programm der „christlich-sozialen Arbeiterpartei" nach dem „Staatssozialist" vom siebenundzwanzigsten Januar wieder und sagte dann: „In jener Versammlung sagte Herr Stoecker, dieser Entwurf sei ‚zusammengesetzt aus dem Programm der sozialdemokratischen und der katholischen Arbeiterpartei'. Diese Behauptung ist sicher keine unanfechtbare. Aus dem Programm der Sozialdemokratie sind nur solche Forderungen übernommen worden, die nichts mit dem eigentlichen Wesen jenes Programmes zu thun haben, sondern jenem Theile angehören, den die Sozialdemokraten deutscher Observanz noch auf dem Boden des bestehenden Staates anstreben. Die progressive Einkommensteuer, der Normalarbeitstag und die Fachgenossenschaften gehören hierher. Die katholische Arbeiterpartei nennt sich bekanntlich die ‚christlich-soziale' Partei. Es ist bezeichnend, daß man jetzt den Ausdruck ‚staatssozialistisch' für jenen, nun selbst acceptirten Ausdruck fallen läßt. Das christlich-soziale alte, kettlersche Programm enthält allerdings fast alle Forderungen des vorstehenden Entwurfes, allein es enthält viel mehr und enthielt ursprünglich viel weniger. Die ‚einzelnen Forderungen' des Entwurfes charakterisiren sich zum größten Theil als ein Plagiat aus dem Programme der deutschen ‚Sozial-Konservativen'. Wenn Dies im ‚Staatssozialist' und auch in den Reden des Herrn Stoecker nicht erwähnt wird, so geschieht es augenscheinlich deshalb, weil die Väter jenes Programmes, Geheimrath H. Wagener und R. Meyer, bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck in hohem Grade mißliebig sind." Hierauf folgt der Nachweis, welchen der Arbeiten von Wagener, Rodbertus und Meyer die einzelnen Forderungen des

Hosted by Google

durch Stoecker komponirten Programmes entnommen sind, und dann heißt es weiter: „Es scheint nicht, daß der ‚Staatssozialist' das ‚Eigenthum' wird erfolgreich vertheidigen können, wenn er selbst so kommunistischen Grundsätzen bezüglich des geistigen Eigenthumes anderer Leute huldigt. Wenn es nun leicht nachzuweisen ist, daß dieser Entwurf weit unvollständiger und auf keine Weise besser ist als die alten, längst bekannten Pläne der Sozial-Konservativen, so fragt es sich nur noch, weshalb diese denn nicht vor Jahren schon sich eben so an das Volk, an die Arbeiter wendeten, wie Herr Stoecker es jetzt thut.

Nun, im ‚Emanzipationkampf' ist es an vielen Stellen ausgesprochen, daß die Voraussetzung des Gelingens einer christlich-sozialen Reform in Deutschland der Friede zwischen dem Staate und den einzelnen christlichen Kirchen und das ernsthafte Wollen jener Reformen durch die vereinten Mächte von Staat und Kirche ist. Diese Bedingungen fehlten, deshalb haben sich die Sozial-Konservativen nicht an die Arbeiter, sondern stets und ständig an den Fürsten Bismarck und an die Hohenzollern gewendet. Es ist ganz richtig, wenn eine deutsche Zeitung sagte, der Herr Hofprediger habe aus den Arbeiterversammlungen fortbleiben sollen, bis seine an sich löblichen Bestrebungen dort Erfolg gehabt hätten, wohin ihn sein Amt stellt, wobei wir viel weniger an Seine Majestät den Kaiser Wilhelm als an in Deutschland maßgebendere Potenzen denken, die der Beredsamkeit Stoeckers mit Nutzen sich erfreuen würden." Das ist auch heute noch meine Ansicht: wer den Arbeitern keine bessere Organisation bieten kann, als sie selbst sie haben, soll die Hand davon lassen. Nach Absendung dieses Artikels erhielt ich folgende etwas wehleidige Antwort vom Pastor Todt:

Barenthin, 4. Februar 1878.

„Sie haben sich an die richtige Adresse mit ihrer Beschwerde gewandt. Die ‚christlich-soziale Arbeiterpartei' in Berlin ist wohl ein Sproß des Centralvereins, aber nicht von ihm, sondern direkt von Stoecker gegründet. Er ist vorläufig Vorstand, er hat das Programm aufgestellt. Ich habe es erst aus dem Staatssozialist kennen gelernt. Da meine sämmtlichen Kinder seit dem dritten Weihnachtstag am bösartigen Scharlachfieber erkrankten, so bin ich seitdem nicht aus dem Hause gekommen und werde erst am siebenten Februar zum ersten Male seit der Gründung des Centralvereins wieder nach Berlin reisen. Ohne diese Krankheit wäre ich auch in Kontakt mit jenen Versammlungen geblieben, hätte mich redend betheiligt und auch wohl Einfluß auf das Programm bekommen. Es mag aber so besser sein; ja es ist entschieden so besser. Denn so sehr ich mich über Stoeckers Vorgehen freue, weil er die öffentliche Aufmerksamkeit dadurch auf den Verein gelenkt hat und eben so den Beweis geliefert, daß unser Forderung des aktiven Eingreifens der Geistlichkeit wohl und mit Erfolg erfüllbar ist, so sehe ich in der Gründung solcher christlichen Arbeiter-Vereine doch nicht die Lösung des sozialen Problems, sondern allein in allseitigen Reformen, systematischen Reformen nach unserem von Ihnen ausgearbeiteten sozialkonservativen Programm. Davon darf sich der Centralverein nicht entwegen lassen. Das will auch Stoecker nicht. In Folge Dessen habe ich Ihren Vaterlands-Artikel Stoecker zugeschickt und ihm mein Bedauern ausgedrückt, daß er den Sachverhalt in der Rede nicht richtig dargestellt. Daß Sie das sozial-konservative Programm im ‚Emanzipationkampf' aufgestellt, daß ich im ‚Radikalen

Hosted by Google

Sozialismus' es zusammengezogen und auf meine Resultate aus der Bibelforschung und das suum cuique basirt und dadurch gerechtfertigt habe, weiß Jeder und ich habe es ausdrücklich gesagt. Wir wollen Ihnen wahrhaftig Ihr Eigenthum nicht schmälern. Auch der Staatssozialist will es nicht. Fassen Sie die Sache also nicht so schroff auf, liebster Doktor, verbittern Sie sich nicht selbst immer mehr. Sie haben letzt selbst geschrieben, daß Sie gar nicht genannt sein wollten. Daß Stoecker aus Furcht vor Bismarck Sie nicht genannt habe, glaube ich nicht. Furcht ist gerade nicht seine schwache Seite. Also machen Sie keine Geschichten und den Sozialisten kein Gaudium! Stoecker hat von Ihnen stets mit Achtung gesprochen Wenn ich nach Berlin komme, werden wir darüber reden."

Später hat weder Todt noch Stoecker noch der „Staatssozialist" jemals meine Arbeiten erwähnt und ich habe, als Todt mich einmal wieder um Rath ersuchte, kurz erklärt, ich wolle mit ihrer Agitation überhaupt nichts zu thun haben. Ob Fürst Bismarck etwa damals sich der Bewegung günstig gezeigt hat, weiß ich nicht. Da aber anfangs März nach Wien gemeldet wurde, daß Falk sein Abschiedsgesuch eingereicht habe, so muß dessen Stellung wohl schon seit einiger Zeit erschüttert gewesen sein. Das wird Herrn Stoecker sicher nicht unbekannt geblieben sein; und so könnte ich mir es ja erklären, daß die Pastoren nun plötzlich so muthig wurden, die seit dem Sommer 1875 gar nicht mehr „da" waren. Uebrigens hat Todt sehr geringe, Stoecker gar keine nationalökonomischen Kenntnisse gehabt, deshalb haben sie zeitweise einen oder einige Professoren zu gewinnen versucht, die aber nach einiger Zeit wieder absprangen, so Hans von Scheel schon nach den ersten Nummern des „Staatssozialist."

Eine gewisse Demagogie klebte Allen an, die vor einem Vierteljahrhundert sich für Organisationen der Arbeiter bemühten. Den Werth der Freundschaft und die Gefahr der Feindschaft der organisirten Arbeiter haben die Politiker, die den Sturz Louis Philippes und die Commune erlebt hatten, sehr wohl zu schätzen vermocht. Ich stelle unsere Demagogie dabei über die der anderen Parteien, weil wir den politischen Vortheil dem Monarchen, dem Sozialkaiser, zuwenden wollten und nicht einer Partei; nicht einmal der konservativen ausschließlich. Auch fürchteten wir damals keineswegs die beiden sozialdemokratischen Organisationen so sehr wie die der Fortschrittspartei. Als Stoecker 1878 seine Agitation begann, hatte sich das Alles geändert und die Sozialdemokratie galt schon als der Reichsfeind. Von jener früheren Auffassung wissen außer mir nur noch wenige Ueberlebende, etwa Pastor Witte, Dr. Jörg und Dr. Eugen Jäger, der verdienstvolle Verfasser des „Modernen Sozialismus".

In meiner Sammlung finde ich den nächsten Brief Todts vom fünfundzwanzigsten April 1878: „Stoecker legt sich mit aller Gewalt auf christlich-soziale Arbeitervereine, ich sehe darin nur einen etwaigen lokalen Nutzen, aber keine Lösung und Einwirkung der sozialen Bewegung. Um den Centralverein kümmert er sich gar nicht. Ich denke, daß er noch von selbst aus dem Komitee tritt."

Ein unvollständiger Brief ohne Datum aus dem Jahre 1878:

„So trüb sehe ich nicht wie Sie in die Zukunft, doch gebe ich zu, daß die jetzt intendirten Schutzzölle dem Arbeiter nicht viel helfen werden. Aber erst müssen doch die Arbeitgeber, Industrielle, Landwirthe gehoben werden. Wenn Das geschehen und Bismarck es ernst meint mit seinen Reformen, dann muß

Hosted by Google

auch der zweite Theil kommen, — den Volkswohlstand zu heben. Die unterdessen durch das Sozialistengesetz innerlich gestärkte Sozialdemokratie wird schon dafür sorgen, daß es dahin kommen muß. Das Manchesterprinzip ist jetzt einmal durchbrochen. Und Das ist meine Hoffnung und Freude. Dabei kann es nicht bleiben. Mit logischer und historischer Nothwendigkeit wird man weiter auf dieser Bahn auch zu Gunsten der Arbeiter fortgehen müssen. Auch Das ist nicht richtig, daß Stoecker der offiziöse Vertreter des Staatssozialismus sei. Im Gegentheil hat der Staatssozialismus gar keine offiziösen Vertreter. Von der offiziellen Welt bekümmert sich kein Mensch um uns. Wir arbeiten auf eigene Faust. Ich will unter der Geistlichkeit in specie Verständniß und Eifer für soziale Reformen erwecken und die Kirche zur Erfassung ihrer heutigen sozialen Aufgabe anfeuern; ich will auch dem Krebsgeschwür des Materialismus entgegentreten. Anerkennung ist dabei nur von tiefer angelegten Geistern zu erwarten, und da diese bekanntlich in der starken Minorität sich befinden, so ist und wird bleiben mein Lohn nichts als Hohn, Haß und Spott. Schadet nichts; ich stehe und kämpfe, so lange ich kann. Was Sie jetzt vom ‚Staatssozialist' denken, schreiben Sie nicht, — wahrscheinlich nichts Gutes! Ich mache es, so gut ich kann. Für einen geborenen Redakteur habe ich mich nie angesehen. Der kleine Staatssozialist (ein Sohn Todts) ist am dritten Februar geboren. Meine Arbeitlust ist jetzt groß, wie Sie sich denken können. Außer dem Amt erstens die Leitung der Centralvereine, zweitens noch die Leitung einer freien, vierteljährlich wiederkehrenden Versammlung kirchlicher Männer, in der brennende Zeitfragen im kirchlichen Lichte beleuchtet werden; drittens die Redaktion nebst allem Geschreibe; viertens invitirt man mich noch zu allerlei Vorträgen in unseren landwirthschaftlichen bäuerlichen Vereinen und im Kriegerverein, zu dem man mich trotz meinem lahmen Bein uud unmilitärischer Vergangenheit als Ehrenmitglied hinzugezogen hat. Das ist lästig, aber ich kann mich Dem nicht entziehen und thue es auch gern, weil es unsere Theorie bestätigt, daß der Geistliche, wenn er sich um das Volksleben ernstlich bekümmert, auch immer mehr Vertrauen findet. Und schließlich helfe ich unserem Stande an meinem schwachen Theil wieder zu der so sehr verlorenen Achtung. So langen Brief habe ich lange nicht geschrieben, wenn Sie es nicht wären, mein alter — junger — Freund, dann wäre es auch nicht geschehen. Sie sehen also daraus, daß meine Freundschaft nicht mit dem Winde geht, sondern eben so auch gegen den Wind. Es kommt nochmals die Zeit, Das hoffe ich fest, in der wir uns wieder sehen und — freuen."

Dieser kleine Landpastor hat die Wirkung des Sozialistengesetzes richtiger beobachtet als dessen Autoren. Als sie die Früchte des kombinirten Industrie- und Agrarzolles ernteten, verlachten sie unsere ältere Theorie vom „sozialen Schutzzoll", an den Todt 1878 noch glaubte. Von da ab muß ich mich wohl um die mir nun gleichgiltig gewordene Sache nicht mehr gekümmert haben, denn der nächste Brief ist erst vom vierzehnten September 1880:

„Nicht ich, sondern Sie selbst waren es, der unsere Korrespondenz ruhen ließ; ich war Derjenige, der zuletzt geantwortet und auf Antwort wartete. Ihr Schweigen erklärte ich mir als grollende Mißbilligung über unsere Aeußerungen, die gebildeten und christlichen konservativen Elemente zur Aufnahme eines sozialen Reformprogrammes in das alte Programm zu bewegen. Weiter wollen wir

Hosted by Google

‚Staatssozialisten‘ nichts mit unserem Centralverein. Wir wenden uns nicht an die Arbeiter und stellen uns nicht — wie Sie immer behaupten — mit Versprechungen vor sie hin. Was könnten wir wohl versprechen? Wer kann überhaupt Etwas sicher versprechen? Auch Sie, verehrter Freund, können nicht sagen, daß Sie das Arcanum hätten in irgend welchen Vorschlägen, unser Volk vor der Revolution zu retten. Das Arcanum liegt allein in dem aufrichtigen ernsten Willen der Regirung und besitzenden herrschenden Klassen. Wenn die Arbeiter diesen aufrichtigen Willen merken, fühlen als wirklich existirend, dann helfen auch Reformen nach; sonst sind alle Programme umsonst. Auf die Gefahren aufmerksam machen, die uns drohen, auf die Nothwendigkeit der Reform hinweisen, selbst Vorschläge dazu der Diskussion unterbreiten: Das ist nach meiner Ansicht, welche sich im Verlauf dieser letzten neun Jahre gebildet hat, das Einzige, was alle entschiedenen Christen und Vaterlandsfreunde thun können, jetzt, so lange sie nicht eine mächtige, ausschlaggebende Partei in den Parlamenten bilden. Und Das sind wir eben noch lange nicht. Sie sehen uns und die Verhältnisse hier hartnäckig immer durch die selbe Brille an. Ihre Verstimmung über den Staatssozialismus ist mir vollständig unverständlich. Es ist Niemand ein größerer Staatssozialist als Sie selbst. Was wir jetzt mit erneuten Anstrengungen anstreben, ist nichts als der Sozialkonservatismus, den Sie und Wagener und Rodbertus wollten und wollen. Die Arbeiter kann heute ein einzelner Mann oder eine Partei auch nicht mehr gewinnen, wenn die Regirung nicht die thatkräftige Unterstützung leiht. Sie daran zu erinnern, sie dahin zu treiben, Das ist unser Ziel. Aber ihr ein annehmbares Programm zu präsentiren, ist eben ungeheuer schwierig, weil ihre Bureaux noch mehr oder weniger vom Manchesterthume infizirt sind. Arbeiten Sie das schönste und nach Ihrer Ansicht das wirksamste Programm aus für die Entwirrung des ganzen Rattenschwanzes der sozialen Fragen, kommen Sie zurück und präsentiren Sie es der Regirung mit fünfhundert Unterschriften voll Gewicht, — und Sie werden sehen, daß es nur als schätzbares Material acceptirt wird. Da hilft unter diesen Umständen kein Empfindlichsein, Schmollen und Grollen, — es hilft nur, unverdrossen der Stimme des Gewissens folgen und arbeiten und kämpfen nach bestem Wissen. Das Uebrige besorgt Gott und die historische Entwickelung. Ob ich in gewissen Kreisen als ‚fertig‘ und ‚unmöglich‘ gelte mit meinen Bestrebungen, ist mir sehr ‚Wurscht‘. Ich thue das Maul auf, so lange ich kann. Die Revolution kommt — Das steht fest —, aber, wie ich Bongartz schrieb und er unbefugt abdruckte, ich hoffe mit gutem Gewissen zu baumeln, Andere werden Das nicht können. Mein verehrter Freund! Ihre große Verbitterung ist erklärlich jetzt, aber daß Sie sie auch auf uns — und mich auch — erstrecken, ist sehr Unrecht. Meine Sympathien und freundschaftlichen Gefühle für Sie haben noch keinen Augenblick gestockt. Sie selber aber haben mir zweimal verboten, Ihren Namen auch nur zu nennen. Nach Amerika zu gehen, halte ich für thöricht. Hier können sich die Verhältnisse so bald und so schneidig verändern, daß Ihrer Rückkehr nichts im Wege steht. Von der Redaktion des ‚Staatssozialist‘ bin ich seit dem ersten Januar zurückgetreten, nicht etwa, weil ich mit der Sache unzufrieden war, sondern weil ich absolut meine Zeit dem Unterricht meiner Kinder widmen mußte. Jetzt ist es mir endlich gelungen, diese Sorge zu beseitigen, da ich durch das Konsistorium auf

Hosted by Google

meine Bewerbung eine um 300 Thaler schlechtere Stadtstelle — in Brandenburg a. H. — erhalten habe. Cirka ersten November hoffe ich dort anziehen zu können. Arbeit amtlich ist dort noch weniger als hier, habe also Musse genug, weiter zu kämpfen, und stehe auch Berlin und seinen Brennpunkten näher."

Im Dezember 1880 bin ich dann nach Amerika gereist, von wo ich später nur für wenige Monate nach Oesterreich und Ungarn zurückkehrte, und damit hat meine Korrespondenz mit Herrn Pastor Todt aufgehört. Deshalb weiß ich auch keinen Aufschluß darüber zu geben, weshalb Todt nicht wieder an die Spitze der sozialpolitischen Aktion, die er begonnen hatte, getreten ist, was er doch augenscheinlich beabsichtigte. Jedenfalls geht aus den von mir angeführten Artikeln und Briefen hervor, daß die evangelisch-soziale Bewegung schon 1871/72 begann und Todts und Stoeckers nur momentanes Auftreten 1875, ihre wirkliche Aktion sogar erst 1878. Die wirkliche Bewegung hat 1877/78 Todt geschaffen, Stoecker ist von ihm gewonnen, hat dann neben ihm gewirkt und ist erst seit 1879/80 allein an die Spitze getreten. Daß er diese Bewegung gegründet, ist eben so eine Legende wie die Behauptung, er sei der erste Konservative, der — 1878 — es gewagt habe, in einer sozialdemokratischen Versammlung in Berlin als Redner aufzutreten. Im Oktober 1872 habe ich vor 4000 Sozialdemokraten unter Hasenklevers Vorsitz mein auf dem Kathedersozialistenkongreß zu Eisenach entwickeltes Programm Herrn Hasselmann und anderen Rednern gegenüber vertreten und seitdem und vorher zahlreiche Volksversammlungen besucht und bin stets artig behandelt worden, wie ich mich artig selbst den übrigen Mitgliedern gegenüber benommen habe. Freilich habe ich auch die Sozialdemokratie nicht mehr „bekämpft" — was man ja wohl zu thun verpflichtet ist —, seit ich daran verzweifelte, selbst den Arbeitern irgend Etwas bieten zu können.

— —

Jetzt, wo ich diese Arbeit beendet habe, geht es mir wie vielen Forschern. Je mehr man weiß, desto mehr bemerkt man, „daß es Vieles giebt, was man nicht weiß". Das Vorstehende berichtigt die Stoeckerlegenden gewiß recht erheblich, aber es wirft auch neue Fragen auf. Daß man meinen Namen anfangs unterdrückte, war unschön, aber begreiflich; der Versuch, sich auf ihn zu beziehen, hätte der Bewegung damals sicher geschadet. Aber warum wurde Witte schon zur ersten Volksversammlung nicht eingeladen und nachher sogar verfolgt? Warum erscheint Todt nicht wieder neben Stoecker, als seine neue Stellung in Brandenburg ihm Musse dazu giebt, obwohl es augenscheinlich seine Absicht war? Mit Menschen scheint Stoecker immer rücksichtslos umgegangen zu sein. Das that er noch am Ende seiner Laufbahn, als er, um bei den Konservativen möglich zu bleiben, Oberwinder aus der Redaktion des „Volk" drängte, obwohl dieser Herr der einzige unterrichtete Redakteur in der konservativen Presse Berlins ist, das Blatt allein durch seine Arbeit in die Höhe gebracht und in der Ergebenheit für Stoecker wahrscheinlich zu viel gethan hatte. Als es aber meinem Namen ging, wie jenem des zu den Philistern geflohenen David vor Saul, haben servile, angeblich konservative Redakteure mich verleumdet und geradezu als einen Landesverräther bezeichnet. Stoecker persönlich und die von ihm beeinflußte Presse nicht. Er war also gegen mich doch nur so weit rücksichtlos, wie es das Interesse seines Unternehmens wirklich erforderte. So muß ich es seinem innern Richter überlassen, ob er hart gegen Personen war, weil sie seinem Ehrgeiz im Wege standen oder weil sie seinem Unternehmen hinderlich waren.

Hosted by Google

Denn daß er den großen Plan einer konservativen Sozialreform ehrlich, energisch und auch lange erfolgreich verfolgte und ihm viel opferte, Das muß ich bekennen und ihm hoch anrechnen. Und die Klugheit, mit der er sein Ziel verfolgte, auch. Und wenn man so sich den Mann vorstellt, wie er gerungen hat mit den Mächtigen, wird man auch den Gehilfen seiner letzten Jahre nicht vergessen dürfen. Da tauchen nun andere Fragen auf; vor allen diese: wann machte er die Bekanntschaft des Freiherrn von Hammerstein und mit ihm gegen den Fürsten Bismarck das Bündniß, dem wir den „Scheiterhaufenbrief" verdanken, — ein wahres Juwel von politischer Intrigue? Nachdem das Bündniß geschlossen war, haben Beide Erfolg gehabt. Der Fürst ist gestürzt, das Kartell gesprengt, ein Bündniß der Konservativen mit den Christlich-Sozialen geschlossen. Das haben junge Herren, die auf Stoecker zu folgen schienen, ihm als einen Fehler angerechnet. Ich halte ihn für klüger als seine Kritiker; wenn, wie Büchsel sagte, die Geistlichen von der Regirung abhängig sind, so sind sie es noch mehr von den Rittergutsbesitzern, so weit diese ihre Patrone sind. Das hat der „versetzte" Pastor des Herrn von Thadden-Trieglaf erfahren. Stoecker war ein sehr kluger Realpolitiker. Auch die Konservativen, unter denen es schon längst nicht viele fähige Köpfe mehr giebt, konnten den klugen Mann mit seinem Anhang wohl brauchen und haben ihn sicherlich nicht abgeschüttelt, weil er ihres entgleisten Führers Freund gewesen war. Aber da sie Agrarier sind und bleiben und leider Rettung auf dem Markt und nicht bei der Agrar- und Kontraktgesetzgebung suchen, so arbeiten sie auf ein neues Kartell mit den Unternehmern hin, — und da war Stoecker und sein Arbeiterverein ein Hinderniß. Herr von Manteuffel mußte Stoeckers Hand fahren lassen, wenn er die Stumms ergreifen wollte. Dazu kam die Erklärung, daß Christlich-Sozial Unsinn sei, die zwar nicht für die Katholiken, wohl aber für die Geistlichen der Landeskirche einem Verbot der Nachfolge Stoeckers gleich kam. Deshalb haben die Führer der „Jungen" ihr geistliches Amt niedergelegt, — aber damit ist die Kraft der organisirten evangelischen Geistlichkeit zur Herstellung des sozialen Friedens, der wir sie dienstbar machen wollten, auch verloren. Herr Stoecker gleicht einer Säule, die gerade von Dem zerdrückt wurde, was sie stützen wollte.

Trotzdem ist mit Stoeckers Fall die Idee einer nicht sozialdemokratischen Reform nicht gefallen, aber sie hat ihren monarchischen, konservativen und christlichen Charakter verloren. So sind in Berlin die „Jungen" unmittelbar auf Stoecker gefolgt, und nachdem der konservative Reformer Graf Egbert Belcredi in Oesterreich gestorben war, ohne einen Nachfolger zu finden, ist aus der Fabian-Gesellschaft die kleine Gruppe der „Sozialpolitiker" entstanden, die nicht prinzipiell Republikaner oder Atheisten, aber nicht mehr konservativ sind. Hingegen habe ich den Eindruck, daß die von ihnen geplanten Maßregeln größtentheils auch jenem Programme entlehnt werden dürften, das Herr Stoecker als seins behandelte, der selige Herr Pastor Todt aber noch die Güte hatte, als „unser" zu bezeichnen. Die Träger der Reformidee wechseln. Einem der Begabtesten habe ich hier wohl die oraison funèbre gehalten. Die Reformidee selbst lebt und wird immer wieder auftauchen, denn der kapitalistische Staat ist unhaltbar, weil er sich in Gegensatz zur Mutter seines Prinzips, des Kapitalismus, setzt, in Gegensatz zur Arbeitkraft und zu ihren Lebensbedingungen, die das Kapital schafft. Alle angestrebten Staats- oder Gesellschaftformen waren mögliche, der kapitalistische Staat ist für die Dauer eine Unmöglichkeit.

Wien. Dr. Rudolf Meyer.

Hosted by Google

Die Sechs vor Theben.

Die orientalische Frage, diese moderne Sphinx, hat auf ihre alten Tage noch eine hübsche Zahl Junge geworfen, die egyptische, die makedonische, die armenische, die kretische Sphinx und wie sie sonst heißen, — lauter kleine Bestien, die die Verschlagenheit und Grausamkeit der thebanischen Urahne schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Von ihrer Kindheit an übten sie die Kunst, verzwickte Räthsel auszuhecken, und pflegten die heilige Sitte, die Bürger des Landes, die ihre Charaden nicht zu lösen wußten, zu zerfleischen und aufzufressen. Die Alten berichten, daß die thebanische Sphinx ihre Räthsel von den Musen erlauschte, die das Mahl der olympischen Götter mit Spiel und Tanz erheitern. Kein Wunder, daß auch die moderne, die byzantische Sphinx die Leitmotive ihres Räthselspieles dem Konzert verdankt, das die Götter Europas beim festlichen Mahle ergötzt.

Ein alter kundiger Thebaner berechnete einst, daß die Sphinx „in Etappen von ungefähr zwanzig Jahren" die Rathsversammlung der Böotarchen zu besuchen pflege. Obwohl er selbst des Räthsels Lösung im verschwiegenen Busen trug, unterließ er es doch, die Wallfahrt zum phicäischen Berge zu unternehmen. „Wie sollte ich meine Haut zu Markte tragen", sprach er, „da ich meine Knochen des Abenteuers nicht für werth erachte."

Wiederum hatten die Rosse des Helios den Kreislauf der Jahre vollendet und alle Welt bangte vor dem Besuche des Sphinxengeschlechtes. Damals thronten die Götter Europas im Tempel Eirenes, den sie jüngst auf dem Gipfel des Olymp sich erbaut, und saßen, bis an die Zähne bewaffnet, beim friedlichen Mahl. Die Musen flöteten zarte Weisen, und ob auch der alte Kapellmeister seines Amtes enthoben und seine Stelle vakant war, spielten sie doch, so gut es eben ging, das alte Programm; oft zwar gingen die Stimmen wild durcheinander; doch durch scharfes Takttreten kamen sie am Schluß des Satzes noch immer zusammen. Doch sagt, Ihr Musen, wen fürchten die Götter, daß sie im Tempel Eirenes so grimmig gerüstet sind? Und warum rufen sie, so oft ihre Gläser an einander klingen und das Erz ihrer Panzer erklirrt, „Pax" und abermals „Pax"? Ist das Geschlecht der Giganten wieder erstanden und thürmt den Ossa auf den Pelion? Oder naht sich der wolkenthronende Sakjamuni vom Strande des östlichen Okeanos? Nebel deckte die Kuppe des Olymp und verwehrte den Ausblick auf die „lachenden" Gestade des alten Byzanz.

Am Bosporus ragte, von Knochen geschichtet, ein weithin schauender Berg. Droben lag behaglich gestreckt das Sphinxengeschlecht, an den Leichen der Kinder Gregors und der Söhne des Minos sich labend. Täglich schwoll das Knochengebirge; drum nannten es die Götter den „status quo"... Die Alte spitzte die Ohren und lauschte dem Becherklang, der vom neuen Olymp herüberscholl, und so oft die Winde das Pax! Pax! zum Gestade der Vergessenheit trugen, tönte es wie ein neckisches Echo Knax! Knax! zwischen den Zähnen der Sphinx. Und die Alte wedelte mit dem Schweife und blinzte zu den Kleinen hinüber und lehrte sie das Räthsel, das sie von den Musen erlauscht und das die Götter doch nicht zu lösen vermochten. Zwar hatte der alte Charon schon längst eine Eingabe an die Götter gemacht, die die Musen auf den Blättern des blauen und gelben Papyrus in Noten gesetzt hatten, des Inhaltes, daß er eines neuen und größeren Kahnes bedürfe, weil der alte die Fülle der zum Styx sich drängenden Seelen nicht

Hosted by Google

mehr zu fassen vermöge. Aber den Göttern gefiel die Weise nicht und sie wurde vom Programm der Tafelmusik wieder abgesetzt. Und die Sphinx wedelte mit dem Schweife und blinzelte ihrem Jüngsten zu, als freue sie sich seines guten Appetites. Da, plötzlich, ließ sie das Wedeln und äugte scharf die Straße am Meer hinunter. Ein Fremdling, lahm an beiden Füßen, kam rüstig genug des Weges daher. Die Sphinx erbleichte; und auf den fragenden Blick der Jungen flüsterte sie hastig „Οιδι — πους“ und setzte sich in Positur. Unlängst war ihr Kunde gekommen vom Orakel zu Delphi, daß ein Mann aus dem Geschlechte des Oedipus den Dreifuß befragt, ob ihm gelingen möchte, das Räthsel der Sphinx zu lösen, und daß ihm die zweideutige Antwort ward:

„Zinsen zahle der Mensch, doch Räthsel löse die Gottheit!
Lahmt dem Zinse der Fuß, zahlen die Göttin es heim.
Doch wenn menschlichem Witz gelang, was Göttern mißlungen,
Wird vom lahmenden Fuß Götterverstand beschämt.“

Als der Wanderer sich dem Knochenberge genaht hatte, verlegte ihm die kretische Sphinx den Weg und begann, wie sie es von der Mutter gelernt:

Nenne mir, Mann, das Thier, deß' Knochen ich eben zernagte,
Nenne der Füße Zahl, zwei oder drei oder vier?

Und der Wanderer prüfte die Knochen und erwiderte unerschrockenen Muthes:

Menschengebeine sinds, vom edlen Geschlechte des Minos
Knochen von Mann und Weib, Greisen- und Kindergebein.

— —

Aus dem Nebel, der die Kuppe des Olympos deckte, trat der Götterbote Hermes in den Tempel der Eirene und brachte den versammelten Göttern Europas die Kunde, daß sich die kretische Sphinx eben ins Meer gestürzt habe, weil einem Mann aus hellenischem Stamm ihres Räthsels Lösung gelang. Zorn entflammte das Göttergeschlecht. Vom Waffengeklirr erdröhnte der Tempel Eirenes. Und wie ein Mann erhob sich die olympische Tafelrunde, den frevlen Raub ihrer Rechte zu rächen. „Hätten wir Jahre umsonst die olympischen Häupter zerbrochen, daß dieser Lahmfuß nun spottend uns Alle beschämt?“ Und die Götter sandten Triremen an alle Gestade, den Leichnam der jüngsten Tochter der Sphinx zu suchen, und sie fischten ihn aus dem Strom des Lethe, der sich bei Gortynae von den kretischen Bergen ins Meer ergießt. Und sie sandten zum Tempel des Asklepios, den Wohlthäter der Menschheit zu rufen, daß er die Seele der Sphinx aus dem Orkus beschwöre.

Dann aber zogen sie einmüthig vor die Stadt Theben, wo sich das Heerlager des Georgios befand, und sandten den Götterboten an die Gestade des Bosporus, um der trauernden Mutter Sphinx ihr Beileid zu bezeugen, daß ihr Jüngstes verreckt wäre. Da trocknete die Sphinx ihre Thränen und hieß die Oberpriester flehende Hände zu Allah erheben und Hekatomben opfern zu Ehren der Götter Europas.

Und es lagerten die Götter vor den sechs Thoren der Stadt Theben, willens, den Georgios vom Stamme des Oedipus auszuhungern. Aber im siebenten Thore der Stadt brachte Georgios Opfer dar vor dem Altar des „unbekannten Gottes“; und die Götter belagerten es nicht, — denn es waren ihrer nur Sechs.

Westend. Johannes Lepsius.

Hosted by Google

Schweizer Bankſorgen.

In einem der letzten Sonntage wurde in der Schweiz über die Bundesbank abgeſtimmt. Wie Zürich und Baſel, wo ſich der Geldverkehr des Landes konzentrirt, hatten auch friedliche Kantone mit zu entſcheiden, wo man von Schulfragen wie der, ob Staats- oder Privatzettelbanken vorzuziehen ſeien, nur unbeſtimmte Hirtenbegriffe hat. Die komiſche Seite eines ſolchen ſonſt empfehlenswerthen Referendums würde enthüllt werden, ließen ſich die merkwürdigen Meinungäußerungen feſtſthalten, die da über ein ſchwieriges Spezialgebiet von einzelnen Eidgenoſſen geleiſtet wurden. Das Reſultat war denn auch, daß die geplante Staatsbank für viele Jahre begraben iſt, — alſo Fortdauer der alten Unzuträglichkeit mit nicht weniger als 34 verſchiedenen Zettelbanken. Eine ſchöne Buntſcheckigkeit, die man erſt ganz würdigt, wenn man bedenkt, daß z. B. Deutſchland mit ſeiner ſiebenzehnfach größeren Bevölkerung nur ein einziges Noteninſtitut hat.

Die 34 Zettelbanken der Schweiz beſtehen in den 22 Kantonen; neben den Kantonalbanken müſſen daher auch noch Privatbanken ein ſolches Privileg haben. Ich führe hier nur die Banque de Commerce in Genf und die Bank in Baſel an. Nach dem Geſetz müſſen die umlaufenden Noten mit 40 Prozent in Baar und 60 Prozent in guten Werthſchriften, vor Allem in Wechſeln, gedeckt ſein. Das eidgenöſſiſche Bankinſpektorat revidirt im Laufe des Jahres dieſe Bedeckungen; und nur da, wo der Kanton die letzten 60 Prozent garantirt hat, fallen die Staatsreviſionen als überflüſſig fort. Da nun dieſe Banken ihr Geſchäft forcirten, konnte der Notenumlauf in der Schweiz bisher keine rechte Uebereinſtimmung mit den Anſprüchen der Einwohner finden. Oft war in ſtillen Monaten zu viel Papiergeld ausgegeben, während dann beim lebhafteren Quartalsende Mangel fühlbar wurde. Eine einheitliche Bankpolitik würde mindeſtens verhindern, daß dieſe Zettelbanken, nur um Noten auszugeben, gute Papiere kaufen, die vier bis fünf Prozent tragen, oder auch Depots relativ höher beleihen. Trotz der Kantonalſteuer brachte Das immer noch Gewinn. So blieb allerdings der Geldſatz in der Schweiz billiger als z. B. der deutſche, aber es entſtanden auch künſtliche Zuſtände. Die großen Kreditinſtitute ſind dort gezwungen, anſehnliche Reſerven zu ſammeln, die im Auslande zahlbar ſind, was kaum geſchehen würde, wenn der Diskonto weniger ſchwankend wäre. Denn der Handel eines Landes leidet weniger von einem höheren, aber ſtabilen Zinsfuß als von einem niedrigen, der beſtändig hin und herpendeln muß, weil er ſich nach geſchäftlichen Sonderintereſſen zu richten hat. Im Allgemeinen — und trotz den ſehr engen Bankverbindungen mit Deutſchland — gravitirt

Hosted by Google

das eidgenössische Geldwesen nach Paris; es hat Franken-Valuta und die lateinische Münzkonvention zählt bekanntlich auch die Schweiz zu ihren Gliedern. Gold oder Silber von Paris spielt also in den dortigen Bezügen die Hauptrolle.

Dieser Wirrniß wollte das Projekt des Bundesrathes durch Schaffung einer Staatsbank ein Ende machen. Bei den langen Berathungen hierüber machten sich öffentliche Bedenken weniger gegen den Plan an sich als gegen bedeutsame Einzelnheiten geltend. Namentlich sprachen gewichtige Stimmen für einen nicht ausschließlich staatlichen Charakter, da sonst doch bei einer feindlichen Invasion unmöglich auf Schonung der Bankkassen gerechnet werden könne. In diesem Punkte drangen aber die Ansichten durch, die die Schweiz für ungleich besser gegen Heimsuchungen geschützt halten als etwa Deutschland, obgleich an eine absolute Gefahrlosigkeit auch der optimistischste Schweizer nicht glaubt. Als nun das Projekt mit vieler Mühe durchgearbeitet war, besah sich der Bundesrath seine Opposition, und da sie ihm nicht nur groß, sondern auch interessirt erschien, wurde eine Veränderung vorgenommen, die einem Parteienfang zum Verwechseln ähnlich sieht. Ursprünglich sollte der Gewinn zwischen dem Bund und den Kantonen, deren Banken doch dann ihr Privileg verlieren würden, getheilt werden. Die „verbesserte" Vorlage beantragte, den ganzen Reinertrag an die Kantone abzuführen. Damit sollten nicht etwa die einzelnen Regirungen gewonnen werden, von denen manche von vorn herein für eine Centralbank waren, sondern die Gegner einer starken Staatsgewalt überhaupt, die ja erst bei der Verwerfung des vernünftigen Militärgesetzes ihre Stärke erwiesen hatten. Aber diese Klugheit nützte nicht. Nicht nur die Zahl der mit Nein Stimmenden war sehr groß, sondern auch die der Eidgenossen, die gar nicht zur Wahl erschienen. Freilich ist solche Indifferenz bei schweizer Volksabstimmungen keineswegs neu, aber sie zeigt doch wieder, wohin ein Land mit seinen dringendsten Reformen kommt, wenn zu viele Kompetenzen mitzuwirken haben. Die Schaar der Gegner der Vorlage bestand in erster Reihe aus Solchen, die überhaupt gegen jede Stärkung des Bundesrathes sind, den sogenannten Kantonesen. Diese Leute wissen nämlich nur zu gut, daß in der Schweiz Alles politisch betrieben wird (man denke an die Ablösung der Centralbahn!), und fürchten daher auch von der Leitung einer mit fünfundzwanzig Millionen Francs arbeitenden Staatsbank Parteipolitik. Ferner stimmten mit Nein die zahlreichen Bürger, die grundsätzlich Alles verwerfen, was aus dem unbeliebten Bern kommt. Mit Nein stimmten u. A. der Kanton St. Gallen (die Stadt war dafür), die Kantone Freiburg, Genf, Waadt und auch die ganze französische Schweiz, die gegen den Bundesrath noch erbittert ist, weil sie bei der Jura-Simplonbahn schlecht behandelt worden war, obwohl die Herren dort um die Rekonstruktion der Bahn große Verdienste hatten. Wie man sagt, würden diese Kantone auch jede Bahnverstaatlichung „wie ein Mann" ablehnen. Für die Bankvorlage stimmten die Kantone Zürich, Basel und Aargau, der übrigens seit Jahren als Vorkämpfer jeglichen Kulturfortschrittes gilt. Die Mehrheit der Industriellen und Kaufleute, selbst Solche, die lieber eine Bank in der Aktienform der Reichsbank oder der Bank von Frankreich zu sehen wünschten, stimmten ebenfalls mit Ja, nur um dem jetzigen ungesunden Zustand ein Ende zu bereiten, — trotzdem dann Geld theuer werden würde und gute Papiere sicher im Kurs verlieren müßten. Ich habe schon gezeigt, warum die vierunddreißig Kantonalbanken höher beleihen und

Hosted by Google

auch beſtändig gute Werthe zu kaufen ſuchen. Dieſe reine Geſchäftspolitik hätte bei einer einheitlichen Zettelbank mit Filialen bald aufgehört.

Wäre die Schweiz konſtitutionell regirt, ſo müßte Herr Hauſer jetzt zurücktreten. Der Bundesrath mit ſeinen ſieben Mitgliedern, von denen jedes ein Departement verwaltet, hat Herrn Hauſer zum Vorſteher des Finanzdepartements gemacht. In dieſer Eigenſchaft hatte ſich der Herr mit ſeiner Bankvorlage ungemein lebhaft engagirt, aber er braucht jetzt nach ſeiner Niederlage eben ſo wenig zu gehen wie einſt Herr Welti, als die Verſtaatlichung der Centralbahn ſcheiterte.

Ein merkwürdiger Zuſtand, der ebenfalls auf den Mangel an Einheit im ſchweizer Bankweſen zurückgeführt wird, hat in Wirklichkeit ganz andere Urſachen, ich meine das Agio, das in der Schweiz jetzt auf Paris beſteht und nahezu $^3/_4$ Prozent erreicht. Als vor Jahren das ſelbe Agio 4 pro Mille war, fand man Das ganz ungeheuerlich; heute ſinds $^3/_4$ Prozent. Auf alle mögliche Weiſe ſcheint man der Löſung dieſes Problemes beikommen zu wollen; ſogar Univerſitätlehrer leiten umſtändliche Unterſuchungen der Sache ein. Da nun auch in Deutſchland Wechſel auf Paris von circa 80,70 auf cira 81,10 geſtiegen ſind, ſo möchte ich da dieſelbe Urſache annehmen, nämlich vorübergehende ſtarke Geldbedürfniſſe, die ſowohl die ſchweizer Bankplätze als Berlin in Paris befriedigt und jetzt zu decken haben. Im Herbſt traten, wie ich höre, plötzlich an die Banken in Zürich, Baſel, Genf, St. Gallen u. ſ. w. höchſt ungewöhnliche Anſprüche heran. Die Handelsbilanz war ungünſtig geworden, auf dem Seidenmarkte hatten ſich totale Verſchiebungen vollzogen und endlich brauchte die im Aufſchwunge begriffene Induſtrie beſtändig neuen Kredit. In dieſer Lage machten ſich die ſchweizer Inſtitute, eben ſo wie die berliner, Geld in Paris. Dort pflegt man bekanntlich ſtets Geldüberfluß zu haben und ſo gaben jene Banken dorthin entweder einen ſtarken Theil ihrer Wechſelportefeuilles oder ſie zogen Dreimonatstratten. Die Société Générale, das Comptoir National d'Escompte und der Crédit Lyonnais, die bei dieſer Transaktion in Betracht kamen, machten ſich wieder Geld bei Rothſchild, der ſich ausdrücklich die Rückzahlung in Francs, alſo in Napoléons, franzöſiſchen Banknoten oder pariſer Wechſeln, ausbedungen haben ſoll. Danach hätte keine Kursvermehrung, ſondern nur eine Zinsverrechnung ſtattzufinden. Die genannten franzöſiſchen Banken, die vielleicht ſelbſt die Klauſel einfügten, hatten es damals nicht ſchwer, ihre Bedingung durchzuſetzen, denn man ſpricht von nicht weniger als 100 Millionen, die ſo geliehen wurden. Jetzt aber werden dieſe Summen fällig und es iſt natürlich, daß Paris deshalb auf dem Valutenmarkt ſteigt. Das zeigt wieder die enge Verſchlingung aller Geldmärkte. Die Franzoſen gönnen gewiß unſerer deutſchen Induſtrie nichts Gutes, aber im gegebenen Moment ſchießen ſie uns die reichſten Baarmittel vor. Edle wie Unfreie lieben heutzutage eben den Profit und die Prozente.

Pluto.

Hosted by Google

Handlangerarbeit.

(Aus dem sechsten Bande der Tagebücher Theodors von Bernhardi.)

16. Februar 1865.

Bei dem Staatsminister Bernuth finde ich Gruner und Beide sind sehr entschieden gegen die Annexion der Elbherzogthümer, die ihnen unmoralisch vorkommt und blos als eine Schlechtigkeit Bismarcks.

24. Mai.

Gespräch mit Max Duncker. Bismarck fürchtet den Bruch nicht und ist vollkommen darauf vorbereitet; er wünscht ihn sogar, denn er sagt: früher oder später muß es doch zu dem Bruch mit Oesterreich kommen, — und in diesem Augenblick würde er unter besonders günstigen Umständen stattfinden, wie vielleicht nie wieder. Der König „geht mit"; er ist jetzt ganz entschieden für die Annexion.

9. Februar 1866.

Besuch bei Moltke. Er rühmt Bismarck sehr entschieden; die parlamentarische Regirungform sei allerdings in unserer Zeit eine Nothwendigkeit, und wer sich dieser Nothwendigkeit widersetzt, „Der wird zermalmt!" Dennoch aber müßten die Fürsten in künftiger Zeit dem Bismarck ein Denkmal setzen, weil er zuerst dem Parlament gesagt hat, die nothwendige Grundlage des Staates, die Bedingungungen seines Bestehens, dürfe es nicht anrühren. Dann tadelt er die Haltung des Kronprinzen.

3. März.

Gespräch mit dem Kronprinzen. Bismarck sei in seiner Politik von Anfang an lediglich durch Haß gegen das Haus Augustenburg und die liberale Partei, die sich dieses Hauses annehmen wollte, bestimmt worden. Bismarck hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; „wie er Das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille." Und so steuern wir auf die Annexion los.

5. April.

Als Gerücht hat Major v. Verdy gehört, der König sei schwankend geworden und zaudere, so entschlossen gegen Oesterreich vorzugehen, wie Bismarck wolle.

22. April.

Beseler sieht sehr schwarz: er glaubte nicht an Krieg, weil er nicht an die Festigkeit des Königs glaubt. Er weiß, seit Sonnabend schwankt der König und neigt zum Nachgeben und Frieden, — seit Sonnabend, d. h. seit dem Eintreffen der österreichischen Botschaft, die für eine friedliche gehalten wird, obgleich sie in der That nichts besagt. Diese Stimmung wird gesteigert durch den Prinzen Karl, der bemüht ist, sie in seinem Sinne auszubeuten. Der Prinz Karl „boudirt" Bismarck ganz unverhohlen, seitdem Dieser das deutsche Parlament auf seine Fahne geschrieben hat. Kurz, Beseler glaubt, Bismarck wird weichen, seine Entlassung nehmen, man wird einlenken und „die Sache wird im Sande verlaufen."

23. April.

Max Duncker bei mir. Seine gestrige Konferenz mit Bismarck. Sehr merkwürdig. Bismarck fängt mit dem Geständniß an, daß er die Sache nicht weiter führen könne. Mit ihrer Depesche vom siebenten April mußte man nach seiner Meinung die Oesterreicher „fassen"; um den Inhalt dieser Depesche mußte

Hosted by Google

man den Bruch herbeiführen. Darauf war die Antwort auch eingerichtet; aber der König hat, gegen Bismarcks Willen, am Schluß die Klausel eingefügt: man wolle bei Alledem die Rüstungen in Preußen wieder rückgängig machen, wenn Oesterreich zuerst abrüste. Damit war den Oesterreichern ein Ausweg geöffnet, — und sie haben ihn benutzt. Nun schwankt der König, wie Bismarck ganz unverhohlen erklärt; man hat auf die Vorschläge Oesterreichs eingehen müssen; nur mit Mühe hat es Bismarck dahin gebracht, daß die Zustimmung einigermaßen vorsichtig verklausulirt worden ist.

24. April.

Gespräch mit Roon. Er bedauert, daß Bismarck krank ist. „Das ist ein schlimmer Umstand! Wenn er an der Spitze der Geschäfte bleiben kann und bleibt, dann wird es gehen; muß er aber zurücktreten, dann kann man für nichts stehen!" Ich frage: Ist Herr von Bismarck auch gewiß, daß der Entschluß nicht im entscheidenden Augenblick versagt wird? Roon: „Sie wollen sagen, ob die Nerven des Königs auch fest genug sind? Ich glaube: ja." Ich: „Es wird von vielen Seiten her daran gearbeitet, ihn wankend zu machen." Roon: Ja, leider von gar vielen Seiten her, in seiner unmittelbaren Nähe, — und von Seiten her, von wo er Unterstützung und Ermuthigung erwarten sollte." Ich: „Namentlich ist eine gewisse Coterie in störender Weise thätig, die mein Freund Droysen etwas unästhetisch die Wanzen nennt, die sich in den königlichen Schlössern eingenistet haben." Roon: „Ja, — diese Haus- und Familien-Wanzen."

27. April.

Gespräch mit Bismarck. Seine freimüthige Art, sich über die Person des Königs zu äußern, setzte mich dabei am Meisten in Verwunderung. Er frage sich, ob er den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nöthig seien. Bei den vielen Einflüssen, die sich geltend machen — und zwar von Seiten der Personen, die dem König am Nächsten stehen —, sei Das sehr fraglich. Gerade die besten Eigenschaften des Königs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt, sind ihm im Wege. „Und seine passive Zustimmung genügt mir nicht." Der König muß entschlossen aktiv einschreiten und eingreifen im Sinne der verlangten Politik. Nun halte Bismarck es allerdings für unzulässig, seine Demission zu geben, blos weil er etwa den König nicht unbedingt für seine Vorschläge gewinnen könne; er würde Das also nicht leichthin thun. „Aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe."

4. Mai.

Bismarck kann den König nicht zu der sofortigen Okkupation des Königreiches Sachsen bewegen. Auch wird nach wie vor von der uns Allen bekannten Seite her daran gearbeitet, den König nicht etwa nur schwankend und unsicher zu machen, sondern geradezu zur Umkehr zu bewegen. Fürst Hohenzollern erzählte Max Duncker: Am Theetisch der Königin hat der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen verzweifelten Angriff auf den König gemacht, von den Schrecken des „Bruderkrieges" mit Oesterreich gesprochen, einen solchen Bruderkrieg geradezu als einen Frevel bezeichnet; die Bedingungen, die Oesterreich stellt, seien gar nicht so schlimm und man könne sie gar wohl annehmen. Der König hat sich Dem gegenüber ganz auf der Defensive gehalten und bemerkte nur mit höflicher Verwunderung: „Sie sprechen ja als mein Feind!" Die Königin aber wurde empfindlich,

Hosted by Google

als der Minister Schleinitz sich hineinmischen wollte, um den König zu vertheidigen. Glücklicher Weise reist die Königin heute noch ab.

7. Mai.

Besuch bei Roon. Ich: „Zu bedauern ist, daß selbst jetzt, wo Jeder sehen müßte, daß nur fester, nie zaudernder Entschluß Preußen glücklich durch eine unvermeidliche Krisis führen kann, immerfort daran gearbeitet wird, von gewisser Seite her den König wankend zu machen." Roon weiß, daß die Dinge so liegen; es sei aber nichts dabei zu machen; die Königin setze diese Leute in Bewegung. Uebrigens wird jetzt die Friktion wohl geringer werden: die Königin ist heute abgereist, mit der Erklärung, sie habe alles Mögliche gethan, den Frieden zu erhalten, sehe aber, daß es unmöglich sei; da wolle sie wenigstens diese Wochen, die noch bleiben vor dem Ausbruch des Krieges, friedlich zubringen. Erfreulich ist dagegen eine Umkehr in den Ansichten und in der Stimmung des Kronprinzen, Der Prinz hat neuerdings auf der Parade gegen die Offiziere geäußert, er habe Unrecht gehabt, sich der Politik Bismarcks zu widersetzen, er sehe ein, daß der Krieg unvermeidlich ist u. s. w. Er scheint zu wünschen, daß seine Aeußerungen bekannt werden.

21. Mai.

Der Königs-Meyer war mir begegnet. Der lamentirte über den unglücklichen Krieg und sah sehr schwarz oder that wenigstens so. Da ich sehr zuversichtlich sprach, meinte er, der Krieg gegen Oesterreich brauche allerdings nicht nothwendiger Weise unglücklich zu gehen; aber wenn wir, selbst im besten Falle, durch diesen Krieg auf das Aeußerste erschöpft wären, dann werde uns Napoleon mit einem neuen Kriege drohen, dem wir uns nicht gewachsen fühlen könnten; wir würden dann genöthigt sein, das linke Rheinufer abzutreten. Und nun schrie er los in höchster Leidenschaftlichkeit und mit heftiger Gestikulation: „Das ist eine Infamie! Das ist eine Nichtswürdigkeit!" usw.! (NB. So wird vor der Königin und vor dem Kronprinzen perorirt von Leuten wie Meyer, Friedberg und Konsorten. Das sind die Argumente, die jetzt auf der Tagesordnung sind, um zu beweisen, daß die Fortschrittspartei in Preußen herrschen muß und Augustenburg in den Elbherzogthümern.)

23. Mai.

Beim Kronprinzen. Er richtet die Frage an mich, warum meiner Ansicht nach eigentlich Krieg geführt werde. Er spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen, er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien. Die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen — sie werden schnell einen „Frieden von Villafranca" schließen —, um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja, wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen. Er kommt darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind. „Wenn man nur den Forderungen der Zeit gerecht wird, käme Preußen ganz von selbst an die Spitze Deutschlands. Der König will den Frieden, er hält sich an jeden Strohhalm, um den Frieden zu erhalten. Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern einsetzt, unter Bedingungen, die uns sicher stellen, ist der Friede heute noch zu haben." Ich: „Halten Eure Königliche Hoheit Das jetzt noch für möglich?" Kronprinz: „O gewiß! der Erbprinz nimmt gleich an."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. März 1897.

Der große Kaiser.

In seltsamem Bangen und beinahe fröstelnd sehen ernst gestimmte Söhne des deutschen Landes den Festtagen entgegen, die der Anfang des Lenzes uns bringt. Ihr Unbehagen stammt nicht nur aus dem Gefühl der Uebersättigung, das die gehäuften Feste der letzten Jahre in jedem nüchternen und arbeitsamen Menschen erregen mußten; sie hatten, nachdem an jedem wichtigen Tage des eben erst verstrichenen Jubeljahres in dankbarer Liebe des alten Kaisers gedacht worden war, freilich nicht geglaubt, daß man seinem Andenken so bald wieder ein neues Prunkfest rüsten würde, aber sie wissen längst, daß manchem Lebenden heutzutage auch der winzigste Vorwand zur Festfreude willkommen ist, und begrüßen es immer froh, wenn der Blick auf den gewissenhaften, leisen Walter des Reiches gelenkt wird, von dem unsere lärmende Zeit so viel lernen kann. Leider hatten die Fanfaren, die zur Feier riefen, einen fremden, erkältenden Klang, als drängen sie nicht aus der grünen Tiefe des deutschen Waldes, sondern aus den Modergrüften der Römer des Westens und Ostens an unser Ohr, — und sie mahnten nicht an die hellsten Tage von Rom und Byzanz. Auf ein Familienfest der Volkheit hatte Jung und Alt sich gefreut, auf eins von den Festen, die man in traulicher Stille, eng an einander gerückt, in ernsten und heiteren Erinnerungen begeht, und nun wird ein pomphaftes Spektakelstück mit feierlichem Gepränge und sorgsam nach der Ceremoniensitte eingeübten Aufzügen vorgeführt. Einer vertrauten Menschengestalt wollte man in zärtlicher Treue gedenken und muß nun erleben, daß sie ins dunkle Nebelland der Mystik entrückt werden soll. Daher stammt das Unbehagen, stammt die Verstimmung,

Hosted by Google

die manchem guten Royalisten den wunderlichen Wunsch entstehen ließ, die Festtage fern von dem Treiben der Hauptstadt zu verbringen: man fürchtet eine Vergottung des toten Kaisers und möchte vor dem orgiastisch durch die Gassen heulenden Knechtsinn, der ihn auf dem frisch gefirnißten Heiligensitz mit unanständiger Geschäftigkeit begrüßt, sich am Liebsten auf einsame Höhen flüchten, die das Echo der widrigen Chöre nicht nachhallend erreicht. Mehr als ein betrübendes Symptom zeigt uns, daß diese Furcht nicht grundlos ist; keins von allen aber hat auf die Gemüther freier Männer eine so beklemmende Wirkung geübt wie die Wahrnehmung, daß der Wink eines einzigen sterblichen Menschen genügen konnte, um den schlichten und stillen Mann, den wir gerade in seiner ehrwürdigen Greisenbegrenztheit liebten, in die heiße Geniezone der Großen zu erheben. Karl, der fromme Franke, wurde schon von den Zeitgenossen der große Kaiser genannt, seine Größe trat dann um so deutlicher leuchtend hervor, je schneller die nächsten Jahrzehnte sein Werk zerrütteten, je hurtiger leichtsinnige Laune, Willkür und gewissenloser Eigennutz die Grundlagen seiner Schöpfung unterwühlten, und sein Enkel Nithard konnte, ohne ringsum Widerspruch fürchten zu müssen, von diesem ersten kaiserlichen Einiger der deutschen Stämme preisend sagen, er habe an Weisheit und Kraft so sehr sein Zeitalter überragt, daß er allen Bewohnern der Erde schrecklich und liebender Bewunderung doch würdig erschien. Karl war wirklich der Schöpfer des Frankenreiches, er war, seine Kapitularien bezeugen es, über das dumpfe Zeitempfinden hoch hinausgewachsen, hatte, wie ein starker Magnet, alle wirksamen Kulturelemente an sich gezogen und wurde, längst bevor Barbarossa ihn vom dritten Papst Paschalis heilig sprechen ließ, von der Sage mit schmückendem Gerank umsponnen. Unser alter Kaiser erwuchs in einer anderen Zeit und war von anderer Art; selbst die überschwänglichste Liebe der Hinterbliebenen kann nicht wähnen, die Macht seiner Persönlichkeit habe aus eigener Kraft das karlingische Werk der Einigung noch einmal vermocht, und wenn die tiefen Schatten, die seit seinem Scheiden die deutsche Welt verdüstern, die Gestalt des Entschwundenen heute auch heller erglänzen lassen, als die derbe irdische Hülle des Lebenden schien, so wäre doch Keinem jemals der Einfall gekommen, ihn als den großen Kaiser zu grüßen. Da sprach der Enkel ein weithin hallendes Wort, wiederholte es mit dem ganzen eigenwilligen Nachdruck, dessen er fähig ist, — und nun gilt die neue Prägung, wie alte Reichsmünze, im ganzen Lande und überall, in Gesetzentwürfen, in den albernen Ukasen des berliner Magistrates, in der „freisinnigen" Presse und in den illuminirten Kränzen,

Hosted by Google

die sich um Säulen und Häuser winden, prangt der ungewohnte, fremd klingende Name: Wilhelm der Große. Montesquieu konnte nicht begreifen, daß Fürsten so leicht immer wieder dem Wahn verfallen, Alles zu sein; wir haben das Staunen darüber verlernt, seit wir gesehen haben, daß die Völker sich von den Fürsten sogar vorschreiben lassen, wie sie dem Gedächtniß vertraute Persönlichkeiten zu werthen haben. Aber wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn die Feierfanfaren ernst gestimmte Geister jetzt schmerzlich an die Schicksalstage des sinkenden Römerreiches erinnern, dem die blonden, aufrecht schreitenden Barbaren mühelos die Herrschaft entreißen konnten.

Der Versuch, die ehrwürdigen Züge des alten Königs und Kaisers liebevoll nachzuzeichnen, ist im Oktober des Jubeljahres hier gewagt worden und wird heute von einem Berufeneren auf den folgenden Blättern fortgeführt. Damals wie jetzt war das Ergebniß des Bemühens, daß Wilhelm der Erste nicht den Großen zu gesellen ist, die ihre Zeit meistern, die starke Persönlichkeit wuchtig gegen das Rad der Geschichte stemmen und herrisch, auf selbst gefundenen Pfaden, die Gefolgschaft zum guten oder zum schlimmen Ziel vorwärts führen. Vom Stamme dieser gefährlichen Massenbezwinger, die heißer Haß oder leidenschaftliche Liebe geleitet, war der alte Wilhelm nicht; er hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er sich als den dankbaren Schuldner eines Größeren fühlte, — und groß scheint uns Der nur, neben dem kein Größerer ragt. In sanfter Zärtlichkeit, wie einem von langem Lebenslauf ruhenden Vater, huldigt das Volk seinem ersten Kaiser; sein Wesen ist uns, wie ein lieber Schatten, zu jeder Stunde noch gegenwärtig und der ihm durch Dekret zugefügte Titel des Großen klingt gar so feierlich, so historisch, als läge zwischen ihm und uns schon eine Welt. Der neue Name, der nicht dem Sinnen des Volkes entsprang, wird nicht volksthümlich werden; der Politiker aber, der die Kunst des Möglichen zu üben hat, wird sich auch mit diesem Versuch, dem Werthurtheil der Geschichte den Weg zu weisen, abfinden müssen. Das kann ihm gelingen, wenn er bedenkt, daß der Begriff der Herrschergröße keine Konstante ist, sondern in seinem Wesen von dem schwankenden Bedürfniß verschiedener Zeiten verschieden bestimmt wird. Die Eigenschaften, die Caesar und Alexander, Karl und Otto zu großen Regenten machten, würden modernen Monarchen nicht immer nützlich sein; das romanische Imperatorengenie, das in Bonaparte seine Renaissance erlebte, wurde, so sonnenhaft es auch eine Weile erstrahlte, schließlich dem Volke doch unheilvoll und der nüchterne Sinn wird die Vendômesäule vielleicht mit bedenklicheren Blicken betrachten als das Denkmal

Hosted by Google

des ersten Bourbonenkönigs, das die allzu stolze Inschrift trägt: Henricus Magnus, Imperator Galliae. Der Politiker kann es hinnehmen, daß der erste Deutsche Kaiser der Große heißt; aber er muß dann auch fordern, daß für alle anderen Kaiser das selbe Werthmaß künftig gilt und daß keinem, der diesem Anspruch nicht genügt, der Ruhm der Größe bewilligt wird.

Der alte Wilhelm war wirklich, trotzdem in Versailles von der Wiederherstellung der Kaiserwürde geredet wurde, der erste Deutsche Kaiser; vor ihm gab es nur Römische Kaiser Deutscher Nation und um diese mittelalterliche Kaiserei schwebte ein Fluch, der im Jahre 1871 selbst die tapfersten Herzen erbeben ließ. Gustav Freytag barg die Besorgniß, die er in der treuen Bürgerbrust hegte, dem Kronprinzen nicht, neben ihm erhob noch mancher Wackere die warnende Stimme und nur Heinrich von Treitschke wankte und wich nicht von dem festen Glauben an die frohe Zukunft seines hitzig geliebten Volkes. Er hatte fünf Jahre vor dem großen Krieg freilich geschrieben: „Das Kaiserreich ist die Verfassung einer tief verderbten, absterbenden Völkergesellschaft"; aber er hatte dabei an das alte Caesarenthum gedacht, das in der Hand eines Menschen eine schrankenlose Machtfülle vereinte. Das neue Kaiserreich, das er für Deutschland ersehnte, sollte von mystischem Aberglauben frei sein, ein germanischer Treubund, denn „die blinde Ergebenheit gedeiht nicht mehr in unserem handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutsche Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat und in dieser löblichen Arbeit ohne Zweifel fortfahren wird". Behutsam und bescheiden, so rief er, solle das neue Kaiserthum auftreten, vor üppigem Hofprunk und einem Gewölk müssiger Prinzen sich hüten und die einfachen Ueberlieferungen altpreußischer Pflichttreue sorglich bewahren. Auf die erbliche Tugend eines Herrscherhauses blindlings zu vertrauen, schien ihm eines freien Volkes nicht würdig, er rechnete mit der schreckenden Möglichkeit, ein ehrgeiziger Kaiser könne einst auf den Gedanken verfallen, zwischen den drei großen Aemtern des Reichskanzlers, des Ministers des Auswärtigen und des preußischen Ministerpräsidenten selbst die lebendige Einheit zu bilden, und schrieb in banger Ahnung den Satz: „Es bleibt ja denkbar, daß auch die Hohenzollern einstmals die glorreiche Erbschaft so vieler Könige und Helden verwahrlosen, daß die Wahnbegriffe des göttlichen Königsrechtes das alte fürstliche Pflichtgefühl ersticken." Der Anblick solcher Zerrüttung blieb dem deutschen Propheten gnädig erspart: der neuen Aufgabe war der rechte, für sie geschaffene Mann in der Schicksalsstunde erstanden. Es war nicht mehr die Aufgabe Caesars, populos imperio regere, auch nicht die

Hosted by Google

Karls, nach seinem Herrschertemperament die junge Frankeneinheit zu stimmen und für die Beschäftigung des beutelustigen Adels und der kriegerischen Stämme zu sorgen; aber leicht war diese Aufgabe darum doch nicht: sie war neu, kein geschichtliches Muster konnte ihr Geheimniß verrathen, und wer sie bewältigen wollte, mußte einen kühlen Kopf und eine leise und leichte Hand haben. Lagarde hatte nicht so Unrecht, als er die Verfassung des Deutschen Reiches republikanisch nannte; so aber, ganz so, wie Bismarck sie ersann, mußte sie sein, wenn sie den zersplitternden Ansprüchen und Forderungen genügen und das unter der Decke noch wache Mißtrauen der stolzen Fürstenhäuser verscheuchen sollte, die sich mit den im Besitz der Königskrone noch jungen Hohenzollern zum ewigen Bunde vereinten. Es war keine geringe Arbeit, eine Form zu finden, die den gestern Besiegten die Möglichkeit gab, ohne Demüthigung sich heute dem Vertreter einer Macht unterzuordnen, die Manchem noch immer der kecke, raublustige Parvenustaat blieb; und als diese Arbeit geleistet war, hing ihr Erfolg doch ganz und gar davon ab, ob die Persönlichkeit des von den Fürsten freiwillig gekürten Kaisers in den neuen Rahmen passen würde. Der Rahmen war eng: die Souverainetät und Monarchenmacht war dem Reich, der Summe der in den höchsten Körperschaften des Staatenbundes wirkenden Kräfte, vorbehalten und der Deutsche Kaiser war nicht viel mehr als der durch das Erbrecht auf den Thron erhöhte Präsident einer aus monarchisch oder oligarchisch regirten Gauen zusammengefügten Republik. Nur die Vertretung des Reiches fiel ihm zu; was er sonst gelten wollte, mußte er selbst durch persönlichen Werth sich langsam in stillem Wirken erwerben. Der heidnische Weltherrschertraum der Cyrus und Alexander durfte ihn nicht verlocken, er konnte auch nicht daran denken, das caput der Christenheit zu sein, und mußte jedes Erinnern an die Sacra Caesarea Majestas aus dem Gedächtniß bannen. Die größten Regenten früherer Tage hätten in diesen engen Pflichtenkreis nicht getaugt, sie hätten die eigene Individualität und den Drang nach Bethätigung frei walten lassen, überall sich selbst eingesetzt und bald wohl den künstlich geschaffenen Organismus gesprengt. Dem alten Wilhelm gelang das schwere und heikle Werk scheinbar mühelos; wie er, dem die Gewährung der Verfassung zunächst doch verfrüht schien, sich in die konstitutionellen Zustände Preußens gefügt hatte, so schickte er sich bescheiden jetzt in das karg bemessene Kaiserrecht. Man sah ihn nie im Getümmel, wußte nie genau, wie er über einen Gesetzentwurf, eine Partei oder eine politische Maßregel dachte, fand ihn nie persönlich für einen Plan engagirt. Montesquieus Rath, die Fürsten möchten laute Uebungen

Hosted by Google

streitbarer Beredsamkeit meiden — il faut qu'ils fassent toujours des choses raisonnables et qu'ils raisonnent fort peu —, hat er, ohne ihn wohl zu kennen, stets pünktlich und peinlich befolgt. Er war fast zwanzig Jahre lang, dem werdenden Reiche zum Heil, Deutscher Kaiser und hat in diesem ersten, schwierigsten Abschnitt der neuen Ordnung an keinem deutschen Fürstenhofe je auch nur die leiseste Mißstimmung erregt. Er machte nie, selbst in den militärischen Fragen nicht, die ihm doch besonders am Herzen lagen, den Versuch, mit dem Monarchenwillen in den Geschäftsgang einzugreifen oder durch persönliche Beeinflussung einen Druck auszuüben, und hielt seine privaten Liebhabereien dem spähenden Blick verborgen. Ihm blieb die Ehre und das Ansehen des gekrönten Vertrauensmannes der Nation, — die politische Verantwortung und den fortwühlenden Haß, den jede starke, schöpferische Politik in den Herzen der Ueberwundenen weckt, mußte der Kanzler tragen. Der alte Herr selbst bot dem Haß keine Angriffsfläche und konnte, als zum zweiten Male ein Bube die Mordwaffe auf ihn gerichtet hatte, mit Recht deshalb sagen: „Ich weiß wirklich nicht, warum die Leute immer auf mich schießen ...“ Da diesem Manne, der, weil er das Sein stets über den Schein stellte, so gern aus der Lichtlinie verschwand, in dessen wundervoll einheitlichem Wesen nicht die winzigste Spur einer Ueberhebung zu finden war und dessen einziger Regentenstolz darin bestand, den besten Minister zu haben, jetzt von dem Enkel der Name des Großen gewährt worden ist, dürfen wir hoffen, daß sein Beispiel den Nachfolgern an der Krone die Richtung des Wirkens bezeichnen wird, und können in dankbarer Freude erkennen, welche Eigenschaften in der Anschauung Wilhelms des Zweiten einem Deutschen Kaiser geschichtliche Größe sichern.

Als Otto der Dritte, der krankhaft irrlichtelirende Phantast, der von einer Erneuerung des römischen Imperatorenthumes in Deutschland träumte, den Leichnam Karls des Großen ausgraben ließ, behagte der Anblick ihm nicht: er befahl, dem toten Kaiser weiße Feierkleider anzulegen, ihm die Nägel zu schneiden und die von der Verwesung zerstörte Nasenspitze durch eine goldene zu ersetzen; der Glanz war ihm nicht glänzend genug. Er nahm, als Talisman, einen Zahn des Gewaltigen mit auf den Weg. Doch die Reliquie bewahrte ihn nicht vor dem Untergang; er mußte vereinsamt aus Rom, dem goldenen Haupt des Imperiums, flüchten. Vielleicht wäre das traurige Schicksal ihm erspart worden, wenn er, statt eine Leiche zum Schaugepränge zu putzen, im Grabgewölbe zu Aachen still der Frage nachgedacht hätte, wie der Gründer des Frankenreiches den Ehrennamen des großen Kaisers erwarb.

Hosted by Google

Unter Wilhelm dem Ersten.

Deutschland schickt sich an, die hundertste Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem der erste Hohenzollernkaiser geboren ist. Es wird viel offizielles Festgepränge geben, viel offiziellen Redeschwulst, und wenn der Lärm verrauscht ist, wird es im lieben Vaterlande genau eben so aussehen, wie es vordem aussah. Weder die Oberfläche der Dinge noch die Herzen der Menschen werden irgend einen bleibenden Eindruck davontragen. Das Regiment des Reiches wird den gleichen problematischen Charakter fortfristen und die patriotischen Empfindungen des Volkes werden nicht einmüthiger und voller pulsiren, als sie es heute thun. Ein politischer Feiertag mehr zu den unendlich vielen, die uns während dieser letzten Jahre beschert worden sind! Der selbe Tag, der recht dazu angethan wäre, die Nation zur Einkehr in sich selbst zu stimmen, vermag dem Geschlecht heutiger Politiker kaum mehr zu sagen, als daß eben von 1797 bis 1897 ein Säkulum abgelaufen und Kaiser Wilhelm der Erste seit neun Jahren tot ist. Wenn die Blätter fallen, dann ist der Herbst im Anzuge, — was frommt es, darüber hinaus zu denken? Daß Monarchen geboren werden und wieder sterben, ist gemeines Loos aller irdischen Kreatur, und daß Völker ihre Perioden des Aufganges und des Niederganges durchleben, lehrt jedes Blatt der Weltgeschichte. Begnügen wir uns also mit dieser frugalen Weisheit. Auch kann es nicht meine Absicht sein, in Anlaß der uns winkenden „Centennarfeier" mit berufeneren Festrednern hier in gedankenreicher Rhetorik und tiefsinnigen Betrachtungen über den verstorbenen Kaiser zu rivalisiren. Alles, was ich dem Leser zu bieten vermag, sind ein paar aphoristische Rückerinnerungen, wie sie Leuten meiner, mit dem Jahrhundert zur Rast gehenden Generation unwillkürlich in der Seele auftauchen, wenn draußen die Straße im Festtagsgewande lärmt und man vergangener Tage, langer, unter Kaiser Wilhelm dem Ersten begonnener und abgeschlossener Dienstjahre, still gedenkt. Ob es mir gelingt, dabei den einen oder anderen Charakterzug unseres ersten Kaisers ein Wenig anschaulicher zu gestalten, weiß ich nicht. Einem kommenden Geschichtschreiber mag es immerhin von Interesse sein, zu beachten, wie sich ungefähr das Bild des Verstorbenen in den Vorstellungen Derer abgespiegelt hat, die als seine Beamten unter seinem glorreichen Szepter mitthätig sein durften, den kläglich dahinsiechenden preußischen Staat

Hosted by Google

Friedrich Wilhelms des Vierten umzubilden in das stolze Deutsche Reich Kaiser Wilhelms des Ersten.

Eine meiner frühesten Jugenderinnerungen führt mich nach Antonin, einem Jagdschloß der Radziwills in der Provinz Posen, dem Ziele sommerlicher Landpartien für die Honoratioren der benachbarten kleinen Stadt. Schloß und Park waren durchweht von romantischen Erinnerungen an die Prinzessin Elise Radziwill: es wurde ihr Sterbezimmer gezeigt und die Grotte, in der sie von ihrem Verlobten, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, fürs Leben Abschied genommen. Diese Vorgänge gehören ja heute der Geschichte an. Das dynastische Interesse hoher Politik forderte, daß die kinderlose Ehe des Kronprinzen durch eine vollbürtige Ehe des präsumtiven Thronfolgers ergänzt wurde, und der hohe Adel der Radziwills war von bestrittener Beschaffenheit. Hinter diese harten Gebote des Staatsinteresses mußten alle noch so starken persönlichen Herzensneigungen zurücktreten. Nicht Elise Radziwill, sondern die Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar war bestimmt, die Gattin des zweiten Sohnes Friedrich Wilhelms des Dritten zu werden. Die schwere Lebenskunst des Entsagens ist vom Kaiser Wilhelm frühzeitig geübt worden. Und mit welcher Charakterstärke, welcher vornehmen Sicherheit hat er die vom Schicksal beschiedene Resignation bis an das Ende seines ruhmreichen Lebens durchgeführt! Ich glaube nicht, daß die ihm von der Politik aufgezwungene Gemahlin jemals in vollem Sinne des Wortes die Genossin seines Lebens ungetheilt gewesen ist. Gewiß ist, daß die Frau, die als Deutsche Kaiserin Augusta ihren Gemahl überlebte, alle Zeit vorbehaltlos alle Rechte, Ehren und Rücksichten genossen hat, die nach einfach menschlichem wie nach fürstlichem Herkommen ihrer Stellung gebührten. Die Prinzessin Elisabeth Christine von Bevern, die als Königin von Preußen mit Friedrich dem Großen den Thron zu theilen hatte, war schlimmer gebettet. Im preußischen wie im deutschen Volke war Jedermann überzeugt, daß die Ehe des erlauchten Paares in jeder Hinsicht das Ideal christlich-germanischen Ehelebens darstelle. Dabei kann die etwas pretiöse Geistesrichtung, die unruhige, unstete Art, in der die Prinzessin von Preußen, die Königin und Kaiserin Augusta, nach dem Naturell ihres Geschlechtes und ihres Hauses an vielerlei Menschen und Dingen ein oberflächlich wechselndes Interesse zu nehmen bestrebt war, dem hohen Gemahl die individua vitae consuetudo nicht immer leicht gemacht haben. So-

Hosted by Google

wohl die religiös-kirchlichen wie die politischen Sympathien der erlauchten Frau haben sich oft genug in Richtungen bewegt, die erheblich von den Tendenzen abwichen, die der König und Kaiser als die für seine Regirung maßgebenden erachtete. Sollten einmal Denkwürdigkeiten des Fürsten Bismarck das Licht des Tages schauen, dann werden sie hierüber wohl mancherlei seltsame Aufschlüsse bringen. Aus meinem bescheidenen Amtsdasein ist mir eine Reminiszenz haften geblieben, die unmittelbar mit den verwandtschaftlichen Beziehungen des preußischen Königshauses zu den Radziwills zusammenhängt. Im Jahre 1864 fiel mir als Substituten des Oberstaatsanwaltes am berliner Kammergericht die Aufgabe zu, gegen einen Prinzen Czartoryski, einen Deszendenten der Radziwills, wegen Hochverrathes vor dem Staatsgerichtshofe Zuchthausstrafe in Antrag zu bringen. Zwischen den schließlichen Strafanträgen des öffentlichen Anklägers und der Urtheilsverkündung ruhten die öffentlichen Verhandlungen einige Wochen. Diese Pause benutzten die fürstlichen Familienangehörigen des Angeklagten, die polenfreundlichen Neigungen der Königin Augusta und ihren vermeintlichen Einfluß auf den König zu Gunsten des prinzlichen Angeklagten gegen die Ungebühr des Anklägers in Bewegung zu setzen. Ob sie glaubten, dadurch auch auf das in der Zwischenzeit das Urtheil berathende Gericht zurückwirken zu können, weiß ich nicht. Die Rancune trug jedenfalls eine recht unangenehme persönliche Spitze gegen mein dienstliches Auftreten einem Angeklagten gegenüber, der — man denke — königlichen Geblütes war. Wie es unter den heutigen Verhältnissen auf derartige Insinuationen hin einem jugendlichen Staatsanwalte in Berlin ergehen würde, möchte ich nicht vorhersagen. In meinem Falle theilte der König in einem höchst sachlich gehaltenen Handschreiben seinem Justizminister mit, welche unliebsamen Zumuthungen an ihn herangetreten seien, und ersuchte den Minister, über die Lage des Prozesses kurz zu berichten. Der Unmuth des Königs ob der Versuche, seine Einmischung in ein schwebendes Strafverfahren herbeizuführen, sprach deutlich aus jeder Zeile. Vom Justizminister gelangte das königliche Handbillet zur weiteren Berichterstattung in meine Hände, und nachdem mein Bericht erfolgt war, war die Sache zu Ende. Das Recht behielt seinen Lauf, das demnächst verkündete Urtheil erachtete den angeklagten Prinzen des Hochverrathes schuldig. Ich selbst blieb in meinen Funktionen unangefochten. So verwebte sich, wunderlich ironisch kontrastirend, in meinen Erinnerungen die Jugendliebe des Königs zu einer

Hosted by Google

Radziwill mit später erlebten Gegensätzen des preußischen Monarchen zu radziwillscher Felonie und zur eigenen Gemahlin. Preußen hat unter seinen Regenten zweifellos genialere, geistvollere, größer angelegte Herrscher gehabt als Wilhelm den Ersten. An harmonischem Gleichgewicht aller Kräfte, an wahrhaftem Adel der Gesinnung und selbstloser Hingabe an den Staat kommt ihm keiner der Vorfahren gleich. Dies Bild hat sich mir ungetrübt erhalten durch alle Wirrnisse der Folgezeit hindurch.

Das Jahrzehnt 1848 bis 1858 war dazu angethan, die Umrisse dieses Bildes zu verzerren. Im tollen Jahre von kopflosen Volksmassen als Feind der Freiheit und Haupt der „verthierten Soldateska" verwehmt, sein Palais mit der Aufschrift „Nationaleigenthum" beschmutzt, er selbst nach England flüchtig: so wandelte der Prinz von Preußen durch die populären Strömungen von damals. Daß er dann den badischen Aufstand niederwarf, die Freiheitheiden von der Sorte der Struve und Herwegh und Kinkel zu Paaren trieb, machte ihn bei dem deutschen Liberalismus nicht beliebter. Erst mit Olmütz wandelte sich wenigstens bei einem Theile der intelligenten Mittelklassen die Stimmung. Man erzählte, daß in einem der unter des Königs Vorsitz gehaltenen Konseils, die das „muthige Zurückweichen" Preußens vorbereiteten, dem über die Demüthigung des Staates Friedrichs des Großen entrüsteten Prinzen in der Erregung heftiger Auseinandersetzungen der Stuhl in der Hand zerbrochen sei. Von da ab galt er dem Volke als ausgesprochener Gegner der trostlosen Reaktionwirthschaft, die mit dem Ministerium Manteuffel über Preußen hereinbrach, und als die Hoffnung einer helleren Zukunft. Während in Berlin und Sanssouci die Kamarilla der Gerlach, Gröben, Niebuhr und Anderer über Friedrich Wilhelm den Vierten und den Staat herrschten, lebte das prinzliche Paar, dem Hofe entfremdet, in Koblenz. Die Junker wie die Pfaffen von der Farbe der damaligen Kreuzzeitung wußten, daß ihr Weizen wenig Aussicht hatte, unter dem Thronfolger fortzublühen, daß die politischen Freunde des Prinzen, die Auerswald, Pourtalès, Usedom, Bethmann-Hollweg u. s. w., nicht ihrer Geistesrichtung angehörten, und sie waren theils beschränkt, theils fanatisch genug, diesen persönlichen Gegensatz des bestehenden und des kommenden Regime durch ihr eigenes Verhalten thunlichst zu verschärfen. Die unglaublichsten Geschichten kursirten über das Spionagenetz, das alle Verkehrsbeziehungen der koblenzer Residenz umgab, und über allerlei grobe Ungebühr, deren sich der gleichfalls in

Hosted by Google

Koblenz residirende Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr von Kleist-Retzow, gegen die Prinzessin von Preußen schuldig gemacht habe. Ich möchte nicht behaupten, daß der Prinz von Preußen durch dies Alles schon damals zu einer eigentlich volksthümlichen Erscheinung geworden ist; wohl aber wendeten sich die politischen Sympathien des gesammten freisinnigen Bürgerthumes mit verstärkter Gewalt dem künftigen Regenten zu. Das Jahr 1856 brachte den ersten sichtbaren Ausbruch der Krankheit des Königs, das Jahr 1857 die Stellvertretung des Monarchen durch den Prinzen von Preußen unter Fortdauer des Ministeriums Manteuffel. Es folgte ein stiller, doch erbitterter Kampf zwischen der sich an die fortdauernde Regirungfähigkeit des Monarchen hartnäckig klammernden Kamarilla und den Gerechtsamen des ersten Agnaten, bis endlich, endlich im November 1858 mit der Regentschaft, dem Ministerium des Fürsten von Hohenzollern und dem Novemberprogramm die Morgenröthe einer neuen Zeit für das schwer geprüfte Land heranzuleuchten schien.

Der Traum der liberalen Aera war ein verzweifelt kurzer, — kürzer und flüchtiger, als es die Männer, die ihn nicht mit durchträumt haben, heute glauben möchten. Es wird sich wohl von Anbeginn an so verhalten haben, wie es in späterer Zeit einmal der Fürst von Hohenzollern Bernhardi gegenüber dargestellt hat. Wir, die Minister, hatten ein schönes, aber sehr allgemeines Programm, bei dem sich der König „ganz etwas Anderes dachte als die Minister".*) Und unter den Ministern dachte sich wahrscheinlich wiederum Jeder sein besonderes Theil. Wir damaligen preußischen Juristen wurden vielleicht am Frühesten der trügerischen Illusionen ledig. Der Justizminister Simons war aus dem Ministerium Manteuffel in das liberale Ministerium der Regentschaft herübergenommen worden. Im Grunde war dabei nichts Auffälliges. Simons, ein rheinländischer Jurist, gehörte zu der zahlreichen Klasse seiner Berufsgenossen, die, zwar aufgeklärten, vorurtheilsfreien Geistes, aber fester politischer Grundsätze und geschlossenen Charakters gänzlich ermangelnd, sich leicht jeder politischen Strömung anpassen. Mit Manteuffel, Raumer, Westfalen hatte er die Justiz in deren Sinne bewirthschaftet, mehr bureaukratisch-reaktionär als nach den romantisch-feudalen Ideen des Präsidenten von Gerlach, des Rundschauers der Kreuzzeitung. Unter dem Fürsten Hohenzollern war er

*) Aus dem Leben Theodors von Bernhardi, Bd. 6. Hirzels Verlag in Leipzig.

Hosted by Google

eben so bereit, als etwas liberalisirender Bureaukrat weiter zu administriren. Indessen hingen an seiner Person doch allzu viele böse Erinnerungen der Reaktionzeit. Die öffentliche Meinung entrüstete sich sittlich über diese politische Versatilität der Justiz. Hauptsächlich war es die Frage der Zugänglichkeit des Richteramtes für die Juden, in der man dem Justizminister der feudalen Aera mißtraute und die im Jahre 1860 einen Wechsel im Portefeuille erzwang. Der derzeitige Appellationgerichts-Präsident in Posen von Bernuth wurde der Nachfolger Simons'. Die in diesen Dingen meist absolut unwissende berliner Presse hatte ihn seit Monaten als ihren Kandidaten auf den Schild gehoben, als in echter liberaler Wolle gefärbten Staatsmann gepriesen und verherrlicht. Nun verdankte Bernuth seine ganze bisherige Karriere der Gunst des Justizministers Simons; er war sein bevorzugter Vortragender Rath lange Jahre gewesen, hatte wohl etwas mehr westfälisches Blut in seinen Adern als sein Chef, war in allem Uebrigen aber ein Mann ziemlich der selben Geistesrichtung. Der Zufall hatte Simons in die rückläufige Bewegungzeit Friedrich Wilhelms des Vierten hineingezogen und ihn politisch Dem entsprechend zurechtgeknetet. Eine andere Konjunktur ließ Herrn von Bernuth in die liberale Aera hineinwachsen und drückte ihm den Stempel eines liberalen Justizministers auf, dem er dann allerdings treu geblieben ist. Wir Alle, die wir den neuen Justizminister, seine ganze geistige Komplexion, seine bureaukratische Schulung, seine politische Indifferenz, seine bisherigen Grundsätze in der leidigen Judenfrage aus dem täglichen Zusammenleben kannten, konnten nur skeptisch die Köpfe schütteln über diesen neuen Kräftezuwachs des Ministeriums Hohenzollern.

Ein Charakterzug Wilhelms des Ersten trat schon in diesen ersten tastenden Anfängen seiner Regirung dem aufmerksamen Beobachter erkennbar entgegen. Es hat, wie ich glaube, in unserer Zeit wohl keinen Regenten gegeben, der in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Temperament und Willensrichtung, glücklicher äquilibrirt war als der erlauchte Herr, der als Prinz von Preußen vor jetzt fast vierzig Jahren Preußens Regirung antrat. Er war ein Edelmann im besten Sinne des Wortes und so lag seine Stärke naturgemäß mehr in der Richtung vornehmer Gesinnung und abgeklärter allgemeiner Gedanken als gerade in der Kraft, die sich hart im Raume stoßenden Dinge sicheren Blickes zu überschauen und mit praktischem Geschick souverain zu be-

Hosted by Google

herrschen. Er glaubte, genug gethan zu haben, wenn er eine Reihe kluger Männer von ähnlich freier und edler Gesinnung, wie sie ihm selbst eigen war, in den Rath der Krone berief. Daß die Tugenden dieser neuen Minister reichlich beschattet wurden durch Schwäche des Willens, Unklarheit der Ziele, Unvereinbarkeit der Individualitäten, daß der energisch leitende Kopf unter ihnen gänzlich fehlte, erkannte er nicht. Mit Gesinnung allein ist jedoch ein Regiment nicht zu führen. Hat die politische Erbweisheit Altenglands mit ihrem men, not measures Recht, dann ist es jedenfalls um einen Staat mangelhaft bestellt, dessen Politik weder durch bedeutende Männer noch durch bedeutende Aktionen geregelt wird. Die Politik Wilhelms des Ersten wurde aus einer kurzen Periode eines wohlmeinenden Liberalismus schnell in eine lange Periode der erbittertsten Kämpfe zwischen Krone und Volk hinübergeführt.

Als ich im Herbst 1862 von Posen an die berliner Staatsanwaltschaft versetzt worden war, stand der Verfassungskonflikt um die Heeresreorganisation und die parlamentarischen Budgetrechte in der vollsten Entwickelung. Otto von Bismarck hatte eben die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen, Graf zur Lippe war preußischer Justizminister. Wenn König Wilhelm, immer in dem gleichen offenen Zweispänner, immer den gleichen grauen, schlichten Hohenzollernmantel übergeworfen, durch die Straßen seiner Hauptstadt fuhr, begegnete ihm kein Zuruf, kein Gruß, nichts als trotzige, feindsälige Blicke der Vorübergehenden. Das Jahr 1863 kennzeichnet in meinen Erinnerungen den Höhepunkt der Krisis: Budgetlosigkeit, Preßordonanzen, die rücksichtlosesten Maßregeleien des oppositionellen Beamtenthumes, vorzüglich des richterlichen; im Landtage heftige Polendebatten um die preußisch-russische Februarkonvention, Twesten beschwört den blutigen Schatten der Stuarts, Gneist und Roon werfen einander vor versammeltem Kriegsvolk Invektiven vom „Kainszeichen" und „Unverschämtheiten" an den Kopf, der Präsident von Bockum-Dolfs versucht den zunehmenden parlamentarischen Tumult vergeblich durch Aufsetzen eines fremden Hutes zu sänftigen. In der Folgezeit bis zum Hochsommer 1866 währte zwar formell der Verfassungskonflikt ungemindert fort; doch wurde die antimonarchische Volksströmung schon wesentlich abgelenkt durch die sich steigernde populäre Erbitterung gegen den Ministerpräsidenten von Bismarck und durch das wachsende Interesse an der auswärtigen Politik, der schleswig-holsteinischen Verwickelung, dem dänischen Kriege, den Vorboten des Entscheidungskampfes mit Oesterreich.

Hosted by Google

Trübere Jahre und dunklere Staatsverhältnisse als die damaligen hat Kaiser Wilhelm in seinem langen, thatenreichen und wandelreichen Monarchendasein schwerlich durchlebt. Eine so durch und durch leutselige Natur wie die seinige mußte das Zerwürfniß mit der großen Mehrheit des Volkes als persönliche Kränkung schmerzlich empfinden. Seinem Gerechtigkeitsinn und seiner Liebe für Ordnung, Klarheit und Festigkeit der öffentlichen Angelegenheiten mußten eben so der offenbare Rechtsbruch, die zunehmende Zerrüttung des Staatshaushaltes und die immer bedrohlicheren Anzeichen sich vorbereitender revolutionärer Stürme die peinigendsten Verstimmungen bringen. Und doch: wie maßvoll und vornehm blieb in all diesen Wirrnissen die Haltung des Königs! Er stand mitten in dem wüsten Trubel, hatte heute eine insolente Adresse des Abgeordnetenhauses, morgen die königstreue Emphase konservativer Loyalität-Deputationen zu beantworten. Ich vermag mich nicht eines Wortes oder einer Wendung zu erinnern, die unköniglich in der Form, verfehlt in der überreizten Heftigkeit des Ausdruckes gewesen wäre, die jemals der nachträglichen Korrekturen und Retouchen bedurft hätte. Seine Ausdrucksweise des mündlichen wie des schriftlichen Wortes, so viel ich davon gehört und gesehen habe, trug stets den Charakter schlichter Sachlichkeit, knapp, gemessen, ohne vordringliches Beiwerk subjektiver Gefühle und Improvisationen. In den Briefen fällt Einem die etwas altfränkische Vorliebe und Schreibweise im Gebrauch der Fremdwörter auf. Die Klangfarbe der Stimme in der mündlichen Konversation streifte ein Wenig an den scharfen Ton unserer Gardeoffiziere. Auch wer an diesen Ton nicht gewöhnt war, vergaß es rasch gegenüber der wahrhaft adeligen, liebenswürdigen und sympathischen Gesammterscheinung des Herrn.

Die zweiundzwanzig Jahre von 1866, dem Ende des Verfassungskonfliktes und der Gründung des Norddeutschen Bundes, bis zu dem Tage, da Kaiser Wilhelm die müden Augen schloß, gehören der Weltgeschichte an. Die stolze Persönlichkeit des Monarchen steht von da ab so sehr im vollen Sonnenglanze ruhmreicher Thaten, es ist darüber von Historikern und Publizisten, in Denkwürdigkeiten und Memoirenwerken, so viel urkundlicher biographischer, Jedermann im Volke zugänglicher Stoff zusammengetragen, daß es vermessen wäre, an dieser Stelle aus jener Lebenszeit des Königs und Kaisers noch Bemerkenswerthes berichten zu wollen. Nachdem es mir im Jahre 1868 noch einmal vergönnt gewesen, während des Besuches des Königs in der

Hosted by Google

neuerworbenen Provinz Schleswig-Holstein als einer der dort „borussifizirenden" Staatsanwälte dem Herrscher zu huldigen und sein Gast an der Tafel zu sein, schied ich aus dem Dienst der preußischen Krone. Als ich im Jahre 1881 in den Reichsdienst zurücktrat, war Kaiser Wilhelm vierundachtzig Jahre alt. Es war mir nicht mehr beschieden, sein Antlitz zu schauen . . .

König Wilhelm stand im siebenzigsten Lebensjahre, da er als Heerführer auf die Schlachtfelder Böhmens hinausritt. Er hatte das dreiundsiebenzigste Lebensjahr überschritten, als ihn sein Schlachtroß auf die blutigen Gefilde von Metz und Sedan hinaustrug. Als Oberbefehlshaber von Heeresmassen, wie sie vorher niemals gekannt waren, hat er in beiden glorreichen Feldzügen durch seine Ehrfurcht und Unterordnung erzwingende Persönlichkeit alle reichlich vorhandenen Keime rivalisirenden Ehrgeizes unter seinen Marschällen niedergehalten und eine einheitliche Kriegführung ermöglicht. Das ist geschichtliche Bedeutung und heldenhaftes Thun genug. Es ist wahrlich nicht nöthig, schon heute, in unserem durchsichtigen Tageslicht, den persönlichen Antheil des alten Kaisers an den welterschütternden Ereignissen seiner Regirung sagenhaft noch weiter zu übertreiben. Damit wird offenkundigen Thatsachen nur Gewalt angethan und gegen das Andenken des geliebten Herrschers, der immerdar ein wahrhafter und bescheidener Mann gewesen ist, Unrecht geübt. Was in der langen, gesegneten Regirung Kaiser Wilhelms an blendender Genialität, an schöpferischen Ideen und himmelstürmender Willenskraft geleuchtet hat, war seinem persönlichen Wesen fremd, gehörte nicht ihm, sondern ausschließlich Anderen an. Die gesammte Heeresreorganisation ist Roons Kopf entsprungen; die Feldherrnkunst, die in sieben Tagen Oesterreich, in sieben Wochen Frankreich zu Boden warf, war ganz und gar Moltkes Eigenthum; und die wunderbar geniale Politik, die aus dem zerrütteten Preußen der Konfliktszeit das stolze Deutsche Reich gemacht hat, wird für alle Zeiten mit dem unverlöschlichen Namen des Fürsten Bismarck verknüpft bleiben. Daß König Wilhelm im Jahre 1862 nicht, wie er wollte, der Krone entsagte und es seinem Erben überließ, das Haupt unter das kaudinische Joch des siegreichen Parlamentarismus zu beugen, war allein Bismarcks Verdienst. Daß nach Düppel und Alsen an der Unterelbe ein augustenburger Kleinfürstenthum aufgebaut wurde, hat Bismarck allein verhindert. König Wilhelm wollte, wie männiglich

Hosted by Google

bekannt, die Annexion positiv nicht und das kronprinzliche Paar schwärmte für die Souverainetät Friedrichs des Achten. Daß mit Schleswig-Holstein die deutsche Frage aufgerollt und der Gott der Schlachten zur Entscheidung angerufen wurde, wer fortan in Deutschland herrschen solle, ob Oesterreich oder Preußen, war wiederum einzig und allein Bismarcks That. Es ist heute landkundig, unter welchen Schwierigkeiten und gegen welche Einflüsse der nächsten Umgebung es dem Minister mühsam gelang, den König in den Krieg hineinzutreiben. Die norddeutsche Bundesverfassung und ihre Ausgestaltung zum Reich, das allgemeine Stimmrecht, die Umwälzung der gesammten deutschen Wirthschaftpolitik, die Sozialgesetzgebung und Alles, was damit zusammenhängt, nicht allein die Initiative hierzu, sondern eben so die praktische Durchführung und Durchkämpfung war ganz und gar Bismarcks eigenstes Werk, trug den persönlichen Stempel seiner Ideen, seiner Schöpferkraft und seiner alle Hindernisse überwältigenden riesenhaften Energie. Dem Kaiser ist sicherlich viel, sehr viel von diesen Dingen unsympathisch gewesen, Manches wohl auch sowohl in den Zielen wie in der Methode der bismärckischen Staatskunst unverständlich geblieben. Desto höher sollen wir die Tugend des Herrschers preisen, daß er die geistige Ueberlegenheit Derer, die ihn mit Rath und That per aspera ad astra vorwärts trieben, neidlos anerkannte, daß er niemals kleinlich besorgt war, von ihnen beschattet zu werden, daß er ihnen die größte Freiheit ließ, ihr Genie, ihre Thatkraft zum Heile des Staates voll zu entwickeln, und daß er ihnen wandellos Treue bewährte, so lange er das Szepter trug. In dieser hochgesinnten Natur war nichts von Eitelkeit, nichts von Laune, nichts, was auch nur von fern an die psychischen Krankheitzüge des Caesarendünkels erinnerte ... Es ist sehr wohl möglich, daß die Geschichte dermaleinst dem ersten Deutschen Hohenzollernkaiser als Repräsentanten einer großen Epoche deutscher Staatsumwälzungen den Beinamen Wilhelms des Großen zuerkennen wird. Vielleicht begnügt sie sich auch, ihn Wilhelm den Weisen oder Wilhelm den Gerechten zu nennen. Wir kurzlebigen Menschen von heute, die wir gewürdigt waren, Zeitgenossen seiner Regirung zu sein, werden uns bescheiden, zu denken, wie Hamlet dachte, als er von der dahingegangenen Majestät des Vaters zum Freunde redete: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, wir werden nimmer Seinesgleichen sehn!"

Nizza. Otto Mittelstaedt.

Hosted by Google

Ein Brief des Prinzen Wilhelm.

Im Dezember 1827 ging Prinz Wilhelm von Preußen zum dritten Male nach Rußland, wo er bis in den Mai des folgenden Jahres blieb. Fast zwei Jahre vorher war, unter dem von Canning schlau benutzten Eindruck des wachsenden Philhellenismus, von Nesselrode und Wellington das geheime Protokoll unterzeichnet worden, das Rußland und England verpflichtete, in Griechenland einen halbsouverainen Schutz-Staat des Sultans zu errichten. Das war gelungen, obwohl der Zar Nikolaus früher wiederholt seinen Abscheu gegen die rebellischen Griechen ausgesprochen hatte und in diesem Abscheu von dem türkenfreundlichen Metternich unterstützt worden war. Der Sultan Machmud, der gegen die Griechen schon die Hilfe seines egyptischen Vasallen hatte anrufen müssen, war gezwungen worden, im Vertrage von Akkerman alle alten Forderungen Rußlands zu bewilligen. Da kam die Verwickelung auf Morea, wo Ibrahim Pascha mit Feuer und Schwert hauste; es schien wieder möglich, die Griechen bis auf den letzten Mann auszurotten, und wenn dieser Plan gelang, war der griechischen Frage natürlich die einfachste Antwort gefunden. Noch einmal griff Canning ein: er ging selbst nach Paris und bereitete den Londoner Vertrag vor, durch den Rußland, Frankreich und England sich im Juli 1827 verpflichteten, den griechisch-türkischen Krieg durch Vermittlung zu beenden und die Autonomie Griechenlands zu sichern, — wenn es nicht anders ginge, durch Gewaltmaßregeln der unter drei Admiralen im Jonischen Meer vereinten Flotte. Dieser Vertrag wurde von allen gesitteten Menschen freudig begrüßt und Treitschke fügt dem Abschnitt, in dem er ihn mittheilt, die heute wieder sehr beherzigenswerthen Worte hinzu: „Es war die höchste Zeit, daß das Ehrgefühl der Christenheit endlich sich regte, daß einer Rotte afrikanischer Bluthunde nicht länger mehr gestattet wurde, auf europäischem Boden ein christliches Volk niederzumetzeln.“ Aber der große Plan führte nicht zu einem großen Erfolge und Canning, der Erfinner dieser Aktion, starb gerade früh genug, um das Scheitern seines Projektes nicht mehr zu erleben. Nikolaus hatte sich nur äußerlich zum Freunde der Hellenen bekehrt; im Innern haßte er die griechischen Empörer und fürchtete, die Selbständigkeit Griechenlands könne den byzantinischen Träumen des Russenreiches hinderlich werden. Er wollte nicht friedliche Vermittlung, sondern Krieg und war froh, als der Tag von Navarin dämmerte, der den Griechen Autonomie und den Russen die Herrschaft auf dem Schwarzen Meer gab. Dieser Tag brachte aber auch das Ende des Dreibundes. Das alte Mißtrauen gegen die Moskowiter erwachte unter den Briten wieder, König Georg nannte in seiner Thronrede vom Januar 1828 die Schlacht bei Navarin ein unwillkommenes Ereigniß, — und Nikolaus konnte nun allein, ohne durch die Rücksicht auf Andere gehemmt zu sein, die alte Rechnung mit den Türken begleichen. Den Vorwand boten die Mißhandlungen der Christen in Konstantinopel und die Schmähungen, mit denen die europäischen Mächte, und besonders Rußland, von dem Sultan Machmud überschüttet wurden. Im April 1828 erklärte der Zar den Türken den Krieg und die Welt lauschte bang den kommenden Dingen, die vielleicht Katharinas Traum zur Wirklichkeit wandeln und den Doppeladler der Palaeologen wieder nach Byzanz zurückführen konnten. Prinz Wilhelm von Preußen hatte die kritischen Wochen vor dem Ausbruch des Krieges in Rußland verlebt. Während

Hosted by Google

die Hochkonservativen, wie immer, mit Metternich gingen, war er für Nikolais Politik, nannte die Kriegsabsicht la bonne cause und Polte, Gerlach, der ihn nach Rußland begleitet hatte, erzählt, nach des Prinzen Ansicht seien „die Türken aus Europa zu jagen oder die Griechen zu abandonniren." In den letzten Märztagen verzeichnet Gerlach: „Der Prinz hat dem König geschrieben, der Kaiser habe ihm heute angeboten, den Türkenkrieg mitzumachen, doch möchte es, wenn es den König irritirte, als nicht geschehen angesehen werden." Die Antwort des Königs — die dann die Erlaubniß zur Theilnahme am Türkenkrieg versagte — ließ lange auf sich warten; und während dieser Wartezeit schrieb Prinz Wilhelm an seinen Bruder Karl den folgenden, bisher nicht veröffentlichten Brief, den Herr Georg Hirzel aus seiner Autographensammlung mitzutheilen die Güte gehabt hat.

Peterhoff d. 18/30 April 1828.

Für Deinen letzten Brief, in welchem Du mir von der Taufe Deines Herrn Sohn's sprichst, habe ich Dir noch zu danken. Es muß ein schöner Tag für Euch gewesen sein, zu dem ich so gern zurückgekehrt wäre, wenn nicht Mahmud uns und namentlich mich zu sehr beschäftigte. Von Posttag zu Posttag erwartete ich Papas Antwort auf mein Kriegsgesuch, erhielt aber noch immer keine, u. nur Indicien, daß er keine sonderliche Lust hat, mir die so schmerzlich erwartete Erlaubniß zu geben. Schlägt er es ab, so wäre ich untröstlich; denn solch eine Gelegenheit kommt nicht wieder; Einmal ein solcher Krieg u. zweitens, daß ich noch allein in der Welt in diesem Augenblick stehe, sind Verhältnisse die für mich zu günstig sind, um sie nicht mit Macht zu ergreifen.

Der Ausmarsch aller Garde Regimenter both uns einen herrlichen Anblick dar, daneben aber auch ein unzertrennliches Gefühl, von der hohen Wichtigkeit dieses Ereignisses! Truppen die in den Krieg ziehen, haben für jeden Soldaten einen eigenthümlichen Reiz; wie vielmehr, wenn man sie für eine so eigenthümliche Veranlassung ziehen siehet, — nicht wissend, was nicht noch Alles eintreten mag, bevor sie ihren weiten Marsch bis zur Grenze vollendet haben! —

Gestern war große Parade der chevalier Gd, der Garde à cheval und der Cuirassier der Kaiserin auf dem champ de Mars. Die Truppen waren über die Begriffe schön, u. Alles versicherte, daß diese Division seit einem Jahr unglaublich sich vervollkommt habe. Wer sie kannte, wird dies in der Entfernung kaum glauben! sie war magnifique. Das Wetter herrlich ohne Wind. Es wurde die Front runter geritten; Alles in Regiments Divisions Colonnen. Dann ward in Zügen im Schritt vorbeimarschirt; darauf in 1/2 Escadre im Trabe und zuletzt in ganzen Escadrons im Galopp. — Morgen ist dieselbe Parade noch Einmal für beide Kaiserinnen.

Ich bin mit Charlotte, seit 1 Stunde hier, nachdem wir die arme Helene bis Strelna gebracht hatten, die heut ihre große, lange Reise antritt. Sie hat sich in den letzten Wochen augenscheinlich erhohlt, aber nichts desto-

Hosted by Google

weniger ist ihre Gesundheit physisch und moralisch untergraben; man kann ihre Lage nicht ohne die tiefste Theilnahme betrachten; vielleicht wird die Reise ihre Gesundheit und ihre Lebensfreude wieder anfachen; aber bei der Rückkehr hierher, wird so Vieles wieder auf sie einstürmen, daß Alles zum Alten zurückkehren dürfte; — sie hätte ein besseres Loos verdient. —

Jetzt seid ihr in voller Frühjahrs Thätigkeit mit den Truppen, sollte mir Papa befehlen zurückzukommen, um statt dem Pruth u. die Donau, den York Graben und die Nuthe zu passiren, so hätte ich freilich noch um so mehr eine frühere Entscheidung gewünscht, um an der Militärs:Bildungs Periode Theil zu nehmen; jetzt würde ich nur zur Revue eintreffen können. — In Ermanglung aller Entscheidung, habe ich müssen alle Veranstalten zur Reise nach Ismail machen lassen, um nachher nicht sitzen zu bleiben; wie unangenehm, wenn das Alles umsonst wäre! Ich würde mit Charlotte bis eine Tagereise von Mohilew gehen, und dann Tag u. Nacht bis Ismail, wo wir Alle, den $\frac{8}{20.}$ May sein müssen. Nix gehet den $\frac{25.\ Apr}{7.\ May}$ u. Charlotte den $\frac{27.\ A.}{9.\ M}$ von hier ab. Nix über die südlichen Caval:Colonien. Den $\frac{12.}{24.}$ May würden wir vor Brailoff die ersten Schüsse wahrscheinlich hören!!! — Wilhelm v. C. begleitet den Kaiser bis Witepsk. —

Der Carneval hat hier mehrere Parthien zu Stande gebracht, unter denen Du auch mehrere Bekannte finden wirst.

1) Mary Baranoff mit dem Rittstr Pantekoff von der Cheval:Garde; ein exzellenter Mensch. 2) Steph. Radziwill mit Gf. Wittgenstein; die Hochzeit der Letzteren war vorgestern bei der Kaiserin M. und nachher Ball. Was mir Alles durch den Sinn ging bei dieser Vermählung kannst Du denken! — 3) eine M. Kosens mit dem Ob. Essen von der Garde à cheval; 4) eine M. Chitaoff mit Gf. Tolstoy, Adj. v: Michael sind auch schon verheirathet; 5) M. Kamarofsky mit Gr. Schipoff dem kleinen Schmaofsky; l'amour n'entre pour rien dans ce mariage; sind verheirathet. 6) M. Knorring mit den sehr fitalen étonnirten Augen und Braunen, mit einem unbekannten Pohlen; ich bewundere dabei nichts als des Mannes Geschmack! — die andern Damen sind alle charmant, wenn Du sie nicht kennen solltest.

Mit Charlotte gehet nach Odessa die Gfn: Orloff, beide Baranoffs, Sophie Medem und Sophie Uruffoff. Mit Mary gehet die Mama Baranoff. Von Herren gehet Pr: Pierre Wilchonsky u. Medem mit.

Nun Adio. 1000 Herzliche an Mary und Sohn. Deinen Umgebungen viel Schönes.

Ewig

Dein treuer Bruder

Wilhelm, der Türken Fresser.

Digitized by Google

Arbeitlosen-Versicherung.

In der Schweiz und in England hat Europa stets seine sozialpolitischen Versuchsfelder gehabt. England war anderen Ländern industriell und sozial voraus und hat deshalb früher als sie Anregungen und Nöthigungen sozialpolitischer Natur empfangen; in der Schweiz trieb die Demokratie das Land auf der Bahn des sozialen Fortschrittes vorwärts. Die Schweiz hat für Oesterreich den Normalarbeitstag erprobt. Sie hat sich zum ersten Male daran gewagt, die harte Nuß des internationalen Arbeiterschutzes knacken zu wollen. Sie hat die Besitzenden mit progressiven und Vermögens-Steuern belegt zu einer Zeit, wo die Steuerprogression im übrigen Europa noch verpehmt und unverstanden war. Und nachdem Deutschland mit seiner Kranken-, Unfall- und Invaliditätversicherung der Eidgenossenschaft in gewisser Hinsicht den Rang abgelaufen hatte, hat die Schweiz in jüngster Zeit wieder auf dem Gebiete der Arbeitlosenversicherung einen Vorstoß nach dem anderen gemacht. Die Erfahrungen sind noch nicht abgeschlossen. Aber wenn man davon ausgeht, daß es in der Arbeitlosenversicherung drei Möglichkeiten giebt: fakultative Versicherung, obligatorische Versicherung ohne Heranziehung des Unternehmers, obligatorische Versicherung mit Heranziehung des Unternehmers, so sind die beiden ersten Möglichkeiten doch schon abgewandelt und die unmittelbare Erfahrung steht nur über die dritte Kombination noch aus.

Die fakultative Versicherung hat in Bern eine Stätte gefunden, die obligatorische Versicherung ohne Heranziehung des Unternehmers ist in St. Gallen eingeführt gewesen. „Gewesen", denn am achten November 1896 hat die Bürgerversammlung der Gemeinde der Versicherung ein Ende gemacht. Dieser Beschluß ist, wie der offizielle Bericht besagt, „nach einem aus der Mitte der Arbeiterschaft gestellten und von ihr lebhaft unterstützten Antrage" erfolgt. Man hat versucht, den merkwürdigen Beschluß als belanglos hinzustellen. „Für die Sache der Arbeitlosenversicherung im Allgemeinen", meinte ein sonst in sozialpolitischen Dingen nicht inkompetenter Zeuge, „bedeutet dieses Vorkommniß in einer verhältnißmäßig kleinen Stadt nicht viel." Aber die Versicherung ist nicht an die Kleinheit des Rahmens, in den sie hineingebaut war, gescheitert. Sie ist selbst nicht gescheitert an der mehrfach allerdings verfehlten Organisation, sondern — daran giebt es keinen Zweifel — an Verhältnissen, die in St. Gallen nicht anders sind als in der ganzen übrigen Welt.

Ein Gesetz vom neunzehnten Mai 1894 hatte den Gemeinden des Kantons das Recht gegeben, entweder je für sich allein oder in Verbindung mit anderen Gemeinden die Versicherung gegen die Folgen der Arbeitlosigkeit obligatorisch einzurichten. Diese Versicherung mußte sich auf alle männlichen Lohnarbeiter, deren durchschnittlicher Tageserwerb 5 Frcs. nicht überstieg, erstrecken.

Hosted by Google

Die Einbeziehung auch weiblicher Personen stand den Gemeinden zu. Weiter war ausgesprochen, daß der wöchentliche Beitrag eines „Versicherten" 30 Ctms. nicht übersteigen dürfe und ihm als Versicherung mindestens 1 Fr. pro Tag der Arbeitlosigkeit gewährt werden müsse, wenn die Einzahlung der Prämie sechs Monate hindurch ununterbrochen (bei Ausländern nach dem Ermessen der Gemeinde länger) erfolgt sei. Immerhin durfte die Unterstützung sich nicht auf mehr als zwei Monate erstrecken. Angehörige anderer Arbeitlosen-Versicherungskassen sollten von dem Zwang zum Eintritt in die kommunale Versicherunganstalt befreit sein. So weit die Ausgaben der Versicherung durch ihre Prämieneinnahmen nicht gedeckt wurden, sollten Gemeinde und Staat eintreten.

Gemäß diesem Gesetz wurde nun eine Arbeitlosenversicherung von der Stadt St. Gallen gemeinsam mit den Nachbargemeinden Tablat und Straubenzell in Aussicht genommen. Es wurden Statuten für die drei Gemeinden, die wirthschaftlich bereits ein Ganzes bilden und nun auch einen Versicherungverband formiren sollten, entworfen. Aber — und Das war die erste Ueberraschung — die Gemeindeversammlungen von Tablat und Straubenzell, zur Beschlußfassung über die Versicherung einberufen, verwarfen sie. Wie es heißt, sind es die Bauern gewesen, die hier den Ausschlag gaben. St. Gallen erklärte nun, für sich allein die Versicherung einrichten zu wollen. Durch Beschluß der Gemeindeversammlung vom Juni 1895 erfolgte die Annahme der nur wenig abgeänderten Statuten für den Bereich der Stadt. Darin war der von den Arbeitern zu leistende Wochenbeitrag nach Maßgabe des Lohnes mit 15, 20 und 30 Ctms. festgesetzt, je nachdem der Arbeiter bis 3, 4, 5 Fr. Arbeitlohn empfange. Die tägliche Entschädigung im Fall der Arbeitlosigkeit war verhältnißmäßig reichlich mit 1,80, 2,10 und 2,40 Frcs. bemessen. Von Ausländern sollte zwölfmonatliche ununterbrochene Prämienzahlung gefordert werden, bevor sie in den Genuß der Versicherung treten. Im Juli 1895 wurde mit dem Bezug der Prämien begonnen. Die Zahl der Prämienpflichtigen schwankte während des Jahres von 3035 bis 4220. Arbeitlos meldeten sich vom zweiten Januar bis zum dreißigsten Juni 1896 430 Mann, mit Entschädigungen bedacht wurden 363*). Die höchste Zahl (214) wurde Mitte Februar erreicht, die kleinste Ziffer (10 bis 20) im Juni.

Ueber das Verhältniß der Ein- und Ausgänge verbreitet die Rechnung für 1895/96 nicht genügend Licht für unseren Zweck. Dagegen wurden auf Grund der Ergebnisse dieses Jahres in das Budget für 1896/97 24000 Frcs. an Prämienzahlungen bei Gesammtkosten der Versicherung von ungefähr dem Doppelten eingesetzt. Zur Auszahlung an Versicherte sollten nämlich 40000 Frcs. gelangen, daneben kommen aber die nicht in die Rechnung eingestellten, weil

*) Die übrigen 67 erhielten nichts, weil sie noch nicht 6, respektive 12 Monate in St. Gallen Wohnsitz hatten oder selbst wieder Arbeit fanden.

Hosted by Google

von der Gemeinde getragenen Kosten der Verwaltung und Prämieneintreibung in Betracht. Schon diese Daten zeigen, daß die Kasse als „Versicherungsanstalt" nicht hätte bestehen können, da die Prämien nur die Hälfte Dessen einbrachten, was an die Versicherten zu zahlen war. Man hatte also die Versicherten von vorn herein sehr stark entlastet. Trotzdem äußerte sich von Anfang an bei einer gewissen Kategorie Mißstimmung gegen die Versicherung.

Wie schon mitgetheilt wurde, war die Zahl der in den Genuß der Versicherung eintretenden Anstaltmitglieder 363 bei einer Gesammtzahl der Versicherten von im Mittel 3630.*) Genau ein Zehntel genoß also die Versicherung, die übrigen neun Zehntel waren nur zur Prämienzahlung berufen. Aus diesen neun Zehnteln bildete sich nun die Gegnerschaft gegen die Versicherung. Gleich zu Beginn war Kritik an der Thatsache geübt worden, daß die Versicherung auch solche Arbeiter in ihren Bereich zog, die keine oder die geringste Aussicht hatten, arbeitlos zu werden. Es kam hinzu, daß die Prämien in keiner Weise jenem größeren oder geringeren Risiko entsprachen, sie waren nur in Verhältniß gesetzt zu der Höhe des Lohnes. Nun war aber durchaus nicht bewiesen, daß, je höher der Lohn, desto größer die Gefahr der Arbeitlosigkeit sei. Im Gegentheil, die niedrigst gelohnten Berufe hatten diese „Aussicht" fast allein, die höher gelohnten fast gar nicht. Die Last der Versicherung war zunächst also auf den Rücken der Gesammtheit, die die Hälfte der Ausgaben zu bestreiten hatte, dann auf den Rücken der leistungfähigeren Arbeiter abgeladen. Es fehlte nicht an Anrufungen ihres Solidaritätgefühles mit den schlechter gelohnten und von Arbeitlosigkeit weit mehr bedrohten. Die Anrufungen hatten ihre Wirkung, als die Einführung der Versicherung in Frage stand: denn sie wurde angenommen. Aber der Enthusiasmus des Augenblickes hielt nicht lange vor. Nachdem man die Versicherung das ganze Jahr lang jede Woche mit ihrem Klingelbeutel hatte an die Thür kommen hören, wurde man es müde, weiter zu steuern, und als man die Möglichkeit hatte, die Versicherung in aller Form fallen zu lassen, benützte man sie. Daß man mit den arbeitlos Werdenden nicht die besten Erfahrungen gemacht hatte, verstärkte das Widerstreben gegen die Einrichtung. Sie, die sich die Versicherung zu Nutze machten, waren die schlechtesten Prämienzahler. Arbeitlos hatten sie sich täglich zum Appell auf dem Versicherungbureau zu stellen, diese Kontrole erwies sich aber, wie der Bericht mittheilt, als ungenügend. Der Bericht klagt weiter darüber, „daß manche Bezüge nicht den Familien, sondern dem Wirthshaus zugefallen seien", und betont, die hierauf bezüglichen Beschwerden der Ehefrauen seien „nicht vereinzelt gewesen". Auch die Bereitwilligkeit der Arbeitlosen, Arbeit zu übernehmen, war gering. Meldete sich von außerhalb

*) Berechnet aus der Zahl der pro dreißigsten Juni 1896 „ausgeschriebenen (4220)" und „verbliebenen (3035)" Prämienpflichtigen.

Hosted by Google

eine Nachfrage nach Arbeitern, „so folgten ihr die Wenigsten". Mißliche Erfahrungen also! Den Eindruck, daß sie den Ausschlag gaben bei Verwerfung der Versicherung, hat man trotzdem nicht. Die Verwerfung scheint vielmehr, wie schon angedeutet, durch das Mißvergnügen der nicht arbeitlos werdenden Arbeiter darüber herbeigeführt worden zu sein, daß sie trotzdem zu Prämienzahlungen herangezogen wurden. Ohne Opposition war die Versicherung schon während der Zeit ihres Bestehens nicht geblieben. Diese Opposition hat zweifellos auch den resignirten Ton, in dem das Promemoria an die — verwerfende — Gemeindeversammlung gehalten ist, mitbestimmt. Der Gemeindeversammlung selbst und dem Publikum kam die Verwerfung dennoch überraschend. Die von der Versicherunganstalt abgelegte Rechnung befriedigte, von Nachforderungen an Staat und Gemeinde war keine Rede, die Arbeitlosen waren reichlich unterstützt worden, Verlegenheiten hatten sie der Anstalt nicht bereitet, — aus allen diesen Gründen wurde die Annahme des Antrages auf Verlängerung der Versicherung als zweifellos betrachtet. Nicht eine Stimme hatte sich publizistisch für Verwerfung erhoben. Erst in der Versammlung selbst wagten sich die Gegner hervor, zunächst schüchtern, aber sofort lebhaft unterstützt, und wie es sich alsbald zeigte, mit der Mehrheit hinter sich.

Was beweisen nun diese Vorgänge? Wir wollen ihre Beweiskraft nicht überschätzen. Allerdings, insofern die Abschaffung durch die Thatsache bestimmt war, daß den Arbeitern, die regelmäßig arbeitlos werden, solche, die nicht arbeitlos werden, gegenüberstehen, und noch mehr insofern die Versicherung — zu Unrecht — auf die Annahme von der Bereitwilligkeit der nicht arbeitlos werdenden Arbeiter aufgebaut war, für ihre arbeitlos werdenden Genossen — nicht Berufsgenossen, sondern Arbeitgenossen in weitestem Sinne — dauernd mit nicht niedrigen Beträgen einzustehen, kommt ihm allgemeinste Bedeutung zu. Doch ist es möglich, daß, wenn nicht jene Abhängigkeit der Einen von den Zuwendungen der Anderen so ins Licht gerückt und wenn die Ansprüche an die nicht arbeitlos Werdenden nicht zu hoch gespannt gewesen wären, der Versicherung in St. Gallen ein besseres Loos beschieden gewesen wäre. Das Einstehen der Einen für die Anderen war „ins Licht gerückt" und den zu einer äquivalentlosen Leistung Gezwungenen im höchsten Grade bemerklich und empfindlich gemacht durch den Umstand, daß die Prämien von ihnen direkt bezogen wurden und nicht indirekt auf dem Wege über den Unternehmer. Man kennt die Vorzüge indirekter gegen direkte Steuern und begreift danach den höheren Grad von Anstößigkeit, der mit dieser Einrichtung verbunden war. Hierzu kam, daß in St. Gallen in der That fast nur Handlanger und Bauarbeiter arbeitlos wurden, qualifizirte Arbeiter des Kleingewerbes und der Industrie fast gar nicht. Von 430 gezählten Arbeitlosen gehörten gut 320 dem Baugewerbe an, 205 von Diesen waren Tagelöhner. Die Soli-

Hosted by Google

darität des qualifizirten Arbeiters mit diesen unqualifizirten war aber stets, auch in England, gering. Auch sonst war die Versicherung nicht ohne Fehler.

Jedenfalls ist nun aber die in St. Gallen gemachte Erfahrung geeignet, einem Standpunkt mehr Geltung zu verschaffen, der der Arbeitlosigkeit und ihren Folgen überhaupt nicht im Wege der Versicherung steuern will, sondern im Wege eigentlicher Arbeitbeschaffung. Versicherung wohl für die beruflich organisirten und nicht von der Jahreszeit bedrohten Arbeiter*); hier hat sich die Versicherung bereits bewährt, denn hier, im Rahmen der Berufsgenossenschaft, fehlt die Solidarität nicht. Arbeitbeschaffung dagegen für Jene, die bisher die Plage und die Last und zuletzt die Klippe der allgemeinen Versicherung waren, für die Tagelöhner und Bauarbeiter. Allerdings ist zuzugestehen, daß gerade in St. Gallen die Versicherung durch die Schwierigkeit veranlaßt worden ist, diesen feiernden Arbeitern Arbeit zu verschaffen. Als 1887/88 Arbeitlose in St. Gallen beschäftigt wurden, leisteten sie nicht den Werth des an sie ausgezahlten Arbeitlohnes, ähnlich 1890/91, 1891/92, 1893/94. Aber doch urtheilt der Polizeidirektor Zuppinger, der die Verhältnisse am Besten kennt, darüber wie folgt: „Sobald man eine Pflicht der Fürsorge für die Arbeitlosen anerkennt und den Werth der Arbeit nur auf die Hälfte taxirt, so darf man mit der ganzen Unternehmung vom Winter 1887 auf 1888 wohl zufrieden sein.“ Aehnlich dann über die Beschäftigung von Arbeitlosen in den folgenden Jahren. Später wußte die Stadt den Arbeitlosen Arbeit nicht mehr anzuweisen und darum schuf sie die Versicherung.

Daß es nun an solcher Arbeit in Wirklichkeit nicht fehlt, weder auf dem Lande noch in den Städten, an wirklich produktiver und nothwendiger, wenn auch nicht immer als nöthig erkannter und jedenfalls nirgends vorbereiteter und organisirter Arbeit, Das ist, wie ich glaube, leicht nachzuweisen. In welcher unserer Städte wären sanitäre Verbesserungen und solche der Wohnungzustände überflüssig und in wie vielen Städten bleiben sie „der großen Kosten wegen“ unausgeführt! Die Kosten sind zu groß, sobald man die Löhne zu ihrem vollen Ansatz in Anschlag bringt. Sie werden sofort geringer und die Arbeiten werden in jedem Sinne rentabel, wenn man von den Löhnen ein Viertel, ein Drittel bis zur Hälfte als „Unterstützung“ berechnet. Das scheint mir aber der nicht zu entbehrende Schlüssel für alle Beurtheilung von Nothstandsarbeiten zu sein. Bezahlen sich die Arbeiten nicht zu ihrem vollen Betrage, so ist jener Lohnrest, zu dem „sie sich nicht bezahlen“, als Unterstützung zu betrachten. Diese Unterstützung ist aber weit produktiver für die Gesellschaft

*) In schweizer Städten von der Größe St. Gallens, Basels, Berns und selbst Zürichs ist allerdings Versicherung im Rahmen der Berufsgenossenschaft nur ganz vereinzelt möglich, für die berufsgenossenschaftliche und gewerkschaftliche Organisation bedarf es eines größeren Gebietes.

Hosted by Google

und für den Arbeiter als die unter dem Namen der Versicherung oder mit der Bezeichnung als „Unterstützung" dargereichte. Denn sie wird gewährt in Verbindung mit „Arbeitlohn" und bei von den Arbeitlosen geleisteter Arbeit, also bei erfolgtem Nachweis der Arbeitwilligkeit. Das hat verschiedene Vortheile. Für den Arbeiter den, daß er nicht müssig bleibt und daß er eine Summe ausgezahlt erhält, die zusammen mit dem Arbeitlohn für die von ihm geleistete Arbeit in weit höherem Maße seine körperliche und moralische Integrität verbürgt als die bei eigentlichem Müssiggang an ihn verabreichte Unterstützung. Für die Gesellschaft: daß arbeitfähige Hände nicht müssig bleiben und somit eine Kraft nicht vergeudet wird, die durch dies Brachliegen nicht gewinnt, sondern verliert. Zuletzt schließt diese Form der Unterstützung auch die Kontrole wirksam in sich. Dies Alles für den Fall, daß die Arbeitleistung hinter dem gezahlten Arbeitlohn zurückbleibt. Nun ist aber solches Zurückbleiben der Leistung durchaus nicht nothwendig mit aller Nothstandsarbeit verknüpft. Wenn es bei dieser häufig zu verzeichnen ist, so liegt die Schuld zweifellos auch an mangelhafter Kontrole, an mangelnder Interessirung der Arbeiter am Arbeiterfolg, endlich an mangelhafter Auswahl der Arbeitobjekte. Von welcher Art die in den Städten besonders der Berücksichtigung werthen Arbeitobjekte sind, Das wurde bereits ausgesprochen. Sanirungarbeiten und Arbeiten zur Verbesserung der Wohnungzustände wurden genannt. Wenn auf Ausführung solcher Arbeiten durch die Arbeitlosen bisher im Allgemeinen verzichtet wurde, so geschah es, weil der Aufwand gegenüber der Leistung wohl zu groß erschien, oder einfach weil die Mittel fehlten. Aber die „Arbeitlosen-Arbeit" bietet in solchen Fällen häufig Gelegenheit, diese Arbeiten billiger auszuführen, als sonst möglich wäre. Sie sind, wenn es sich um städtische Arbeiten handelt, d. h. um Arbeiten des Gemeinwesens, das unter anderen Umständen Arbeitunterstützung gewähren würde, billiger ausgeführt, erstens, wenn man einen Theil des den Arbeitlosen gereichten Lohnes als Unterstützung rechnet, und zweitens, wenn überhaupt nicht eigentlicher Normallohn, sondern Nothlohn zur Auszahlung gelangt, mit Rücksicht darauf, daß dann allein die Nothstandsarbeiten von den Arbeitlosen nicht als dauernde Arbeitgelegenheit angesehen werden, sondern sie sich um andere reguläre Arbeit bemühen.

Man nehme an, der Arbeiter empfange gewöhnlich für seine Arbeit einen Lohn von 4 und seine Leistung sei entsprechend. Die ihm im Falle der Arbeitlosigkeit winkende Armenunterstützung mag 1, die „Versicherung", die ihm dort, wo „Versicherung" besteht, gegeben wird, mag 2 betragen, der Arbeitlohn, der ihm nun, wo Nothstandsarbeiten für ihn eingerichtet sind, gegeben wird, mag 3 sein — $1^1/_2$ sind dabei Unterstützung, $1^1/_2$ als Lohn gedacht —, so werden in diesem Fall Arbeiten noch produktiv, für die gemeinem Anschlage nach nur ein Aufwand von 2, nicht einer von 4 gemacht werden kann. Denn

Hosted by Google

wenn die Leistung der Arbeitlosen selbst nur $^3/_4$, d. h. 3 ist, so sind die Ausgaben für Arbeitlohn doch nur $1^1/_2$, also die Hälfte der Leistung.

Für die Städte wurden neben Sanirungarbeiten solche für die Verbesserung der Wohnungzustände der ärmeren Klassen genannt. Am Besten wäre wohl, wenn die Arbeiten auf Antrag der Hausbesitzer von der Gemeinde eingerichtet würden, die, wie sie den „Arbeitlosen" nicht den vollen Betrag des geleisteten Arbeitwerthes bezahlt, auch nicht den vollen Betrag dem Hausbesitzer berechnet, aber doch einen höheren, als er sich nach Scheidung des Lohnes in Arbeitlohn und Unterstützung für sie, die Gemeinde, ergiebt. In eine nähere Auseinandersetzung hierüber will ich jetzt nicht eingehen. Es galt nur, den Nachweis zu versuchen, daß die Frage der Arbeitbeschaffung für die Arbeitlosen bisher in der Literatur und Praxis nicht erschöpft ist, daß jede Beschäftigung der Arbeitlosen gegenüber der sogenannten Versicherung Vortheile besitzt und daß es an Arbeitgelegenheit nicht fehlt, wenn man nur die Rechnung anders als gebräuchlich macht, d. h. in den Arbeitlosen gewährten Löhnen Unterstützung und Arbeitentgelt scheidet und in Rücksicht zieht, daß auch jede Arbeitlosenversicherung bisher Unterstützung, aber Unterstützung ohne Arbeit, war. Was in den Städten Arbeiten zur Verbesserung der Wohnungverhältnisse*) und zur Sanirung überhaupt, sind auf dem Lande landwirthschaftliche Meliorationarbeiten, als Arbeiten wieder von höchster wirthschaftlicher Produktivität, bisher aber vielfach zurückgestellt,**) weil sie sich entweder nicht in kurzer Frist oder vielleicht überhaupt nicht zum vollen Betrage des für sie gemachten Aufwandes bezahlen.

Ganz ohne glückliche Erfahrungen ist man auf dem Gebiete der Arbeitlosenbeschäftigung übrigens nicht. Ich habe an anderer Stelle***) auf solche, die in England und in Preußen in den sechziger Jahren gemacht worden sind, die aber heute, wenigstens so weit Preußen in Betracht kommt, ziemlich vergessen scheinen, hingewiesen. Der größte Nothstand, den England in unserem Jahrhundert gesehen hat, war der der Jahre 1861 bis 1865 in den Spinnereidistrikten der Insel; er war bewirkt durch den nordamerikanischen Bürger-

*) S. meine Schrift: „Die Wohnungfrage als Gegenstand der Sozialpolitik", Jena 1896. **) S. hierüber die jüngsten Bestrebungen in Preußen für eine planmäßige Ausgestaltung des Landesmeliorationwesens und die Angaben bei v. d. Goltz, Die agrarischen Aufgaben der Gegenwart, Jena 1894. S. 114 ff. und v. Seelhorst, Acker und Wiesenbau auf Moorboden, Berlin 1892. Von diesem Autor wird die Fläche kulturfähigen Moorbodens im Deutschen Reich auf 200 Quadratmeilen berechnet. v. d. Goltz stellt fest: „Die Erträge der weitaus größeren Mehrheit der bereits landwirthschaftlich benutzten Grundstücke lassen sich durch geeignete Maßregeln, wie bessere Bearbeitung, Ent- oder Bewässerung, Einführung eines besseren Betriebssystemes, von 50 bis 100 Prozent steigern."

***) „Die Arbeitlosigkeit und ihre Bekämpfung", Dresden 1896. S. 28 f.

Hosted by Google

krieg und das Fehlen des Rohstoffes für die Baumwollenindustrie. Die Verwendung, die damals die Arbeitlosen durch die Gemeinden fanden, ist heute noch — nach dreißig Jahren! — in der Sauberkeit und dem wenig gesundheitwidrigen Zustande der meisten Städte und Dörfer von Lancashire erkennbar. In Preußen ist an den Nothstand zu erinnern, von dem sein östlichster Theil im Jahre 1867 heimgesucht wurde. Damals ließ der Staat von den Arbeitlosen nicht nur auf seine Kosten Landstraßen und Eisenbahnen bauen, sondern er veranlaßte auch durch Unterstützung der Gemeinden und Kreise, ja sogar der Privatpersonen, die Ausführung von produktiven Anlagen und Verbesserungen.

Ueber städtische Arbeiten berichtet John Burns in einer kleinen Schrift*): „Battersea, St. Pancras und andere Gemeinden führten eine größere Zahl nützlicher Verbesserungen aus und verscheuchten auf die beste Weise Noth, Vagabondage und Bettelei, indem sie gleichzeitig den Gemeinwesen, für die sie hatten arbeiten lassen, Wohlthaten erwiesen. South Shields gab 400 Mann Arbeit drei Tage pro Woche und Sunderland solche an 1300 Mann aller Berufe, worüber das Lokal Government Board berichtet: ‚Es ist unmöglich, ohne ein Gefühl der Genugthuung die großen Verbesserungen zu betrachten, die der Distrikt erfahren hat und die sich aus der verständigen Verwendung jener Arbeitlosen in einer kritischen Zeit ergeben haben'. „Ich habe mich", meint John Burns weiter, „mit der Sache beschäftigt und glaube, daß, wenn die 1400 Gemeinden des Landes Herrn Fowlers letztem Rundschreiben nachleben wollten, nicht wenig nützliche Arbeit ausgeführt werden könnte von allgemein hygienischem Charakter, die, kombinirt mit Arbeiten zur Ausbesserung der Straßen und Kanäle in der Weise Chelseas im Jahre 1886, 24 000 bis 30 000 Mann in London allein und ungefähr 200 000 durch das Land hin erfordern würde." Der englische Arbeiterführer äußert schließlich die Ueberzeugung, daß es an Arbeit, wenn man sie nur vorbereiten und organisiren wolle, für den unqualifizirten Arbeiter nicht fehlt. Die bessere Lösung als die Arbeitlosen-Versicherung ist eben stets die Arbeitsicherung, auch dann, wenn sie sich nicht oder nicht sofort zum vollen Betrag des für sie gemachten Aufwandes, sondern nur zu einem Theil rentirt. Arbeitlosen-Versicherung allerdings für den qualifizirten Arbeiter. Hier ist die Versicherung als Versicherung der Berufsgenossen kaum zu umgehen. Aber man schlage nicht Alles über einen Leisten. Es handelt sich auch in der Sozialpolitik darum, zu spezialisiren, den Rock so zu schneiden, daß er sitzt. Das ökonomische Prinzip fordert größte Leistung mit kleinstem Kraftaufwand. Dieses Prinzip scheint mir aber durch jede allgemeine Arbeitlosen-Versicherung verletzt zu werden.

Zürich. Professor Dr. Julius Wolf.

*) „The unemployed", London 1893. Vgl. hier auch Mataja, Städtische Sozialpolitik, in der (österr.) Zeitschr. f. Volkswirthsch. III. S. 564 ff.

Hosted by Google

Rheder, Stauer und Schauermann.

Es ist bekannt, daß es die Schauerleute waren, die den hamburger Strike begonnen haben. Nicht überall bekannt scheint aber zu sein, daß die Schauerleute zum Strike gedrängt worden sind. Es mag deshalb nützlich sein, wenn ich, als hamburger Kaufmann, die Entstehung schildere. Es giebt in Hamburg einen Verband der Hafenarbeiter Deutschlands, der aus allen Sektionen vielleicht 10 bis 15 Prozent der vorhandenen ganzen Arbeiterschaft zu seinen Mitgliedern zählt: von 2000 Ewerführern gehörten 300, von 4000 Schauerleuten 400 bis 500 u. s. w. zum Verbande, so daß man sagen kann, der Verband fristete ein kümmerliches Dasein. Warum? Das ist Dem erklärlich, der die Hafenarbeit mit ihren Arbeitbedingungen kennt. Bei der Hafenarbeit, besonders aber bei den Schauerleuten, stehen die Arbeiter einander als Konkurrenten gegenüber; Einer beißt den Anderen aus der Arbeit oder der Andere nimmt dem Einen die Arbeit vor der Nase weg. Diese Zustände haben einen engeren Zusammenschluß bisher verhindert. In den Kreisen der Arbeitgeber, besonders der Stauer, glaubte man, damit rechnen zu können. Man weiß zwar, daß 99 Prozent aller hamburger Arbeiter sozialdemokratisch wählen, aber man sieht auf die alten hamburger Arbeiter, „de in Hamborg burn un tägen sünd", trotzdem mit Vertrauen herab und man glaubte daraus, daß von hundert Arbeitern nur je zehn zum Arbeiterverband gehören, erkennen zu können, daß die Bestrebungen dieses Verbandes bei den Arbeitern keinen Eindruck machen können, also keine Sympathie hätten. Man hat auch bei den hamburger Arbeitern wiederholt beobachtet, daß sie recht kräftig mitfeiern, Hoch und Hurrah schreien können, wenn der Kaiser nach Hamburg kam oder wenn Fürst Bismarck, der wie kein Anderer Anspruch auf den Haß der Sozialdemokraten macht, Geburtstag hatte. Kurz, man sagte sich, bei den hamburger Arbeitern wird die Suppe auch nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wird; sind sie auch alle mit rothen Zetteln an die Wahlurne gegangen, feiern auch in jedem Jahre 60 000 bis 80 000 Personen den ersten Maitag, so ist doch darauf wenig zu geben.

Aber diesmal hatte man sich getäuscht. Diese Täuschung wurde möglich, weil die Arbeitgeber der Schauerleute, also zunächst die Stauer, damit rechneten, daß die ihnen von einer Lohnkommission vorgelegten Forderungen aus einem kleinen Kreise kämen. Und was sind bei der epidemischen Arbeitlosigkeit, die in Hamburg seit Jahren herrscht, ein paar hundert, ja was sind 1000 oder 2000 strikende Hafenarbeiter? Darum, als die Lohnkommission der Arbeiter mit den Stauern in Unterhandlung trat, sah man sie nicht für voll an, man nahm sie nicht ernst, man rechnete mit den Arbeitern, die *nicht* zum Verbande der Hafenarbeiter gehörten, — und Das waren zur Zeit der Unterhandlung gegen 80 Prozent. Man muß den Muth der Arbeiter bewundern, die es angesichts solcher Organisationlosigkeit wagten, mit bestimmten Forderungen an ihre Lohnzahler heranzutreten, und man muß — das Gefühl habe ich wenigstens — schon daraus ersehen können, daß bei einigem guten Willen Verbesserungen zu erreichen waren.

Am zwanzigsten November fand abends eine Versammlung der Schauerleute statt, die die Lohnkommission der Hafenarbeiter einberufen hatte, um über die mit den Stauern geführten Unterhandlungen Bericht zu erstatten. Da wurde den Arbeitern mitgetheilt, daß die Stauer es abgelehnt hätten, weiter mit der Lohnkommission der Arbeiter zu unterhandeln, und daß die Stauer von den Arbeitern ver-

Hosted by Google

langten, sich noch am selben Tage zu erklären, was sie nun zu beginnen gedächten. Die Antwort hierauf war der Strike, die Folge ein enger Zusammenschluß der ganzen Hafenarbeiterschaft. Heute bildet sie eine Organisation, die wohl einzig in ihrer Art ist; und nicht blos die hamburger Stauer, sondern ganz Deutschland wird mit einer solchen Organisation in Zukunft zu rechnen haben. Daß man sich heute noch immer darüber die Köpfe zerbricht, wer denn eigentlich angefangen habe, zeigt, daß man auch als alter Mann Schuljungenfehler nicht ablegen kann. Keine Prügelei geht zu Ende, ohne daß der Streit darüber, wer angefangen hat, ausgetragen und, wenns nicht anders geht, mit einer zweiten Prügelei entschieden wird. Aber darüber, ob die Schauerleute einen „Schein der Berechtigung" für ihre Forderungen haben, wird wohl Niemand richtiger urtheilen können als eben ein Schauermann. Dem aber, der da sagt, daß die Schauerleute unverschämte Leute wären, wenn sie noch mehr als 4 Mark und 20 Pfennige Tagelohn forderten, möchte ich ganz ernstlich doch den Rath geben, einmal einige Monate nach Hamburg zu kommen und Schauerdienste zu thun. Er würde dann bald finden, wo die Gründe liegen, die dem Tagelohn von 4 Mark 20 Pf. nur einen Werth von 2 Mark 50 Pf. geben. Die Herren setzen sich hin und rechnen: die Woche hat sechs Tage, 6 × 4,20 ergiebt 25,20 pro Woche; das Jahr hat 52 Wochen, 52 × 25,20 ergiebt 1310,40 pro Jahr. Dann sieht sich der Rechner um, und findet er, daß ringsum Hunderte oder gar Tausende von Arbeitern im Jahre mit 700 bis 800 Mark auskommen müssen und thatsächlich damit auskommen, dann ist die Theorie von der Begehrlichkeit der Menge im Allgemeinen, der hamburger Schauerleute im Besonderen, fertig. Aber wie es so oft geht: in der Praxis sieht das Ding ganz anders aus. Man vergißt, daß die Arbeit der Schauerleute sogenannte Saisonarbeit ist, daß die Leute am Montag nie wissen, wo sie in der Woche Arbeit finden werden oder ob überhaupt auf Arbeit zu rechnen ist.

Der hamburger Schauermann steht, je nachdem seine Wohnung weit vom Hafen entfernt ist, früh um drei oder um vier auf und wandert an den Hafen, um Arbeit zu suchen. Wenns stürmt und regnet, wenns hagelt und schneit oder wenn bei steifem Nordost am Hafen zehn Grad Kälte sind, dann weiß ich ganz gewiß einen gemüthlicheren Platz als die Straßen am Hafen. Hier steht er herum, bis ein Vice des Stauers ihn angenommen hat. Paßt dem Vice das Gesicht des Schauermanns nicht oder ist der Schauermann als ein „Hartleibiger", Das heißt als Einer, der nicht gern einen Lütt und Lütt „utgiwt", bekannt, dann kann er Tage lang von früh um fünf bis mittags herumlaufen und unbeschäftigt wieder nach Hause gehen. Hat er endlich am Mittwoch oder Donnerstag das Glück gehabt, angenommen zu werden, dann natürlich arbeitet ein solcher Mensch Tag und Nacht drauf los, sechsunddreißig Stunden hintereinander, um Das wieder einzuholen, was er in den ersten Wochentagen versäumt hat. Der Organismus des Menschen ist nun einmal leider so gebaut, daß auch der nichtarbeitende Mensch mit seinem Anhange essen und trinken muß. So spielt sich das Leben des Schauermannes in jeder Woche ab; nur eine kleine Zahl hat feste Arbeit tagaus, tagein. Und um hierin Wandel zu schaffen, haben sich die Schauerleute entschlossen, Forderungen zu stellen, und als diese abgelehnt wurden, als die Stauer es ablehnten, überhaupt nur weiter zu verhandeln, ist der Strike ausgebrochen.

Die Schiffahrt ist ein Transportgewerbe zu Wasser, wie es die Eisenbahn und die Post zu Lande ist. Nun denke man sich einmal, die Bahn- oder die Post-

Hosted by Google

verwaltung ließe solche Zustände bei der Entladung der Güter zu, wie sie in Hamburg und in allen Hafenplätzen der Welt bestehen. Man kann auf den Bahnhöfen, auf den Güterböden, in den Gepäckkammern im ganzen Deutschen Reich an jedem Tage feiernde Arbeiter finden. Kommt ein Güterzug an, ist Arbeit gekommen; ist er entladen, so ist die Arbeit zu Ende. Die Arbeiter sitzen herum und erzählen sich was. Aehnlich ist es in den Gepäckkammern vieler Bahnhöfe. Auch in den Packetannahmestellen der Post ist es so; an vielen Stellen haben die Beamten Stunden lang nichts zu thun; abends zwischen fünf und acht haben sie gewöhnlich am Meisten zu arbeiten. Noch gemüthlicher haben es die Zollbeamten. Hat schon Einer einmal einen schwitzenden Zollbeamten gesehen? Wir haben im Reich ein ganz ansehnliches Heer adrett uniformirter Herren, die den lieben langen Tag Fliegen fangen und im Winter Skat spielen müssen, die beim besten Willen nichts mit ihrer Zeit anfangen können, — und doch müssen sie da sein und müssen deshalb menschenwürdig gehalten werden. Ließe die Bahn heute ihre Güterzüge nach dem System entladen, nach dem in den Hafenstädten die Schiffe entladen werden, ich glaube, wir hätten die allerschönste — und allerberechtigtste — Revolution im Lande. Menschenwürdig ist der Zustand an den Hafenplätzen nicht. Denke man doch daran, daß ein solches unsicheres Lohnverhältniß niemals im Hause des Arbeiters eine rechte Freude am Leben aufkommen lassen kann. Die Hafenarbeiter stehen, auch wenn sie Wochen lang feste Arbeit gehabt haben, an jedem Wochenanfang vor dem Hunger. Freilich hilft eine gute Ladung, eine einzige Arbeitperiode, in der fürs liebe Vaterland geschuftet worden ist und in der bei sechsunddreißigstündiger Arbeitzeit zwanzig Mark verdient worden sind, immer wieder ein Weilchen über gefährliche Betrachtungen hinweg. Aber verdenken kann man es den Menschen doch ganz gewiß nicht, wenn sie versuchen, diese Zustände zu ändern.

Ich muß gestehen, ich sehe in der Einmüthigkeit, mit der die Leute geschlossen vorgegangen sind, nicht das Resultat sozialdemokratischer Hetzerei, sondern ich sehe daraus, daß in diesen untersten Schichten ein weit größeres Maß idealen Strebens vorhanden ist als in unseren oberen Kreisen. Hier treten Hunderte von Arbeitern, denen es Jahre lang leidlich gegangen ist, auf die Seite der Genossen, denen es schlecht geht. Denn, wie ich vorhin sagte, es giebt unter den 18000 Hafenarbeitern, die im Strike standen, eine Anzahl, vielleicht 4000 bis 5000, die ihre feste Arbeit so gut wie ein inländischer Fabrikarber haben und die für sich 1200 bis 1500 Mark in jedem Jahre verdienen. Diese Leute leben menschenwürdig, haben ihr Sparkassenbuch, erziehen ihre Kinder verhältnißmäßig gut, bringen sie, wie es doch sein soll, eine Stufe höher und wollen für sich nichts Besseres erringen. Aber sie wollen das Selbe für ihre Arbeitgenossen erreichen. Und Das ist ein Zug, der nur von ganz beschränkten Leuten verurtheilt werden kann. Allerdings: in unseren Kreisen suchen wir ihn vergebens. Hat Jemand schon einmal gesehen, daß ein Zeitungverleger seinen Konkurrenten geholfen hätte? Ist nicht eitel Freude unter allen Geschäftsleuten, wenn der Konkurrent zu Grunde gegangen ist? Ists nicht überall im Reich ein jämmerliches Gekeife und Jagen um den fettigen Nickel? Die hamburger Arbeiter aber haben gemeinsam für ihr Bischen Menschenglück gekämpft.

Ueber das Einkommen der Stauer ist Vieles in die Zeitungen gegangen, was nicht den wirklichen Verhältnissen entspricht. Mag es Einen geben, der 60000 Mark in einem Jahre verdient hat; es giebt auch Andere, die froh sind, wenn sie eben

Hosted by Google

auskommen. Was ein Stauer ist, weiß man nun wohl? Er gleicht in seinen Funktionen dem Zwischenmeister in der Konfektionindustrie. Hat der Rheder oder ein Schiffsmakler ein Schiff zu beladen, dann schließt er mit einem Stauer mündlich oder schriftlich einen Vertrag ab. Der Stauer ist also für die Arbeiter der eigentliche Unternehmer; mit ihm haben sie zu verkehren; von ihm bekommen sie ihren Lohn. Der Rheder kümmert sich nicht um diese Dinge. Warum nicht? Es ist immer so gewesen! Nun ziehe man aber einmal wieder eine Parallele zwischen dem Transportgewerbe zu Wasser und zu Lande. Man denke, daß die Bahn auf jedem Bahnhof einen Bahnstauer hielte, der zwischen 2 bis 60000 Mk. im Jahre dafür verdiente, daß er die Zwischenperson zwischen Station A und Station C bildete und die Arbeiter überwachte. Welches Geschrei würde im lieben deutschen Vaterlande entstehen! Und ist der Grund, daß es immer so gewesen ist, stichhaltig, um jedes Bestreben auf Aenderung schroff abzuweisen? Ich glaube: nein. Ich glaube auch nicht daran, daß unsere heutige wirthschaftliche Ordnung hierin keine Besserung gestatte. Sollte es aber so sein, — nun, dann mag der Staat, wie er die Post und die Bahn im Gesammtinteresse leitet, auch den Gütertransport zu Wasser übernehmen, damit Alle, die in diesem Gewerbe gebraucht werden, ein menschenwürdiges Dasein finden können. Mögen die Stauer, die heute noch ohne Privatjachten auf der Elbe und ohne Equipagen auf der Elbchaussee sich behelfen müssen, wieder Das werden, was sie gewesen sind, nämlich Schauerleute, — genau so, wie es ihre Kollegen von ehedem noch heute sind.

Die Rheder klagen über schlechte Zeiten. Wann hätte ein Kaufmann nicht geklagt? Wenn einmal ein Jahr da gewesen ist, das eine Million Reingewinn gebracht hat, dann ist das andere, das nur 995000 Mark bringt, ein miserables Jahr und es muß dann dringend darauf gesehen werden, daß die Spesen reduzirt werden. Gehälter und Löhne werden gar oft aufs Konto der Handlungunkosten gesetzt, — und Das muß verringert werden! Es ist wahr, daß die Frachtsätze gerade in den letzten Jahren niedriger waren als früher. Aber der Zwirn, der in den Großzwirnereien in Sälen mit einigen tausend Spulen gezwirnt wird, ist auch billiger als der, der sonst auf dem Spinnrade gewonnen werden mußte. Und ein Sack Kaffee von 100 Kilo kostet, mit der Bahn von Hamburg nach Leipzig geschickt, heute nur 4,25 Mark, —gegen das Dreifache in der Zeit, wo ein Rollfuhrmann ihn dorthin rollte. Und ein neues Schiff von 5000 Registertonnen arbeitet im Verhältniß billiger als fünf kleine von je 1000 Registertonnen. Es hat also keinen Sinn, immer nur von „gesunkenen" Frachtsätzen zu reden. Wenn die hamburger Rhederei im Jahre 1896 28 neue Schiffe mit 145000 Registertonnen in Bau gegeben hat und wenn sich ferner der Bestand der Flotte durch Zugang von 65 Schiffen mit 80819 Registertonnen und Abgang von 33 Schiffen mit 28007 Registertonnen so verändert hat, daß in diesem einen Jahre die Flotte eine Zunahme von etwa einem Viertel des ganzen bisherigen Bestandes zu verzeichnen hat, dann frage ich nur: blüht das Geschäft oder verdorrt es? Werden diese neuen Anschaffungen von den Verlusten bezahlt? Wenn nicht, dann soll man doch wohl anders über die Lage des Rhedereigeschäftes denken; alle regelmäßig fahrenden Dampferlinien haben ihre Dividenden erhöht; die Hamburg Amerika-Linie ist eben dabei, ihr Aktienkapital mit Hilfe der Norddeutschen Bank um 15 Millionen zu erhöhen. Bereitwillig wird das Kapital in „informirten Kreisen" gezeichnet werden. Das Alles beweist wohl, daß

Hosted by Google

die Möglichkeit, die Löhne zu erhöhen, besonders aber, geordnete Arbeitverhältnisse zu schaffen, vorhanden war. Und damit hatten die Arbeiter gerechnet. Sie sahen und hörten, daß Charters von Bombay und Singapore nach Europa nicht mehr für $^4/_6$ per Tonne abgeschlossen zu werden brauchten; sie hörten, daß die Frachtraten in New-York von $^2/_6$ auf 5 per Tonne, in den Donauhäfen von 10 auf 24 per Tonne gestiegen seien. Und wer will es den Leuten wohl verdenken, daß auch sie darauf hofften, die Konjunktur ausnutzen zu können? Thut der Kaufmann Das nicht, dann schilt ihn Jedermann einen dummen Kerl; thuts der Arbeiter, so ists ein Verbrechen! Wird aus dem Schauermann mit 1200 Mark Einkommen ein Stauer mit 20 000 Mark Einkommen und trägt er dann feine Handschuhe, eine goldene Uhr und Lackstiefel, dann spricht man von einem echten „Selfmademan" und betrachtet die einfachen Eltern und den vornehmen Sohn mit Verwunderung. Wollen aber ein paar tausend Schauerleute auf ehrliche Weise und geraden Wegen sich weiterbringen, dann wird gescholten und von Vaterlandslosigkeit gesprochen. Wo ist die Logik?

Die geschäftliche Lage hätte also — ich bitte, den Bericht der hamburger Handelskammer ganz oder doch Seite 10 und 11 nachzulesen — ein Eingehen auf die Forderung oder doch ein Entgegenkommen der Arbeitgeber möglich gemacht. Warum Das nicht geschah? Das ist ein Punkt, über den ich am Liebsten nichts sagte. Wo Geist vom Geiste Stumms weht, da ist eine ruhige wirthschaftliche Auseinandersetzung undenkbar. Wer die hamburger Rheder, wie Laeisz, Woermann und Andere, persönlich kennt, Der ist freilich erstaunt darüber, daß diese Männer nach stummischen Rezepten arbeiten können.

Schlimm steht es in Hamburg mit der Verpflegung der Hafenarbeiter. Ein Schauermann, der früh um vier aus dem Hause geht, das vielleicht anderthalb Stunden vom Hafen entfernt liegt, kann, da er nie weiß, ob er Arbeit findet, und nie weiß, wie lange gearbeitet werden muß, sich nicht genügend mit Lebensmitteln versorgen. Hat er keine Arbeit, so ist er mittags wieder zu Hause; hat er Arbeit gefunden, dann kann er nicht vom Schiff gehen oder er hat gerade nur Zeit, in einer Hafenkneipe sich Etwas zu verschaffen. Zu Hause sitzt die Frau mit dem fertigen Essen; der Mann muß sich außerhalb für schweres Geld beköstigen. Die Leute führen also immer zwei Wirthschaften. Und was ist ein Markstück bei der Versorgung durch Hafenbudiker! Hier könnten die Arbeitgeber den Arbeitern ungeheure Erleichterungen schaffen. Ein hamburger Kaufmann hatte an den Direktor Ballin geschrieben und ihn darauf hingewiesen, daß es für die Arbeitgeber des Hafenverkehrs eine Kleinigkeit wäre, die Lebenshaltung der Arbeiter zu verbessern, ohne den Lohnsatz in Geld zu erhöhen. Er hatte daran erinnert, daß Krupp für seine 30 000 Arbeiter insofern sorgt, als er ihnen die nothwendigsten Lebensmittel, Kleidungstücke und Wohnräume auf dem besten und billigsten Wege zugänglich macht, ihnen also die wirthschaftlichen Vortheile des größeren Geldkapitals verschafft, und darauf hingewiesen, daß es für die Arbeitgeber eine Kleinigkeit sei, dem Lohn ihrer Leute einen um 30 bis 50 Prozent erhöhten Kaufwerth zu geben, ohne daß die Arbeitgeber ein Risiko eingingen oder Opfer brächten. Herr Ballin hat darauf geantwortet, daß ihn der Plan sehr interessire; er bäte, daß der selbe Plan doch dem Herrn Blohm, dem Vorsitzenden des Arbeitgeber-Verbandes, vorgelegt werde. Das ist geschehen. Herr Blohm hat es aber nicht für nöthig gehalten, auch nur den Empfang des Briefes zu bestätigen.

Hamburg-Hohenfelde. Max Rieck.

Hosted by Google

Mein Ueberwinder.

Die Sorge und das Leid waren mir wohlbekannt. Sie waren häufige Gäste in meinem Hause, und kamen sie öfter, als ich erwarten konnte, so verlor ich darüber kein Wort mehr. Ich hatte mich an sie gewöhnt und wußte, daß ich sie nie los werden würde. Oft wunderte ich mich, warum sie von Anderen so sehr gefürchtet waren. Ich lachte innerlich über die ängstlichen Seelen; denn was konnten uns die unliebsamen Gäste Neues bringen? War es nicht immer das alte Lied, bald in dieser, bald in anderer Form? Ja, ich begann zu prahlen: „Mich kann nichts, aber auch gar nichts mehr schmerzen, mögen sie kommen, weher als das Vergangene kann mir nichts Künftiges thun!“

In dieser furchtlosen Stimmung kam ein Wandel meines inneren Lebens. Ich zog mich in die Einsamkeit zurück und verlebte da still ein paar glückliche Wochen. Niemand störte mich, auch die gewohnten Gäste blieben aus. Aber nach acht Wochen seliger Ruhe vernahm ich zuweilen ein Sausen über mir, das ich mir nicht erklären konnte. In der Nacht fuhr ich empor, mit einem eigenthümlichen Gefühl der Beklemmung, und eine Angst, wie vor etwas Gräßlichem, Unbestimmtem, ließ mir das Blut in den Adern stocken. Aengstlich hielt ich am Horizont meines Lebens Umschau, aber umsonst forschte ich nach den Ursachen des unheimlichen Geräusches. Dennoch waren meine Nerven aufs Aeußerste gespannt, weder konnte ich bei Tage arbeiten noch bei Nacht schlafen.

Da geschah es. Ein Blitz aus heiterem Himmel? Ein Meteor? Ein Erdbeben? Was hatte mich zu Boden geworfen? Denn da lag ich wie tot. Ich konnte kein Glied rühren, auf meinem Körper lag es wie Feuer und in meinem Geist war Alles dumpf und schwer. Ich schloß die Augen und bereitete mich zum Sterben. Doch ich sollte nicht sterben.

„Wache auf! Stehe auf!“ tönte eine Stimme an mein Ohr, und da ich mich nicht rührte, schüttelte es mich unsanft. Da schlug ich die Augen auf und vor mir, in einer Feuerwolke, stand ein Mann, gewaltig von Gestalt, mit stahlharten Zügen und in einer eisernen Rüstung. Seine Augen glühten, — ob vom Wiederschein des Feuers oder von innen heraus, konnte ich nicht unterscheiden. Und der Mann sprach: „Komm, umarme mich. Du bist mein. Lange schon war ich Dir nahe; denn ich liebe Dich.“

„Wer bist Du?“ rief ich voll Entsetzen.

„Umarme mich,“ sagte er wieder, „ich bin der Schmerz.“

„Nein“, schrie ich auf, „schicke mir Deine zwei Schwestern, die kenne ich, sie werden mich wie immer bereit finden, sie zu empfangen!“

„Umarme mich,“ sagte er zum dritten Male und seine Stimme wurde drohend.

„Wie könnte ich?“ begann ich zitternd, „Dein Panzer glüht ja von oben bis unten und Du stehst im Feuer.“

„Tritt ins Feuer“, befahl er.

Aber ich schrie und sträubte mich. Da trat er an mich heran, hob mich auf seine Glutharme und trug mich hinweg. O, wie Das brannte! Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, war die Haut an den Stellen, die er berührt hatte, weggebrannt. Dann stellte er mich auf den Boden. Wir waren auf einer öden Haide. Die Feuerwolke war verschwunden.

Hosted by Google

„Geh voran", sagte er.

„Wohin?" fragte ich sterbensmatt. „Laß mich zu den Meinen!"

Aber er war unbarmherzig. So ging ich voran. O, wie ich litt! Die Wunden brannten, mein Körper verlangte nach Pflege und mein Geist bäumte sich auf gegen die Gewalt, die mir angethan ward. Aber er trieb mich vorwärts, rastlos, unaufhaltsam schritt er mir nach, und wenn mein Fuß strauchelte, blieb er dicht hinter mir stehen.

„Was willst Du von mir?" fragte ich einmal, „warum lässest Du mich nicht nach Hause?"

„Du wirst es sehen," war seine Antwort.

So kamen wir an den Fuß eines Berges.

„Steige bergan!" sagte er. Und ich stieg. Mit keuchendem Athem, mit brennenden Gliedern, mit fieberndem Hirn, willenlos, todesmatt. Als wir eine Stunde so gegangen waren, kam eine Biegung des Weges, wo der Berg jäh abfiel. Da hinunter wollte ich mich stürzen, um ihm zu entrinnen. Er aber kam mir zuvor. „Noch nicht, warte; wenn wir oben sind, ist es dazu noch Zeit."

So gelangten wir auf die Höhe. Die Sonne ging eben unter in purpurnem Schein wie eine goldene Kugel und die Luft war balsamisch und mild.

„Setze Dich auf diesen Stein", gebot mein Führer. Und dann setzte er sich neben mich, nahm mich in seine Arme und küßte mich lange und innig. Ich ließ es willenlos geschehen. Und mit schmeichelnder Stimme hub er an zu sprechen: „Bleibe bei mir, da oben, ich will Dich lieben, so warm und treu, wie Du noch nie geliebt worden bist, und Du wirst nicht mehr hinunter verlangen. Ich weiß es. Habe Geduld, nur zwei Tage lang, bis Deine Wunden geheilt sind."

Doch ich erwiderte nichts, sondern legte mich auf den Stein, um zu ruhen. Wachend verbrachte ich so die erste, bange Nacht. Und der Schmerz stand wachend zur Seite. Von Zeit zu Zeit schrie ich auf, rang die Hände und ließ sie kraftlos wieder sinken. . . Ich war vernichtet.

Am Morgen stieg die Sonne hell und strahlend empor. Als ich hinunter sah, bemerkte ich meine Lieben. Ich rief sie und streckte die Arme nach ihnen aus. Doch sie waren viel, viel zu weit entfernt, sie konnten mich nicht hören. Und immer war ich bewacht von meinem Begleiter. Nicht eine Sekunde wich er von mir. Aber sein Blick hatte die Härte verloren, er war theilnehmend und liebevoll. Dann sprach er: „Ich will Dir einen Balsam geben: Du sollst die Thränen wieder finden. Mein Feuer hat sie gestern eingetrocknet." Und er küßte mich auf die Augen.

Nun konnte ich weinen, Stunde um Stunde, fort und fort, der Thränenquell versiegte nicht. Mein Blick verschleierte sich so, daß ich das Thal und seine Bewohner nicht mehr sehen konnte und endlich vergaß. So kam der Abend zum zweiten Male heran, seitdem ich da oben war. Als es dunkel ward, sang mir der Schmerz ein Schlummerlied und ich schlief ein.

Der Schlaf stärkte mich. Die Schönheit des neuen Morgens nahm mich gefangen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich aufwachte, und die Nebel schwebten über dem Thale wie die Geister Verstorbener. Höher und höher stiegen sie hinauf und zerflossen zuletzt am blauen Himmelsbogen. Während ich so entzückt dem wunderbaren Schauspiele zusah, kam der Schmerz und um-

Hosted by Google

fing mich leise. Und ich in meiner furchtbaren Verlassenheit lehnte mich an ihn. Da deutete er hinab, aber ich sah nichts als ein wüstes Chaos.

„Möchtest Du sehen?" fragte er zärtlich; und als ich nickte, küßte er mich abermals auf die Augen und sprach: „Nimm von mir die Gabe des Sehens."

Nun sah ich Alles deutlich, was im Thale vorging: das Thun und Treiben der Menschen und die äußeren Vorgänge, aber auch die Gründe, die sie herbeiführten. Was ich bisher nie verstanden hatte, Das wurde mir jetzt offenbar. Ich bemerkte, wie die Thalbewohner mit verbundenen Augen umhergingen und sich ihre Wege tastend suchten. Dabei geriethen sie auf falsche Pfade, aber da war Niemand, der es ihnen sagte, und sie bemerkten ihren Irrthum erst, wenn sie oft gestrauchelt waren. Trotzdem gingen Einige vorwärts, weiter, immer weiter auf dem falschen Wege, bis sie sich in Gestrüpp und Dickicht verloren, dort zu Boden fielen und darin herumkrochen. Andere, wenn sie sich des Irrweges bewußt wurden, kehrten um, aber da sie nicht sahen, gingen sie immer von Neuem in die Irre und dann wurden sie so muthlos, daß sie mich jammerten. Ich fragte deshalb den Schmerz: „Warum tragen sie denn Binden vor den Augen? Weshalb reißen sie sie nicht herunter? Sie können ja den Weg nicht finden."

„Sie wollen es nicht anders," erwiderte er. „Siehst Du dort die Schatten hinter ihnen?"

Als ich näher hinsah, bemerkte ich hinter Jedem eine schattenhafte weibliche Gestalt, die ihnen auf Schritt und Tritt folgte. In ihrer Hand hielt sie die Enden der Augenbinden zusammen.

„Wer ist Das?" fragte ich verwundert.

„Wie! Du kennst die Selbstsucht nicht mehr? Sie ist die unzertrennliche Begleiterin der Menschen; sie lieben sie über Alles. Sie meinen, nur mit ihr das Glück zu finden, dem sie nachjagen. Sie wollen nicht ohne sie gehen."

Ein mächtiger Wirbelwind fegte eben die Straßen und Plätze des Thales und trieb viele der Wandernden vorwärts, so schnell, daß sie von ihren Schatten getrennt wurden und ihnen die Binde auf den Nacken herunter glitt. Schon freute ich mich, daß sie nun sehend blieben. Doch kaum hatte sich der Windstoß gelegt, so standen sie still, sahen sich nach ihrem Schatten um und warteten, bis er sie erreicht hatte. Und in dem selben Augenblick legte ihnen auch die Selbstsucht die Binde wieder um und sie tasteten blindlings weiter. Das that mir weh für die Armen und ich fragte den Schmerz: „Wie ist ihnen zu helfen?"

„Helfen? Ja, helfen kann ihnen Niemand als ich. Siehst Du dort meine Schwestern?"

Da erblickte ich das Leid und die Sorge, wie sie geschäftig von Haus zu Haus gingen. An fast allen Thüren machten sie schwarze Kreuze, nur selten gingen sie an einer vorbei. An einzelne aber malten sie flammende Herzen.

„Was bedeuten die Kreuze?" fragte ich.

„Die bedeuten, daß meine Schwestern in den nächsten Tagen da einkehren werden."

„Aber was sollen die flammenden Herzen?"

„Das, mein Lieb, ist mein Zeichen," erwiderte er. „Die da hinter diesen Thüren wohnen, sind mir geweiht. Aber es sind ihrer nicht Viele. In meinen Bereich kommen nur die Starken, nur Solche, die Leid und Sorge mit Gleichmuth

Hosted by Google

ertragen gelernt haben und sie nicht mehr fürchten, nur die Wenigen, die dem Leid die Stirn zu bieten wagen."

„Was thust Du mit ihnen?"

„Sie werden in meinem Feuer geläutert, dann liebkose ich sie, wie ich Dich jetzt umfange, und sie kommen in mein Reich zu den übrigen im Schmerz Geprüften."

„Wo ist dieses Reich?" entgegnete ich.

„Dort oben"; er wies auf einen Gipfel des Berges, der uns im Rücken lag. „Ich bin ihr König und sie lieben mich. Siehst Du, bei uns herrscht die Freiheit, nach der Die da unten vergeblich suchen; denn mein Feuer allein kann die Selbstsucht versengen, die im Thale die Menschen in Ketten schlägt. Wenn Du mich erst lieben gelernt hast, wirst Du unser sein."

Merkwürdig! Mit jedem Tag wurde mir der Schreckliche vertrauter. Er war stets bei mir, stets edel, stets verständnißvoll. Oft setzte ich mich ganz dicht zu ihm und wir hielten trauliche Zwiesprache. Er erzählte mir von dem Menschenvolk, ich schüttete ihm mein ganzes Herz aus und er war mir behilflich, alles bisher Erlebte und alles in meinem Leben Geschehene abzuwägen und die Schlacken der Selbstsucht, die mich noch belästigten, abzuwerfen. Und je länger ich mich mit ihm unterhielt und je rückhaltloser ich mich ihm gab, um so geringer wurde das Bangen, um so kleiner die Sehnsucht nach meinen Lieben und um so wohler ward mir auf dieser reinen Höhe.

Nach kurzer Zeit liebte ich ihn. Nie noch hatte ich einen treueren Freud gefunden, nie reinere Liebe empfangen. Aber als ich ihn bat, künftig stets bei ihm auf der Höhe bleiben zu dürfen, sprach er: „Nicht immer, — Du mußt noch eine Weile unten wirken. Gehe hinab, hilf den Armen, so gut Du es vermagst, denn Das ist das Tagewerk der Unsrigen. Aber wenn Du müde bist, wenn sie Dich nicht verstehen oder wenn Dich der Ekel schüttelt, so kehre zurück an meine Brust, dort oben wirst Du mich finden. Das ist dann Deine Heimath."

So stieg ich hinab. In meiner Seele war stille Freude und vollkommene Ruhe. Ich liebte die Meinen wie nie zuvor, aber mit einer ganz anderen Liebe als einst. Von ihnen begehrte ich nichts, nur geben wollte ich ihnen von der Wärme meines Herzens und ihnen wohlthun. Auch alle anderen Menschen liebte ich; denn sie jammerten mich in ihrer Unfreiheit und ihrem Elend. Ihren Weg freilich konnte ich ihnen nicht zeigen: sie mißachteten meinen Rath; aber in ihrer Muthlosigkeit hielten die Ruhelosen gern an, faßten meine Hand und stützten sich eine Weile auf Den, der von keiner Hast und Unrast, keinem selbstsüchtigen Wünschen und Begehren mehr gejagt wurde. Zuweilen traf ich einen Seligen aus dem Reiche des Schmerzes. Dann grüßten wir uns wohl verständnißinnig, doch Keiner hatte das Bedürfniß, mit dem Anderen zu gehen. Im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Gewaltigen stand Jeder für sich allein, fest und stark.

Anfangs kehrte ich jeden Abend zurück auf die Höhe, aber nach und nach lernte ich mir meine Höhe im Thale und meine Einsamkeit im Menschengewirr schaffen, und nur wenn mein Herz erkalten wollte, entzündete ich die Gluth aufs Neue bei ihm, meinem Ueberwinder und Freunde.

Emilie Kempin.

Hosted by Google

Die Deutschen in Belgien.*)

Die mächtige Entfaltung der vlämischen Bewegung hat auch unter den Hochdeutschen bezw. Mitteldeutschen in der belgischen Provinz Luxemburg den vorhandenen Zündstoff entfacht und sie zur Geltendmachung ihrer sprachlichen Rechte angespornt. In Arel hat sich ein „Deutscher Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutsch redenden Belgien" gebildet, der seine Ziele allerdings nicht allzu kühn gesteckt hat. Er betont in seinem Jahresberichte**), daß die „Deutsch-Belgier", d. h. die in Belgien lebenden Mitteldeutschen „stets würdig waren, der großen belgischen Familie anzugehören, und mit den übrigen Belgiern auf gleiche Rechte und Behandlung in jeder Hinsicht, also auch in Bezug auf ihre Muttersprache, Anspruch erheben können. Damit sei nicht gesagt, daß wir den Gedanken gehegt haben, eine Bewegung zu Gunsten des Deutschthumes hervorzurufen oder gar die französische Sprache zu bekämpfen. Nein, dieser Gedanke liegt uns fern! Was wir einzig und allein bezwecken, ist, der deutschen Sprache ihren bescheidenen Platz zu erhalten, und Dies zum Wohle unseres Volkes, das, wie wir soeben gezeigt, würdig ist, seinen eigenen Nationalcharakter zu bewahren." Zur Vermeidung aller Mißverständnisse: die Herren verstehen also unter „unserem Volke, das würdig ist, seinen eigenen Nationalcharakter zu bewahren" das „deutsch-belgische" Volk. Und unter der deutschen Sprache verstehen sie das Neuhochdeutsche im Gegensatze zu dem Vlämischen, Niederdeutschen.

„In den dreißiger Jahren, als es sich (darum) handelte, für die Unabhängigkeit unseres lieben Vaterlandes einzutreten, standen die Deutsch-Belgier in der Vorderreihe der furchtlosen Streiter für Religion, Recht und Freiheit. Allgemein bekannt sind die Namen der Männer, die damals allen Anderen muthig vorangingen. Einer der berühmtesten unter ihnen, Joh. B. Nothomb, war ein Deutsch-Belgier und wird mit Recht zu den hervorragendsten Gründern und Vertheidigern der Unabhängigkeit Belgiens gezählt." Da haben wir wieder die berühmte Unabhängigkeit! Ist es denn nicht endlich auch von den hochdeutsch sprechenden Katholiken Belgiens begriffen, welche Thorheit es war, im Jahre 1830 die schönen einigen Niederlande zu zerreißen und ganz Belgien den Französlingen auszuliefern? Ist nicht die Thatsache der nachbarlichen vlämischen Bewegung, ja die Begründung dieses deutschen Vereines zu Arel an sich schon ein lebendiger Einspruch gegen jene unselige staatliche Selbstverstümmelung? Gewiß, die Männer, die 1830 zu der Losreißung Belgiens von Holland drängten, handelten aus edelsten Beweggründen. Sie vertheidigten die Freiheit ihres katholischen Bekenntnisses gegen den unduldsamen Hochmuth der holländischen Calvinisten, sie stritten für die wirthschaftliche Wohlfahrt und die freie Selbstverwaltung ihres Landes gegen die Ausbeutung durch kurzsichtige holländische Beamtenwirthschaft. Aber längst ist doch erkannt, wie falsch es war, zur Bekämpfung dieser Spatzen die Geschütze der Staatsumwälzung aufzufahren. Ist es denn wirklich so schwer, daß diese Erkenntniß, die den Vlamen längst mit

*) Ein Abschnitt aus einer nächstens im Verlage von J. F. Lehmann in München erscheinenden Schrift: „Die alldeutsche Bewegung und die Niederlande".

**) Das deutsche Belgien und der deutsche Verein. Arlon & Aubel.

Hosted by Google

tiefer Reue gekommen ist, auch in die Herzen der belgischen Hochdeutschen einzieht? Sind etwa die Vlamen weniger gute Katholiken als die „Deutsch-Belgier"? Was Deutsche, Vlamen und Walen! Die Vlamen sind gute Niederdeutsche und die Walen sind, wie das Ludeker Walendietsch beweist, nach Blut und Sprache keine Franzosen. Das belgische Land war vlämisch, — und vlämisch soll es wieder werden. Nicht: „hie Deutsche, hie Walen!" darf die Losung sein. Und noch weniger darf sie lauten: „hie Deutsche (gemeint ist: Mitteldeutsche), hie Vlamen!" Sondern auf der ganzen Stirn des Kampfes muß die Losung erdröhnen: „Weg met de Franschen en Franschgesinden; in Belgie vlaamsch!"

„Dan eerst moogt ge er van gewagen,
Dat ge voor üw Rechten pleit;
Dan herbluujen eens de Dagen
Uwer oulde Heerleykheid!"

Was Vlaandern, Braband und Lützelburg, was burgundischer Kreis, was Belgien! Die Gebietsabgrenzung wechselt wie die Staatsform und die Gesellschaftbildungen. Dauernd im Strom der Geschichte bleibt allein das Volk. Unter diesem alldeutschen, nurdeutschen, unstaatlichen und lediglich völkischen Gesichtspunkte vermag ich mich mit der vom Deutschen Vereine zu Arel aufgestellten Abgrenzung von „Deutsch-Belgien" nicht einverstanden zu erklären. Und noch viel weniger kann ich es aus geschichtlichen Gründen.

Dies „Deutsch-Belgien" zählt, abgesehen natürlich von den in Antwerpen, Brüssel u. a. O. lebenden vielen Tausenden von Reichsdeutschen, etwa 50 000 Einwohner. Es umfaßt in der Provinz Luxemburg die Kreise Arel (Arlon) und Metzig (Messancy) fast vollständig, vom Kreise Feiteler (Fauvillers) fünf Gemeinden, vom Kreise Bielsalm die Ortschaft Bockholz (Beho.) In der Provinz Lüttich sind vom Kreise Aubel sechs, vom Kreise Limburg vier Ortschaften deutsch. Welcher Art ist nun aber dieses „Deutsch"? Hochlehrer Kurth weist selbst darauf hin, daß in den neun lütticher Gemeinden die örtliche Mundart nicht mitteldeutsch, sondern niederdeutsch, also vlämisch, sei. Alle aus der Vorzeit erhaltenen Urkunden dieser Gegend sind niederdeutsch verfaßt; jedoch hat seit einigen Menschenaltern das Hochdeutsche auf diesem Boden so tiefe Wurzeln geschlagen, daß gar nicht vorauszusehen ist, wie es künftig verdrängt werden könnte. In der Schule und auf der Kanzel wird hochdeutsch gesprochen; die Kinder gewöhnen sich an den Gebrauch des Hochdeutschen, lesen es in den Zeitungen und gleiten so unvermerkt in die hochdeutsche Geisteswelt hinüber. Diese Thatsache kann auch Niemand überraschen, der mit der Geschichte des lütticher und limburger Landes vertraut ist; und das Deutschthum würde in beiden Landschaften, in denen bis ins achtzehnte Jahrhundert Deutsch die Verkehrssprache bildete, noch viel fester stehen, wenn eben nicht die vom Deutschen Verein zu Arel so hoch gepriesene „belgische Unabhängigkeit" von 1830 gekommen wäre.

Im Gegensatze zu Limburg und Lüttich ist das in der belgischen Provinz Luxemburg gesprochene Deutsch unzweifelhaft mitteldeutsch. Selbstverständlich; denn dieser Theil von Lützelburg ist ja erst 1839 vom nunmehrigen Großherzogthume abgezweigt worden und an Belgien gekommen. Allerdings sind auch in diesem Gebiete niederdeutsche Gemeinden gewesen, Beulen z. B., die Geburtstadt Godewaards van Beulen, den wir nur noch unter dem Namen Gottfried von Bouillon

Hosted by Google

kennen. Aber diese Orte sind verwälscht; was sich deutsch erhalten hat, spricht die dortige fränkische Mundart, deren Wohllaut einigermaßen fraglich erscheint. Das Bedürfniß nach einem reinen Neuhochdeutsch ist da begreiflich und berechtigt.

Der Deutsche Verein zu Arel findet daher unseren vollsten Dank, wenn er dahin wirkt, daß in Belgisch-Luxemburg das Hochdeutsch gepflegt wird. Er hat in der kurzen Zeit seines kaum dreijährigen Bestehens Treffliches geleistet. Zwei Volksbüchereien sind begründet, Flugschriften sind herausgegeben und in vielen Versammlungen ist für die deutsche Bewegung in Belgien gestritten worden. Die gesetzgebende Kammer hat sich genöthigt gesehen, die Rechte der hochdeutschen Sprache bei dem neuen Schulgesetze zu berücksichtigen. Der Minister Schollaert hat die Versicherung gegeben, daß die eutsche Sprache die Leitsprache in den Volksschulen des hochdeutsch redenden Belgiens bleiben solle. Das Gesetz über die Gemeindewahlen gestattet in seiner neuen Fassung, daß die Mitglieder der Wahlkörper den verlangten Eid in deutscher Sprache ablegen dürfen. Auch hier schulden wir, wie in Vlaandern, der Geistlichkeit warmen Dank für die treue Unterstützung, die sie der Sache der Volkssprache zu Theil werden läßt. Die Maristenbrüder zu Arel haben beschlossen, von Ostern ab eine deutsche Abtheilung in ihrer Volksschule zu bilden. Das ist der rechte Weg. Das Ziel muß ja doch sein und bleiben, daß die beiden Theile von Lützelburg wieder vereinigt werden.

Anders liegt die Sache in Limburg und Lütticherland. Auch dort erscheint die Erhaltung des Hochdeutschen sehr wichtig. Aber noch wichtiger sollte dort die Pflege der schriftmäßigen Kenntniß des im ganzen Lande ursprünglich heimischen und von der Bevölkerung noch immer unter sich gesprochenen Vlämischen, Niederländischen, Niederdeutschen sein. In Brüssel fordern die weitblickenden Führer der Vlamen schon längst, daß die französische Sprache als unzweckmäßig für die geschlossene Bildung der Volksschüler aus den vlämischen Volks- und Mittelschulen entfernt und als zweite Sprache dafür das Hochdeutsch eingeführt werde. So sollten auch die Deutschen im Lütticherlande ihr Ziel recht verstehen und anders ins Auge fassen, als sie zur Zeit noch thun. Der Unterricht in ganz Belgien muß vlämisch werden auf der Unter- und Mittelstufe. Auf der Oberstufe muß neben dem zur Hochschulbildung führenden Vlämischen als zweite Sprache das Hochdeutsche gepflegt werden. In Ergänzung dieser Forderung müssen wir im Reiche dahin wirken, daß neben dem Hochdeutschen das Niederländische — und zwar in der alldietschen Schreibweise — an unseren Schulen gelehrt wird. Auch hier in Deutschland wird Das harten Kampf kosten mit Ausländerei und Vorurtheil. Aber der Ausgang dieses Kampfes ist nicht zweifelhaft; denn wir führen ihn gemäß unserer geschichtlichen Entwickelung, die zum Zusammenschluß der niederdeutschen Stämme und damit zur Einigung aller deutschen Stämme drängt.

„Eenigheid en Recht en Vreyheid
Voor het dietsche Vaderland!
Darnaar laat ons Allen streven
Bruuderleyk met Hart en Hand!
Eeenigheid en Recht en Vreyheid
Seyn des Segens Onderpand;
In den Glans van desen Segen
Bluuje 't dietsche Vaderland!"

Schoeneberg. Fritz Bley.

Hosted by Google

Filialen.

Man spricht gern spöttisch von den künstlichen Krediten, die unsere Bank- und Börsenkreise sich zu verschaffen wüßten; aber die nur schwer erkennbaren Wege, die viele Waarengeschäfte beschreiten, um die zur Ausbreitung nöthigen Baarmittel zu erwerben, werden in der sogenannten Oeffentlichkeit kaum bemerkt. Neulich gerieth ein recht bedeutendes Engros-Haus in Konkurs; es hatte nicht weniger als sechzig Filialen gegründet; und weil das System dieses Aufbaues, der ja schließlich zusammenbrechen mußte, ziemlich oft befolgt zu werden scheint, habe ich mich um genauere Kenntniß der Angelegenheit bemüht. Aus einem Grunde möchte man allerdings diesen besonderen Fall nicht typisch nennen: der Konkurs verschlingt ein Anlagekapital von einer Million Mark und es giebt gewiß wenige Firmen, die an solche Geschäftsmethoden eine gleich große Summe wenden können.

Wir haben Häuser, denen die „gewöhnliche Kaufmannsart, die Waare von Fabriken zu beziehen und sie durch Reisende wieder absetzen zu lassen, veraltet erscheint; sie werden von den lockenden Erfolgen der großen Bazare geblendet. Um es ihnen gleichzuthun, kommt man dann auf das Filialsystem, — entweder, weil solche Unternehmer sich stark genug fühlen, den so mühsäligen direkten Verkehr mit dem Publikum entbehren zu können, oder weil sie für die überaus kostspielige Außenseite, die dieser Verkehr heutzutage verlangt, eben nicht genug Mittel besitzen.

Der gewöhnliche Gang der Dinge pflegt dann etwa so zu sein. Ein Haus in Kurz-, Weiß- oder Wollenwaaren, das einen dieser Artikel ganz besonders forcirt, sucht zuerst eigene Angestellte und später, je weiter sich der Kreis dehnt, kleinere Leute, die sich eine Existenz gründen wollen, in ein ganz bestimmtes Geschäftsverhältniß zu ziehen. Die äußerliche Selbständigkeit übt dabei auf Viele ihren Reiz; sie übernehmen gern eigene Sorgen, da sie die Hoffnung hegen dürfen, auch einmal vermögend genug zu werden, um von der neuen Fessel loszukommen, — und recht oft gehen diese Hoffnungen auch in Erfüllung. Wenn nun für die Filiale ein Platz gefunden ist — entweder in einer lebhaften Straße einer bevölkerten Vorstadt oder in einer weiter abseits liegenden Fabrikgegend mit großem Bedarf —, dann wird auf eine Reihe von Jahren ein Vertrag gemacht. Das neue Geschäft erhält als Firma den Namen des Betriebsleiters. Handelsgerichtlich wird aber auch die Centrale als Mitinhaber eingetragen. Die Filiale erhält von ihrem Großkaufmann Waaren auf Kredit, etwa im Werth von 30 000 Mark, aber sie darf von keinem Anderen Waaren beziehen. Die Spezialartikel des Hauptgeschäftes erhält sie vom Lager direkt, etwa bis zur Höhe von 10 000 Mark; ferner erhält sie eine Liste der Lieferanten des Hauses, bei denen sie ihren übrigen Bedarf im Rahmen der noch verbleibenden 20 000 Mark decken kann. Die Rechnungen senden die Lieferanten der Centrale, während die Zweiggeschäfte nur die Duplikate erhalten. Das Stammhaus bezahlt die Rechnungen und schreibt sie ihrer Filiale, mit 10 Prozent Aufschlag, als Provision für die Vermittlung, zur Last. Dagegen gehen wöchentlich oder monatlich alle Eingänge an den Großkaufmann ab, nachdem eine vorher festgesetzte Summe für den Lebensunterhalt abgezogen ist. Dann müssen noch 5 Prozent Zinsen für die Vorlagen vergütet werden, während ein Grossist wohl nur selten in die Lage kommt, mehr als 4 Prozent zu bezahlen. Es ist charakteristisch, daß in vielen Fällen ein möglichst neutraler Name auf den Firmenschildern

Hosted by Google

gewünscht wird; und wo es schwer ist, solche Namen zu finden, kann der aufmerksame Beobachter in den verschiedensten Städten gleichlautenden Ladenfirmen begegnen Der wirkliche Besitzer aber, der Kreditgeber, wird auf dem Schild nicht genannt. Das ist ein offenbarer Mißbrauch; eigentlich müßte sogar der Großkaufmann, der ja als Theilhaber auch registrirt ist, in jeder seiner Filialen mit firmiren. Aber wir werden gleich sehen, weshalb gerade die Verschiedenartigkeit der Firmen angestrebt wird.

Nun beginnt nämlich oft eine neue Phase. Die Centrale bemerkt, daß sie sich in ihrer Hoffnung auf die Zugkraft manches Detailgeschäftes verrechnet hat; das Lager wird dort höchstens zweimal im Jahre umgesetzt, vielleicht auch nur einmal. Die Besitzer lassen sich also ihren Provinzmenschen kommen und stellen ihm etwa Folgendes vor: „Wir haben uns in der Rentablität Ihres Platzes so sehr getäuscht, daß wir am Liebsten diese Niederlassung schließen möchten; aber unser Vertrag mit Ihnen läuft noch fünf Jahre. Wir möchten Ihnen daher zu herabgesetzten Bedingungen das ganze Geschäft verkaufen. Ihr Waarenlager hat bei uns einen Kredit von 30 000 Mark, an dem wir in den weiteren fünf Jahren noch 15 000 Mark (10 Prozent Provision) verdienen könnten. Geben Sie uns die Hälfte dafür, also 7500 Mark.“ Das lockt natürlich den Inhaber der Filiale, zumal er auch einsieht, daß es wie bisher schwerlich weiter gehen kann. Jetzt aber kommt die Rechnung. Zu bezahlen sind an die Centrale die 30 000 Mark Werth des Waarenlagers nebst den 7500 Mark Abfindung, ferner die Zinsen. Vor Allem also 37 500 Mark, die selbstverständlich nur in Raten abgetragen werden können, da ja das Geld selbst erst verdient werden muß. Später sind Wechsel in einem Betrag oder in mehreren Beträgen von der Centrale auf die jetzt selbstständig werdende Filiale zu ziehen. Wechsel auf fünf Jahre hinaus lassen sich aber doch nicht weiter geben und die Centrale muß sich bereits Geld machen. Der neue Verkaufsvertrag enthält demnach als wichtigste Bestimmung, daß die Centrale jeweilig per drei Monate das ganze Guthaben von 37 500 Mark auf die frühere Filiale trassiren darf und daß diese dann acceptirt. Was über die Ratenzahlung hinaus trassirt wird, also eine Differenz von vielleicht 6000 Mark zu 37 500 Mark, diese 31 500 Mark in Baar nebst Kosten verspricht die Centrale bei Verfall des Acceptes prompt einzusenden, — natürlich, um dann von Neuem zu trassiren.

Das klingt ungeheuerlich, nicht wahr? Mittlere Detailgeschäfte mit dem bescheidensten Vermögen übernehmen fortgesetzt alle drei Monate ein Wechselrisiko von fast 40 000 Mark, das sie nur zu tragen im Stande sind, wenn die Centrale ihr Wort hält oder halten kann, bei Verfall mit dem Haupttheil der Deckung beizuspringen. Der Schnittwaarenhändler in der Provinz, bisher Schuldner des Großkaufmannes, wird plötzlich dessen Gläubiger; also eine völlige Verkehrung des bisherigen Verhältnisses. Aber der Inhaber der Filiale, der den Vorschlag vielleicht gern ablehnen möchte, befindet sich in einer Art Zwickmühle. Er hat Etwas verdient, hofft binnen wenigen Jahren das Letzte abgetragen zu haben und will nicht plötzlich wieder von vorn anfangen. Denn davon, daß selbst beim besten Willen das Stammhaus den alten Vertrag nicht durchführen kann, hat ihn die Unterhandlung völlig überzeugt. Ja, wenn es nur diese einzige Filiale hätte! Aber es giebt deren Dutzende. An das Gespenst einer späteren Zahlungunfähigkeit der Centrale denken diese im Acceptiren noch „grünen“ Geschäftsleute freilich erst zuletzt; und doch hätte ihnen eine Anfrage bei ihrem Anwalt wahrscheinlich rechtzeitig die Warnung verschafft.

Auch die Besitzer und Erbauer solcher Centralen wollten gewiß keine Teufelei

Hosted by Google

verüben, als sie ihr großes Kreditnetz ausspannten und zahlreiche Existenzen darin fingen. Es war ein weitreichender Plan, wie er schon mehrfach zu schönem Gelingen geführt hat, und wenn es vorübergehend damit haperte, so zeigte die Erfahrung, daß auch schlimme Störungen mit Ausdauer und Umsicht im Kaufmannsleben oft genug überwunden wurden. Wie viele blühende Handelshäuser und Fabriken giebt es denn, von denen man nicht erzählen kann, um die und die Zeit habe ihr Schicksal an einem Haar gehangen! Dennoch ist dieses Wechsel- und Acceptreiben gefährlich. Je mehr Filialen schließlich ungünstig arbeiten, um so größer wird natürlich der Druck für die Centrale. Die Geldverlegenheit wird größer, sie wächst sich zur Bedrängniß aus und die fortwährend erneute Trassirung, unmittelbar nach der Einlösung der verfallenen Dreimonatswechsel, erfordert in einem Jahr allein viermalige Prolongationkosten; dazu die Zinsen, Provision, und da es sich ja fast stets um untergeordnete Plätze handelt, die hohen Inkassokosten. Die Summen werden also immer größer und eben so wächst die Gefahr des kleinen Händlers, dabei überritten zu werden. Denn man kann ruhig annehmen, daß von den zehn Prozent, die sich die Centrale als Zwischengewinn berechnet, fast die Hälfte auf solche Prolongation- und Domizilirungkosten geht. Rechnet man hierzu mit weiteren fünf Prozent die Generalspesen und die Buchführung, so läßt sich schon kein Nutzen mehr herausbringen.

In diese Zwangslagen würde nun weder das Hauptgeschäft noch die Filiale kommen, wenn es, wie z. B. innerhalb der englischen Bankverhältnisse, schwer fiele, eine solche Legion von Accepten auch wirklich zu diskontiren. In Deutschland ist Das aber möglich; und in dem besonderen Falle, von dem ich hier ausging, gab es nicht weniger als vierzig verschiedene Häuser — Banken, Grossisten, bei denen auch gegen Depot geliehen wurde —, in deren Portefeuilles jene Wechsel zu finden waren. Es sind fast sämmtlich recht gute Firmen, die sich von dem ursprünglich gewiß sehr reichlichen Anlagekapital imponiren ließen, ohne dann weiter die Entwickelung der Verlegenheiten zu verfolgen. An der Börse kann man mit einem Spekulanten, der 30 000 Mark Depot hinterlegt, schon recht viel handeln, denn die Umsätze gehen da Zug um Zug; im Waarenkredit aber, wo der Verkauf nicht mit Bleistift und Notizbuch, sondern an der Hand eines wirklich hervortretenden Bedarfes vor sich geht, kann auch ein großes Kapital auf lange festgelegt, also verloren werden. Es ist charakteristisch, daß fast alle diese Diskontirunghäuser von ihrer Selbsttäuschung so wenig niedergedrückt erscheinen, daß sie zu einem beträchtlichen Entgegenkommen bereit sind. Da die Centrale ihren Töchterhäusern schließlich bei Verfall keine Deckung für die Accepte mehr senden konnte, sind viele Wechsel auf kleine Detaillisten plötzlich in Noth gerathen. Die Herren haben also jetzt mit ganz neuen Schuldnern zu thun, deren Sicherheit angesichts des guten Rufes der Centrale früher kaum näher untersucht wurde. Aber gerade hier zeigt sich die Kaltblütigkeit des Großkaufmannes, der die Verhältnisse der Filialen ruhig überschlägt und dann ermißt, ob nicht ein Abwarten für einige Jahre doch noch zu einem guten Ende führen kann.

Gründet eine solche Engrosfirma wenige Filialen, so ists nicht der Mühe werth, gründet sie viele, so wächst das Risiko ins Riesenhafte. Und hat die Filiale genug verdient, so kann sie auch direkt beim Fabrikanten borgen und wird ihrem alten Verhältniß leicht untreu. Ganz einfach liegen diese Verhältnisse also nicht.

Pluto.

Hosted by Google

Willehalm.

Zu dem Jahrhundertfest, dessen gräuliche Morgennebel ein Bischen nach byzantinischem Räucherwerk duften, ist der Genius der deutschen Dichtung nicht geladen. Wir besitzen zwei wundervolle Feiertagsdramen, die jedes andere Volk, auch das Shakespeares, uns neiden kann, eins für germanische, das andere für preußische Erinnerungtage. Wenn man, mit den besten Spielern, die in den Reichsgrenzen zu finden sind, nach sorgfältigen Proben die Hermannsschlacht oder den Prinzen von Homburg im Hoftheater aufgeführt hätte und wenn diese Aufführung den Schülern und Schülerinnen der Hauptstadt zugänglich gemacht worden wäre, dann hätte man ein gutes Werk vollbracht und dem schreckenden Schatten der Tante Charleys endlich den Weg aller Weißen Frauen gewiesen. Die Jugend nähme von großer, tapferer Germanenkunst einen tiefen Eindruck auf die Reise ins Leben mit und die Erwachsenen dürften hoffen, den neuen Kunstkurs, mit der Hoflieferantenfirma Schönthan & Co., mit den Hüttenmeistern, Saltzmännern und Knackfüßen, in linder Lenzluft beendet zu sehen. Es sollte nicht sein. Heinrich Kleist, der deutscheste Dichter, kommt während der Festzeit auf keiner berliner Bühne zum Wort und die Leiter des Hoftheaters haben sich nicht einmal der Nibelungen Hebbels erinnert, — vielleicht, weil sie das Publikum nicht daran mahnen mochten, daß Hagen Tronje am Ende doch mehr war als der brave und tüchtige Handlanger eines erhabenen Wollens. Die Schuljugend darf sich an dem Schauspiel „1812" erfreuen; dieses künstlerisch völlig werthlose Werk wird an einem Tage sogar dreimal aufgeführt, im Opernhause, hinter dem Rücken des armen Dulders Friedrich Schiller und bei Kroll, und um diese merkwürdige Monstreleistung möglich zu machen, werden die Hofspielertruppen von Wiesbaden und Kassel „extra" nach Berlin beordert. Das kostet Geld; und wenn es auch des Königs Geld ist und er allein zu bestimmen hat, was in seinen Schauspielhäusern geschehen und unterbleiben soll, so wird der Ausdruck des Bedauerns darüber doch gestattet sein, daß dieser große Aufwand ohne künstlerisch förderſame Wirkung verthan wird. Das Jahr 1812 bezeichnet kein allzu rühmliches Blatt in der Hohenzollerngeschichte; und das Handwerkerstück, das die Jahreszahl 1812 als Titel trägt, wird in den Büchern, die von deutscher Dichtung erzählen, nie auch nur das bescheidenste Plätzchen finden. Es schleppt einen lächerlichen Bonaparte auf die Bühne, der direkt aus den Budenbildern des Herrn Wereſtschagin kommen könnte, und kann den Sinn der Jugend höchstens verwirren, nicht klären oder gar zu früher Kunstfreude stimmen. Nun war uns freilich noch ein besonderes Festgedicht versprochen worden, ein funkelnagelneues, das Herr von Wildenbruch liefern sollte. Der rüstige Wanderer Theodor Fontane, der mit dem alten Wilhelm grau geworden ist, die Mark und Märkerart besser kennt als unter den uns lebenden irgend ein anderer Poet und auch den großen Krieg als „Schlachtenbummler mit ekligen Gefahren im Hintergrunde"

Hosted by Google

in der Nähe gesehen hat, wäre als Festdichter Manchem lieber gewesen. Doch der immer trunkenen Begeisterung des Sängers von Vionville lauscht eine größere Gemeinde, sein banaler Balladenton behagt den Bräupatrioten und selbst die feineren, poetisch verwöhnteren Geister, die das Kennzeichen des wahren Dichters nicht gerade darin sehen, daß er im schönen apollinischen Wahnsinn stets für Stunden den Verstand verliert, schätzen in Herrn von Wildenbruch den Ersinner packender Prologe und kräftig einschlagender Feiergedichte. Für diesen Tag, für den größten — oder mindestens geräuschvollsten — Ehrentag des Hohenzollernhauses, dem er verwandt ist und sich persönlich verpflichtet fühlt, würde er gewiß die ganze Kraft zusammennehmen, die Lust und auch den Schmerz, und ein Werk schaffen, das über den Tag hinaus leben und späten Enkeln noch den Ruhm deutscher Dichtung aus der Epoche Wilhelms des Zweiten, Marschalls und Boettichers künden kann. Das Werk ist vollendet und wird am Geburtstage des alten Kaisers zum ersten Male aufgeführt werden. Der Zufall hat mir ein verlorenes Exemplar in die Hände geweht; und als ich es gelesen hatte, mußte ich seufzend erkennen, daß der Genius der deutschen Dichtung zu diesem Fest nicht geladen ist.

Es heißt „Willehalm", wie die schwächere der beiden Epopöen Wolframs von Eschenbach. Willehalm ist bei Wolfram der Heilige Wilhelm, Graf Wilhelm von Aquitanien, der im Jahre 793 gegen die Sarazenen focht und, obwohl er in einem heißen Treffen zuerst besiegt wurde, ihr Vordringen zu hemmen vermochte. Wie Willehalm Giburg, die Heidin, freit und mit ihr zwischen Noth und Tod im schönsten christlichen Ehestand lebt, wie der Christ den Sinn der Frau sänftigt, die vorher eines grimmen, doch nicht grausamen Heiden Gemahl war, und wie die getaufte Heidin den Christen in den Heiden die Menschen achten und lieben lehrt: Das ist der Inhalt der alten Epopöe, die lange das Lieblingsgedicht der Ritter vom Deutschen Orden war. Wolfram konnte seinen Meistersang nicht mehr beenden; er starb, ehe er sein Gedicht, Parzivals jüngeren Bruder, mit ermattender Kraft bis zum Schlußpunkt geführt hatte. Aber er hat auch in diesem schwächeren Werk den Geist einer ganzen Epoche zum Leben erweckt und gezeigt, wie die Christensittlichkeit die wilde Sitte der Ritter mählich bezwang. Wenn die Edlen und Unfreien, die dem Grafen von Aquitanien folgen, sich vor der Schlacht mit dem Zeichen des Kreuzes segnen, wenn Willehalm den gefallenen Heiden nach ihren eigenen Bräuchen das Begräbniß rüstet, dann fühlen wir heute noch, daß hier ein Neues geworden war, daß die Weltanschauung einen Zuwachs erhalten hatte, der aus der Zeit der höfischen Epen in die bewegteren Tage der fahrenden Sänger und Prediger wies, und wir bewundern den Dichter, dem es, während die Schöpferkraft ihm schon erlahmte, noch gelang, den tiefsten Sinn einer gährenden Epoche dem Betrachter lebendig zu machen. Das wäre auch die Aufgabe des Herrn von Wildenbruch gewesen; er mußte in das innerste Empfinden der Zeit hineinleuchten, die den Prinzen Wilhelm von Preußen werden

Hosted by Google

und wachsen sah, und die Wandlungen des Bewußtseins wenigstens andeuten, die das Preußenvolk und seinen Fürsten von Jena und Tilsit bis nach Sedan und Versailles führen konnten. Als die fünfundzwanzigjährige Regirung Wilhelms des Ersten gefeiert wurde, sprach Heinrich von Treitschke im Hörsaal der Friedrich-Wilhelms-Universität das mahnende Wort: „Uns, die wir ernten dürfen, ziemt es nicht, der Treuen zu vergessen, die einst säten, der Männer alle, die einst in stiller Arbeit mitten im Wirrsal des deutschen Partikularismus den ehernen Bau der preußischen Staatseinheit gründeten, die das verwahrloste Volk des Dreißigjährigen Krieges in Kunst und Forschung, in Glauben und Wirthschaft wieder aufrichteten und es wieder emporhoben in die Reihe der Kulturvölker. Wie viele Thränen mußten fließen, wie viele Herzen brechen, wie viele gute Söhne unseres Volkes, die nicht müde wurden, vom einigen Deutschland zu singen und zu sagen, mußten ins Elend ziehen, bis diese Nation fähig wurde, ihre Einheit zu verstehen und zu ertragen!“ Dieses Wort konnte dem Dichter, der den Wilhelmstag verherrlichen wollte, die Richtung zeigen. Leider hat Herr von Wildenbruch weder auf Wolfram noch auf Treitschke gehört, sondern uns eine „dramatische Legende in vier Bildern“ beschert, die, gerade weil sie kindisch ist, nicht einmal dem Kindersinn Nahrung zu bieten vermag. Von der Stimmung, die diesem Jahrhundert den besonderen Ton gab, und von den sittlichen Kräften, die es zum großen Säkulum deutscher Geschichte machten, spürt man darin keinen Hauch und der stille Mann sogar, der dieser verspäteten Legende heiliger Held sein soll, wird uns nur als stammelndes Kind und als sterbender Greis vorgeführt.

Wir sehen ihn zuerst als Knaben am Hofe eines fabelhaften Imperators, der wohl das romanische Imperium im Allgemeinen und seinen letzten Vertreter, den schlimmen Korsen, im Besonderen verkörpern soll. Dieser mächtige Mann ist vom Scheitel bis zur Sohle ein arger Bösewicht, wie er durch schlechte Melodramen spukt. Er reitet einen „schwarzen, prächtig geschmückten Hengst“, ergötzt sich im Lager mit üppigen Schönen, nennt seine Feldhauptleute die „Vollbringer seines Willens“ und läßt die Truppen von Zeit zu Zeit nach Choristenart brüllen: „Unser ist der Rhein, unser soll er sein!“ Den Rhein hat er nämlich den Germanen geraubt und er scheint die Absicht zu haben, die Germanenstämme bis auf den letzten Stumpf auszurotten. Die Ausführung dieses Planes wird ihm dadurch erleichtert, daß es ihm — der Alliirte von Roßbach mag wissen, durch welche Teufelskünste — gelungen ist, eine schlanke deutsche Dame gefangen zu nehmen, die das Personenverzeichniß, nicht allzu verständlich, „Seele die Jungfrau“ (ohne Komma!) nennt und die sich später als die in allen Leitartikeln berühmte deutsche Volksseele entpuppt. Was Herr von Wildenbruch vom deutschen Volk vorführt, ist so dumm und feig und thatenscheu, daß es auch nachher, als „Seele die Jungfrau“ ihm wiedergegeben ist, weder Mitleid noch Furcht erwecken kann. Einstweilen aber tröstet sich der Imperator, der dieses Volk zu überschätzen scheint, mit der Gewißheit, daß er „Germaniens

Hosted by Google

Seele gefangen hält" — der wirkliche Imperator pflegte mit realeren Dingen zu rechnen —, und es macht ihm offenbar das größte Vergnügen, diese gefangene Seele in gemeinen Dienst zu erniedern. Sie soll einer Buhltänzerin, der Herr von Wildenbruch mit sicherem, feinem Geschmack den Namen Parisina gegeben hat, das Schuhband lösen — oder binden, ganz genau weiß ich es nicht mehr — und wird, da sie sich weigert, mit den härtesten Zwangsmitteln bedroht. Wahrscheinlich würde der Dichter die Jungfrau von dem rohen gekrönten Krieger oder von einem seiner Handlanger schänden lassen, wenn er dadurch seiner Legende nicht die Hoftheaterpforte versperrt hätte. Immerhin hat die arme Seele am Hofe des schrecklichen Imperators bei Tag und Nacht keine Ruhe; und wer weiß, was ihr noch zustoßen könnte, wenn Willehalm, der heldische Knirps, ihr nicht zum Schützer würde. Denn mit dem Imperator ist nicht zu spaßen; er ist immer bereit, Jeden zu zerschmettern, der ihm unbotmäßig entgegentritt, und er hat es auf die deutsche Seele besonders abgesehen. Warum? Ich weiß es wirklich nicht. Er beweist ja selbst, nebst seiner verthierten Soldateska, daß man ohne Seele ganz gut fechten, siegen und erobern kann, aber er scheint zu glauben, für die Deutschen sei die Seele wichtiger als Manneszucht, Kanonen und Flinten, — und er ist schließlich eben ein Symbol, mit dem der Herr Dichter „Etwas sagen" will. Also spricht deshalb Napolium:

Wißt:
Ich habe diesem Volk aus dem Leibe die Seele genommen,
Habe Gewalt darüber bekommen.
Sie sind leer,
Haben nicht Macht zum Streiten mehr!

Für die arme Seele steht also die Sache unter allen Umständen schlecht. Aber Willehalm wacht. Er wird sich wohl ein Bischen Seele gerettet haben, denn er ist ganz anders als die anderen gefangenen Germanenprinzen. Die sehen leise vertrottelt aus, zechen und laben den Blick an den Reizen der Lagerdirnen, er aber verschmäht den Trunk und den Kitzel der Sinne, er bleibt finster und verschlossen und der Imperator merkt, da er ihn mit dem Tigerblick mißt, bald: „In den Augen steckt Etwas." Er ist auch nicht weiter erstaunt, als Seine Königliche Hoheit Prinz Willehalm, wie es seit Heinrich und Hildebrand in der Wildenbruchwelt nun einmal üblich ist, ihm prophezeit, er werde eines schönen Tages die Franzosen besiegen und Luises Leid rächen — vom Elsaß und vom versailler Bourbonensaal spricht er nicht —, und antwortet nur, in dem ihm eigenthümlichen Kutschkestil:

Kommt Alle, seht,
Wie er da steht,
An meinem Schwerte gemessen,
Kaum so lang wie ein Salm,
Der Groller, der Woller, der Willehalm!"

Hübsch, nicht wahr? Aber wir werden gleich sehen, daß ungefähr so auch die Germanen, die seelenlosen wie die beseelten, sprechen. Zunächst rettet Jung Willehalm

Hosted by Google

die liebe Seele vor der äußersten Schmach: sie braucht der Babylonierin aus Paris nicht Kammerjungferdienste zu leisten. Dann schwingt er sich auf das „Schicksalsroß, das zur Freiheit trägt" — es ist natürlich milchweiß, im Gegensatz zu dem kohlschwarzen Hengst des Korsen — und sprengt von dannen, mit dem feierlichen Versprechen, die deutsche Seele so bald wie irgend möglich zu befreien. Während er heimwärts flieht, fleht von draußen die Stimme der geängsteten Jungfrau: „Willehalm, herrliches Königskind, denk', o gedenke Deines Versprechens!" Und in starrem Schrecken flüstern die Gefangenen und die Mannen des Imperators: „Die Seele, die deutsche Seele spricht!" ... Sie hatten die schöne Seele wahrscheinlich für stumm gehalten. Dieses war das erste Bild.

Im zweiten Bild erblicken wir die Germanen. Ein „Gewaltiger" kraucht im Busch herum, ist aber, wie sich bei näherer Betrachtung ergiebt, nur ein gewaltiger Statist, ein „Weiser" redet dummes Zeug und zwei „kluge Männer" — vielleicht sind Kant und Hegel, vielleicht auch Lieber und Richter damit gemeint — schwatzen, als kämen sie recta aus dem Reichsfrühstückshause. Dem beschränkten Unterthanenverstand bleibt es völlig räthselhaft, was man mit diesem Jammervolk gegen den schlauen Imperator eigentlich anfangen soll; aber Willehalm wird das Räthsel schon lösen. Er kommt auf dem Schicksalsroß und ... ja, was er nun weiter thut, habe ich vergessen. Viel war es nicht; ich erinnere mich nur, daß er zu einem der Edlen sagte:

Mit Schwertes Spitze
Den Arm mir ritze,
Blut-Runen schreib'
In des Königs Leib!

Das kann aber doch nicht Alles gewesen sein. Na, kurz und gut, er entflammt die faullenzenden Germanen zum Kampf um die Ehre und führt sie gegen die wüsten Schaaren des Imperators. Der ist im dritten Bilde schon nicht mehr so vergnügt und zuversichtlich wie im ersten. Er merkt, daß die Sache schief geht, und möchte mit der Jungfrau Seele, deren Abwesenheit die Germanen jetzt nicht weiter zu geniren scheint, ehe es zu spät ist, ein Ende machen; sie soll sterben, ruft aber dem Wütherich, der das Schwert gegen sie zückt, mit hellem Siegerton zu: „Wirst an mir Deinen Stahl nicht röthen, wirst mich nicht töten!" Und sie behält, trotzdem ihre Reimwuth selbst für wilde Imperatorensöldlinge einigermaßen beängstigend ist, Recht: die Germanen rücken heran, die Unheilsbotschaften häufen sich, und als der Imperator im Taumel Vergessen sucht, erschallt die dröhnende Stimme:

Schrei ihm ein Wort ins Ohr,
Daß er erwache:
Willehalm steht am Thor,
Deutschland und Rache!

Willehalm steht wirklich am Thor, er dringt herein, der Imperator erkennt in ihm „die freche, die neue Zeit", der er weichen muß, — und beeilt sich, den kargen Geistesrest, der ihm noch blieb, aufzugeben. Willehalm aber sehen wir

Hosted by Google

erst als welkenden Greis wieder. Jungfrau die Seele pflegt ihn zärtlich und lobesam, er nennt sie ein „heiliges Weib" und antwortet auf ihren Rath, sich zur Ruhe zu legen: „Habe ja Zeit nicht, müde zu sein." Endlich aber naht auch ihm die letzte Stunde, die Kräfte verlassen den Erschöpften und er scheidet mit dem schönen Verspaar:

Müde von Thaten und Thun,
Will ich nun ruhn.

Das ist das Gedicht, das Herr von Wildenbruch uns für den Wilhelmstag geschenkt hat. Es hat mit Kunst nicht das Allergeringste zu thun, mißhandelt die deutsche Sprache, daß jedem ehrlichen Patrioten die Haare zu Berge stehen, und wirthschaftet mit toten Symbolen und frostigen Allegorien. Aber es ist auch politisch ein schlechtes, schädliches Werk. Als Kleist dem Vertheidiger Saragossas zurief, er habe „des Stromes Wuth gewehrt, der, stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen, den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört", da kleidete den Sohn eines niedergetretenen Volkes der wilde Haß gegen Bonaparte. Jetzt, wo seit dem blutigen Rachetage von Sedan mehr als ein Vierteljahrhundert verstrichen ist, sollte ein Dichter, der für den Wesenswerth großer Menschheit und für das Sehnen der Völker nach Menschlichkeit sich ein Gefühl bewahrt hat, andere Töne finden, wenn er den Riesenschatten des Korsen beschwören will. Der glückliche Sieger darf sich von blindem Haß nicht den Blick trüben lassen; er muß in Napoleon Bonaparte das mächtige Genie erkennen, das, wie eine verheerende Sturmfluth, über Europa hereinbrach . . . und hereinbrechen mußte, um in roth brandenden Wogen die morschen Trümmer und das moosige Geröll des Feudalismus hinwegzuschwemmen. Und ein deutscher Monarchist, der den alten Wilhelm poetisch verherrlichen will, darf die Muster nicht im schwachgemuthen Kreis der reimenden Schranzen suchen, die das siècle de Louis XIV. mit höfisch gespitztem Griffel verunreinigten. Wer uns erzählt, Prinz Wilhelm habe als Knabe schon den Rachekrieg gegen die Erben Bonapartes geplant und später mit erhabener, heiliger Gotteskraft ein thatlos lungerndes Volk, eine zum Bewußtsein der Schmach und zur Erkenntniß des Zieles noch nicht erwachte Horde, auf die helle Höhe des Ruhmes geführt, wer uns von dem alten Wilhelm redet, ohne den Mann zu nennen, der ihn dem Königsthron erhielt und ihm den Kaiserthron zimmerte, Der kennt die deutsche Geschichte nicht oder hält sich für befugt, uns mit einer dynastischen Legende abzuspeisen. Auch eine Legende, selbst eine aus der glaubenslosen modernen Zeit, kann, Meister Gottfried von Zürich hat es den Zweiflern bewiesen, eine reine und starke Dichtung sein. Herr von Wildenbruch scheint aber von seinem unheilvollen Talent, die Historie für die Kinderstube zu dichten, diesmal nur Gebrauch gemacht zu haben, um der Nachwelt zu zeigen, wie völlig in den Tagen der Jahrhundertfeier der Geist der größten Epoche der neuen deutschen Geschichte von den Epigonen verkannt worden ist.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. März 1897.

Der Genius.

Das Wilhelmsdenkmal, in dessen bewegter Pracht das bewundernde Auge sich nach und nach erst zurechttasten muß, zeigt uns den alten Kaiser hoch zu Roß, wie wir Jüngeren ihn nur selten noch und kaum jemals in der Nähe sahen. Er sitzt auf einem starken, stattlichen Pferd, dem man die Lust anmerkt, sich hitzig zu bäumen und in wildem Lauf vorwärts zu stürmen, und um den greisen Reiter könnte uns bang werden, wenn nicht eine jugendlich kraftvolle Hand mit sicherem Griff sacht den Zügel lenkte. Neben dem Roß nämlich, das den Treuen trägt, schreitet ein Genius auf leisen Sohlen einher, das holdeste Wunderwesen, das je den Schöpferwehen eines Künstlers entbunden ward, und weist dem Reiter die Richtung. Es ist keine Stallmagd, kein Handlanger, den man nach gethaner Arbeit ablohnt und heimschickt, aber auch kein herrischer Bote aus kalter Himmelshöhe; mit des Freundes und der Liebenden vereinter Zärtlichkeit blickt die süße Jugend an der straffen Greisengestalt empor, der Glanz, der das fürsorglich dem Reiter zugekehrte Haupt umleuchtet, lehrt uns, daß ihr im Hirn eine besondere Flamme lebt, und wir empfinden getröstet: der alte Kaiser ist wohlgeborgen, denn ein freundlicher Genius bewacht seines Rosses Schritt. Diese Sicherheit fühlt auch der Fremde; der Deutsche aber schließt unwillkürlich für Sekunden die Augen und schickt von dem Kunstwerk den inneren Sinn in die staunend erlebte Wirklichkeit zurück. Er sieht auf störrischem Roß einen grauen, mählich ermüdeten Reiter, der zaudernd ermißt, ob der entscheidende Sprung ihn über die Kluft hinwegtragen oder ins Bodenlose stürzen wird; schon verzweifelt er und will den nicht mehr recht rüstigen Fuß

Hosted by Google

aus dem eisernen Bügel heben: da naht ihm der Genius und führt den von des Zweifels dumpfer Qual für immer Befreiten mit Nachtwandlersicherheit über den Abgrund hinweg zur sonnigsten Herrscherhöhe. Dieser Genius prangt freilich nicht in keuscher, lieblicher Mädchenschönheit: er zeigt den stolzen Riesenwuchs und das buschige Barthaar des germanischen Recken und aus seinem Auge blitzt die Teutonenlust an Kampfspiel und frohem Gelage; das Leuchten aber, das gleichsam von innen heraus den mächtigen Schädel verklärt, kündet, daß auch dieser irdisch Gezeugte und irdisch Genießende zum Geniengeschlecht gehört. Mit einem weiblichen Genius im kurzen Kittel hätte der alte Wilhelm vielleicht getändelt; dem aufrechten Manne konnte der Mann vertrauen, in ihm den klugen, weitblickenden Freund mehr noch als den getreuen Lehnsmann sehen, von seiner Weisheit sich überzeugen und von seiner Hand, die das Zittern nie lernte, auf gefährlicher Bahn sich leiten lassen. So weckt vor dem Nationaldenkmal, auf dem der Blick vergebens den größten politischen Helden der Nation sucht, des Künstlers feinste Frauengestalt im Sinn des Betrachters das Erinnern an den stärksten Mann, an Otto Bismarck.

Während des geräuschvollen Festgepränges der vergangenen Woche wurde sein Name nicht genannt; er fehlt auf dem Denkmal, fehlt in offiziellen Reden und Erlassen, und wer die deutsche Geschichte nicht kennt, könnte glauben, der erste Kanzler im neuen Reich sei ein Mann von der Art des ränkevollen oströmischen Reichskanzlers Basileios gewesen, der, nachdem er lange das Land ausgeraubt und die Dynastie der Armenier schwer geschädigt hatte, bald nach Wladimirs Taufe abgesetzt und ins Exil gejagt wurde. Wir wissen es besser und sind auch nicht zweifelhaft, wie der alte Kaiser selbst die Unterlassung empfunden hätte, die wir erlebten. Die Freunde des Fürsten Bismarck brauchen sich nicht zu grämen, weil ihr Held wieder einmal vergessen wurde; ihnen war an diesem Fest, nach den allzu laut schmetternden Fanfaren, die es einleiteten, die Freude nicht mehr zu verderben und es könnte sie nur heiter stimmen, wenn von schlotternden Byzantinern etwa der thörichte Versuch gemacht werden sollte, in dem Buch vom Werden der deutschen Einheit den Namen Bismarck auszuradiren. Der Kaiser, der an solchen Versuch sicher nicht denkt, hat unzweideutig ausgesprochen, wie er das Verhältniß zwischen seinem Großvater und dessen erstem Minister aufgefaßt sehen will: ihm ist der Träger der Gottesgnade der Gewaltige, dessen Wille das Werkzeug nach dem wechselnden Bedürfniß der Stunde benutzt, der Heilige, dem die Handlanger dienen. Diese Anschauung müssen wir achten, weil der Monarch sie bekennt, aber sie bleibt modernem Bewußtsein fremd und wird von der

Hosted by Google

Geschichte nicht bestätigt. Was Bismarck dem Land und dem Herrscher war, wird nicht durch persönliche Sentiments, sondern durch thatsächliche Feststellungen bestimmt, die zunächst schon unanfechtbar beweisen, daß der des Haders müde König, wenn er rechtzeitig nicht den starken Helfer gefunden hätte, den Nadelstichen der Landtagsopposition gewichen und vom Thron gestiegen wäre. Kein einziger von allen Staatsmännern, die den König und seinen Minister aus persönlichem Verkehr kannten, hat die Initiativkraft bei dem Monarchen gesucht und selbst die Gegner haben willig eingeräumt, daß ohne Bismarcks Schöpfergenie das schwere Werk nicht gelungen wäre. Herr Bamberger hat einmal gesagt, ein Dutzend Moltkes hätte nicht vermocht, was der Eine vermochte, dem wir das Reich danken; und Graf Prokesch von Osten schrieb über den preußischen Gesandten am Bundestag: „Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens. Bismarck war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form." Wer so vom eben erst überwundenen Feinde beurtheilt wird, kann die auf Kommando gepflückten Kränze entbehren. Bismarck braucht kein Denkmal, keine rühmende Erwähnung in Tafelreden: er lebt uns, sein Werk spricht selbst aus den Denkmalen, auf denen seine Gestalt und sein Name fehlt, fehlen soll, — und Jedem, der uns zumuthen wollte, ihn auch nur für kurze Stunden zu vergessen, würde aus millionen Kehlen das Wort des alten Kaisers entgegenschallen: Niemals! ... Deshalb bedarf auch die Stimmung, in der wir jetzt, still des Lebenden froh, seinen Geburtstag erwarten, keiner künstlichen Steigerung durch buntes Licht, visionäre Romantik und rauschendes Festgelärm.

Es ist betrübend, daß die Frage gestellt werden konnte, welcher Theil an den Erfolgen einer glücklichen Epoche dem Kaiser, welcher dem Kanzler gebührt. Im Wohnzimmer des einfachen Landsitzes in Friedrichsruh hängt, dem schweren Sessel des Hausherrn schräg gegenüber, Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers; wer sinnend die Köpfe vergleicht, wird über die Bedeutung der beiden Männer nicht lange im Zweifel sein. Dort die bescheidene Würde des gekrönten Alters, hier noch heute das helle Leuchten der Genieflamme, die der Wintersturm nicht löschen, nicht zu irrem Flackern dämpfen konnte; dort die getroste Ergebenheit in ein unabwendbares Schicksal, hier unter dem spärlichen weißen Haar noch das ungeminderte Jugendfeuer, in dem zwingenden Auge noch der furchtlose Titanentrotz, der sich

Hosted by Google

und den Volksgenossen selbst das Geschick schmieden will und eine feindliche Welt zu meistern vermag. Prinz Wilhelm von Preußen, der mit dem deklamirenden Willehalm der Jahrmarktslegende nicht einen Wesenszug gemein hatte, fühlte früh, daß Preußen bestimmt sei, eines Tages Deutschlands Spitze zu bilden, aber er gestand, als er diesem Gefühl Ausdruck gab, dem General Natzmer offen, über „das Wann und das Wie" wisse er nichts und müsse die Entscheidung Gott anheimstellen. Herr von Bismarck war damals, um das Jahr 49, noch ganz und gar schwarzweiß und wollte von einem Reich nichts hören, an dessen Schwelle ihm der Tod des alten Preußengeistes zu lauern schien; als die Zeit dann aber erfüllt war, deckte ihm kein dunkler Nebelschleier mehr das Wann und das Wie und aus der klaren Anschauung des Wirklichen und Möglichen ward rasch die rettende That geboren. In der Vollkommenheit und Energie der anschauenden Erkenntniß fand Schopenhauer das Wesen des Genies, das er zu den monstris per excessum zählen wollte, — und diese Eigenschaft, diese wunderbare Macht der „unteren Seelenkräfte", wird selbst der Haß dem Deichhauptmann des Deutschen Reiches nicht bestreiten können. Er hat die kommenden Ereignisse nicht immer mit ahnendem Auge früher gesehen als der Troß der nur talentvollen Leute; sah er sie aber, dann schuf die anschauende Erkenntniß schnell und sicher aus ihnen ein Weltbild und der Weg in die Wirklichkeit war nicht mehr weit. Die Fähigkeit der Konzentration, die ihn, wenn er einem Ziel zuschritt, niemals nach rechts oder links schielen ließ, stammt aus diesem sicheren Gefühl für die nothwendige Richtung, die ihm die Phantasie im ersten, ergriffenen Anschauen gewiesen hatte. Das Genie schafft immer naiv, nie in bewußter Absicht, ihm fehlt die bedächtige Nüchternheit des Talentes und es kann, weil es nach gewissen Seiten begrenzt ist und begrenzt sein muß, leicht unheilvoll wirken. Das starke Pflichtgefühl hat Bismarck vor dieser Gefahr großer Männer bewahrt; er hat von dem Menschenrecht des Irrens und Fehlens in einem langen Leben reichlichen Gebrauch gemacht und steht eben so wenig wie sein alter Herr als ein blitzblanker Heiliger im Himmelskleid vor dem prüfenden Blick; aber er fand, wenn er irrend an den falschen Platz getreten war, immer bald wieder eine neue Bülte und blieb noch auf der Höhe der Macht der Belehrung stets zugänglich, — der Belehrung durch Thatsachen freilich nur, nicht durch dialektische Künste. Er ist oft mißverstanden worden und seine Persönlichkeit wird von matten Freunden und Gegnern noch heute vielfach verkannt, weil man in ihm nicht das besondere Lebensgesetz der genialen Naturen erkennen will; nur die leidenschaftliche Liebe und der heiße Haß würdigt ihn nach Verdienst — und die Zahl der

Hosted by Google

Hasser ist beträchtlich, denn allzu große Gaben schaffen, nach Chamforts klugem Wort, ihrem Besitzer mehr Feinde als die ärgsten Laster —, den Lauen, die ihn zerhacken und ein Stück seines Wesens bewundern, das andere verwerfen, fehlt jedes intime Verhältniß zu der ragenden Erscheinung des vom Haupt bis zur Zehe aus einem Stoff gefügten einzigen Mannes. Daß der alte König Wilhelm diese Erscheinung, die ihm zunächst fremd und unheimlich sein mußte, zu verstehen suchte und, wo er sie nicht verstand, sich ihrem Zauber hingab, daß er den Genius erkannte und ehrte und dem Treuen, allen Ohrenbläsern zum Trotz, bis zum letzten Wank die Treue hielt, ist gewiß nicht sein geringster Ruhm. Der von herzlichem Vertrauen, von Dankbarkeit und Ehrfurcht geknüpfte Bund dieser beiden Männer bezeichnet in dem alten Kampf zwischen Legitimität und Genie dem gerührten Blick einen Ruhepunkt.

Uns gehören Beide unzertrennlich zusammen; sie werden, als eins der großen welthistorischen Paare, durch den deutschen Mythos der nächsten Jahrhunderte schreiten und wir wollen, da wir den Toten schon schmerzlich entbehren müssen, den Lebenden uns nicht rauben lassen, der geboren wurde, als für Deutschland die bange, sternlose Nacht anzubrechen schien, und der auf der bewohnten Erde ringsum dann den Neid der Nationen erweckte. Siegreiche, vom Glück und vom Waffenruhm gekrönte Herrscher hat es oft gegeben, aber sie waren nicht immer das Glück ihrer Völker und Fortunens Weiberlaune zertrümmerte häufig recht rasch den in harten Kämpfen gewonnenen Besitz. Von den Reichen der Caesar, Alexander und Bonaparte zeugt kaum noch eine geborstene Säule und die Erobererschätze der großen Gothen und Byzantiner sind längst schon in die Lüfte verweht. Was der Genius schafft, steht dem Sturm der Zeit und überdauert den Wechsel irdischer Machtvertheilung. Das Werk des Mannes, dem unwandelbare Liebe jetzt wieder, nicht in offiziellem Festschmuck, sondern im einfachen Alltagskleid, grüßend naht, kann nicht vergehen: wenn Alles auch, was er in dreißig Märchenglücksjahren den Deutschen sammeln und sichern konnte, von einem schwarzen Verhängniß dem Untergange geweiht würde, selbst dann bliebe immer noch die stolze Erinnerung, daß solches Vollbringen eines eben erst niedergetretenen Volkes möglich war, und das stärkende Gedenken an den Einzigen, der es möglich machte. Der Mann im Sachsenwald liebt den Lärm und die geputzte Festphrase nicht; nach seinem sachdenklichen Sinn kann ihm die deutsche Menschheit ihren Dank nur dadurch beweisen, daß sie, statt auf neue Himmelswunder zu hoffen und alten Heiligengeschichten zu lauschen, mit ganzer Kraft sich für den Tag rüstet, wo kein Genius mehr, auch kein verbannter, der nur noch warnen, nicht die Zügel führen kann, das ungeberdige Roß des Deutschen Kaisers lenken wird.

Hosted by Google

Akademische Lehrfreiheit.

Die Kritik der akademischen Thätigkeit ist in letzter Zeit in der Oeffentlichkeit lebhafter geworden, als sie früher war. Wir armen Professoren haben in neuester Zeit nicht wenig zu lesen und zu hören bekommen. In den Tagesblättern und Parlamentsreden haben wir wiederholt Kritiken hören müssen, die oft nicht sehr wohlwollend waren und fast nie darauf abzuzielen schienen, uns neues Licht und neue Kenntnisse zu liefern. Wir sollten Schuld tragen an den häufigen Studenten-Tumulten; wir sollten die Gesellschaft dadurch schädigen, daß wir zu viele Aspiranten schufen, die nachher beim Kampf ums Dasein ein starkes Kontingent für das Heer der Deklassirten lieferten; wir sollten gefährlich sein, weil wir — Gott weiß, wie — die Lehrfreiheit mißbrauchten usw. Ich glaube nicht, daß wir uns in Vertheidigungzustand zu setzen haben, als wenn wir durch eine nahe und schwere Gefahr bedroht wären; aber ich muß freimüthig erklären, daß die Professoren sehr Unrecht thun, wenn sie die Erörterung der Universität-Angelegenheiten dem Belieben der Unzuständigen überlassen, anstatt mit der Kraft und dem Ansehen der eigenen Gesammt-Erfahrung gegen die irrigen Urtheile aufzutreten. Es giebt kaum eine Ungereimtheit, die wir nicht in Bezug auf die „Lehrfreiheit" haben hören müssen. Bei einem nicht geringen Theile des Publikums hat sich die Meinung gebildet, daß sie so viel bedeute wie die Ermächtigung, nach Belieben die Lehrpflicht zu erfüllen oder nicht. Nun, — ich, der ich glaube, nach meinen politischen Anschauungen auf dem äußersten linken Flügel des gesammten Lehrkörpers unserer Universität zu stehen, würde nicht abgeneigt sein, dem Unterrichtsminister erhöhte Untersuchung- und Ueberwachungbefugnisse zuzugestehen, damit endlich einmal festgestellt werde, wo und in welcher Zahl die pflichtvergessenen Professoren zu finden sind. Dann würde sich zeigen, wie klein ihre Zahl ist. In solcher Befugniß des Unterrichtsministers, der nur die Verwaltung der Unterrichtsangelegenheiten in Händen hat und von dem Niemand fürchten wird, daß er jemals die Rolle eines Leiters der Wissenschaft oder Pädagogen der Nation beanspruchen würde, kann ich keine Gefahr für die wissenschaftliche Freiheit sehen, die ich hier nicht zu vertheidigen, sondern zu schildern beabsichtige.

Die sorglose Gewohnheit, uns über die Angelegenheiten der Universität im Ganzen und Großen nicht Rechenschaft abzulegen, ist die Ursache, daß nur Wenige begreifen, wie unsere Einrichtungen in gewisser Beziehung denen anderer Länder weit voraus sind. Ich betone das Wort „Einrichtungen"; denn ich will nicht etwa die wissenschaftliche Thätigkeit vergleichen.

Schon seit einem Vierteljahrhundert streitet man in dem gelehrten Deutschland, das in wissenschaftlicher Thätigkeit der ganzen Welt als Vorbild

Hosted by Google

dient, darüber, ob die Frauen zu den höheren Studien zuzulassen seien oder nicht; und sie sind bisher nicht zugelassen worden. Aufgeblasener Korporationgeist, Gelehrtendünkel, übertriebene Besorgnisse um die sogenannte Würde der Wissenschaft, übereilte Schlußfolgerungen aus den übrigens sehr streitigen Ergebnissen der Geschlechts-Anthropologie: Das sind die Gründe des öden und widrigen Streites. Es mischt sich überall der engherzige Geist des kleinen Bürgerthumes hinein, das sich für den Verehrer der holden Weiblichkeit hält, wenn es in Versen das Ewig-Weibliche feiert und in der Wirklichkeit alle Frauen zu der ewigen Aufgabe der Köchin und Kinderwärterin verdammt. Die österreichische Regirung hat kürzlich verordnet, daß Frauen nicht zu den höheren Studien als vollberechtigte Studirende zuzulassen und ihre im Auslande erworbenen Zeugnisse nicht anzuerkennen seien. Diese Dickköpfigkeit, die sich den Anstrich des Ethischen und des wissenschaftlichen Gewissens giebt, ist auch nicht zurückgewichen vor den erwiesenen günstigen Erfolgen in England und Amerika, die doch, wie es scheint, gesittete und moderne Länder sind, noch vor den ruhmreichen Erinnerungen der Renaissance, die die Deutschen heute — wenigstens in ihren Büchern — besser kennen als die Italiener, die sie schufen und lebten. Doch was rede ich von Renaissance! Schon in der medizinischen Fakultät zu Salerno gab es Frauen mit dem Doktorhut. Bei uns sind die Frauen bereits vor mehr als zwanzig Jahren vollberechtigt zur Universität zugelassen worden, — und zwar durch einfache Verordnung, die sogar von den Konservativsten nie befehdet worden ist. Ihr Urheber war der Minister Bonghi, den Niemand einen Radikalen nennen wird, da er sein Leben lang der hervorragendste Theoretiker der gemäßigten Partei war. So viel man weiß, hat die Statue der Wissenschaft sich ob der Profanation nicht zu verhüllen gebraucht. Die Frauen, die als wirkliche Studentinnen in unsere Hörsäle gekommen sind, haben bis zur Stunde die Achse der sogenannten sittlichen Welt nicht verrückt. Nach dem Sinn unserer Verfassung mußte die Maßregel einen formell rechtlichen Charakter haben. Man sagte im Grunde: „Die Menschen weiblichen Geschlechtes haben die selben Rechte und Pflichten wie die männlichen Geschlechtes“ und entging dadurch dem Mißstande, sie unter abweichenden, d. h. ungünstigeren Bedingungen zulassen zu müssen. Die schweizerischen Universitäten, die vor Jahren die Zulassung als ein Zugeständniß einführten, sahen von allen Seiten die Opfer der männlichen Verfolgung herbeiströmen, was mehr ein Vortheil für die Gast- und Speisewirthe als für die Studien und die Wissenschaft war.

Noch in einer anderen Beziehung nimmt die italienische Universität es mit allen ausländischen auf: in der unbedingten Oeffentlichkeit des Unterrichtes. Neben den vollberechtigten Fakultät-Studenten, neben den ordentlich eingeschriebenen Hörern der einzelnen Fächer kann Jeder, der Zeit und Lust

Hosted by Google

hat, sich einfinden. Es giebt nicht, wie in anderen Ländern, besondere Gebühren, Erkennungskarten, Einlaß-Dokumente, selbst nicht die Zulassung als „Hospitant", wie man in Deutschland sagt, die von dem guten Willen des Professors abhängt. Wir haben nicht das Recht, einen Ausweis von unseren Hörern zu verlangen. Die Gewöhnung an maßvolle und geziemende Kritik wird durch diese unbeschränkte Oeffentlichkeit gefördert, die nebenbei als billige Einschränkung und Ausgleichung für die Lehrfreiheit dient, wie es bei allen Amtshandlungen der Fall ist, die öffentlich und nicht in geschlossenen Kreisen Bevorrechtigter vor sich gehen. Allerdings gelangt unser Wort nicht bis zu den Landleuten, den Handwerkern, dem kleinen Manne und den Proletariern im Allgemeinen; die Universität wird niemals die Aufgabe haben, als Werkzeug der Volksbildung zu dienen. Um die Bildung unseres Volkes ist es ja recht traurig bestellt. Aber daß unsere Universität so zugänglich, so mittheilsam und grundsätzlich so demokratisch ist, kann uns nur zum Lobe gereichen. Bei uns ist die „university extension" eine organische Bedingung. Bei uns ist jene Anpassungfähigkeit der höheren Studien an die Bedürfnisse einer allgemeineren Bildung, die Anton Menger bei der Eröffnung des vorigen Universitätjahres in Wien verlangte, eine unabweisbare Thatsache. Sein Wunsch hat in den beiden letzten Semestern in Wien bereits einen bemerkenswerthen, von vortrefflichen Ergebnissen begleiteten Anfang der Erfüllung erlebt. Bei uns, wo die ordentlichen Vorlesungen Allen zugänglich sind und jeder Professor das Recht hat, auf eigene Verantwortung über alle Fächer seiner und der verwandten Fakultäten zu lesen, hat die Wissenschaft den mittheilsamen Charakter einer profanen und bürgerlichen Thätigkeit angenommen und jeden Schein des Geheimnisses und des Esoteriker-Vorrechtes verloren.

Die Ergänzung solchen Charakters bürgerlicher Berufsübung bildet die systematische Beseitigung der Theologie. Die theologischen Fakultäten wurden schon vor fünfundzwanzig Jahren abgeschafft. Bei der tiefgehenden Spannung in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat, die bei uns dem allgemeinen Fortschritt so förderlich ist, war die radikale Maßregel politisch unvermeidlich; auch war sie im vollen Einklange mit dem Geiste und der Natur unserer höheren Bildung. Daran konnte es herzlich wenig ändern, wenn Viele darauf hinwiesen, daß in Deutschland unter dem Schilde der theologischen Fakultäten die Bibelkritik und Kirchengeschichte zu hoher Blüthe gelangt waren. Wo man Dessen bedarf, gelangt man auf kürzerem Wege dazu, — mit Hilfe der Philologie und Geschichtforschung. Durch die Beseitigung der Theologie ist die italienische Universität auf den Standpunkt gelangt, daß sie ausdrücklich erklärt, nur die Materien anzuerkennen, die Gegenstand der Beobachtung, der Erfahrung und des Experimentes sein können und sich dazu eignen, erlernt und innerhalb der bestimmten und genauen Grenzen der zuverlässigen An-

Hosted by Google

schauung, der verstandesmäßigen Verknüpfung und der vernünftigen Schlußfolgerung behandelt zu werden. Die Geistlichen haben unsere Anstalten wieder aufgesucht, um zu lernen, was wir bieten können. Sie selbst sind heutzutage unterrichteter, gebildeter und zur Diskussion geneigter als früher. Auch sie vertheidigen sich mit Hilfe der Freiheit, die sie sich aufdrängen lassen mußten. Die Ironie der Geschichte, der sich weder die Lehrhoheit der Kirche noch der Ehrgeiz der Staatsmänner entziehen kann und die in diesem letzten Theile des Jahrhunderts so fein und zugespitzt geworden ist, läßt uns in der Sternwarte des Vatikans mit ihren großartigen Instrumenten und schätzbaren Beobachtungen ein wahrhafteres Denkmal für den Herold und Märtyrer Giordano Bruno erkennen als in der öffentlich ihm errichteten Bildsäule. Das Denkmal der Besiegten gilt mehr als das der Sieger. Es wäre eine Donquixoterie, wollte man heute vom Lehrstuhle der Universität den Kreuzzug gegen den „Obskurantismus" predigen. Die Leuchtfeuer sind längst überall angezündet und die Welt kehrt nicht mehr um.

Den angeführten Eigenschaften einer völlig neuzeitlichen Einrichtung mußte die Beseitigung jedes Vorrechtes körperschaftlicher Rechtspflege und hierarchischer Stellung entsprechen. Thatsächlich sind die disziplinarischen Befugnisse der Professoren gegenüber den Studenten auf das Maß beschränkt, das nöthig ist, damit der Unterricht vor sich gehen kann. Durchbrechungen des gemeinen Rechtes giebt es nicht. Die Studenten haben uns über nichts Rechenschaft abzulegen, was nicht mit dem Unterricht und der Universitätdisziplin zusammenhängt. In anderen Ländern ist es nicht so. Die Vereinigungen der Studenten bedürfen z. B. in Deutschland unumgänglich der Erlaubniß des akademischen Senates und die gemüthliche dreitägige Karzerstrafe soll daran erinnern, daß es noch Bevorrechtungen und Ausnahmen gegenüber dem gemeinen Rechte giebt. Thatsächlich werden in Deutschland diese Befugnisse des Körperschaftrechtes freilich sehr gelassen und mild ausgeübt. Mit unseren Gewohnheiten wären sie aber in jeder Beziehung unverträglich. Mit den Rechtsprechung-Befugnissen der alten Körperschaften sind bei uns alle äußeren Zeichen der Hierarchie verschwunden. Wir sind, um es anschaulich auszudrücken, Personen im bürgerlichen Rocke, wie alle anderen Sterblichen.

Die Vorzüge unserer Einrichtungen, die einen so modernen Charakter tragen, werden jedoch — ich will nicht sagen: aufgewogen, aber — verdunkelt durch Mißstände, die für deutsche Leser kaum Interesse haben werden. Hier will ich nur von der Lehrfreiheit sprechen. Es wird weder mir noch Anderen einfallen können, diese Freiheit als einfache Folge der in unserer Gesellschaft sogenannten Privatrechte zu betrachten. Um die wissenschaftliche Freiheit als einen Ausfluß des Privatrechtes zu betrachten, würde es genügen, zu Hause zu bleiben, sich zu unterhalten, Propaganda zu machen und Bücher zu schreiben.

Hosted by Google

Die Rechte, die uns in diesem Organismus zustehen, sind in solchem Grade ein ausdrücklicher Bestandtheil des Lehrauftrages, daß sie nicht der Person, sondern der Stelle verliehen werden. Sie können durch kein privates Abkommen eingeschränkt werden und sind niemals Gegenstand irgend einer Vereinbarung. Selbst die Gehälter werden nicht durch einen Kontrakt festgesetzt, während sie in Deutschland in einem Theile der Universitäten direkt oder indirekt den wenig löblichen Charakter einer durch Kontrakt festzusetzenden Leistung behalten haben. Unter größererer Rücksicht auf die Würde der einzelnen Professoren sind sie bei uns dem Amte und dem Dienstalter verliehen. Wenn also unsere Rechte an das Amt geknüpft sind, so folgt daraus nicht, daß es Rechte seien, die einer Körperschaft verliehen sind, damit diese sie kollegialisch ausübe und vertheile. Die Körperschaften, die früher das Lehramt ausübten, tyrannisirten sehr häufig, im Besitze des Privilegiums, ihre eigenen Mitglieder. Die moderne Wissenschaft hat, um zu der heutigen Höhe freier Forschung zu gelangen, sich nicht nur von den anderen Hemmnissen, sondern auch von dem körperschaftlichen Geiste befreien müssen.

Die heutige Lehrfreiheit beruht — wenn man einmal formuliren soll — auf dem Widerspiel zwischen dem innersten Wesen der modernen Wissenschaft, die ganz in fortschreitender Forschung aufgeht, und den Anforderungen der gesellschaftlichen Ordnung, die eine gesetzliche Regelung des Lehramtes herbeigeführt haben. Beides hat eine gemeinsame Wurzel in der Entwickelung der modernen Gesellschaft. Es ist allbekannt, wie die Wissenschaft dazu gelangt ist, jeder Autorität der Schriften, der Ueberlieferung und der Rechtgläubigkeit den Gehorsam aufzukündigen. Wie es heute mit ihr steht, hat sie dem Körperschaftgeiste nichts zu danken, — ja, sie hat sich stets gegen ihn aufgelehnt. Unter uns ist keine Wiederholung der religiösen Kämpfe möglich, durch die in anderen Zeiten die Kirchen und die Sekten einander das Lehrvorrecht streitig machten. Wir sind gleich weit von der königlichen und päpstlichen Tyrannei wie von der Gemeinde-Ueberhebung entfernt. Calvin ist uns so fremd wie Torquemada. Der tridentinische Katechismus, die Augsburger Konfession und die neunundreißig anglikanischen Artikel gehen uns gleich wenig an. Unsere Wissenschaft stammt auch nicht aus dem Schutze von Mäcenen; sie hat sich immer als revolutionäre Macht gegen die politischen Zustände aufgelehnt, die sie hemmten. Braucht man an das achtzehnte Jahrhundert zu erinnern? Diese Wissenschaft, die fortwährend sich selbst schafft und erneut, ist selbst Wirkung und Maßstab der großen Bewegung der modernen Gesellschaft. Jeder sieht heute ein, daß die packenden Fortschritte der Naturwissenschaften im Einklange mit den Umwälzungen der Industrie und der Technik stehen und daß die neue Richtung der Heilwissenschaft zum guten Theil von den Bedürfnissen der Gesundheitpflege bestimmt ist.

Hosted by Google

Damit die Wissenschaft in voller Freiheit in die Hochschule einziehe, muß die Gesellschaft so geartet sein, daß sie die Antriebe und Bedingungen der wissenschaftlichen Freiheit schaffe. Diese Bedingungen sind jetzt so, daß sie der Wissenschaft erlauben, sich außerhalb des Gebietes des Unterrichtes in zahllosen gesellschaftlichen Thätigkeiten zu entfalten. Im Grunde ist die heutige Universität selbst nur ein Ergebniß des gesellschaftlichen Lebens und deshalb haben die Professoren aufgehört, eine Kaste zu bilden. Unsere Thätigkeit geht heutzutage völlig in der Arbeit auf, die nicht eine Leistung lediglich des Gehirnes jedes Einzelnen von uns ist, sondern innerhalb der Mitwirkung zahlreicher Erörterer, Kritiker, Rivalen und Mitbewerber vor sich geht. Auch diese Arbeit stützt sich, wie alle anderen, auf die hundertjährige Ansammlung der Kräfte und auf die Ausübung der sozialen Kooperation. Auch wir Professoren sind, mit Allem, was wir thun, ein Produkt des Lebens der Geschichte, unserer einzigen wirklichen Herrin. Im Bewußtsein dieses Verhältnisses liegt der Grund der Thatsache, daß, während unsere Lehrthätigkeit gänzlich der Universität gehört, unsere Personen in keines Menschen Dienste stehen. Die Professoren unterliegen in ihrer Amtsthätigkeit keiner Beschränkung der allgemeinen bürgerlichen Rechte; und wie es heutzutage nicht mehr angebracht ist, bestimmte Eidesformeln eines Standes, einer Klasse oder Körperschaft anzuwenden, so sieht man bei uns nicht mehr die besondere Lebenshaltung, wie sie den religiösen Körperschaften eigen war, die Jahrhunderte lang das Latein und die Gottesgelahrtheit in Pacht hatten.

Es ist nicht angebracht, mit Hilfe formeller Begriffsbestimmungen die Stelle bezeichnen zu wollen, die der Professor in der Eintheilung der Beamten einnimmt. Beamter ist, wer innerhalb der Bureaukratie Befehle und Vorschriften empfängt, die das Wesen seiner Aufgaben betreffen. Kann aber Jemand glauben oder sich vorstellen, daß die Amtsordnung der Universitäten ein hierarchisches Gebot für das innerste Wesen der wissenschaftlichen Fächer aufstelle oder daß der Studienplan im Hinblick auf Prüfungen die Grenzpfeiler der Encyklopädie feststelle oder das objektive Problem der Klassifizirung der Wissenschaften löse?

Vielfältig und verwickelt waren die Ursachen, die zur Verstaatlichung des Unterrichtes in der Form der modernen Universitäten führten, die in einer Anstalt die früher auf anders geartete Institute, z. B. Hospitäler, vertheilten Aufgaben zusammenfassen. Diese Verstaatlichung hat nicht überall die selbe Form. In England hat sie eigentlich kaum begonnen; sie beschränkt sich auf die Befugniß, das Recht zur Inkorporirung zu verleihen. In Deutschland hat sie den Körperschaft-Ueberlieferungen und -Vorurtheilen mehr scheinbare als wirkliche Zugeständnisse gemacht. In Belgien erweist sie sich verträglich mit dem parallel gehenden Bestehen freier Vereinigungen. Am Stärksten ist

Hosted by Google

sie in Frankreich und bei uns. Wir sind auf diesem Wege dahin gekommen, daß die Universitäten in der Bestimmung ihrer Thätigkeit, der Vertheilung der Arbeit, des Zusammenwirkens der Dienstzweige, durch Staatsgesetz geregelt sind und daß das Gesetz für Alle gleich ist. Durch die Verstaatlichung des Unterrichtes hat der Staat in seinen Schooß die ganze Wissenschaft aufgenommen, die nach ihrer Natur freie Forschung ist. Es ist der Fall des Doktors Faust, der den Teufel an sich gefesselt hat, ohne daß Dieser aufhört, Teufel zu sein. Es war der Fall des französischen Direktoriums, das zuerst, und zwar mit der revolutionären Genauigkeit und Schärfe der französischen Bourgeoisie, den Unterricht verstaatlichte und dadurch einen Lamarck, also die Evolution, den Transformismus und in nuce das ganze neunzehnte Jahrhundert, in sich einsog. Um es ganz unbildlich zu sagen: durch die Verknüpfung der freien Forschung mit der gleichheitlichen Ordnung der Studien, deren Hauptziel die technische Gewähr für die Ausübung gewisser Berufe ist, kann es nie dahin kommen, daß die Wissenschaft ihre Natur verleugne und eine staatliche Angelegenheit, eine Seite des Beamtenthumes, eine hierarchische Zier oder eine direkte Aufgabe der Regirung werde; die Regirung muß, um sie sich nicht entschlüpfen zu lassen, sie auf dem Gebiete des Wettbewerbes aufsuchen, wo sie Mittel und Wege zu so vielen anderen Dienstleistungen hat und ihren Pflegern oft Ruhm und Gewinn bringt. Das ist nicht der einzige Fall, in dem die Aufgaben des Staates nicht mit den eigentlichen Aufgaben der Regirung zusammenfallen. Obwohl der Staat das direkte Werkzeug bestimmter Klassen-Interessen ist, kann er nicht bestehen, ohne gewisse Dienstzweige zu schaffen, die direkt oder indirekt dem Vortheil Aller dienen.

Das ist der Schwerpunkt; hier liegen die unabweisbaren Voraussetzungen des Problemes. Wer diese Thatsache nicht anerkennen will, versuche es immerhin, Erlasse auszudenken, die durch „höhere" Entscheidung den Streit zwischen Darwin und Weismann oder zwischen Darwinisten und Neu-Lamarckianern schlichten oder ex officio die Forschung nach den Abweichungen zwischen lebendigem und totem Eiweißkörper zum Abschluß bringen, auf die für den Augenblick das Problem der Entstehung des Lebens hinausläuft, so weit Erfahrung-Ergebnisse in Betracht kommen. Beim heutigen Stande der Menschheit-Entwickelung lassen Theorie und Systeme, wissenschaftliche Anschauungen und Tendenzen keine anderen verstandesgemäßen Prädikate zu als die in den Worten „vollständig", „unvollständig", „festgestellt", „zweifelhaft", „halb bewiesen", „ganz bewiesen" ausdrückbaren; sie lehnen Alles ab, was im Namen irgend welcher beanspruchten staatlichen oder kirchlichen Macht die Erzeugnisse des Denkens als verboten oder erlaubt, anerkannt oder geduldet, zulässig oder bescheinigt bezeichnet.

Aber ergeben sich daraus nicht Gefahren? Ist keinerlei Unzuträglichkeit

Hosted by Google

zu fürchten? So glaube ich leise fragen zu hören. Gewiß ist Gefahr vorhanden und können Unzuträglichkeiten auftreten wie in allen menschlichen Dingen, die aus den unvermeidlichen Gegensätzen des Lebens hervorgehen, die Widersprüche erzeugen, Kompromisse nöthig machen und sehr oft Anlaß zu Mißbrauch und Willkür geben. Wir befinden uns auf der Erde und nicht im Elysium. Noch heute kann es vorkommen, daß die Wissenschaft mit den vorübergehenden Mißbräuchen einer reaktionären Politik zu kämpfen hat. Wir Alle gedenken der allgemeinen Heiterkeit, mit der vor einigen Jahren ein Ministerialschreiben aufgenommen ward, das einem Gymnasiallehrer einen Verweis ertheilte, weil er sich unterfing, eine Philosophie zu lehren, die den Anschauungen der Mehrzahl der Steuerzahler zuwiderlief. Meinem Kollegen Baccelli kann ich das Lob nicht versagen, daß er, als er bald darauf Minister wurde, den selben Lehrer an die Universität berief und so mit heilsamem Eingreifen bewies, daß die italienische Regirung sich nicht zum Richter über die Wissenschaft aufwerfen wolle und die Aufgabe eines Ministers nicht darin bestehe, Kindern und Enkeln die überlieferte Unwissenheit der Väter, Großväter und Urahnen zu erhalten.

Um eine klare und deutliche Vorstellung von den Pflichtverletzungen der Professoren zu gewinnen, die Verwarnung oder Strafe verdienen, hat man sich auf einen durchaus festen Boden zu stellen und nicht aus Behagen an Luftgebilden widerspruchsvolle Annahmen aufzustellen. Ich habe Verkehrtheiten dieser Art gelesen: „Wenn nun ein Professor das ptolemäische Weltsystem lehrte?“ Ich für mein Theil überlasse solchen Fall sehr gern dem Vertreter des Faches der Irrenheilkunde. Oder: „Wenn die Freiheit der Kritik zur Verleumdung gemißbraucht würde?“ Als ob nicht auch für uns das gemeine Recht da wäre! Das Wichtige, die unverfälschte und unumwundene Erwägung, ist einfach diese: die Universität hat aufgehört, eine Körperschaft zu sein; aber sie bleibt eine Gesammtheit, in der die Natur der Rechte und Pflichten durch den Zweck und die Art der Aufgabe bestimmt wird. Unsere Thätigkeit ist nicht unserer persönlichen Willkür überlassen. Wir sind dazu da, den Lernbegierigen zu nützen. Zucht und Ordnung sind unentbehrliche Vorbedingungen dazu. Mit der Zucht und Ordnung vereinigen sich besondere Rücksichten der Angemessenheit und Würde. Die Professoren sind nicht unfehlbar und mit Fug und Recht werden Strafen festgesetzt für die Störer der Ordnung, die Pflichtvergessenen und die Ehrlosen. In diesen disziplinarischen Regeln darf Voreingenommenheit und Inquisition keine Stätte haben; ihre Anwendung setzt einen unzweifelhaften Fehltritt voraus. Das jetzige System, nach dem das Urtheil einer einzigen Centralbehörde zusteht, die übrigens zur Hälfte von uns selbst gewählt wird, scheint mir in allen Fällen der Schaffung von Disziplinarhöfen an den einzelnen Universitäten vorzuziehen.

Hosted by Google

Doch wie auch die Rechtsprechung geordnet sein mag: jedenfalls darf sie sich nur auf die Handlungen des Professors richten, die unmittelbare Beziehung zu seiner Stellung im Disziplinarbereiche der Universität haben. Wer es unternähme, sie auf andere, nicht direkt auf die Ordnung und Zucht der Universität und der Lehrthätigkeit bezügliche Handlungen auszudehnen, würde entweder dem Mißbrauche der Amtsgewalt Thür und Thor öffnen oder den Universitätlehrern eine bevorrechtete Stellung schaffen. Welche Methoden und Vorkehrungen man auch für die Rechtsprechung wählen möge, — sie kann und darf niemals zu einer Definition des Erlaubten und Verbotenen auf dem Gebiete der Lehre werden.

Hiermit spreche ich nicht eine persönliche Ansicht oder einen Wunsch aus, vertheidige ich nicht ein persönliches Bestreben; ich stelle eine Thatsache fest, die sich mit Nothwendigkeit aus den Zuständen ergiebt. Wozu innerhalb der Pforten der Universität Etwas verbieten, das man außerhalb nicht verbieten kann? Der Staat, der der Wissenschaft Vorschriften macht, ist schon eine Kirche. Um vorzuschreiben, braucht man Dogma und Katechismus. Dies Vorschreiben zieht dann Anderes nach sich: die Unterdrückung der Preß- und Versammlungfreiheit und des Parlamentes; auch ein index librorum prohibitorum müßte folgen. Wahrscheinlich ist es nicht, daß der Staat, der aus der bürgerlichen Revolution hervorgegangen ist, Lust haben könnte, die eigenen Lebensbedingungen aufzuheben, also sich selbst umzubringen. Das wäre nicht nur komisch, sondern geradezu grotesk.

Die Verbindung der freien Wissenschaft mit der gesetzlichen und gleichförmigen Ordnung der Studien trägt die Keime zahlreicher und mannichfaltiger Gegensätze in sich; Das ist nicht zu leugnen. Aber es ist auch naturgemäß, ja, es ist dem Leben eigenthümlich, das sich in beständigem Schwanken und Umbilden befindet. Hierin vor Allem besteht die unbestreitbare Ueberlegenheit unseres Denkens gegenüber dem der vergangenen Jahrhunderte: daß wir uns das Leben nicht mehr mit den Begriffen Fatum, Zufall, Willkür, Vorsehung erklären, sondern tief davon durchdrungen sind, daß unsere Handlungen und Gedanken Subjekt und Objekt, Theil und Ziel, Zweck und Vehikel einer nothwendigen und unaufhörlichen Entwickelung sind.

In den letzten Jahren haben wir beobachten können, wie die wissenschaftliche Freiheit des Unterrichtes von Neuem Gegenstand nicht nur der Kritik, sondern des Mißtrauens und Argwohnes geworden ist. So haben wir z. B. wiederholt vernommen, wie in der Deputirtenkammer die Studentenunruhen Anlaß gegeben haben, die ganze Universität in die Erörterung zu ziehen, als ob sie eine Art Gefahr für die Gesellschaft bilde. Am Weitesten ging man in dieser voreiligen Schlußfolgerung vor drei Jahren, als am Vorabende der Berathung der Polizei-Ausnahmegesetze aus dem Munde eines

Hosted by Google

Abgeordneten die seltsame Anklage kam: die Universitäten seien Keimstätten des Anarchismus. Es ist nicht der Mühe werth, eine so naive Anschauung zu widerlegen, die die studentischen Prügeleien, die, wie beklagenswerth sie an sich auch seien, doch nur im engen Gebiete der Hochschule eine Wirkung äußern, mit den großen sozialen Kämpfen unserer Tage zusammenwirft. Ich beschränke mich auf eine Erwägung, die Allen annehmbar scheinen dürfte. Das Abgeordnetenhaus ist freilich nicht Nachfolger des Jakobinerklubs, der durch Argwohn, Anklagen und Angebereien Frankreich vor der fremden Invasion und dem Aufstande im Inneren rettete. Kein Parlament hat heute den Beruf, die Tafeln jenes ruhmreichen Konventes zu erneuern, der die gesellschaftlichen Ordnungen von Grund aus umwandelte, und kein Deputirter ist berufen, sich für die Göttin der Vernunft oder das Höchste Wesen zu entscheiden. Wir leben in so geordneten und stillen Zeiten, daß man nicht zu fürchten hat, man stehe am Vorabende des Rothen oder des Weißen Schreckens. Das Parlament, ein gesetzliches Organ des Staates, hat staatliche Gewalten: es berath über Gesetze, stellt den Haushalt auf, stützt oder stürzt die Ministerien; die letzte Beschäftigung nimmt es mehr als jede andere in Anspruch. Zur geordneten und gedeihlichen Ausübung dieser Befugnisse gehört vor Allem die genaue Kenntniß der sozialen Bedürfnisse, die der Staat innerhalb der Grenzen seiner Aufgaben direkt befriedigt oder indirekt hindert; es gehört dazu die Wissenschaft und die einsichtvolle Achtung vor den technischen Bedingungen der öffentlichen Leistungen. Möchte doch die Kammer endlich einmal mit Nutzen die dringenden Universitätreformen zu erörtern unternehmen! Möchte sie — was vernünftig wäre — verschiedene Universitäten aufheben, die Studienordnung ändern, die Beziehung der Prüfungen zur Berufsausübung umwandeln, von Grund aus die Methode der Ernennung und Beförderung der Professoren erneuern! Wenn sie alles Menschenmögliche gethan haben wird, wird sie immer vor diesem unbestreitbaren Grundsatze Halt machen müssen: es giebt kein Mittel, der Entwickelung der wissenschaftlichen Thätigkeit planmäßig Schranken zu setzen. Keine Verordnung wird jemals Grenzen festsetzen für die naturwissenschaftlichen Versuchsreihen, die philologische Kombination, die philosophische Grübelei, die juristische Folgerung, den geschichtlichen Aufbau, die ethische, politische oder wirthschaftliche Kritik der gesellschaftlichen Thatsachen und Bedingungen. Es wäre auch überflüssig und anstößig, wenn ein Gesetz uns über die Ordnung, den Anstand und die Würde belehren wollte, die unser Amt erfordert. Bedarf es etwa des Hinweises an die Hochschullehrer, daß sie ihre Thätigkeit nicht mit der des Apostels, des Propagandisten und Agitators zu verwechseln haben und daß Inhalt und Ton der Lehrvorträge nichts gemein haben mit dem des Publizisten, des Anwalts und Predigers? Bedarf es eines Tribunals-

Hosted by Google

spruches, damit man erfahre, daß die Schule weder Kirche noch Versammlung ist? Haben wir etwa auf eine Kundgebung der Vorgesetzten zu warten, um zu wissen, daß der Unterricht in der Deutung der Objekte, der Wörter, der Zeichen besteht, daß er auf die Grundsätze, die Theorien, die Gesetze abzielt und die Gebilde und Systeme darzulegen versucht und daß er, um eine wohlgeordnete Kunstfertigkeit zu sein, der Bücher, Instrumente und Versuchsanstalten bedarf? Keine Vorschrift braucht die Universitätlehrer daran zu erinnern, daß die Wissenschaft die natürlichen Grenzen der Lehrfreiheit in sich selbst trägt, weil sie weder dem Lernenden die Entscheidung noch dem Lehrenden die Willkür gestattet. Wissenschaft heißt eben: methodisches Hinarbeiten auf Einengung des Gebietes der bloßen Meinungen.

In dem Geschrei gegen die Universitäten verräth sich entweder die Furcht vor dem Klerikalismus, der heute bei uns zur politischen Partei wird, oder die Sorge vor dem Sozialismus; diese Sorge ist in gewisser Beziehung — ich darf darüber wohl ein zuständiges Urtheil abgeben — einigermaßen verfrüht. In ihr, die von Zeit zu Zeit die Gestalt des Argwohnes und Verdachtes annimmt, steckt ein Schätzungfehler, ein schwerer thatsächlicher Irrthum und ein trügerisches Urtheil der Inkompetenz. Viele stellen sich, als glaubten sie, daß die Universität eine große soziale Macht bedeute, und sie wollen sich nicht überzeugen lassen, daß die Professoren keinen Hebel besitzen, mit dem sie die Gesellschaft beliebig in Bewegung setzen könnten. Unsere individuelle Thätigkeit verliert sich in endlosen Bruchstücken in den Köpfen der Hörer und unsere Kollektivthätigkeit ist, obwohl ein edler Beruf, gar zu geringfügig im Vergleich mit dem gewaltigen Mechanismus der sozialen Kräfte. Der thatsächliche Irrthum besteht darin, daß man das Märchen von den Dutzenden sozialistischer Professoren, die die italienischen Universitäten überschwemmt haben sollten, für baare Münze genommen hat. In einem der Phantasterei so zugänglichen Lande wie dem unserem mußte das Märchen leicht Glauben finden. Jede Klage über das schlimme Loos der Armen, jedes Verlangen nach Reformen zum Besten der Massen, jeder Wunsch nach Verbesserung des Rechtes, jede soziologische Faselei und jeder noch so gewöhnliche Protest gegen den Liberalismus wird heutzutage bei uns „Sozialismus“ getauft. Der Trugschluß, der auf Unzuständigkeit des Urtheiles beruht, zeigt sich in der aus der Luft gegriffenen Ansicht Vieler von der politischen Einwirkung des Professors innerhalb der Universität. Unsere Lehrfächer haben mindestens zu neun Zehnteln nichts mit dem politischen Leben zu thun. Wer weiß nicht, daß die Mehrzahl der Vorlesungen sich auf Mathematik und Naturwissenschaften, auf Medizin, bestehendes Recht und Philologie bezieht? Kein Professor, der über diese Fächer liest, findet Möglichkeit, Vorwand, Gelegenheit oder zwingenden Grund, die politischen oder sozialen Ansichten zu erwähnen oder zu verthei-

Hosted by Google

digen, die er als Staatsbürger, Schriftsteller, Wähler, Parteimann an anderem Orte zur Geltung zu bringen berechtigt ist. Nur in wenigen Fällen ist die Parteinahme für eine politische oder soziale Richtung Sache des Unterrichtes selbst und zur wissenschaftlichen Orientirung gehörig. Ich meine selbstverständlich die Geschichte, die Volkswirthschaft, die Philosophie des Rechtes und verwandte Disziplinen. Der Volkswirthschaftlehrer, der sich den marxischen Doktrinen angeschlossen hat, darf aber keine geringere Freiheit genießen als der Andere, der sie zum Gegenstande der Kritik macht; und Niemand wird dem Soziologen verwehren, den Ursprung des Staates, der Familie, des Eigenthumes, des Rechtes und der Moral nach den Grundsätzen des „historischen Materialismus" zu erörtern, nachdem die Kritik sogar in das Gebiet der Geometrie eingedrungen ist, die stets als die undiskutirte und indiskutirbare Wissenschaft vom Bestimmten gegolten hatte. Die sozialen Lehren bilden, so weit sie Lehren bleiben, nur einen besonderen Fall der wissenschaftlichen Freiheit.

Aber wenn der Fall einträte — ich habe diese Frage mit eigenen Augen gelesen —, daß ein Professor sich als Agitator, als Haupt einer Sekte, als Tribun, als Aufwiegler aufspielte? Ja, warum nicht geradezu den Fall setzen, daß ein Klerikaler, anstatt ein bestimmtes Fach zu lehren — immerhin entsprechend seinem Gewissen und seiner Geistesrichtung —, die Haltung des Predigers und Betenden annähme? Ja, noch ein dritter Fall wäre möglich, der von den Unheilspropheten noch besser zu brauchen wäre: ein sozialistischer Professor könnte, unter Verwechselung der Instrumente in den Laboratorien mit den Maschinen in den Werkstätten, der Studenten mit den Fabrikarbeitern, des Ringens um die Prüfungen mit dem Ringen der Proletarier um das Ausstands- und Koalitionrecht und den Achtstundentag, der Universitätferien mit dem Feiertag des ersten Mai, ja unter Verwechselung der Lebensgemeinschaft der Studenten mit dem Leben einer Klasse von Unterdrückten und Ausgebeuteten, hier in der Universität anfangen, den ersten Akt einer melodramatischen Sozialrevolution aufzuführen! Solche unwahrscheinlichen Professoren, die es noch nie gegeben hat und, wie zu Ehren des gesunden Menschenverstandes zu hoffen steht, niemals geben wird, würde ich für mein Theil ohne Weiteres der Fürsorge des Irrenhausdirektors anvertrauen, da auf sie kein Disziplinar- oder Strafrecht mehr wirken könnte. Die emsige Denunzirung der sozialen Gefahren verdient nur diese satirische Antwort.

Wir haben den Studenten unsere Dienste zu weihen; sie dagegen haben keine Verpflichtung, uns direkt einen Dienst zu leisten. Indem wir es thun, dienen wir durch das Medium ihrer Personen der Gesellschaft im Allgemeinen. Durch den praktischen und wirksamen Gebrauch, den die Studenten von den hier erworbenen Kenntnissen machen, geben sie den Anderen wieder zurück, was unsere Thätigkeit die Allgemeinheit kostet. Wir sind nicht zu einer Herr-

Hosted by Google

schaft über die Jugend berufen und wollen sicher nicht die Rolle von Seelenhütern oder Mentoren spielen. Wir können unsere Schüler weder wählen noch ablehnen. Sie kommen zu uns aus eigenem Antriebe, und weil ihre Familien in günstigen Verhältnissen sind. Gegenüber der großen Masse der Arbeiter, die auf die Wohlthaten der Bildung verzichten müssen, sind sie Bevorrechtete. Wenn sie die Universität hinter sich haben, kommen die Meisten von ihnen nicht mehr zurück, um hier ein Amt auszuüben. Sie verwenden die hier gewonnenen Kenntnisse anderweitig und nicht im direkten Dienste der Wissenschaft. Auf dem Markt des Lebens haben sie um den Erfolg zu ringen und sich dem Risiko des Wettbewerbes zu unterwerfen. Das ist — einstweilen wenigstens — der Lauf der Welt und es ist uns nicht gegeben, das Schifflein unserer Schüler mit geblähten Segeln schnurstracks nach dem Schlaraffenlande zu dirigiren. Es ist ein großer Irrthum, wenn man uns als Erzieher im eigentlichen Wortverstande betrachtet. Die Universität-Erziehung besteht lediglich aus indirekten Antrieben und ruht auf sozusagen objektiven Mitteln: dem Studienplan, der Eintheilung der Vorlesungen, der Pünktlichkeit, dem Lehreifer, der Lernbegier, dem duldsamen Zusammenleben zahlreicher Männer von erheblich verschiedenen Anschauungen und Empfindungen, der selbstlosen und freien Erforschung der Wahrheit. Aber schon weil die jungen Leute hier einige der inhaltreichsten Jahre verbringen und weil sie aus allen Landestheilen kommen und, gleichviel aus welchem Stande, arm oder reich, in voller Gleichheit leben, — schon deshalb ist die Universität eine große Schule der Erziehung. Man lernt es im reifen Alter erkennen, wenn man der Studentenjahre als der einzigen demokratisch verlebten gedenkt. Doch darf man sich nicht von Denen irreführen lassen, die auf Grund dieser sich natürlich ergebenden Demokratie von einem utopischen akademischen Staate fabeln, in dem die Studenten als souveraine Körperschaft schalteten und walteten, — sogar über die Wissenschaft, da die Wahl der Professoren ja durch Stimmenmehrheit erfolge. Die Universität ist im Wesentlichen eine dauernde Einrichtung, die zahlreiche Generationen von Studenten zu überleben hat. Wie sollte der Staat aussehen, der nur eine fortwährend aus- und einwandernde Bevölkerung hätte? Die Professoren wählen! Also die Wissenschaft wählen! Es ist minder unvernünftig, den Richter, den Diktator, den Präsidenten der Republik oder den König zu wählen — und thatsächlich hat man Das gethan und thut es —, als den Maschinisten zu wählen, der die Lokomotive führt, oder den Kapitän, der den Kurs des Schiffes lenkt. Auf dem technischen Gebiete wählt man nicht, sondern sucht aus; und um aussuchen zu können, muß man warten, bis man herangebildet und gereift ist. Die technische Seite ist das Besondere an unserer Laufbahn, die darin die gebührende Gewähr hat; nur darin ist unsere Autorität begründet. Dieser Autorität widerstreben, heißt, der Absurdität verfallen.

Hosted by Google

Ich werde es niemals für eine That des Muthes halten, wenn man sich gegen die Autorität des Schiffsführers auflehnt, während man im Schiff sitzt.

Gerade weil unsere Autorität sozusagen ganz ideal ist, bedarf sie keiner Form der Herrschaft, um sich zur Geltung zu bringen. Sie heischt nicht einmal die Form der Anerkennung, die in der Ergebenheit besteht; es genügt ihr, wenn sie bei den Hörern ruhige und höfliche Gefügigkeit findet. Jeder weiß, daß diese Autorität nur selten hervortritt, um Strafen zu verhängen, die übrigens einen rein disziplinarischen Charakter haben. Die dazu berufenen Professoren erfüllen diese Pflicht äußerst ungern; und die Studenten müssen in ihrem Inneren zugeben, daß die Ordnung und Freiheit der Studien auch vor den Folgen jugendlicher Unerfahrenheit geschützt werden müssen. Die Studenten haben zweifellos das Recht, die Wissenschaft zu erörtern, die in unseren Vorlesungen zu Tage tritt. Erörtern ist Bedingung des Lernens und Kritik ist Bedingung jedes Fortschrittes. Aber um zu erörtern, muß man vorher gelernt haben. Wissenschaft ist Arbeit, — und Arbeit ist nicht Improvisation. Man glaube doch nicht an das psychologische Märchen von der „Genialität", mit der Marktschreier hausiren, oder an Rassenvorrechte auf geistigem Gebiet. Das sind Selbsttäuschuugen, in denen sich Niedergehende und Niedergegangene wiegen. Wir waren in dieser üblen Lage Jahrhunderte lang und mir scheint, es wäre Zeit, diesen Abschnitt unserer Geschichte zu schließen.

Der ganze gewaltige Kreis des öffentlichen Lebens entzieht sich der direkten Einwirkung der Professoren. Es liegt uns nicht ob, als Leiter der Gesittung und Schöpfer der Geschichte aufzutreten. Es wäre sogar abgeschmackt, wollten wir nur die gesammte Wissenschaft als unseren Bereich in Anspruch nehmen. Eine lebendige Nation kann nicht ihre gesammte Bildung und Geistesthätigkeit in einer hypertrophischen Universität aufhäufen. In ihre Hallen gehört nur genau so viel Wissenschaft und Bildung, wie sich zum ausschließlichen Zwecke methodischen Unterrichtes regeln läßt. Wir Professoren sind stolz auf die moralische Ueberlegenheit, in der wir uns gegenüber unseren Vorgängern aus früheren Jahrhunderten befinden, für die Freiheiten Privilegien waren, und gegenüber den Dienern der Wissenschaft, die in früheren Zeiten nöthig hatten und in anderen Ländern noch nöthig haben, sich den Launen der Mäcene oder den Anmaßungen der Gönner und der Großen zu beugen. Aber wir werden noch stolzer sein, wenn die Studenten, ihre Einsicht mit in den Dienst unserer Thätigkeit stellend, uns erlauben werden, sie unsere Mitarbeiter an dem wohlthätigsten und edelsten Werke, das ein Mann vollbringen kann, zu nennen, sie als „Kommilitonen" zu begrüßen, — unter der Fahne der freien und vorurtheilslosen Forschung, die für uns Alle Recht und Pflicht zugleich ist.

Rom. Professor Antonio Labriola.

Hosted by Google

Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität.

Vor mir liegt der gedruckte Vortrag eines göttinger Frauenarztes. Er enthält auf ärztliche Spezialkenntnisse gestützte Urtheile über unseren physischen Organismus, die zu Schlußfolgerungen auf unser Seelenleben führen und in einer Mahnung an die Männer gipfeln, die Emanzipation der Frau mit voller Energie zu bekämpfen.

Es läßt sich gewiß viel Triftiges gegen die Emanzipation der Frau sagen; wozu aber dann die Kritik aller Denkenden herausfordern durch Scheingründe und Beispiele von einer Hinfälligkeit, die ein Kind bemerken muß? Wer seine Lehre mit Scheingründen und beliebig aufgegriffenen Nebensächlichkeiten unterstützt, erweckt den Verdacht, Etwas zu vertreten, das sich ernsthaft nicht vertheidigen läßt.

Wir Frauen sind gewöhnt, von gelehrten Herren in einer Weise beurtheilt zu werden, die uns zeigt, daß trotz ihren theoretischen und praktischen Untersuchungen ihr Wissen und Begreifen auf diesem Gebiete gleich Null ist. Die größten Denker unter den Männern, z. B. Kant, Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche, verfallen in die wunderlichsten Widersprüche und Ungereimtheiten, sobald sie auf die Weiber zu sprechen kommen. Wir erscheinen den Einen als Räthsel, den Anderen als Heilige und Halbgöttinnen, noch Anderen schlechthin als Weibchen, untergeordnete, halb kindische, halb thierische Geschöpfe.

Wir selbst wissen aber sehr genau, daß wir weder Halbgöttinnen noch Nur-Weibchen sind und Räthsel auch nur insoweit, als alles Geschaffene im letzten Grunde für uns geheimnißvoll und räthselhaft bleibt. Wir sind einfach Menschen und „nichts Menschliches ist uns fremd."

Auch Herr Dr. Runge, von dessen Vortrag ich spreche, beginnt mit der Bemerkung, daß es für die Männer schwierig sei, die Frauen völlig objektiv zu analysiren, da ihnen einerseits der sexuale Instinkt, andererseits die zur Gewohnheit gewordene Galanterie im Wege stehe. An einer anderen Stelle bemerkt er sehr richtig, daß man, um Genaueres über die Weibnatur zu erfahren, das Weib selbst hören müsse. Wo aber sind die Frauen, die man hören müßte? Während der Mann seit Jahrtausenden in der Lage gewesen ist, sich über sich selbst zu äußern, verschloß die Sitte der Frau den Mund. Wir haben darum eine gewaltige Menge werthvoller Männerbekenntnisse, aber eine verschwindende Wenigkeit ehrlicher Frauenbeichten.

Herr Dr. Runge holt sich das Zeugniß des Weibes selbst über die Weib-Natur aus dem „Buch der Frauen" von Laura Marholm. Frau Marholm ist eine eigenthümliche, etwas pathologisch anmuthende Erscheinung. Ihre geistreichen Ausführungen über die Weib-Natur interessiren und blenden. Aber normal gesunde Frauen können da nicht mitgehen, wenigstens nicht immer

Hosted by Google

mitgehen. Man empfindet eine fast krankhaft übertriebene Betonung einer einzigen Seite unserer Natur auf Kosten der anderen. Aus ihren Büchern sich ein Bild über das Seelenleben des modernen Weibes zu machen, wäre etwa eben so richtig, wie wenn man sich den modernen Mann aus den Aufzeichnungen Friedrichs Nietzsche konstruiren wollte. Solche Dokumente haben, wie Nietzsche selbst einmal ausspricht, in letzter Linie immer nur den wissenschaftlichen Werth einer Selbstbiographie. Sie müssen reichlich vorhanden sein, um als Material zur Wissenschaft vom Menschen an sich dienen zu können. Darum ist die Wissenschaft vom Weibe heute noch etwas Unmögliches.

Hören wir aber das Ergebniß, zu dem Dr. Runge auf Grund seiner praktischen und theoretischen Studien gelangt ist.

Die Fortpflanzungvorgänge, sagt er, sind nicht allein der eigentliche Beruf des Weibes, sondern die Ausübung dieses Berufes erweist sich als nothwendig für das körperliche und seelische Gedeihen der Frau. Junge Mädchen werden hysterisch und sind für ihr Leben gebrochen, wenn eine Liebe nicht zur Verlobung kommt oder wenn die Verlobung zurückgeht, — d. h. der Mann sich zurückzieht. Es ist bemerkenswerth, sagt Herr Dr. Runge, daß, wenn das Mädchen verführt und geschwängert wurde, bevor der andere Theil sich zurückzieht, die Hysterie fast niemals entsteht. Das Weib, meint er weiter, ist von der Natur für seine Berufsarbeit weniger vollkommen ausgerüstet als der Mann. Während der ganzen Ausübung seines Naturberufes ist das Weib wegen seiner in der Naturgeschichte einzig dastehend ungünstigen Körperbauart einer Menge von schweren und gefährlichen Infektionkrankheiten ausgesetzt. Viele Frauen bleiben nach einer Geburt siech für das ganze Leben. Bemerkenswerth endlich ist, daß selbst völlig normal verlaufende Geburten sich mit schweren körperlichen Leiden vollziehen. . . Wie wird uns armen Frauen beim Anhören solcher Kunde! Von diesem Grade hoffnungloſen Jammers hatten wir doch keine Ahnung! Das ist zu viel! Krankheit, Schmerzen, Siechthum, wohin wir uns auch wenden! Erfüllen wir unseren einzigen Beruf, so setzen wir uns den schwersten Gefahren aus und lebenslangem Siechthum. Erfüllen wir ihn nicht, so verkommen wir erst recht. Dennoch sind wir zu nichts Anderem geschaffen und taugen zu nichts Anderem. Ich kann mir weder eine solche Grausamkeit bei Gott noch einen solchen Mißgriff bei der Natur vorstellen. Ein solches Jammerwesen ins Leben zu setzen, wäre weder natürlich noch göttlich, sondern satanisch.

Wie aber lassen sich die Erscheinungen des wirklichen Lebens mit dieser trostlosen Lehre vom Weibe in Uebereinstimmung bringen?

Wir haben in allen Kulturländern eine in stetem Wachsen begriffene Ueberzahl weiblicher Personen über die männlichen. In Deutschland beträgt die Ueberzahl heute, so viel ich weiß, eine Million; in Holland und besonders

Hosted by Google

in England aber noch weit mehr. Diese Ueberzahl entsteht, wie die Statistik lehrt, nicht aus einem Mehr an weiblichen Geburten, sondern durch eine viel größere Sterblichkeitziffer bei Knaben, Jünglingen und Männern. Und zwar ist dieser Unterschied am Größten im Kindesalter, also einem Alter, in dem die Lebensweise beider Geschlechter gleich ist. Aber auch die Ueberzahl der Wittwen über die Wittwer ist eine gewaltige.

Dürfte nicht diese an sich ja keineswegs erfreuliche Thatsache zu dem Schluß führen, daß das Weib für den Lebenskampf besser ausgerüstet sei als der Mann? Die Natur gab dem Weibe, wenn sie es auch zarter und gebrechlicher schuf, zum Ausgleich die größere Widerstandskraft. Das würde ein numerisches Gleichgewicht herstellen, wenn nicht die Gesellschaft durch eine keineswegs naturgemäße Einwickelung und Abschließung der „Dame" gerade in den oberen Schichten die Ueberzahl der weiblichen Personen stetig wachsen ließe. Die erste, nothwendige Folge ist die Frauen-Emanzipation. Die überzählige, unverwerthete Frau wird sich ihrer Kräfte bewußt und verlangt, sie uneingeschränkt ausleben zu dürfen.

Wäre denn aber diese alle Kulturländer umfassende Frauenbewegung möglich, ohne eine Fülle von Lebenskraft und Lebenswillen neben und außerhalb jenes Naturberufes? Dagegen sagt Dr. Runge über das Weib, das von dem Naturberuf ausgeschlossen ist: „Auch der Laie kennt die sogenannte alte Jungfrau mit ihrem frühzeitigen Prozeß des Verwelkens und ihren seelischen Eigenthümlichkeiten." Der hier geschilderte, bekannte und viel verlachte Typus entstand aber nicht dadurch, daß das Weib seinen Naturberuf nicht erfüllen konnte, sondern dadurch, daß es diese Natur-Aufgabe als einzigen wahren Beruf des Weibes aufzufassen gelehrt worden war; die Künstlerin, die Doktorin, die Schriftstellerin, die Gutsverwalterin, überhaupt die mitten im Leben stehende, schaffende und wirkende Frau braucht weder vorzeitig zu welken noch seelisch zu verkrüppeln, wenn ihr Ehe- und Mutterglück nicht zu Theil geworden ist. Jeder, der in Berührung mit den geistig arbeitenden Kreisen unserer heutigen Frauenwelt gekommen ist, weiß, daß gerade diese ehelosen oder kinderlosen Frauen zuweilen von Lebensenergie und Freude förmlich strotzen und innerhalb der ihnen gesteckten engen sozialen Grenzen Arbeitleistungen aufweisen, die die des männlichen Durchschnitts um ein gutes Theil übertreffen. Das ist ganz erklärlich: die Natur versah die Frau mit reichen seelischen und körperlichen Kräften für ihren wichtigen Mutterberuf. Diese Kräfte sind vorhanden und können in Arbeit umgesetzt werden, wenn sie für das ursprüngliche Ziel keine Verwendung fanden. Wenn Runge meint, das Weib könne nur als Gattin und Mutter seine Fähigkeiten und Vorzüge zu glücklicher Entfaltung bringen, so beweist die Wirklichkeit dagegen, daß die Erfüllung des Naturberufes allein keineswegs eine glückliche Entfaltung des Weibes

Hosted by Google

sichert. Woher käme sonst der vielverrufene Weibtypus des Hausdrachens und der Schwiegermutter?

Die überschwängliche Verehrung des Weibes als Mutter ist weit mehr Theorie als Wirklichkeit. Wie schmerzlich leiden Männer und Frauen allzu häufig unter der Unwissenheit, der Urtheilslosigkeit, der Kleinlichkeit der Mütter! In wie seltenen Fällen vermag, was Goethe als das höchste Lob der Frau hinstellte, heute eine verwittwete Mutter ihren Kindern den Vater zu ersetzen! In wie seltenen Fällen finden in Schwierigkeiten gerathene Söhne wirkliches Verständniß bei der Mutter! Die engherzig einseitige Mutter und die keifende Schwiegermutter beweisen, daß auch die volle Ausübung ihres Naturberufes die Frau nicht immer vor dem Fluch geistiger Leere bewahrt. Gebt ihren Gedanken Arbeit und ihren Kräften freie Entfaltung, — und der Hausdrache folgt der alten Jungfer ins Reich der Schatten.

Dr. Runge leitet gewisse seelische Eigenschaften, die zum Theil sehr schön sind, zum Theil aber dem Weibe den Stempel moralischer Minderwerthigkeit aufdrücken, unmittelbar von den mit seinem Mutterberuf zusammenhängenden körperlichen Zuständen ab. Allein man höre seine Beweisführung: Die geschilderten Zustände zwingen aus Schamhaftigkeit zu einer Menge kleiner Heimlichkeiten und Täuschungen. Dadurch wird dem Weibe Heimlichkeit und Täuschung zur zweiten Natur. Das Weib ist weniger wahrheitliebend als der Mann. „Das ist den Zollbeamten an der Grenze sehr wohl bekannt und die Fahndung auf Contrebande wird beim Weibe meist genauer und häufig auch erfolgreicher durchgeführt als beim Manne. Ich erinnere ferner an die allbekannte Thatsache, daß Frauen das Alter ihrer Kinder auf Eisenbahnfahrten ohne Scheu herabsetzen, wenn sich dadurch eine Fahrpreisermäßigung oder freie Fahrt erzielen läßt." Schlechter hätten sich Beispiele für die ihrer Naturbeschaffenheit entstammende Unwahrhaftigkeit der Frau nicht leicht wählen lassen. Warum liegt es den Frauen nahe, den Staat bei Gelegenheit von Zoll, Steuer u. s. w. in aller Arglosigkeit zu hintergehen? Weil ihnen der staatliche Organismus mit seinen Gesetzen und Pflichten niemals ein Begriff geworden ist. Sie werden dabei nicht zu Rathe gezogen, sie haben die Landesgesetze nicht gemacht und an deren Aufrechterhaltung nicht das leiseste Interesse. Ungeachtet der hinfälligen Beweisführung bleibt aber die Thatsache bestehen, daß die Frauen listiger und unehrlicher sind als die Männer. Nur ist die Ursache eine ganz andere. Wenn Selbstbeherrschung und Schweigen unwahrhaftig machte, so müßte ja auch eine große Anzahl männlicher Berufe zur Unwahrhaftigkeit führen, in erster Linie der ärztliche. Im wirklichen Leben findet man aber, daß Selbstbeherrschung und Verschweigen von eigenen Leiden und Beschwerden, auch wenn es zu kleinen Täuschungen führt, den Charakter stählt. Die Frauen sind unwahr geworden, weil sie als die Schwächeren unterdrückt und geknechtet

Hosted by Google

worden sind. Aus keinem anderen Grunde. Betrug und List war die Waffe der Schwachen, so lange die Erde steht. Schwache Männer sind gewöhnlich weniger wahrhaftig als starke Frauen. Je freier die Frau dasteht, desto weniger neigt sie zur Unwahrhaftigkeit.

Runge sagt: die Frau ist nicht gleichwerthig mit dem Mann, sondern anderswerthig. Das verstehe ich nur dann, wenn „gleichwerthig" hier als identisch mit „gleichgeartet" genommen wird. „Gleichwerthig" im Sinne der modernen Frau heißt aber nicht „gleichartig", sondern: gleich vollwerthig als Mensch, gleich berechtigt mit dem Mann, die eigene Art dem eigenen inneren Trieb entsprechend zu entfalten und auszuleben. Welcher gebildete Mensch aber möchte Dies heute noch bezweifeln?

Bei den Thieren fällt es uns auch gar nicht ein, das Weibchen als ungleichwerthig aufzufassen. Gewiß hat für die Fortpflanzung das Weibchen eine andere und wichtigere Bestimmung als das Männchen; aber diese Aufgabe nimmt beim höheren Thier wie beim Menschen nur einen kleinen Theil des Lebens in Anspruch. In der anderen Zeit leben Männchen und Weibchen ein völlig gleiches Leben, außer wo der Mensch aus egoistischen Gründen eingreift. Aber die Stute z. B. wird als Reitpferd, Rennpferd, Zugpferd eben so benutzt und geschätzt wie der Hengst, die Hündin zur Jagd, zum Wachtdienst u. s. w. eben so gebraucht wie der Hund. Dem Menschenmann allein beliebte es, zu dem Weibe zu sagen: Du sollst Weibchen sein und weiter nichts. Diesen Grundsatz hat der Mann allerdings nur im Orient konsequent durchgeführt, wo die Weibchen, in den Harems verborgen, einzig ihrer Körperpflege leben. Soll die Frau wirklich nichts als Weibchen sein, so ist die Haremseinrichtung der Orientalen und ihre Vielweiberei, die jede Frau zeitig zur Ausübung ihres Berufes führt, zweifellos die einzig taugliche.

Darum, weil der Mann mit dem Recht des Stärkeren dekretirte: „Ihr Frauen sollt nur Weibchen sein, das Andere wollen wir allein besorgen", darum ist es geschehen, daß sich das Menschenweib zu merkwürdiger Einseitigkeit entwickeln mußte. Statt sein Menschenthum zu entfalten und zu gestalten, mußte es immer mehr sein Sinnen auf das Locken und Umgarnen des herrschenden Männchens richten und wurde so wirklich immer mehr zum Nur-Weibchen. Während bei fast allen Thieren das Männchen mit Schönheit ausgestattet ist, (farbenprächtiges Gefieder, Mähne, Geweih u. s. w.), um zu verlocken, putzt sich bei den Menschen das Weibchen heraus und macht sich zur Meisterin der Gefallkunst. Ein ganz interessantes Schlaglicht auf diese Entwickelunglinie der weiblichen Kultur wirft Jules Lemaître in einer jüngst im Figaro erschienenen Kostüm-Studie. „Man hat es sich zur Aufgabe gesetzt", heißt es darin, „alle Formen des weiblichen Körpers, die die Natur diesem verliehen hat, besonders hervorzuheben . . . . der allgemeine Eindruck ist, daß die Frau

Hosted by Google

zugleich umfangreicher gemacht und in der Mitte getheilt wurde ..... mit einem Wort: der Gürtel, wie ihn unsere Zeitgenossinnen tragen, ist nicht mehr der bequeme, geschmeidige Gürtel der Frauen des klassischen Alterthumes, sondern er gestaltet den Körper der modernen Frau gänzlich um, um besser dessen Formen zu zeigen." Wer Sinne für die „Philosophie der Kleidung hat, kann hier viel herauslesen. Die geistige Kultur des Weibes ist eine analoge gewesen; so konnte selbst bei hervorragenden weiblichen Individuen die hilflose Einseitigkeit, das vernichtende Uebergewicht des Sexual-Empfindens, entstehen, das Frau Marholm als das eigentliche Wesen der Weibnatur ansieht.

Weil das Weib schwach und der Schonung bedürftig ist, lehrt Dr. Runge, und weil der Mann brutal ist, müssen wir im Interesse des Weibes die Frauenemanzipation mit voller Energie bekämpfen. Das bedeutet nicht viel mehr als ein bewußtes, gewolltes Aufrechterhalten der Schwäche des Weibes und der Brutalität des Mannes. Leider ist diese Rechtsauffassung nicht mehr im Geiste der Zeit. Die heutige Kultur bekämpft mit voller Energie die Brutalität und damit wird sie das Weib unendlich viel sicherer schützen, als es je durch die Errichtung von unnatürlichen Mauern und Schranken gelungen ist. Was hat heute in Amerika z. B. das Weib von der männlichen Brutalität zu befürchten? Und über das Faustrecht sind selbst wir hinaus.

Wir wollen Mitarbeiterinnen des Mannes sein, treue und freie Weggenossinnen. Nicht das Gleiche wollen wir leisten, wie er, sondern ihn auf allen Lebensgebieten ergänzen, als seine andere Menschenhälfte. Um Das zu können, müssen wir uns vor allen Dingen frei entfalten dürfen. Was wir bei freierer Entwickelung unserer weiblichen Wesensart sein und leisten werden, wird erst die Zukunft lehren.

Die Natur schuf nicht einen Menschen mit einer Unterart, dem Weibchen, sondern sie schuf den Menschen in gleichwerthiger Zweigestalt. Aus dieser leidenschaftlich einander zustrebenden Zweiheit fließen alle höchsten Schmerzen und Seligkeiten des Lebens. Beide Hälften, in ihrer Vollkommenheit gedacht, einander ergänzend, sind die Voraussetzung des allerhöchsten Erdenglückes. Zwillinge des Himmels sind wir. Der Bruder wurde belehrt und mit Welt und Leben bekannt gemacht, bestand Gefahren, tummelte sich wacker und wurde ein Mann. Die Schwester blieb in die Kinderstube eingesperrt, verzärtelt und dabei der Langeweile und ihren wirren, der Wirklichkeit fremden Träumen überlassen. So entstand eine weite Kluft zwischen ihm und ihr. Er wurde ihr zum Herrn, sie ihm zum Kind, das doch kein Kind war, und zur Magd. Und nun sind sie, äußerlich vereint, doch Beide einander fremd und einsam. Hätte sie zum vollen Weibe werden dürfen, wie er zum Manne wurde, — welche Gemeinschaft! Das ist des modernen Weibes Sehnsucht: des Mannes ebenbürtige Gefährtin zu werden.

Frieda Freiin von Bülow.

Hosted by Google

Bismarck.

Zum ersten April 1897.

Im Winter wars — schon Jahre sind dahin —
Im Monat Februar. Gesammelt stand
Die Menge harrend vor des Reichstags Pforten.
Die breite Straße von Asphalt, wo lautlos
Die Wagen näher rollten, füllte sich
Mit dichten Schaaren und es stockte rings
Das laute Treiben, wie die Herzen stockten.

Denn Er war drinnen. Er, der Eiserne.

Was er wohl sprach? — Die ganze Erde lauschte.
Die Blitzkraft, die der Mensch zum Dienst gebändigt,
Sie tickte bang, auf abertausend Drähten
Sein Wort rings um den Erdball hinzujagen.
Und was er sprach, der Greis, der Fürst der Geister,
War eines Volkes Werden und Erstehen,
Vergang'nes, das der Starke selbst geschmiedet,
Geschichte, die der Eh'rne selbst geschrieben
Mit Blut und Eisen in das Buch der Zeiten,
War eines Lebens herbgereifte Frucht,
Des Lebens, das ein Volksreich aufgerichtet
Und eines Kaisers stolzen Thron gezimmert,
Wie es die Throne Königen zerschlagen.
Und was er sprach, war Wehrkraft der Gedanken
Und eines Volkes Wehr, denn flammend fuhr
Die Furie der Teutonen ihm vom Munde,
Wortringend, wie es stockend sich im Grunde
Des Kraters regt, der seinen Gluthschein aushaucht
Und Trümmer schafft, wenn er den Druck zerbricht.
„Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Niemand in
Der Welt." — Wie ein Posaunenton
Klang solcher Spruch des Stolzes und der Größe
Hinaus und in den Blitzen zuckt es weiter
Erschütternd auf den Drähten durch die Welt.

Und nun trat er heraus. Da stand er hoch,
Ein Hühnenbild, im Thor des Sprecherhauses
Und blickte staunend auf die Menge hin.
Denn wie ein Wirbelsturm ins Meer hineinfährt,

Hosted by Google

Die Wellen wüthend durcheinander wirft,
Daß sich die Wogenkämme wechselfluthend
Zerbrechen, also wälzte sich im Jubel
Zu Tausenden das Volk dem Mann entgegen.
Zur Mauer in einander eingekeilt,
Die breite Straße gänzlich überdrängend,
So stürzte ihm der Bürger, der Soldat,
Der Mann der Arbeit und mit holdem Herzen
Der Frauen reine Huldigung entgegen.
Gedrängt vom Ansturm, bäumt und fällt das Roß
Des Wagenlenkers, es zerkracht die Deichsel, —
Und über Pferdeleiber, wie zur Schlacht,
Drängt man dem greisen, hohen Recken zu.

Bleich schritt er hin. Eng war die Gasse nur,
Die man ihm bahnte, doch sein Haupt, es ragte
Vor Allen einsam aus der wirren Menge,
Die, ihre Hüte, ihre Tücher schwenkend,
Mit Jubelrufen laufend ihn umgab.
Sein Auge — welch' ein Auge! — blickte scheu
Und gütig nieder auf die fremden Menschen,
Die Alle ihn, des Reiches Schöpfer, kannten
Und die er selbst doch nur als Deutsche kannte,
Als Kinder seines Volks, das ihn erkoren
Zum Urbild seiner eignen Heldenkraft.
So schritt er stumm; und leis verklärte sich
Das scheue Auge und der volle Blick
Der Weisheit und der reinsten Güte floß
Mit stillem Danke unter diesen Brauen,
Vor deren Runzeln bang die Welt erzittert;
Ein Perikles der Deutschen wandelt er,
Der aus der Volksversammlung heimgekehrt,
Ein Mann der Rede und ein Mann der That,
Ein Mann der Weisheit und ein Mann der Kraft.
Dann nahm ihn die Palastespforte auf,
Wo ehern jene Heldenbilder steh'n,
Schwerin, Keith, Ziethen, Winterfeld, in Waffen,
Wo eisern ihn das hohe Gitter schützt,
An das man sich zum letzten Gruße drängt.
Er neigt sich, grüßt und dankt dem Segensruf,
Der ihm aus hundert Kehlen nacherdröhnt.
Und in der Halle schwindet dann sein Bild,
Das hochgebaute, aus der Zeit der Ahnen,
Um jene stillen Räume zu betreten,
Wo er das Schicksal dieser Welt gelenkt,
Wo er die tiefe Geisteskunst geübt,

Hosted by Google

Die vieler Völker wirre Kräfte regelt,
Und ihren Einklang in die Welt gezaubert.
. . . . . .

Im Winter wars, schon Jahre sind dahin;
Es hat der Schicksalsmächtige dem Schicksal
Den Zoll des Daseins mannesstolz bezahlt.

Noch lebt der Held! Die Frühlingsstürme rauschen
Im hohen Buchenwald, im Sachsenhain,
Vom Eis befreit die Bächlein flüsternd plauschen,
Durchs erste Grün bricht mild der Sonne Schein.
Noch schweift sein treues Auge zu den Kronen
Der wurzelfesten Stämme hoch hinan
Und Amselschlag und Lerchensang, sie lohnen
Mit Sängerdank, was er dem Volk gethan.

Noch lebt sein Geist! Aus tausend vollen Seelen
Bricht unaufhaltsam die Begeist'rung vor,
Wie junge Knospen aus dem Stamm sich stehlen,
Grünt ihm der Freudenthränen Dank empor;
Und wie die Bluth der Kirschen Berg und Thale
Mit reichgedrängtem Blüthensegen füllt,
So ist der Dank, der abertausendmale
Dem Weisheitfürsten rein entgegenschwillt.

Noch lebt sein Geist! Es ist der Geist der Treue,
Der frei in Treuen, treu in Freiheit steht,
Der das Vergangene und der das Neue
Verbindend wetterfest im Sturme geht;
Der, selbstgebändigt, mit den Wirklichkeiten
Des Lebens leis das Ideal versöhnt
Und der des Daseins kraftbewußtes Streiten
In Maß und Weisheit festgewurzelt krönt.

Noch lebt sein Geist! Er lebt im Gruß, der mächtig
Aus Männerherzen ihm entgegendringt,
Er lebt in seinem Werk, das reich und prächtig
Geeinigt Deutschlands Gaue fest umschlingt.
Ein Volk, das fest im Herzensdanke dauert
Für seiner Helden hehres Geisteswehn,
Das hat sich eine feste Burg gemauert
Und wird und muß im Zeitensturm bestehn.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Hosted by Google

Auf dem Kirchhof.

Der kleine Kirchhof lag ganz dicht oben am Fjaell mit seinen Grabsteinen, seinen Monumenten, seinen Gräbern mit Gittern oder Hecken darum und all den Erdhügeln mit Kreuzen und Christi Blutstropfen darauf. Man konnte von dort über das Meer hinausblicken und weit draußen zwischen Wolken und Wogensaum die Segel sehen. Die Stadt war stolz auf ihren Kirchhof; ihre Eitelkeit war vielleicht auch ein Bischen mit dabei im Spiel, denn er war ungewöhnlich nett und zierlich gehalten.

Die Bänke waren leer, überhaupt war heute Abend noch Niemand auf der eigentlich hübschen Seite des Kirchhofes, außer dem Manne, der mit einer Spritze umherging und die Blumen begoß und die Gänge harkte. Morgen war Sonntag; und am Sonnabend kamen immer einige Familien und putzten aus und pflanzten.

Die Gräber der Unbemitteltеren hatten sich hier, wie es ja meist üblich ist, bescheiden in eine Ecke zurückgezogen. In der fernsten Ecke, wo die graue Steinmauer mit dem Terrain sich zur Chaussee herniedersenkte, kletterten zwei kleine Mädchen in die Höhe, um den Wildrosenbusch auf der anderen Seite zu erreichen, der noch mit einigen kümmerlichen Resten seines Sommerflors prunkte. Sie nickten und schwatzten und reckten sich, um die Blüthen zu greifen. Sie waren ungeheuer gute Freunde geworden, seit Andrine jetzt gleich nach den Ferien in die Volksschule gekommen war. Erst hatte Andrine auf einem Geschäftsgange Maren zu Rickerts begleitet, um Leinöl zum Malen zu kaufen, und dann hatte Maren der Andrine beim Pflücken von Blättern und Blumen für das Grab ihres Vaters den ganzen Berg hinauf geholfen.

„Ja, aber," drängte Andrine sie, „wenn Du nun die Oelflasche entzweigeschlagen hättest, — ich sage nur, wenn Du es gethan hättest?"

„Ja, — aber Das that ich ja nicht!"

„Aber ich sage ja auch nur, verstehst Du, wenn Du es gethan hättest: würde Dein Vater Dich dann geschlagen haben?"

„Ja, ganz gewiß."

„Mit der Ruthe?" Es klang neugierig forschend unter zwei großen, ernsten Augen hervor.

„O, ich glaube, er würde ganz wild und griffe gleich nach dem Stock."

„Ja, — aber wenn Du ihm nun gerade in die Arme sprängest?"

„Bist Du verrückt!"

Maren stand ganz verblüfft mit offenem Munde da. Ja, Das würde recht was nützen! Andrine hatte offenbar keine Ahnung, was ein Vater war. Sie hatte der Freundin erzählt, ihr Vater sei gestorben, als sie erst ein Jahr zählte, und er sei so gut, so furchtbar gut gewesen. Ja, ihr Vater war auch gut, wenn er nicht wüthend war, wie jedesmal, wenn die Mutter Geld haben wollte oder der Bruder Adolf ihm beim Malen half. Aber all Das, wovon Andrine schwatzte, daß sie nach seiner Uhr sehen dürfe, ihm entgegengehen, wenn er nach Hause kam, und den Farbentopf tragen, jeden Sonntag mit ihm ausgehen und ihn bei der Hand halten, — dürften alle ihre fünf Geschwister Das auch thun? ...

Andrinens hellgelber und Marens rother Haarschopf bewegten sich nun

Hosted by Google

auf der anderen Seite der Steinmauer. Dort standen mitten zwischen Brennnesseln in dem Heideroſenſtrauch einige große rothe Fingerhutblumen, die ſie haben mußten; dieſe Arbeit brachte Andrine einen bedenklich langen Riß in ihrem Kleide ein. Und die Fragen Andrinens, was Marens Vaters wohl geſagt haben würde, wenn ſie ſich ihr Kleid ſo zerriſſen hätte, begannen wieder von Neuem. Sie warf dabei einen Blick, der nicht gerade von gutem Gewiſſen zeugte, nach dem kleinen Hauſe auf der anderen Seite der Chauſſee hinüber, wo der Zaun und der Raſen mit Wäſche bedeckt war, die noch nicht für die Nacht hineingenommen war. Wäre die Mutter jetzt draußen auf der Bleiche geweſen, dann hätten ſie dort hinaufgehen können.

Andrinens Mutter, Olava Olſen, war noch ein hübſches jugendliches Weib, das von allen beſſeren Leuten der kleinen Stadt die feinere Wäſche und Bügelſachen bekam, ſo weit ſie nicht im Hauſe ſelbſt beſorgt wurden. Und Das war der eine Grund, warum ſie ſo weit draußen am Strande bei der Jungfer Mortenſen wohnen mußte, die gelbe Rüben, Kohlrabi, Timian und Grünkraut aus ihrem Garten verkaufte. Die Quelle dort draußen hatte das weichſte Waſſer der ganzen Stadt, es enthielt keine Spur Salpeter, man ſah es daran, daß die Seife ſo ſchäumte.

Andrine hatte zu Hauſe bei Jungfer Mortenſen buchſtabiren und rechnen und ſchreiben gelernt; ſie war ziemlich einſam dort draußen aufgewachſen. Erſt jetzt, im Herbſt, kam ſie in die Volksſchule, in die alle anderen Kinder vom Strande gingen. Immer, wenn ſie mit einem von ihnen geſpielt hatte, quälte ſie daheim die Mutter mit ihren beſchwerlichen Fragen. Die anderen kleinen Mädchen, mit denen ſie zuſammentraf, ſagten, ſie hätten einen Vater. Alle kannten ihn; der von Zimmermanns Marthe war den ganzen Sommer in Kjevig. Aber wo war ihr Vater? Hatte ſie denn keinen Vater mehr? Sie fragte und forſchte.

Es war für die Mutter jedesmal ſo ſchmerzlich, wenn die Frage kam und die kleine Andrine dann ſtand und ſie mit den forſchenden Augen anblickte, in denen das Weinen ſo traurig nahe zu ſein ſchien. Da kam ihr eines Tages der Einfall, zu ſagen, der Vater ſei draußen auf der See.

„Wo?“

„O — in Amerika.“

„Wann kommt er denn wieder?“

„Weiß ich nicht, mein Kind!“ Olava ſetzte ſich hin und weinte. „Wir werden ſchon einmal einen Brief bekommen, — ſpäter.“

Aber dann begann Andrine bei allen Seemannsfrauen in der Nachbarſchaft nach Briefen zu forſchen, zu fragen, wann ſie kämen und wer ſie brächte. Das ging ſo nicht weiter. Es müßte Ernſt gemacht werden, ſagte Jungfer Mortenſen, der Kleinen die Sache beizubringen. Olava hatte ſich immer gedacht, daß ſie ihr einmal Alles erzählen wollte, wenn ſie älter würde und mehr Verſtand bekäme ... Andrine nahm ſich Alles ſo zu Herzen und Olava ſah immer im Geiſt vor ſich, wie ihre grübelnden Augen ihr folgen würden, wenn ſie erfuhr, daß ſie nicht ſo gut ſei wie die anderen Kinder dort am Strande. Sie würde wohl auch über ſie, die ſie in die Welt geſetzt hatte, ihr Theil in Erfahrung bringen, — da ihr ja ſo viele Gedanken im Kopfe herumgingen. Die Mutter meinte, ſie würde es nicht ertragen können, dem Kinde dann ſpäter noch in die Augen zu blicken. Und wo ſollte ſie dann die nöthige Gewalt und Autorität

Hosted by Google

hernehmen? Sie schob es daher von einem Tage zum anderen auf, während sie umherging und sich davor graute und grübelte : . .

Nein, sie mußte sehen, es aufzuschieben, bis sie das Kind so weit gebracht hatte, daß es bald seine Schande bei Fremden verbergen konnte. Und so bekam denn die kleine Andrine eines Tages zu hören, wie es wirklich mit ihrem Vater zusammenhinge, daß sie eigentlich keinen hätte, — er sei in einer Zeit gestorben, auf die sie sich nicht mehr besinnen könne, als sie noch ganz klein war, nur ein Jahr alt, und daß sie nur noch eine Mutter habe, die hier auf der Welt für sie sorgen könne.

Es sah aus, als wenn sich Andrine damit beruhigte, bis sie eines Tages mit Dina von Glashändlers auf dem Kirchhof gewesen war und diese ihr gezeigt hatte, wo ihre Schwester läge. Nun wollte Andrine durchaus auch wissen, wo ihr Vater begraben sei, ob auf der Seite, die ihnen zunächst lag, oder nach der Kirche zu, ob ein Kreuz auf dem Grabe stände oder nur Blumen oder ob nur Rasen da wäre.

Eines Morgens hatte sie von ihm geträumt und ihn ganz deutlich gesehen. Er hatte einen hübschen weißen Bart und blickte sie so freundlich an und seine Uhrkette war grün, weil er so lange in der Erde gelegen hatte. . .

Jungfer Mortensen wurde ganz unheimlich zu Muth; das Kind dachte ja an nichts Anderes! Und einmal, als die Kleine bitterlich zu weinen begann und von den anderen kleinen Mädchen erzählte, die ihre Gräber putzen durften, mußte Olava ihr schließlich versprechen, mit ihr dorthin zu gehen und ihr das Grab zu zeigen. Nicht heute, — nächstens, wenn sie einmal recht viel Zeit hätte und es solches Wetter wäre, daß sie ihre Wäsche verlassen dürfte. Aber der Tag, wo die Mutter loskommen konnte, wollte gar nicht erscheinen; sie versprach es von Woche zu Woche.

Da begann Andrine, sich allein zum Kirchhof hinaufzuschleichen, und suchte und suchte. Und wenn sie hinunterkam, dann glaubte sie ganz bestimmt, es wäre das oder das Grab . . . . denn das sah so aus, wie sie es sich dachte. Eines Abends, als es wieder nicht das rechte war, brachen Thränen, groß wie schwere Regentropfen, aus ihren Augen hervor . . . . . sie hatte ihre Blumen gerade auf jene Stelle gelegt, wo nach ihrer Meinung die Brust liegen mußte. . . .

Olava wußte keinen Ausweg mehr. Sie nahm das Kind bei der Hand und führte es auf den Kirchhof. Dort, am äußersten Ende, das dritte Grab von der Steinmauer, das fast ganz niedergetreten war und wo der Rasen sich nur noch ein Wenig an dem einen Rande erhob: das sei es! Und wenn Andrine das ganze strahlende Königsschloß bekommen hätte, von dem Jungfer Mortensen in den Märchen erzählte, es hätte der stillen Freude gegenüber nichts bedeutet, die von ihrem Gesicht widerleuchtete und in ihren Augen funkelte, als sie nun endlich den kleinen, zertrampelten Hügel als ihr Eigenthum betrachten konnte. Sie war jeden Samstag Abend dort — öfter bekam sie nicht Erlaubniß dazu — und putzte und ordnete und spielte für sich allein. Das hatte sie nun schon drei Jahre lang gethan, bis Maren als Gefährtin mit dort hinaufkam. Sie hatte sich von ihrem Vater eine ganze Traumwirklichkeit geschaffen, in der sie mit ihm plauderte, ihn liebkoste und sich von ihm antworten ließ.

Hosted by Google

Andrine saß nun auf der Steinmauer und schwatzte wichtig, mit dem Faden im Munde, den sie um die Stengel wand und wickelte. Ihr Haar hing wild um den Kopf herum, weil sie in den Heckenrosen gewesen war, und das ungebleichte Kleid aus bedrucktem Kattun hatte heute zu Hause für Mancherlei einzustehen. Ihre Miene und ihre Mundbewegungen sagten die ganze Zeit, daß sie wohl wüßte, wie das Grab ihres Vaters bestellt sein sollte.

. . . . Ihre Mutter wollte niemals auf den Kirchhof gehen, weil sie dort so traurig würde, erzählte sie. Das Schönste, was sie wüßte, wäre, wenn ihr Vater noch lebte! Dann hätten sie vielleicht auch ein Boot gehabt und sie hätte mit hinaus dürfen zum Fischfang, wie Maren mit ihrem Vater . . . . Und hätte eine Puppenstube gehabt im Hintertheil des Bootes in dem Schöpfkellenraum, der verschlossen werden konnte. . . . . Und dann hätte sie Splitter aufgesammelt und sie hineingetragen, wenn er das Holz haute, das ihre Mutter in Davidsens Säge kaufte und querüber entzweischlagen mußte, statt des widerlichen Martin, der immer so betrunken und zornig war. . . . . Aber am Liebsten spielte sie, daß er auf Reisen wäre und Briefe nach Hause schriebe; ja, sie fertigte sie selbst an und that, als wenn sie sie abholte; ihr Posthaus befand sich unter der Brücke. Und dann schrieb sie wieder Alles an ihn, was sie sich wünschte. . . . Und als sie stricken gelernt hatte, spielte sie, daß sie einen Shawl für ihn strickte, wie es des Lootsen Torgesens Anna für ihren Vater that. Sie konnte, so oft sie wollte, während des Winters sein Gesicht im Monde sehen, wenn sie hinter dem Fenstervorhang stand. Sie hatte wohl beobachtet, wie sie die feinen Gräber ausputzten. Sie brachten Blumen vom Fensterbrett und setzten sie oft mit dem ganzen Blumentopf ein. Sie hatte oft dabei gestanden und zugesehen. Und einmal hatte eine Frau, die auf dem Boden kniete und jätete und pflanzte, gefragt, worüber sie da eigentlich grübele, und gemeint, daß sie vielleicht beabsichtige, Blumen zu stehlen; als sie aber hörte, daß Andrine auch am anderen Ende des Kirchhofes ein Grab habe, schenkte sie ihr Aurikeln und Perlblumen und zeigte ihr, wie man ein Loch grub und sie in die Erde einsetzte und begoß. Ihnen thäte der Schnee nichts, sie hätten im vorigen Jahr gerade so gut gestanden und wären gerade so hervorgekommen wie diesmal.

Gleich nachdem sie die letzten Stengel zusammengebunden hatten, sollte Maren zu sehen bekommen, wo sie an der Mauer das Holzstückchen, das sie als Harke benutzte, und den Scherben einer Unterschale verborgen hatte, in dem sie Wasser herbeitrug.

Jetzt, gegen sieben Uhr, stand die Sonne schräg und es lagen lange Schatten über dem Kirchhof. Aber dann waren sie auch fertig, — zwei schöne Kränze! Sie trugen die Ausbeute ihrer Arbeit vorsichtig hoch in der emporgehobenen Hand, kletterten über die Mauer und gingen zum Grabe hin. Maren sollte nur still dabei stehen, dann würde sie schon sehen, wie es gemacht würde. Erst mußte all das Welke vom vorigen Sonnabend fort und dann mußte ringsum der Rand abgejätet werden und oben glatt geharkt und gefegt, so daß die Erde recht schön schwarz aussah; und dann wurden beide Kränze niedergelegt, der große in die Mitte und der von Maren unten am Fußende. . . .

„Himmlischer Vater, worauf die Kinder auch Alles kommen!“ rief eine Frauenstimme.

Hosted by Google

Es waren ihrer zwei Frauen und außerdem der Totengräber, der mit dem Spaten und einem Holzkreuz mit weißer Inschrift darauf daherkam.

„Was macht Ihr denn da?“ fragte die dicke Frau, die einen Blumentopf in der Hand hielt, noch erstaunter, als sie ganz nahe herankam und sah, daß das Grab in Ordnung gebracht war und zwei Kränze darauf lagen.

„Aber, himmlischer Vater, Du, Berentine, ist Das nicht gerade wie ein Zeichen, daß das Grab des alten Tron Disen doch nicht ganz vernachlässigt werden sollte!“ rief sie ihrer jüngeren und dünneren Begleiterin zu.

Der Totengräber setzte bereits den Spaten am oberen Ende ein.

„Laß unser Grab in Ruhe!“ schrie Andrine.

„Euer Grab? . . . Macht, daß Ihr wegkommt, Mädchen, oder —“ er drohte ihnen mit dem Spaten.

„Da liegt mein Vater!“ jammerte Andrine, „meine Mutter ist Olava unten vom Strande —“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Totengräber, „Olavas Tochter! Und Dein Vater liegt hier, haben sie Dir Das eingeredet?“

„Ich sage es Mutter, ich sage es Mutter!“ heulte Andrine ganz außer sich.

„Still, Kind . . . . Still, Kind! Du störst ja die heilige Ruhe des Friedhofes . . . . Geh jetzt!“ damit suchte die Frau sie zu beruhigen. „Siehst Du denn nicht das Kreuz mit dem Namen darauf? ‚Hier ruht Tron Disen, Bootbauer aus Sörvig‘, las sie im Tone einer Predigt . . . . „Er starb ein Jahr, nachdem sein Sohn nach Amerika gegangen war.“

„Ihr müßt nun gehen, Kinder!“ hieß es dann strenger . . . . „Nehmt die Kränze mit Euch! So —“

Maren verschwand. Sie kam athemlos nach Hause und erzählte, sie wären von zwei Frauen draußen aus Sörvig vom Grobe fortgejagt worden.

Aber Andrine blieb hinter der Steinmauer stehen und drehte den Kranz, den sie in der Hand hielt, zwischen den Fingern. .

„Ihr Vater liegt wohl noch nicht in der Erde, — die arme Kleine!“ meinte der Totengräber; er wußte mit der Chronik des Ortes Bescheid. „Das war der Gehilfe beim Kaufmann Knoff, der die Olava damals, als sie dort Haushälterin war, zum Narren machte. Er ist nun anderswo verheirathet und sie wohnt draußen am Strande und ernährt sich und die Kleine durch Waschen.“

An diesem Abend wurde Andrine klug.

Sie saß still hinter der Steinmauer verborgen und hörte zu, während sie daneben am Grabe arbeiteten und schwatzten.

Es schluchzte und schnaubte lange dort hinter dem Heckenrosenstrauch, schmerzlich, untröstlich, — dann wurde es still. . . . .

Andrine hatte dort geschlafen, bis es ganz spät und dämmerig geworden war. Sie erwachte mit stillem Schrecken und wußte nicht, wo sie war; aber es war etwas so Böses, so Böses . . . . .

Ihr Blick fiel über die Kreuze und all die dunklen Steingestalten hin. Da sah sie einen großen, weißen Bart . . . . Er wurde mehr und mehr zu dem Gesicht ihres Vaters, — aber so verzerrt und mit einem Auge, hart wie Stein.

Nun besann sie sich plötzlich auf Alles.

Paris. Jonas Lie.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Die Barrisons. Ein Kunst-Traum von Pierre Vicomte d'Aubecq, herausgegeben und eingeleitet von Anton Lindner. Mit einem Titelbild von Thomas Theodor Heine und zahlreichen Vignetten. Berlin, Schuster & Loeffler, 1897.

Pierre d'Aubecq ist bei uns wohl nur den Wenigsten bekannt. Aber die Intimen der zeitgenössischen Kunst an der Seine schätzen in ihm einen Künstler, der 1887 ein originelles Liederbuch (Soie) herausgab. Bereits 1889 konnte die Association Artistique „Outamaro" das fünfte Tausend mit einem Vorwort von Edmond de Goncourt publiziren, in dem die künstlerische Art d'Aubecqs mit der schlanken Grazie arabischer Füllen und mit dem Farbenglanze orientalischer Seiden verglichen wurde. Die neueste Arbeit des Dichters — „Die Barrisons" — ist aus dem französischen Manuskript übersetzt, denn es war sein Wille, das Werk auch alsbald in Deutschland („dans ce pays tant haï et aimé") gedruckt zu sehen. Ein deutscher Künstler hat es illustrirt, aus deutschen Landen kam ein Theil der Anregung und von deutscher Kunst und Kultur wird Mancherlei darin gesagt. D'Aubecq analysirt in diesem Buche die Formen, Körper- und Tanzlinien, Zerrspiegel-Alluren, Stilisirungskünste, Töne und Posen der Five Sisters Barrison, um allmählich zu großen und überraschenden Gedanken zu gelangen. Er sieht in den pflanzenhaft-biegsamen, arabeskenschlanken Leibern der Barrisons und dann allgemeiner in den mondänen Formen des Frauenleibes das seltsame Entwickelungprodukt vorausgegangener Kulturen und unserer heimlich hämmernden, umprägenden Decadence-Epoche. Die Sonderart der Barrisons führt ihn auf die Bizarrerie, die raffinirt-naive Schönheit des überkulturellen Weibes, auf die Tragikomoedie der Unschuld, die ja zu den alltäglichsten Sittenspielen unserer Zeit gehört. Er schildert, wie die satanische Macht der Zeit aus dem Leben der Menschen die köstlichste Karikaturen-Komoedie formt. Und indem er die Menschenbildungen der allerletzten Kulturstadien beleuchtet, giebt er uns einen „Extrakt seiner kunstsatirischen Anschauung" und zeigt uns, „wie sich ein individueller Kopf die Zeitsatire der künftigen Tage wünscht; wie sie ihm wünschenswerth und möglich erscheint, soll sie auch künstlerisch von Belang sein." „Denn es läßt sich nicht leugnen," meint er: „wir leben in einer karikaturistischen Epoche."

Wien. Anton Lindner.

Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengestellt. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Mein Buch unterscheidet sich von allen anderen lyrischen Blumenlesen hauptsächlich dadurch, daß es neben den ästhetischen Rücksichten das Hauptgewicht auf die ethische Seite der Gedichte legt. Auf Grund eingehender, selbständiger Studien bietet es, was den Menschen erhebt über den Staub des Alltagslebens und seine Kämpfe. Denn das Leben ist ein Kampf, vor Allem ein sittlicher Kampf, ein unaufhörliches Sichhindurchringen durch alle Unklarheiten und Wirrsale des Lebens zu einer gesunden Weltanschauung, ein Sichhindurchkämpfen durch die sittlichen

Hosted by Google

Aufgaben des Lebens zu edler Bildung des Charakters und des Herzens. In diesem Kampf will das Buch Helfer und Rathgeber sein.

Ludwigsburg. C. Belschner.

Das Raimund-Theater. Passiongeschichte einer deutschen Volksbühne. Wien, Verlag der „Neuen Revue." In Kommission bei M. Perles.

Ich ließ ein halbes Jahr verstreichen, ehe ich mich an den Schreibtisch setzte, um die Geschichte des Raimund-Theaters zu schreiben; sie gipfelt in der bekannten Katastrophe, von der meine Direktion ereilt wurde. Und ich glaube, dieses Zögern war meiner Schrift nützlich. Meine Rede gegen den Theater-Ausschuß, der mir so Unerhörtes zugefügt hat, durfte ein Pamphlet sein, die Geschichte meiner Direktion aber nicht; sie mußte mit ruhigem Geist geschrieben werden. Das Buch wird daher Allen, die es etwa aus Skandalsucht lesen, eine gelinde Enttäuschung bereiten. Die Helden der mitternächtigen Theater-Verschwörung sind kaum genannt und selbst der berühmt gewordene Schiller-Kenner Franz Jaburek wird nur im Anhang erwähnt, der das schiedsgerichtliche Urtheil über den Ausschuß in seinem vollen Wortlaut wiedergiebt. Es war mir in dieser Schrift darum zu thun, dem Publikum einmal den inneren Entwickelungprozeß einer großen bürgerlichen Theatergründung vollkommen sachlich darzulegen und es einzuführen in diese wunderliche Welt, wo unklare Instinkte, bewußte Spekulation, weltfremder Idealismus und hundert andere Faktoren neben einander wirken, um ein gutes Werk zu schaffen; und es war mir darum zu thun, durch eine schlichte, wahrheitgetreue Berichterstattung alle begangenen Irrthümer, alle Gefahren aufzudecken, die für die Betheiligten in dem Organismus eines Theaters schlummern, das, aus disparaten Elementen gebildet, schließlich einer vielköpfigen Herrschaft unterstellt werden soll. Ich bemühte mich, dieses Buch unter literarischen Gesichtspunkten, aber durchaus volksthümlich zu schreiben, denn sein Gegenstand ist eine Angelegenheit des deutschen Volkes. Das Raimund-Theater war von mir geplant als eine deutsche Nationalbühne auf lokaler Grundlage. Hundert Jahre nach Lessing wurde unter der Fahne Ferdinands Raimund der ernsthafte Versuch unternommen, eine Volksbühne zu schaffen, auf der ausschließlich deutsche Dramatiker zum Wort gelangen sollten. Und dieser Versuch konnte als gelungen gelten, denn unter den siebenzig Stücken, die während meiner fast dreijährigen Direktion zur Aufführung gelangten, befand sich kein fremdes Werk. Man müßte denn Holger Drachmanns Märchenlustspiel „Es war einmal . . .", das auf einem deutschen Märchen beruht, als ein fremdes Werk ansehen, weil der Verfasser ein Däne ist. In meinem Buch ist nebenbei ein Arbeitprogramm entwickelt, das für eine mehrjährige Thätigkeit eines deutschen Nationaltheaters ausreicht; doch ist es wichtig, zu betonen, daß die theilweise lokale Färbung dieses Programmes für einen ähnlichen Versuch in Berlin, in Hamburg oder München den jeweiligen örtlichen Verhältnissen angepaßt werden müßte.

Wien. Adam Müller-Guttenbrunn.

Hosted by Google

Hedwig Niemann.

Eine ganz kleine Frau mit sehr hellem Haar und grauen, manchmal ins Grünliche schillernden Augen. Sie kann sich kaum verändern; die proteische Verwandlungskunst, die Thoren für die eigentlich schauspielerische Fähigkeit halten, fehlt ihr völlig und sie bliebe, auch wenn sie Perücken von millionen Locken aufsetzen wollte, immer doch Hedwig Niemann. Sie versucht auch die täuschenden Künste gar nicht erst; sie tritt stets in der selben Gestalt vor das Publikum und ist, wo sie zu gesunden Sinnen sprechen darf, immer des Sieges gewiß. Das nur begrenzt ihre Wirkung: den Ungesunden bietet sie nichts, den kraftlos Kränkelnden, die nur durch die stärksten Reizungen noch, durch Trüffeln, Peitsche und Perversitäten, aus trägem Schlummer gescheucht werden können, hat ihre schlichte und stille Kunst nichts zu sagen. Deshalb gefällt sie auch dem Börsenpöbel, der in den berliner Theatern Hausse und Baisse macht, schon lange nicht mehr. Man sagt es nicht offen heraus, denn ein Bischen Scham ist selbst im Thiergarten noch zu finden, aber man redet behutsam um die Sache herum, jammert ein Erkleckliches über die Last der Jahre und die Fülle des Fleisches, die den Genuß an den Leistungen der Niemann leider beeinträchtigen sollen, und — die Hauptsache — man geht nicht hin, wenn sie spielt. Das ist nicht wunderbar: in einer Stadt, deren repräsentativer Bühnenheld ein hysterischer Knabe ist und die in der wundervoll fein berechneten Künstlichkeit der Frau Duse einen Gipfel Natur gewordener Kunst bestaunt, kann Hedwig Niemann höchstens eine kleine, heimliche Gemeinde haben. Sie ist nicht mehr jung und ihr Leib könnte schlanker sein; aber Frau Judic sieht viel älter aus und ist fetter und konnte dennoch, weil sie mit fürchterlich klugen Augen und der Miene eines unschuldigen Kindes Zotencouplets sang, für eine große Schauspielerin gelten. Wäre die blonde Frau Hedwig in Frankreich geboren, dann säße sie als petite doyenne jetzt im Hause Molières und die pfiffigsten Theaterindustriellen schrieben ihr gute Rollen; aber sie lebt in Berlin, der Barbarenstadt, wo für große Kunst sich kein Empfinden regt, wo das Fräulein Groß mit eklen Schreipuppenmanieren und geschmacklos zur Schau getragenen Syndikatsbrillanten Jahre lang eine „Zugkraft" war und das Schauspielhaus leer bleibt, wenn Matkowsky, den paar Kennern zur Wonne, Hebbels Golo spielt, — und da muß sie schon dankbar sein, so oft ein von Einnahmenöthen bedrängter Direktor ihr gnädig erlaubt, die alten Rollen dem kleinen Kreis ihrer Freunde noch einmal vorzuführen. Den Niedergang der berliniſchen Bühnenwirthſchaft kann nichts deutlicher bezeichnen als die Thatſache, daß Hedwig Niemann ſeit Jahren heimlos geworden iſt. Die ehrliche Geſundheit „zieht" bei uns nicht mehr. Matkowsky darf an den Aufgaben, die er wie kein Anderer bewältigen könnte, an Oedipus, Macbeth, Brutus und Coriolan, die Kraft nicht erproben; Reicher wird in dem Geſchäftstheater des Herrn Brahm einem Herrn

Hosted by Google

Müller, einem in alle Sättel gerechten schlauen Routinier, geopfert und von allen Rollen, die im Bereich seiner starken, klugen und doch einfachen Kunst liegen, sorgfältig abgesperrt; Engels irrt obdachlos durch die weite Welt und Hedwig Niemann darf aus Gnade und Barmherzigkeit ein paar Abende spielen, wenn gerade kein Kassenstück da ist oder wenn irgend eine Greisenhetäre, die, um ihre Boudoirpreise zu steigern, in der entwürdigten moralischen Anstalt ihr Unwesen treibt, für die vierundzwanzig Arbeitstunden des Tages lohnendere Verwendung hat.

Hedwig: der Name erinnert an blonde Kriegerinnen, an schlanke und weiße Weibchen, die immer bereit waren, mit den Germanenmännchen den heißen Kampf um das Glück und die Herrschaft zu wagen; und die höhere Tochter, die sich hinter Butzenscheiben eifrig für ähnliche Kampfspiele rüstet, denkt bei dem holden Namen an Scheffels Frau Hadwig, die gelehrte Freundin des schönen, versonnenen Mönches Ekkehart. Mit diesen altdeutschen Weibsbildern scheint unsere Hedwig Niemann auf den ersten Blick nicht die geringste Gemeinschaft zu haben, obwohl sie mit den kleinen soignirten Händchen sich den stattlichsten Germanenrecken erstritten hat, aus Wälses Stamm den Riesen, dem man glauben konnte, er habe den hehrsten Helden der Welt, den Brecher alter Verträge, im Schoß der bräutlichen Schwester gezeugt. Aber auch Hadwig aus Bayernland war wohl nicht immer die weise Frau; eine Anekdote erzählt von ihr, sie habe, als sie den Kaiser Konstantin, den sie nicht mochte, heirathen sollte, den verhaßten Ehebund durch eine boshafte Mädchenlist schlau zu vereiteln gewußt: sie verzerrte ihr hübsches Lärvchen so standhaft, daß der Maler, der dem Basileus ihr Portrait liefern sollte, kein ordentliches Bild zu Stande brachte und Konstantin, der die deutsche Katze doch nicht im Sack kaufen wollte, die Werbung freiwillig aufgab. Wahrscheinlich ist die Geschichte erfunden; aber sie läßt uns immerhin ahnen, daß Fräulein Hadwig ein Racker war. Und allen zierlichen Rackern fühlt unsere Hedwig sich ganz sicher verwandt; wenigstens hat die kleine Hedwig Raabe die Racker unvergleichlich gespielt. Etwas Streitbares steckt in ihr, deren Gestalt doch gar nicht einer Virago gleicht, und sie konnte ganz merkwürdig wild mit den Geschlechtsgenossinnen um das Glück und das Mutterglück verheißende Männchen kämpfen, — nicht wie eine Heldin freilich, sondern wie eine allerliebste, aber auch bösartig fauchende Katze. Wenn sie als Frou-Frou mit der ihr unähnlichen Schwester stritt, wurde ihr Auge ganz grün, in dem hellen Haar schienen, wie zur Nachtzeit in einem Katzenfell, Funken zu knistern und dem Zuschauer schlich Angst vor dem kleinen Satan ins erkältete Gebein. Dann aber lachte sie wieder, wie keine Andere lachen kann, schmiegte sich kätzchenhaft an den Geliebten und rieb schnurrend, mit Zärtlichkeit erbettelnden Pfötchen, die Mädchenglieder an dem ersehnten Leib... Die reine, keusche Sinnlichkeit ist das Stärkste in ihr; nicht die künstliche Sinnlichkeit, die in den Logen und im ersten Rang die müden Herren kitzeln und lüstern machen will, sondern die gesunde Sinnlichkeit des Natur-

Hosted by Google

weibchens, das jauchzend sich vom Ueberwinder erkennen läßt und spöttisch den werbenden Mann mißt, in dem es des Mannes zu wenig findet. Haben es in den Germanenhütten und in den altdeutschen Häusern Hedwigs Ahnen nicht auch so gepflegt und gethan? Die Natur überlebt lachend den Wechsel der Mode.

Die starke Natur des nachschaffenden, die schwache Schöpfung ergänzenden Künstlers kann den schlechtesten Theaterstücken für flüchtige Stunden den Schein des Lebens leihen. Wer heute die verstaubten Stücke von Iffland und Benedix, von Putlitz und der Birch prüfend mustert, wird nicht begreifen, daß diese leichte Waare ganze Geschlechter ergötzte; er weiß eben nicht, wie diese Unbeträchtlichkeiten damals gespielt wurden, — kann es, wenn er Fräulein Hausner oder gar Frau Prasch sich neckisch und selbstbewußt auf den Brettern spreizen sieht, nicht wissen. Mit der nüchternen, korrekten und uniformirten Schauspielerei, die wir jetzt auf berliner Bühnen erdulden müssen, wäre die armsälige dramatische Kleingewerbeproduktion des ersten Jahrzehntes im neuen Reich nie zu Erfolgen gekommen. Damals aber standen am Schillerplatz die Herren Döring, Berndal, Liedtke, Krause, Vollmer, Oberländer, die Damen Frieb-Blumauer, Erhart, Keßler und Meyer neben einander; und durch diese in ihrer harmonischen Einheit und robusten Laune seitdem in Berlin nie wieder erreichte Lustspieltruppe tollte und kicherte von Zeit zu Zeit Hedwig Niemann-Raabe. Sie kam immer nur für ein Weilchen und huschte, wie ein Irrwisch, bald wieder hinweg; mit ihr aber kam Sonnenschein, Frohsinn und ausgelassene Koboldstücke. Wenn sie Ifflands steifen Hofrath mit Mädchenreiz aus dem Hagestolzenthum lockte, des Städters staubige Pedantenseele mit Landluft labte und mit der eigenen Jugendlust den ängstlichen und vom Honoratiorenstolz doch geblähten Herrn Freier verjüngte, konnte man glauben, ein Kunstwerk zu erleben; wenn sie Fanchon, Jane Eyre oder Lorle war, glich die muffige Requisitenkammer der guten Madame Birch-Pfeiffer beinahe der hellen, blühenden Menschenwelt; und wenn sie, in einer längst vergessenen Kinderei, als kurzröckige Hedwig „ihr Herz entdeckte", dann wars, als ob in einem zärtlich von schlanken Mädchenfingern gepflegten Gärtchen die Knospen sprangen, um durch den Morgenthau blinzelnd die Sonne zu sehen. Viele haben ihr eifernd nachgeäfft, das Lächeln und Schmollen ihr abgeguckt und Alles, was man jetzt an „Naivetät" hinter der Rampe sieht, kommt aus dem Raabereich; ihr Bestes aber, die von Saft und Kraft strotzende und doch so lacertenhaft geschmeidige Persönlichkeit, blieb ihr unnachahmliches Eigenthum. Selbst die entzückende Kunst der Frau Sorma wird selten Natur; sie ist fast immer sentimentalisch und sehnt sich nur nach der Natur, der verlorenen, zurück; sie ruft den spitzen Verstand zu Hilfe, den grämlichen Meuchelmörder der Ursprünglichkeit, während Frau Niemann sich still vom Instinkt leiten läßt. Es ist ein Unterschied wie zwischen Grillparzer und Goethe; und vielleicht ist es kein Zufall, daß die glänzendste Figur der Frau Sorma die Jüdin von Toledo, die reichste Mädchengestalt

Hosted by Google

der Frau Niemann Goethes Marianne wurde. Wie sie da hausmütterlich im engen Kleinbürgerbereich schaltet und waltet, mit dem Bruder, dem Freund und dem Bübchen Christel verkehrt, leise schmunzelt und ganz sacht, daß nur ja Keiner sich darüber gräme, ihr Herzleid in verstohlenen Thränen erleichtert, wie das dämmernde Sehnen des Busens ihr klar wird und immer klarer, bis in dem Bruder endlich der Liebende sich und der Geliebte enthüllt und die von der Fülle des Glückes Betäubte nur den Ruf des Zweifels findet, der doch schon kein Zweifel mehr ist: „Wilhelm, es ist nicht möglich!" —: Das ist so wundervoll echt und einfach und ganz und gar goethisch, daß Herr Karl Frenzel Recht hatte, als er schrieb: wer versäumt habe, die Marianne der Niemann zu sehen, habe eine köstliche Stunde seines Lebens muthwillig verloren. Nur eine Szene giebt es noch in dem begrenzten Rollenkreis dieser Schauspielerin, wo sie solche Kunsthöhe erreicht, — erreichen kann, weil ein Dichter sie führt: die qualvolle Szene, in der Hebbels todwunde Maria Magdalena den gehaßten Verführer anfleht, sie durch die Heirath wieder ehrlich zu machen. Frau Wolter hat der seltsamen Tischlerstochter mehr herbe Größe gegeben, in ihr mehr die Tochter des stacheligen, düster sinnenden Vaters gezeigt, aber sie verfügte nicht über die Fülle der flehenden und unter Schluchzen fluchenden Frauentöne, die Hedwig Niemann fand; so mußte das Mädchen sein, das, von der Stickluft des dumpfen, lichtlosen Hauses entkräftet, sich in einer schwülen Stunde an den ungeliebten, nach Sättigung lechzenden Mann verlor und mit der letzten, fast schon verzweifelnden Hoffnung nun um die Ehre kämpft, das höchste, beinahe das einzig heilige Gut im dunklen Haushalt des Meisters Anton. Die spitzfindig erklügelte Vorgeschichte des mächtigen Werkes wurde glaubwürdig und dem von der Hebbellauge nicht zerfressenen Menschenverstande sogar wahrscheinlich, wenn Hedwig Niemann Klara Anton war.

Leider kam sie allzu selten dazu, echten Dichtern solchen Sieg zu erstreiten. Sie mußte gewöhnlich die Sache der Macher und Mächler führen und die Kraft an die schwere Aufgabe verzetteln, Paraderollen zur Menschlichkeit zu erwecken. Das war nicht ihre Schuld, nicht die Bequemlichkeit eines lässigen und eitlen Talentes, das kokett nur nach wohlfeilen Effekten spähte und sich im Poetenland, wo die Früchte langsamer reifen, nicht heimisch fühlte. Ach nein: die unermüdliche kleine Frau schnupperte — und schnuppert noch heute — gierig stets nach neuer, lohnender Arbeit umher und hätte gern an den von den Größten geschaffenen Jungfrauen und Frauen die Kräfte geübt; aber die äußeren Mittel, von denen der Kunsthandwerksbetrieb des Schauspielers abhängig ist, zwangen ihre nach freier Regung langende Phantasie in enge Grenzen. Sie wäre das beste Gretchen gewesen, das man erträumen könnte, ein nachdenkliches, einfältiges Bürgerkind, das im heißen Wirbelwind einer von Höllenkünsten geweihten Leidenschaft über Nacht zum Weib und zur sündigen Mutter wird; doch die helle Vogelstimme hätte das Gebet an die Gnadenreiche und den Jammer der irren Kindesmörderin

Hosted by Google

nicht zu leisten vermocht. Ihr fehlte immer der große Ton und die große Geberde, sie fand auch nicht den sicheren Führer, der rechtzeitig versuchte, bis in Stellas Park ihr den Weg zu weisen; so blieb sie auf die bürgerliche Dramatik beschränkt, — und mit der sah es, als die Natur der Niemann das Bühnengepräge empfing, recht übel aus. An den deutschen Backfischen, die unter der Witztyrannis des Herrn Lindau rasch verrohten, hatte sie sich bald übersättigt und suchte, als ihr in den „Augen der Liebe", einem allzu bewußt klugen Theaterspiel der Birchtochter Wilhelmine von Hillern, noch ein kleines Puppenwunder gelungen war, bei den Franzosen das Heil. Frou-Frou war sie schon früher gewesen; jetzt wurde sie das Fräulein von Belle-Isle, Dora, Cyprienne und Francillon. Diese Rollen „lagen" ihr eigentlich nicht, denn sie denkt und empfindet nicht wie eine Französin, sondern ist in ihrem Wesen so kerndeutsch, wie die Chaumont und die Réjane gallisch — oder besser: pariserisch — sind; aber sie übersetzte die zierlich frechen Heldinnen der Dumas und Sardou keck in ihr geliebtes Deutsch und war stark genug, um uns in den Glauben zu zwingen, ein Pflänzchen wie Cyprienne odr Francillon könne in Magdeburg gewachsen sein. Natürlich blieb dieser Jahrzehnte lang währende Umgang mit Männern, deren Art mehr spirituell als poetisch ist, nicht ohne Folgen. Frau Hedwig gab den klugen und thörichten Jungfrauen, den unbefriedigten oder perversen Gattinnen, die sie zu spielen hatte, ihr blondes Gemüth, aber sie fühlte sich ihnen überlegen und ging mit ihren Ersinnern nicht immer säuberlich um. Für den Schauspieler, der sein Handwerk beherrscht, ist die ununterbrochene Beschäftigung mit geringer Kunst die größte Gefahr: er wird, weil er sich nicht einem starken Dichter unterzuordnen braucht und in jedem Augenblick jeden gewünschten Ton sicher trifft, leicht zum selbstherrischen Virtuosen, dem das Drama nur noch das Mittel ist, die eigene interessante Persönlichkeit glänzen und glitzern zu lassen. Frau Niemann ist dieser Gefahr nicht entronnen; sie hört nicht immer gut zu, entzieht sich oft dem Zusammenspiel und amusirt sich, während die Anderen vorn reden und rasen, im Hintergrunde auf eigene Faust. Vor der seelenlosen Aeußerlichkeit der schlimmen Virtuosen hat ihre starke Natur sie aber bewahrt; wo es gilt, versagt sie nie, ihre Thränen sind stets echt — allzu echt manchmal, denn sie weint wirklich und schmälert durch eigene Ergriffenheit nicht selten die Wirkung —, und wer sie als Marianne sieht, wird erkennen, daß sie die schwerste Schauspielerkunst noch jetzt nicht verlernt hat: bescheiden und treu sich dem Gebot des Dichters zu fügen. Man pflegt ihr gern vorzuwerfen, Ibsens Nora sei ihr vor Jahren nicht gelungen, und möchte damit beweisen, daß sie die größten Aufgaben des modernen Schauspielers nicht bewältigen kann. Der Vorwurf ist ungerecht. Als sie Nora spielte, war Ibsen noch der fremde, unverstandene Mann aus dem Nebelland; ehrfurchtlose Theaterleute drängten dem Noradichter eine unsinnige Aenderung des Schlusses auf und die Niemann hatte eine läppische Frau Helmer darzustellen, die reuig ins Puppenheim zurückkehrt.

Hosted by Google

Eine menschliche — oder gar weibliche — Einheit ist aus Frau Nora, die am Ibsenbruch krankt, überhaupt nicht zu schaffen, denn die zwitschernde Lerche wird plötzlich mit den radikalen Ideen Ibsens, des Alleinfliegers, belastet und soll, nachdem sie zwei Akte lang ein munteres, moralinfreies Weibchen war, im dritten das moralische Pathos des Dichters und das Recht der starken Individualität gegen die Gesellschaftsitte verfechten. Dieser letzte Akt, der nur noch Tendenz und persönliche Polemik bringt, fordert von der Darstellerin scharfen, raisonnirenden Verstand, — und der Verstand war nie die starke Seite der Frau Niemann. Ihre Kraft stammt aus feinem und derbem Frauengefühl, sie kann Marianne, Lise Pomme und Madame Sans-Gêne sein, und wenn sie das alte Fräulein Ella Rentheim, die Jugendliebe des unseligen John Gabriel Borkman, gespielt hätte, dann wäre das an heimlichen Wundern reiche Werk besser verstanden worden und man hätte gemerkt, daß diese Schauspielerin, die an schwächliche Theaterstücke so viel Kraft verschwendet hat, selbst im dunklen Ibsenreich noch echte Frauen zum Leben erwecken kann.

... Ob sie weiß, daß sie selbst einst die Jugendliebe des Mannes war, nach dessen Ebenbilde der arge Borkman geschaffen wurde? Friedrich Nietzsche hat sich als blutjunger Student in das Fräulein Hedwig Raabe rechtschaffen verliebt. Es wurde nichts draus — so pflegt man in besseren Kreisen ja wohl sittsam zu sagen —, der Erotik fiel, trotz allem Geschwätz eitler Weiber, in dem armen Leben des einsamen Lyrikers überhaupt keine wichtige Rolle zu und am Ende war der leipziger Jugendrausch nur eine gewöhnliche Studentenliebe, die, wie die Windpocken, kommt und geht. Die kleine Hedwig hätte aber auch den erwachsenen Dichter wohl noch zu locken vermocht, der auf Gletscherhöhe den Uebermenschen lehrte und Zarathustra sprechen ließ: „Zweierlei will der echte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib als das gefährlichste Spielzeug." Der den Weibern verhaßte Spruch paßt auf diese weiblichste unserer Schauspielerinnen; ein spielerischer Kindertrieb ist in ihr, — mitten im tändelnden Spiel zeigt manchmal aber ein blitzschneller Blick oder eine flinke Wendung, daß man dem scheinbar süßen Frauenfrieden nicht trauen darf und daß in der holden Hülle ein unbarmherziger Satan mit spitzen Zähnchen und scharfen Krällchen haust ... Hedwig Niemann ist dem gefährlichsten Zweig der vielfach differenzirten Evafamilie entsprossen; und weil sie ganz und gar Weib ist und ihr stärkster Reiz aus der Weiblichkeit stammt, wird ihr der Uebergang zu den Müttern und Tanten so schwer, denen der tränkende, stillende Frauenborn längst verdorrt ist. Nur der Stärkste durfte sich muthig des Wagestückes vermessen, sie zu freien und festzuhalten, und der Stärkste, der Wälsung, bestand siegreich den Kampf mit dem gefährlichen Spielzeug. Wenn Zarathustra die kleine Frau neben dem reckenhaften Gatten sähe, würde er den Freunden das blonde Paar zeigen und ihnen sagen, daß hier ein Ehegarten nach seinem Herzen angelegt sei, weil ein heldischer Mann, statt einer geputzten Lüge, eine starke, tanzlustige Frauennatur fand, ein echtes Weibchen, das zur Erholung des heimkehrenden Kriegers taugt. M. H.

Hosted by Google

Am Goldenen Horn.

Während die Börse, da das europäische Konzert nicht zu Stande kommen wollte, schließlich ein eigenes Konzert veranstaltete, wächst unser wirthschaftliches Interesse an der türkischen Krisis immer mehr. Mit den dort von uns gebauten und betriebenen Bahnen sind wir zwar im Orient noch nicht halb so mächtig, wie harmlose Patrioten annehmen — denn auch den Franzosen, die doch nur einen Präsidenten haben, gewährt der Sultan eben so gnädig wie uns Konzessionen —, immerhin darf man aber schon heute auf ein tüchtiges Stück da unten geleisteter deutscher Arbeit zurückblicken. Und wir sind dabei allein auf unsere gewandten Ingenieure, unsere umsichtigen Finanzleute und unser vorzüglich funktionirendes Konsularwesen angewiesen. Die in der Türkei wohnenden Deutschen rühmen ihre Konsuln, während sie von ihrem Botschafter nicht gerade viel Gutes zu sagen wissen. Die Franzosen haben einen klugen Minister dort und verfügen außerdem über einen großen Vortheil: ihre Missionen, die nur im französischen Interesse arbeiten. Frankreich hat ja über die römischen Katholiken im Osten eine Art von Protektorat und bei kirchlichen Festen pflegen alle katholischen Völker die Tricolore zu hissen. Das hat unseren Nachbaren, deren Sprache im Südosten Europas ja auch dominirt, seit Jahren Nutzen gebracht. Die belgische Konkurrenz wird überschätzt; das ziemlich kleine Konsortium Nagelmakers ist noch kleiner geworden, seitdem das größte belgische Hüttenwerk, die Société Cockerill, mehr nach Rußland gravitirt.

Da die jetzigen Kriegsrüstungen an die Bahnen ganz ungeahnt große Ansprüche stellen, habe ich mich bei höheren Beamten dieser Gesellschaften um Aufklärungen bemüht. Bekanntlich drängen die türkischen Truppentransporte nach der makedonischen Grenze, so daß die stärkste Belastung auf der Linie Salonichi-Monastir eintritt, deren 3prozentige Obligationen etwas über 50 Prozent notiren. Da aber sehr viele Truppen dorthin zugleich aus Kleinasien geschoben werden, so haben auch die anatolischen Bahnen (Kurs der 5prozentigen Obligationen etwa 83) mehr als doppelte Aufgaben zu bewältigen. Von diesen Betrieben steht nun aber keiner mit einem Verband zur Waggonverleihung im Kartell, weil ein solches Verhältniß gewisse Bezirke nicht überschreiten kann, und so ist auf eine Vermehrung des Betriebsmaterials nicht zu rechnen. Die Bahnen, die sämmtlich nur ein Gleise haben, können also zur Beschleunigung der Heeresbeförderung nicht viel mehr thun, als daß sie die Güterzüge vorläufig sistiren. Auf meine Frage, wie Das auf die Einnahmen wirke, von denen doch der Prioritätendienst einigermaßen abhängt, wurde mir eine ziemlich zuversichtliche Antwort gegeben; die geringeren Einnahmen aus den Verfrachtungen ließen sich wahrscheinlich durch das Mehrerträgniß der Personen-(Soldaten-)Beförderung einholen. Doch will ich nicht verschweigen, daß mir fast alle Ingenieure und Verwaltungbeamten, die dort unten gearbeitet haben, etwas zu türkenfreundlich und vertrauensselig vorkommen. Sie sehen das ruhige und loyale Wesen der Eingeborenen, denken kaum an die Möglichkeit politischer Veränderungen und lassen sich durch persönliche Erfahrungen mit dem Schwindelgeist vieler Griechen leicht gegen das ganze Hellenenvolk verstimmen. Auch verwechseln sie nicht selten die reichen Hilfsquellen des Ottomanenreiches unwillkürlich mit der Entwickelungfähigkeit des türkischen Volkes. In dem Falle, der uns hier beschäftigt, befördern doch die Bahnen, statt der Privatgüter, für

Hosted by Google

die sofort die Fracht bezahlt wird, Heeresmassen, über deren Transport die Pforte erst später abrechnet. Mit den nothwendigen Einnahmen steht es also nicht allzu befriedigend. Wenn trotzdem der Salonichi-Bahn möglichste Beschleunigung anempfohlen oder Uebernahme des Betriebes durch den Staat in Aussicht gestellt wurde, so braucht man darin nicht eine Bedrohung zu sehen. Der Verkehr zwischen den deutschen Bahngesellschaften und den türkischen Behörden vollzieht sich, wie mir allgemein berichtet wird, stets in den verbindlichsten Formen.

Den nicht unwichtigen Umstand, daß die anatolischen Bahnen dem Sultan 30000 Pfund auf zwei Monate geliehen haben, erfuhren wir erst aus einem englischen Blatte, obwohl diese Transaktion die Deutschen doch am Meisten interessirt. Der Rath unseres Botschafters hat den Generaldirektor Kühlmann in erster Linie veranlaßt, den Vorschuß zu bewilligen. Nun ist es zwar recht vortheilhaft, daß die Heilige Karawane jetzt abgehen kann, denn das Unterlassen des frommen Pilgerzuges, den der Padischah auf eigene Kosten und noch dazu mit theuren Geschenken auszustatten hat, würde die muselmanische Bevölkerung sicher arg beunruhigt haben. Auch ist die Pforte unseren Bahngesellschaften für ihre Bereitwilligkeit höchst dankbar, — und was türkische Dankbarkeit heißen will, scheint unseren Weisen aus dem Morgenlande sehr klar geworden zu sein. Ich hörte fast überall nur bedauern, daß es statt 30000 nicht etwa 300000 Pfund gewesen seien. Die Gründe sind durchaus zu respektiren. In einer so zerklüfteten und fast beständig um Geld verlegenen Verwaltung gewährt man dem Bittenden gern jeden Wunsch, wenn die Behörden einen treuen Freund vor sich zu haben glauben. Und es giebt Gelegenheiten genug, wo unsere Gesellschaften einen Gegendienst beanspruchen. So soll es ganz besonders schwierig sein, Konzessionen für einzelne Strecken — nicht etwa zu erhalten, sondern — rückgängig zu machen; z. B. möchten die Herren jetzt die Linie Angora-Caesarea aufgeben, die binnen drei Jahren fertig sein müßte, wenn sie nicht auch die Konzession für die Linie Samsun-Siwas-Caesarea noch dazu bekommen. Das sind Schwierigkeiten, die ohne weitgehende Gefälligkeiten kaum zu bewältigen sein dürften. Außerdem sind ja die „diskreten Spesen" in den Rechnungen der türkischen Bahnen schon lange zu finden Die Anleihen einzelner Paschas — gewöhnlich auf Nimmerwiedersehen — rentiren sich meistens vortrefflich; und erst bei großen Vorschüssen, wie z. B. diesen 30000 Pfund, wird über die Sicherheit ernsthaft verhandelt. Freilich: die eigentlich kapitalistische Seite der Sache sieht etwas ungünstiger aus. Selbst wenn das Geld wieder eingeht: die Kassen der Bahn stehen in ihren Hauptsummen dem Couponsdienst der Prioritäten zur Verfügung; die Frage der Unantastbarkeit, zumal in einem Lande ohne selbständige Rechtsanschauung, ist also sicher sehr wichtig und der Sultan kann sich jetzt immerhin auf das Zugeständniß des deutschen Botschafters berufen, falls wieder einmal Baarmittel da genommen werden sollen, wo man sie eben findet.

Nicht die Franzosen oder die Belgier sind die Hauptrivalen unserer Bahnen, sondern die Kamele, so daß alles Streben der Deutschen darauf gerichtet bleibt, auch die parallel den uralten Karawanenstraßen laufenden Wege zu traciren. Der türkische Bauer soll noch kaum ahnen, um wie viel mehr sein Getreide werth ist, wenn er es im Herbst ein paar Monate früher bis zur Küste schaffen kann; die Dromedare gehen natürlich langsamer und tragen weniger als die Bahn. Die Deutschen zweifeln aber nicht daran, daß solche Erkenntniß mit der Zeit schon aufdämmern wird,

Hosted by Google

— und zwar bald, da deutsche Getreidekaufleute schon ihre ersten Orientirungreisen nach Kleinasien gemacht haben. Wenn aber Konstantinopel erst in eine entscheidende Konkurrenz mit Smyrna treten kann, das früher fast allein die entlegenen Gebiete des Sultanates beherrschte, werden unseren neuen Bahnen ausgedehnte Vortheile zufallen. Beachtenswerth ist übrigens, daß türkisches Getreide und Mehl von dem russischen, bulgarischen und rumänischen Wettbewerb, und zwar in Konstantinopel selbst, zu leiden hatte, da der Einfuhrzoll nur gering war; deshalb wurde neuerdings das türkische Kriegsministerium veranlaßt, auf die fremde Waare ganz zu verzichten. Besonders scheint man von der kleinasiatischen Gerste ein rasches Vordringen nach Europa zu erwarten. Wie dort unten gewirthschaftet wird, beweist z. B. das Vorgehen des türkischen Marineministers, der die großen Wälder zwischen Eski-Schehr und Angora ausbeuten und sogar mit den nöthigen Maschinen-Anlagen versehen läßt, — nur, um der Einfuhr von Bauholz aus den Häfen des Schwarzen Meeres den Weg zu sperren; ob es in der Türkei ein Forstgesetz giebt — Italien hat noch keins —, weiß ich nicht. Auch Tuche und Wollenwaaren werden jetzt in den Militärfabriken aus inländischer Wolle hergestellt.

Natürlich berücksichtigen die deutsch-türkischen Bahngesellschaften vor Allem unsere eigenen Industrien. Unter den Lieferanten finde ich eine einzige fremde Bezugsquelle (Smichow bei Prag), sonst sehe ich Firmen aus Nürnberg, Görlitz, München, Breslau, Frankfurt a. M. und Köln. Persönlich können Deutsche bei unseren Bahnen nur in den höheren Stellen beschäftigt werden, als Ingenieure, Techniker, Bureaubeamte u. s. w. Arbeiter dorthin zu bringen, ist bisher unmöglich gewesen. Der Graf Vitali — in Italien ist selbst für Levantiner der Grafentitel leicht zu haben — hat für seine Bahnunternehmungen 2000 italienische Arbeiter hinübergeschafft; sie wurden von der eingeborenen Bevölkerung in Schaaren totgeschlagen. Der Türke verdient beim Bahnbau täglich etwa acht Piaster = 1,40 Mark, von denen er kaum eine Mark gebraucht; einen solchen Verdienst will er sich nicht von „Hergelaufenen" wegnehmen lassen. Nur zum Hafenbau von Derindje am Golf von Ismid konnte die ausführende deutsche Firma ungefähr fünfzig ihrer Vorarbeiter, die Führer der Kolonnen, mitbringen; in diesem Hafen mit seinen Kaianlagen, Speichern, Dampfkrahnen, Reinigung-, Wiege- und Verladungeinrichtungen werden die größten Getreideschiffe rasch und billig laden und löschen können. Weniger pessimistisch als über den Arbeiterimport scheinen unsere dortigen Eisenbahnmänner über die Ansiedelung deutscher Ackerbauern zu denken; der Türke kann von einem klugen Nachbarn doch Mancherlei lernen und wird deshalb die Konkurrenz — oder besser: Genossenschaft — vielleicht ruhig hinnehmen. Ein Zufluß von Deutschen wird auch nöthig werden, sobald man die Bergwerke ordentlich auszubeuten beginnt. Die Konzessionen gewähren da unseren Bahnen etwa zehn Kilometer zu beiden Seiten des Schienenstranges und der Bodenreichthum an Minerialien ist bekannt. Nur wurde unter türkischer Mißwirthschaft Raubbau getrieben.

Man sieht also, daß deutscher Handelssinn auch im Orient rastlos thätig ist. Die leitenden Männer üben auf unsere Regirung mehr Einfluß, als gewöhnlich bekannt wird, und wenn unsere Behörden sich über türkische Zustände unterrichten wollen, scheuen sie selbst nicht den Verkehr mit Männern aus der freisinnigen Partei.

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

In Neu-Byzanz an der Spree sind die Festtage wieder einmal zu Ende, — nicht für lange Zeit wohl, denn strebsame Mannesseelen werden gewiß bald zu neuen Festen neue Vorwände finden. Einstweilen aber ist der Lärm verhallt, die Ernüchterten reiben die schmerzenden Augen und katzenjämmerliche Müdigkeit schleicht durch das Land. Man hat noch mehr getrunken, noch mehr tönende Reden gehört als sonst, hat die Häuser geschmückt und erleuchtet — nicht selten so, daß der Betrachter glauben konnte, weiland Herr Adolf Ernst habe bei diesem Fest die Regie geführt — und fragt sich erwachend nun, ob das geräuschvolle Dreitagewerk für das vaterländische Wesen denn auch irgend eine Bedeutung gehabt hat. Das schöne Denkmal, das die Kunst Reinholds Begas uns geschenkt hat, bleibt der Stadt als reizvollster Schmuck erhalten und es ist nicht des feinen Künstlers Schuld, daß dieses Wunderwerk dem Betrachter eher eine Verkörperung des neuen als des alten Kurses scheint. Was bleibt sonst noch? Eine Aeußerlichkeit, der kommende Tage stiller und stetiger Arbeit erst einen tieferen Sinn geben könnten: die deutschen Truppen tragen künftig die deutsche Kokarde. Ein reichlicher Ordenregen ist auf die Begnadeten niedergegangen, militärische und civile Würdenträger sind im Rang erhöht worden und die Vertretung der Stadt Berlin, deren Häupter dreißig Jahre lang das Mögliche gethan haben, um der Regirung des Königs und Kaisers Wilhelm Schwierigkeiten zu bereiten, hat nun Hunderttausende für eine geschmacklose Straßenausschmückung verschwendet, deren gleißende Barbarei selbst das ehrwürdige Brandenburger Thor nicht schonte. Denkt man nun schaudernd noch an den abscheulichen Unsinn, den Herr von Wildenbruch dichten zu müssen glaubte — wahrscheinlich, um mit übel angebrachter Kränkung den Stolz der Franzosen zu stacheln und den um den Kaiser geschaarten Bundesfürsten zu zeigen, daß sie und ihre Ahnen für die Einigung der deutschen Stämme nicht das Allergeringste gethan haben —, dann hat man den Ertrag des Feiergepränges so ziemlich beisammen. Von einer ernsten Einkehr, einem Versuch, in dieser wüsten Zeit wieder die alten, festen Wurzeln der deutschen Kraft zu finden, sah der prüfende Blick keine Spur. Der Kaiser hat auf einer Theaterprobe gesagt, die deutsche Seele sei tiefernst; hoffentlich merkt man auch in der Hauptstadt des Deutschen Reiches endlich wieder die Wahrheit dieses Wortes. Mit Geldvergeudung, Kneipenbegeisterung, Hurrahgebrüll und farbigen Lampen, die pfiffigen Geschäftsleuten ein wirksames Zeitungreklämchen verschaffen, feiert man den alten Kaiser, den man Wilhelm den Stillen nennen könnte, sehr schlecht und auch die künstlichen Papierkornblumen, die man ins Knopfloch steckt, bringen dem von des Winters Mißvergnügen bedrückten Reich keine neue Frühlingsblüthe. Das Fest, das wir aufathmend nun überstanden haben, kann für die deutsche Geschichte nur dann einen Werth gewinnen, wenn es ernste Männer zu dem treuen Gelöbniß stimmt, mindestens ein Lustrum hindurch jetzt bei nüchterner, lautloser Arbeit zu weilen und so gewissenhaft und so emsig in einer neuen Zeit dann stets ihre Pflicht zu thun, wie in der alten der bescheidene Kaiser bis in sein hohes Alter hinein sie redlich und ruhmvoll, ohne vom einmal gewählten Wege zu weichen, erfüllt hat.

* * *

Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, im Reichstag nicht die endgiltige Entscheidung über die Marineforderungen gefallen und man muß deshalb die Betrachtungen, zu denen die parlamentarischen Vorgänge Anlaß geben könnten, noch

Hosted by Google

zurückhalten. Einstweilen kann man nur sagen, daß nie vielleicht eine wichtige Vorlage ungeschickter vorbereitet und schwächer vertheidigt worden ist. Es war ein Fehler, den Reichstag mit der Denkschrift des Staatssekretärs im Reichsmarineamt zu überrumpeln; die Reden der Herren Hohenlohe und Marschall waren so leer, so nichtssagend und jeden schöpferischen Gedankens baar, daß sie höchstens auf die wunderlichen Heiligen Eindruck machen konnten, die heutzutage in der konservativen Fraktion den Ton angeben; und der Versuch des Grafen Posadowsky, die Finanzlage des Reiches, die er sonst nicht schwarz genug malen konnte, plötzlich mit Rosenfarbe zu tünchen, bewies nur, daß, wie mancher Kollege, auch dieser ungewöhnlich begabte und selbstbewußte Mann dem Kommando zum Einschwenken Folge leistet, statt mit seiner Ueberzeugung zu stehen und zu fallen. Das zwecklose Massenaufgebot der Minister mußte besonders unerfreulich wirken, nachdem Herr von Stumm, dem der Ruhm des unheilvollsten Politikers im deutschen Land nicht zu bestreiten ist, im Reichstag die Kunde verbreitet hatte, der Kaiser lege auf die Bewilligung der Kreuzer den allergrößten Werth und könnte durch die Ablehnung zu den ernstesten Entschlüssen bestimmt werden. Diese taktlose Aeußerung des offenbar vom Caesarenwahn ergriffenen Königs von Saarabien vernichtete die letzte Hoffnung auf eine mögliche Nachgiebigkeit der die Mehrheit bildenden Parteien. Soll man, wenn sie bei der dritten Lesung auf ihrem Standpunkt der Ablehnung verharren, in schnaubendem Patriotenzorn gegen sie toben?... Der Frage, ob die beiden Kreuzer unbedingt nöthig sind, um die jetzt gehadert wird, mögen Marinetechniker die Anwort suchen. Jeder weiß aber, daß es sich hier nicht nur um die beiden Kreuzer handelt, sondern um einen weitausschauenden Flottenplan, der dem Reich ungeheure Lasten auferlegen wird, — und da sollte man vor der Entrüstung doch mit kühlem Kopf ein Bischen überlegen. Die liberale Phrase hat den Begriff der „Kulturaufgaben" leider in Verruf gebracht; aber man darf sich doch nicht leichtherzig darüber täuschen, daß in Deutschland für Alles, was nicht der Landesvertheidigung und allenfalls noch Prunkzwecken gilt, heutzutage nur das Nothdürftigste geleistet wird. Auch der Rüstungfähigkeit eines Volkes aber sind Grenzen gesetzt; und wenn Herr von Kardorff sich auch mit dem vergeblichen Bemühen kompromittirt, Deutschland als das reichere Land über Frankreich zu stellen, so bleibt die Thatsache doch bestehen, daß wir ein Heer und eine Marine ersten Ranges nicht gleichzeitig erhalten können, ohne da zu knausern, wo Sparsamkeit sehr übel angebracht ist, und daß Frankreich, Rußland und England sehr leicht in der Lage sind, Alles, was wir für die Vermehrung unserer Flotte thun, wetteifernd zu überbieten. Unter solchen Umständen giebt man einen großen Kredit an Geld und Vertrauen nur einer Regirung, die daheim und in internationalen Verwickelungen ihre Kraft und Klugheit mehr als einmal bewährt hat, — und auf die Frage, ob eine Regirung, die in Afrika, im Südosten Europas und im Feenpalast die betrübendsten Niederlagen erlitten hat, diesen Befähigungnachweis erbringen kann, wird Keinem die Antwort fehlen. Den Mann, dem man ein neues scharfes Schwert in die Hand geben soll, muß man sich vorher sehr genau ansehen, damit die Waffe in ungeschickt fuchtelnder Hand nicht am Ende gar Unheil stifte. Ganz so einfach, wie ehrenwerthe, aber allzu hitzige Marineschwärmer wähnen, liegt die Sache also doch nicht. Es ist kein Zufall, daß fast alle süddeutschen Abgeordneten entschiedene Gegner der Vorlage sind, und die um jeden Preis gouvernementalen norddeutschen Konservativen scheinen gar nicht zu merken, daß für den Flottenplan mit den selben Argumenten der Exportpolitik geworben wird, die sie sonst, wenn es sich um Zölle oder Verträge handelt, mit leiden-

Hosted by Google

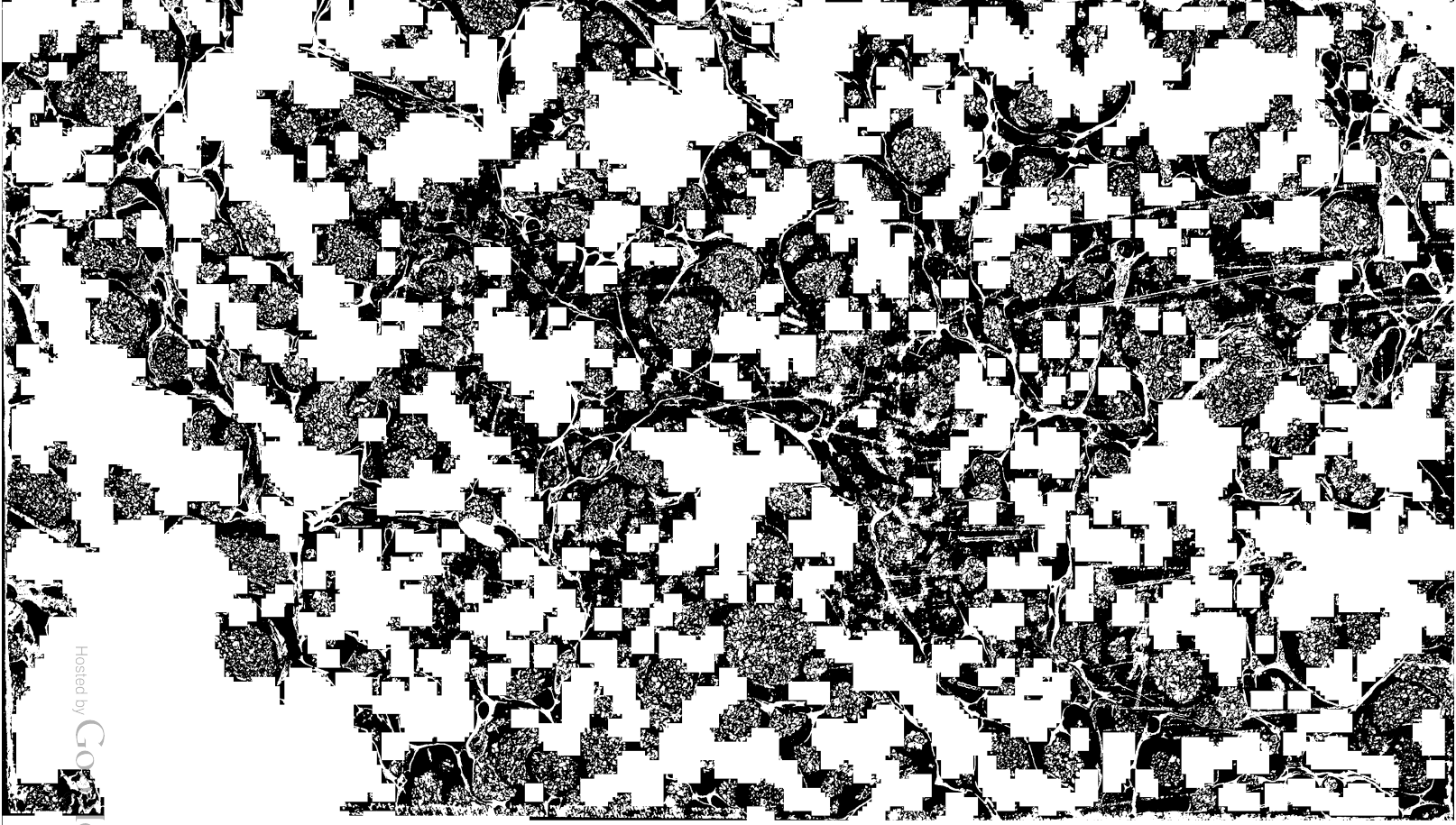
schaftlicher Heftigkeit bekämpfen. Uebrigens sind wir so weit gekommen, daß man sich schon freuen muß, wenn in einem Parlament überhaupt noch Männer zu finden sind, die dem jetzt bei uns üblichen Hochdruck Widerstand zu leisten vermögen. Diese Freude wird freilich durch die Erwägung gedämpft, daß die Person des Kaisers in die sachlich und nüchtern zu behandelnde Angelegenheit hineingezogen worden ist. Es ist schon traurig genug, daß in der Begründung eines Gesetzentwurfes, der den Bau einer Gedenkhalle für gefallene Krieger vorbereiten soll, von „dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers" gesprochen wird; für diesen Entwurf hat sich im Reichstag keine Stimme erhoben und er wird nach menschlicher Voraussicht in der Kommission ohne Sang und Klang bestattet werden. Noch viel schlimmer ist aber, daß man im Volk den Glauben weckt, auch die Marineforderungen seien aus dem persönlichen Wunsch des Kaisers hervorgegangen, und daß dieser Glaube durch das merkwürdig beredte Schweigen aller nicht preußischen Vertreter des Bundesrathes gekräftigt wird. Der Deutsche Kaiser, dessen Machtvollkommenheit in der leider vielfach noch immer nicht genügend bekannten Reichsverfassung scharf umgrenzt ist, darf im Parlament und im Bewußtsein der Volkheit niemals auch nur dem Schein einer Niederlage ausgesetzt werden. Was sonst noch geraunt wird, braucht uns nicht zu schrecken. Wenn Fürst Hohenlohe mit seinen Kollegen wider Erwarten aus dem Amt scheiden sollte, dann wird das Deutsche Reich, das Bismarck verlor, auch diesen unermeßlichen Verlust schließlich verschmerzen können. Wird der Reichstag aufgelöst, — um so besser: dann sind wir von einer unersprießlich schwatzenden Gesellschaft für eine Weile befreit und das Volk kann am Wahltage auf legalem Wege sagen, wie es über die neuesten Flottenpläne denkt. Und wird, wie die angeblich Eingeweihten wispern, der unter den heutigen Umständen vielleicht verhängnißvolle Versuch gemacht, das Wahlrecht zu ändern, die Altersgrenze höher hinaufzurücken und das Stimmrecht an die Bescheinigung einer gewissen Aufenthaltsdauer zu knüpfen, dann wird dieser Versuch Denen, die ihn wagen, jedenfalls wenigstens volle Aufklärung über die Lage bringen, die sie selbst sich freiwillig geschaffen haben und die im Rausch festlicher Tage ihrem trunkenen Blick oft wohl allzu sonnig erscheint.

* * *

Die Absperrungen, die während der Wilhelmstage von der berliner Polizei verfügt worden sind, haben selbst im Sinn der loyalsten und strammsten Preußen ein Maß von Empörung erregt, von dem unsere Machthaber sich wohl nichts träumen. Für ruhige Bürger, die ihrem Geschäft nachgehen und sich vor dem Gedränge scheuen, waren diese Tage einfach fürchterlich. Wir sind in den letzten Jahren an Mancherlei gewöhnt worden, auch daran, daß ganze Straßenzüge abgesperrt werden, weil eine Kirche geweiht wird, ein Truppentheil von der Parade heimkehrt oder irgend ein gekrönter Herr den Kaiser in der Reichshauptstadt besucht, und der Berliner wundert sich kaum noch, wenn an irgend einer Ecke seine Droschke plötzlich angehalten wird und er ein wichtiges Geschäft oder den Abgang des Zuges versäumt. Nachgerade aber wird die Sache ganz unerträglich und man sollte sich schon aus Rücksicht auf die etwa in Berlin weilenden Fremden, denen für so sonderbare Zustände jedes Verständniß fehlt, vor Uebertreibungen hüten. Daß in einer Millionenstadt Stunden oder gar ganze Tage lang der Verkehr stocken soll, weil ein dynastisches Fest gefeiert wird, ist ein unleidliches Ansinnen; und das Prunkschauspiel wird zur Posse, wenn man die Feierlichkeiten, von denen das Volk abgesperrt ist, obendrein noch Volksfeste nennt.

* * *

Hosted by Google


Hosted by Google